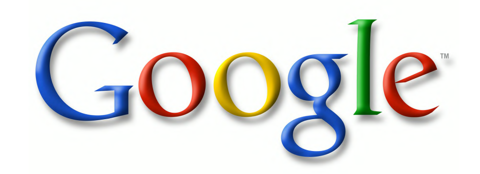
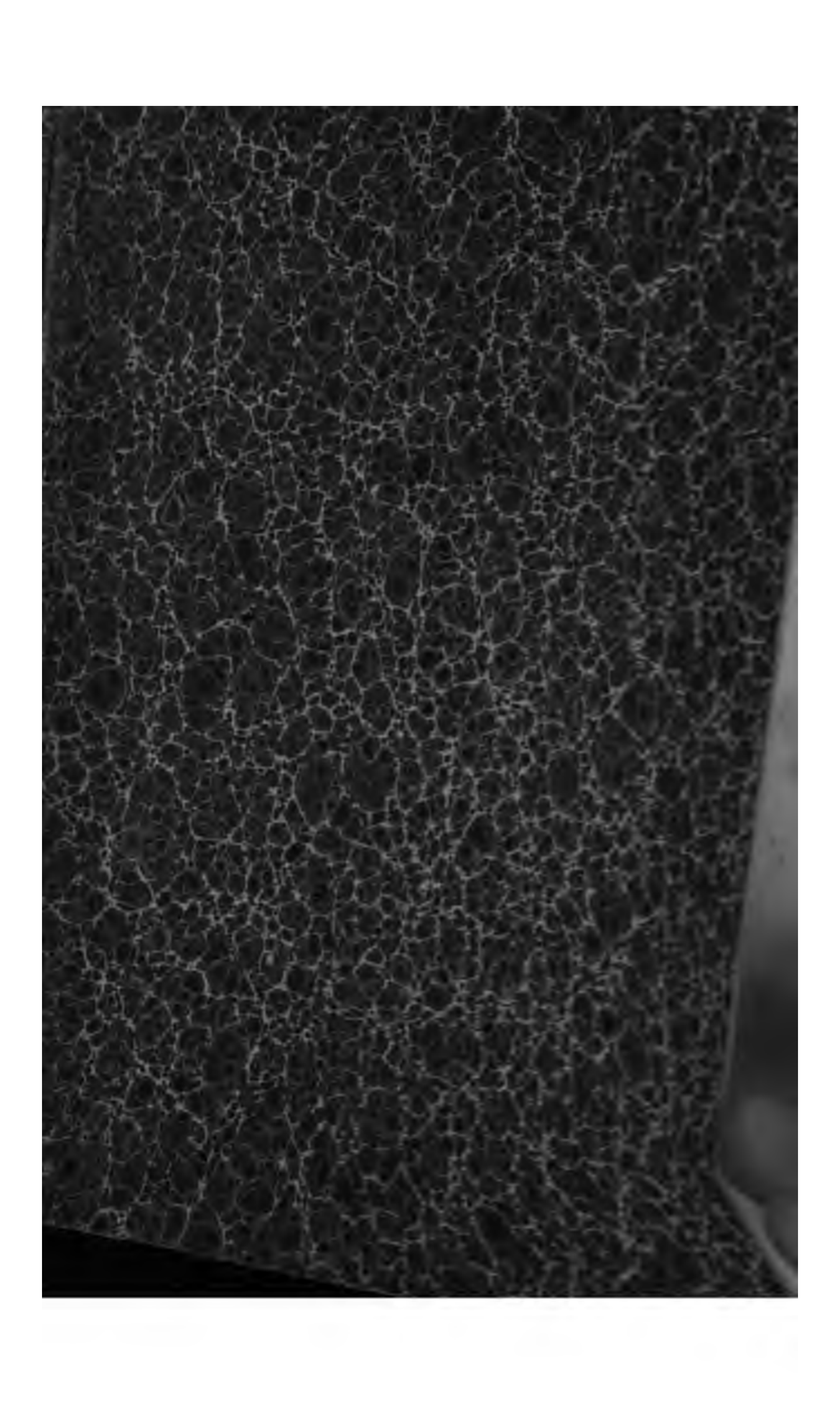






Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erster Theil.

[illegible] Williams

Gefühl fürs Wahre, Gute, und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen, als in dem jezigen Augenblik, da ich mich, auf ungewisse Hofnung des Wiedersehens, von Ihnen trennen mus!

Wilhelm Humboldt.

Pyrmont,
den 20ten Julius,
1788.

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Vierte Auflage.

Erster Theil.

Mit einem Facsimile.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

Vorbericht.

Die Briefe, welche hier erscheinen, werden gewiß als eine willkommene Zugabe zu den gesammelten Werken Wilhelm von Humboldt's empfangen werden. Oft ist der Wunsch ausgesprochen, daß, außer den gelehrten Schriften, die man allein und getrennt von denen wünschte, die nicht in dieses Fach gehören, noch mehr Ungedrucktes, besonders Briefe, erscheinen möchten. Die hier vorliegenden fallen in die Jahre von 1788 bis 1835. Jahre waren nöthig bis die Herausgeberin den Entschluß fassen und festhalten konnte, von dem, was ihr verborgenes Heiligthum war, etwas durch den Druck mitzutheilen. Endlich überzeugte sie sich, daß das nicht untergehen darf, was wesentlich zur Charakteristik eines wahrhaft großen Mannes gehört.

Was Wilhelm von Humboldt in bewegter, geschichtlich-wichtiger Zeit dem Staat war; was Er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete; was Er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforschte, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen

Reichthum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannichfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel", die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die Ihm inwohnende Seele war: ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entstammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßte.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein anderer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden, dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist, oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für jedermann, wie das kein Buch ist. Aber es sind, für die rechten Leser und Leserinnen, reiche, mannichfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben

nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell innern, geistigen Reichthums. Der eigene Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte alles.

Die Briefe sind nicht gelehrten oder wissenschaftlichen, noch weniger historisch-politischen, ja nicht einmal ästhetischen oder romantischen Inhalts. Auch wenn sie einmal bei äußern Erscheinungen verweilen, kehren sie gleich wieder auf das innere Sein zurück, das allen Schein verschmäht. Sie kompromittiren Niemand, sie enthalten kein Wort, das irgend jemand unangenehm sein könnte oder die Censur fürchten dürfte. Sie zeigen, wie ein großer Mann Theilnahme und Freundschaft auszusprechen und zu beweisen, wie er verschiedene Empfindungen zu sondern und in reine Harmonie zu bringen, und wie er zu überzeugen weiß, oft selbst mit rührender Bescheidenheit. So verstand es höchst trostreich der Edle, wie das viele Briefe beweisen, über Leben und Schicksale zu erheben, um auf den Standpunkt zu geleiten, von dem aus er selbst das irdische Dasein betrachtete.

So weit die Einleitung zum Vorbericht von befreundeter Hand. Das weitere kann allein die Herausgeberin wahr und getreu hinzufügen, ja, sie allein darf es.

Und wahr und treu will ich hinzusetzen, was als Erklärung nöthig ist, doch erst an das Vorhergehende anreihen, was noch dahin gehört.

Dieser Briefwechsel war seit einer langen Reihe von Jahren mein einziges, mein höchstes, ungekanntes Glück. Was ich an Theilnahme und Trost bei allem, was mich traf, an Rath und Ermuthigung, an Erhebung und Erheiterung, endlich an Erkenntniß und Erleuchtung über höhere Wahrheiten bedurfte, ich nahm es aus diesem unerschöpflichen Schatz, der mir immer zugänglich und zur Seite war.

Ein solcher Briefwechsel, der durch nichts gestört und unterbrochen wurde, ist Umgang, der gegenseitig zu näherer Kenntniß des Charakters führt. Ein Geheimniß kann er nicht sein, die ganze Welt könnte den Inhalt wissen. Aber sie waren an mich geschrieben, so war es das Heiligthum meines Lebens; so bewahrte ich schweigend und verborgen was nur für mich geschrieben war, mich entschädigte für große Entbehrungen, mich lohnte für viele Leiden, mir erschien wie mein zugewogenes Erdenglück, das mich ganz aussöhnte mit Schicksal und Verhängniß.

Wie viel aus einem solchen, das innere Leben vertrauungsvoll berührenden Briefe ausgeschaltet werden muß, wie nicht die Hälfte bleiben kann, auch vieles durch Mittheilung entweiht werden würde, darf kaum angedeutet werden. Zugleich ist anderes wieder in dem Schönen und selbst Lobenden so charakteristisch, spricht den innern Gemüthsreichthum und die Fülle des gütigsten, gerechtesten Herzens so hinreißend aus, daß es denen nicht entzogen werden darf, die jede Erinnerung der Art gewiß heilig verehren. Daß alle diese die hier erscheinenden Briefe wie eine zwiefache Stimme aus einer unsichtbaren Welt, wie ein doppeltes Vermächtniß ansehen, ist mein Wunsch. Zuerst die theuern Hinterbliebenen des Verfassers, dann die große Zahl seiner Verehrer und Freunde, in deren Herzen gewiß nie sein Bild erlöschen wird, da ihm die Stelle darin durch Liebe und

Ehrfurcht geweihet ist. Demnächst sind sie ein Vermächtniß für den engen Kreis der Freunde der Herausgeberin, welche alle Papiere sorgfältig gesammelt, bewahrt, geordnet und treu-gewissenhaft ausgewählt hat. Jeder, der das Glück hatte, dem Vollendeten näher zu stehen und den Er würdigte, ihm das Innere seiner hohen Seele aufzuschließen, wird Ihn in den Briefen, in dem Gange seiner Ideen und den öftern Selbstzeichnungen wiederfinden.

Manches bedarf, nur um nicht ganz unverständlich zu sein, einer Erklärung, wozu ich mich ungern entschließe. Welche Frau, geehrt und beglückt durch Wilhelm von Humboldt's Theilnahme und Freundschaft, gewürdigt vieljähriger, vertrauungsvoller Briefe und im Besitz so vieler geistreicher Blätter, könnte den Muth haben, ihre Ansichten und ihr Geschreibe neben das zu stellen, was aus seiner Feder floß! Ihn allein reden zu lassen ist geziemend und natürlich. Die Briefe selbst sind es, und sie allein worauf es ankommt, und welche Tendenz der Briefwechsel haben sollte, geht klar daraus hervor.

Ueber den Beginn desselben möchte einige Nachricht dem einen und andern interessant sein. Kurz und einfach will ich sie geben.

Wir lernten uns in früher Jugend, im Jahr 1788 in Pyrmont kennen, wohin Hr. von Humboldt, der in Göttingen studirte, von dort kam, und wohin ich, nur wenige Jahre jünger, meinen Vater begleitete, der alljährlich ein Bad besuchte. Wir wohnten in Einem Hause, waren Tischnachbarn an der Wirthstafel und lebten in Gesellschaft meines Vaters drei glückliche Jugendtage von früh bis spät

als unzertrennliche Spaziergänger in Pyrmonts Alleen und reizenden Thälern. Wir hatten uns so viel zu sagen! so viele Ansichten und Meinungen mitzutheilen! so viele Ideen auszutauschen! wir wurden nicht fertig. Wie leise diese oder jene Saite angeschlagen wurde, sie fand den tiefsten Anklang.

Es war die letzte Epoche einer schönen, blüthen- und hoffnungsreichen, poetischen Zeit, worin ein Theil der Jugend ideal und begeistert lebte, während der andere wie heute, im Realismus prosaisch fortschritt. Wir gehörten Beide zu dem ersten. Und es herrschte damals noch die schöne Ruhe vor dem nahen Sturm, der bald furchtbar ausbrach.

Wenn die Jugend auch den klaren Begriff der Größe noch nicht hat, so ahndet und empfindet sie doch solche. Wilhelm von Humboldt's Charakter war schon im Jüngling derselbe, wie er sich später und bis an das Ende seines Lebens aussprach. Schon 1788 lebte er in hohen und klaren Ideen, schon damals war die einzig heitere Ruhe über sein ganzes Wesen ausgegossen, die im Umgang höchst wohlthätig ergriff und sich jeder Unterhaltung eben so mittheilte. Jedes Wort war überzeugend und beleuchtete hell den Gegenstand, worüber er sprach.

Hr. von Humboldt reisete nach drei Tagen ab. Wir blieben länger. Mir blieb die Erinnerung von drei glückseligen Jugendtagen, die ein gewöhnliches, alltägliches langes Leben an Gehalt aufwiegen. Das Andenken derselben hat mich durch mein ganzes Leben begleitet. Mein neuer junger Freund hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten, nie in mir erloschenen Eindruck gemacht, der gesondert von andern Empfindungen, in sich geheiligt, wie ein geheimnißvoller Faden durch alle folgenden Verhängnisse meines Lebens ungesehen lief, und fest in mir verborgen blieb, den

ich immer gesegnet und als eine gütige Fügung der Vorsehung angesehen habe. Es knüpften sich an diese Erinnerungen, so wenig als an die drei Tage selbst, weder Wünsche, noch Hoffnungen, noch Unruhe. Ich fühlte mich unendlich bereichert im Innern und meine Seele war mehr noch als vorher auf's Ernste gerichtet. Manches, was wir besprochen hatten, beschäftigte mich noch lange, und „das Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne" wurde klarer und stärker in mir.

Wir sahen uns nicht wieder, auch hegte ich nicht die leiseste Hoffnung des Wiedersehens.*) Ich schloß die vorübergegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste und gab es nie heraus, sprach nie darüber, und sicherte es so vor Entweihung durch fremde Berührung.

Ein Stammbuchblättchen, ein in jener Zeit mehr als jetzt gebräuchliches Erinnerungszeichen, blieb mir ein sehr theures Andenken durch mein ganzes Leben. Ich ahndete nicht, wie bedeutend es noch werden würde, als ein Dokument das hierher gehört,**) da es beides charakterisirt, den jugendlichen Humboldt und unser jugendliches Verhältniß.

Bald nach dieser für mich in den spätern Folgen so wichtigen Bekanntschaft, im Frühjahr 1789, wurde ich verheirathet. Ich lebte in dieser kinderlosen Ehe nur fünf Jahre, und trat in keine zweite.

Mich trafen ungewöhnliche und schmerzlich-verwickelte Schicksale, und durch räthselhafte, geheime, erst spät enthüllte

*) Doch geschah es noch zweimal nach vielen Jahren.
**) S. das Facsimile des Stammbuchblatts.

Intriguen und Feindschaften blieb mein ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten, die ich später gesegnet habe, da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollen Theilnahme des edelsten Freundes theilhaftig werden.

In dieser Zeit begannen die großen Weltbegebenheiten und griffen mehr oder weniger in die Schicksale von Tausenden ein, die nichts damit zu thun hatten. Auch auf mich übten sie ihre Gewalt, indem sie mich eines Vermögens beraubten, das eben ausreichte, mir bei mäßigen Wünschen Unabhängigkeit zu sichern, wodurch mir viele Lebensbitterkeiten fern blieben, die ich später kennen lernte.

In der ereignißschweren Zeit 1806 wohnte ich als Fremde in Braunschweig. Eine Reihe von Jahren hatte ich dort unter der milden Regierung des alten, allgeliebten, verehrten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand gelebt. Es war nach der Schlacht bei Jena, wovon man so große Erwartungen hegte, als die Besitznahme deutscher Länder und die französische Herrschaft begann. Braunschweig traf der Schlag zuerst. Wie gewaltsam die Schritte auch waren die geschahen, man sah sie als kriegerische Maßregeln an, aber nicht als Vorspiel dessen was folgte. Man besorgte und befürchtete keine Fremdherrschaft.

Jetzt erging eine Aufforderung, die allgemeine Last freiwillig oder gezwungen mitzutragen. An mich erging aber keine Anforderung, gern und freiwillig gab ich einen großen Theil meines Vermögens. Es war mir gerade ein Kapital ausgezahlt, das vorerst auf Wechsel stand, worüber ich gleich disponiren konnte, gefährlich schien es durchaus nicht, die Obligationen wurden von den Landständen ausgestellt und

garantirt, die Gelder von ihnen empfangen. Man hielt das für sehr sicher. Mich hatten schwere Privatleiden in der Zeit getroffen, so, im Schmerz befangen, handelte ich wohl nicht vorsichtig genug. Wie es bald mit diesen Papieren ging, ist bekannt genug und gehört nicht weiter hierher.

Bald kamen die wichtigen weltgeschichtlichen Jahre 1812, 13 und 14 heran. Wer, der sie erlebte, denkt nicht gern und mit Freuden der Begeisterung jener Zeit, in der man des eigenen Geschicks vergaß, wenn es nicht zu schwer war! Ich lebte in dieser Zeit im Braunschweigischen. Wer hatte mehr gelitten als der Herzog selbst, wie hing ihm sein Volk an mit deutscher Treue und Liebe! Auf eine den gütigen Fürsten hochehrende Art war er mit meinen Verlusten und meiner daraus hervorgegangenen Lage bekannt geworden. Er rechnete mir, als einer Fremden, mein früheres Darlehn höher an, als es solches verdiente. Freunde von mir standen ihm nahe und machten ihn genauer mit allem bekannt. Der höchst gütige Fürst bezeigte mir in zwei Briefen seine Theilnahme an meinen Verlusten und den Wunsch, meine Lage gründlich zu ändern. Man rieth mir, das Wohlwollen gleich in Anspruch zu nehmen und um eine Pension zu bitten. Das vermochte ich nicht. Ich vertraute dem fürstlichen Wort: nach glücklich beendeter Sache die Sorge für mich selbst zu übernehmen. Dies Vertrauen hätte mich gewiß nicht getäuscht, wäre er nicht bei Waterloo gefallen. —

Mehrere einflußreiche Männer in hoher Stellung interessirten sich für meine Sache, um mir einigen Ersatz zu verschaffen, aber vergeblich. Meine großen Verluste blieben, wie hart und drückend sie waren, unersetzt.

Um diese Zeit sprachen die Zeitungen viel in großen ehrenvollen Erwartungen von dem Minister von Humboldt, der im Hauptquartier des Königs von Preußen und dann als dessen Bevollmächtigter auf dem Kongreß in Wien war. Plötzlich kam mir der Gedanke, mich in die Erinnerung des nie Vergessenen zurückzurufen, mich offen und ohne Rückhalt gegen ihn über meine dermalige Lage auszusprechen, und es ihm und seiner Einsicht anheim zu stellen, ob und was für mich zu thun sei? So schnell wie der Gedanke in mir aufstieg, wurde er ausgeführt. Alles Jugendvertrauen kehrte während des Schreibens zurück. Ich gab dem theuren Freund einen möglichst kurzen Ueberblick über viele verhängnißvolle Jahre, verweilte aber länger bei der Gegenwart, die mir den Muth gegeben hatte zu diesem Schritt. Das heilig bewahrte Stammbuchblättchen war eine sprechende Beglaubigung. Von diesem Brief habe ich damals für mich eine Abschrift bewahrt und diese jetzt wiedergefunden, und da er die folgenden veranlaßte, und den Briefwechsel eröffnete, so gehört er, stückweise, hierher und ich theile das Nöthige daraus mit.

Ich bekam auf der Stelle Antwort.

Jeder, der den Vollendeten kannte, wird seinen Brief, den treuen Ausdruck des edelsten Gemüths, nicht ohne gerührtes Interesse lesen.

Ehe jedoch zu den werthvollen Briefen übergegangen wird, möchte es nöthig sein zu sagen, wie die Veröffentlichung oder vielmehr der Entschluß dazu entstanden ist. Es möchte dies Pflicht sein in einer Zeit, worin so viele Briefe von vertrautem Inhalt erscheinen, die neben dem Interesse,

das sie gewähren, nothwendig verletzen müssen und gerechten Tadel verdienen, ohne die Wahrhaftigkeit zu beweisen.

Die Herausgabe dieser Briefe ist, wie von einem unsichtbaren Willen geleitet, entstanden. Ich bewahrte viele Jahre meine köstlichen, neidenswerthen Briefschätze, schweigend, wie ein Heiligthum, und sah sie an wie eine unerschöpfliche Quelle höhern Lebens, woraus ich lange Jahre Muth und Kraft schöpfte und die Reife empfing, deren ich fähig war, und nur auf diese Art theilhaftig werden konnte. Eigentlich bedurfte ich für meinen Geist keine weitere Nahrung, für mein Nachdenken keinen reichern Stoff, für meine Belehrung kein anderes Buch, für meine Seele kein helleres Licht. Dabei fand ich in allen Lagen den Trost und die Ermuthigung, die mir gerade nöthig waren. Höchst gütig ließ der edle Freund sich zu meiner Fassungskraft herab, so war Er mir, worüber Er auch reden mochte, immer verständlich, klar und überzeugend. Wenn wir auch in manchen Meinungen verschieden waren, so ging diese Verschiedenheit aus ganz verschiedenen Aeußerlichkeiten des Lebens hervor. Immer aber blieb der Freund meiner Seele das leitende Princip meines geistigen Lebens; ich lebte von einem Brief bis zum andern mit Ihm fort, und es bildete sich für mich, in einer mühe- und sorgenvollen Lage und bei untergrabener Gesundheit, ein reiches inneres Leben. Wenn ich mich immer mehr zurückzog, den Kreis meiner Freunde enger schloß, folgte ich nur meiner tiefsten Neigung; Vergnügen und Freude, und meine stille Verborgenheit war, ungekannt und ungeahndet von jedermann, höchst belebt und beseelt, ja beseligt, und war es allein durch diesen seelenvollen Briefwechsel, der nie wieder unterbrochen wurde, weder durch Reisen, noch

durch Krankheiten und bis in den Tod bestand. Dem mit mir übereinstimmenden Freunde war es eine besondere Befriedigung, daß ich so schweigend mein Heiligthum während eines halben Menschenalters bewahrte.

Die letzten Jahre meines Lebens gewährten mir wieder mehr Muße, so konnte ich mehr und tiefer in den Geist der Briefe, der in allen und jedem einzelnen weht, mich versenken und vertiefen, in diesen reichen, hocherleuchteten Geist, voll lauterer himmlischer Gesinnungen! Jahre habe ich mit diesen Briefen, und nur mit ihnen gelebt.

Oft vertieft in die Ideen des vollendeten Freundes und zugleich versenkt in Nachdenken über dies einzige Verhältniß und das, was dadurch für Zeit und Ewigkeit in mir gereift war, schien es mir nicht recht, daß so viel Wahres, Großes und Gutes mit mir untergehen sollte. Es war allerdings nur für mich geschrieben, für mich und meine Art zu empfinden berechnet, aber die überzeugenden Wahrheiten, so klar ausgesprochen, die sichern Wege zu innerm Glück und Ruhe so unverkennbar, so klar und milde gezeigt, daß die Erkenntniß heilsam für jedes gutgeartete Gemüth sein muß. Und das alles sollte mit mir untergehen? mit mir zernichtet werden? —

Das war vielleicht die erste innere Aufforderung, das Segensreiche so oder anders zu erhalten!

Ich fing an Auszüge zu machen, um solche im Manuskript Freunden zu hinterlassen, und erkannte bald, wie vergänglich solche Vermächtnisse sind und wie schnell verlesen.

So stiegen nach und nach Gründe auf, so werthvolle Papiere durch den Druck zu erhalten. Ein großes Hinderniß trat mir entgegen: der Widerwille an aller Oeffentlichkeit. Was Freunden für mich hochehrend erschien, dünkte mir Entweihung. Ein zweites Hinderniß war die Forderung einer strengen Durchsicht, selbst theilweise einer gänzlichen Umschreibung der gemachten Auszüge. Schwierigkeiten aller Art entstanden. So waren, wie schon gesagt, Jahre nöthig, den Entschluß der Veröffentlichung zu reifen. Auch kann diese erst nach meinem Ableben Statt finden. Die Zeit, die das Unbedeutende bald erbleichen läßt, verklärt das Große und wird auch den hohen Werth der Gaben steigern, die ich denen hinterlasse, die sie verstehen, würdigen, und gewiß mit Freuden empfangen.

Als heilige Pflicht erschien es mir nach dem gefaßten Entschluß, alle Auszüge selbst zu machen und eigenhändig zu schreiben. So sicherte ich Wahrheit und Treue auf einer Seite, indem ich auf der andern niemand verantwortlich machte. So kann ich aber nicht dafür einstehen, daß nicht Wiederholungen vorfallen. Ich bemerke dies im Vorbericht, um nicht später bei jedem einzelnen Fall daran zu erinnern. Ich bedarf gewiß Nachsicht und Verzeihung für solche Fehler, die ich begehen, ja nicht werde vermeiden können, da ich den Entschluß der Herausgabe zu spät gefaßt habe, und keine fremde Hülfe erbitten noch zulassen will. Man ist wohl so gütig, wenn bei aller Sorgfalt Wiederholungen der Art vorfallen, solche Stellen zu überschlagen. Der Verfasser ist es ja allein, der Interesse erregt und gewährt, und was Er schreibt, entschädigt reichlich, wo mich Tadel trifft.

Von meinen Briefen ist, wie ich das gewünscht und erbeten hatte, nichts erhalten; nur von einzelnen habe ich Abschrift oder Fragmente bewahrt, um Ereignisse im Gedächtniß fest zu halten, die mir selbst nicht entschwinden sollten. Dies werde ich als Zusätze nachtragen, wo es nöthig ist.

An den Freiherrn von Humboldt,
K. Pr. Staats-Minister, auf dem Kongreß in Wien.

„Nicht an Ew. Excellenz, nicht an den Königlich Preußischen Minister, — an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt, und gern und viel dabei verweilt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das Ihm einst begegnete, mit dem Er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie früh durch Geist und Namen gestellt waren, machte es mir nicht sehr schwer, von Ihnen zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten. Ich erfreute mich an allem Großen und Schönen, was ich las oder hörte, nahm meinen Antheil von dem Wahren und Guten, suchte den Sinn wie früher zu verstehen, dem Geist zu folgen, auch wenn ich ihn nicht gleich faßte. Das alles läßt sich nur durch Worte andeuten, aber nicht sagen. Nur Einmal Sie wiederzusehen, wäre es auch nur in der Ferne, war und blieb ein vergeblicher Wunsch. Durch Freunde, welche kürzlich einige Zeit in Berlin lebten, erfuhr ich ausführlicher, was ich schon wußte, daß Ew. Excellenz mit einer höchst geistreichen und

eben so edeln Dame sehr glücklich vermählt und Vater sehr liebenswürdiger Kinder sind, welche reiche Hoffnungen geben."

„Ich lege hier ein Blättchen ein, das Ihnen drei in Pyrmont verlebte Jugendtage zurückrufen wird. Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen wahren Lebensfreude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen*) (das ich mir zurück erbitten darf) wird Ew. Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Erscheinungen des Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüthe bleiben solche Eindrücke tiefer und sind unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit sollte ich finden, Ihnen nach 26 Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) wie bei mir, die ersten ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edlern Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es gewiß von der höchsten Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Auch knüpften sich, was selten ist, durchaus keine trüben oder schmerzlichen Gefühle daran, sondern sie wurden von großem Einfluß auf die Ausbildung meines Charakters und Gemüths."

„Die Gefühle wandelte die Zeit. Das tief ins Gemüth gesenkte, theure Bild erbleichte nie mehr. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fort und fort mein Ideal von Männerwerth und Ho-

*) Facsimile.

heit. Hier ruhete ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier ermuthigte ich mich, wenn aller Muth sank, hier richtete ich mich auf im Glauben, wenn der Glaube an Menschen schwankte. Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund! (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung) ich bin gereift unter großem mannichfaltigem Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht. Ew. Excellenz sind, das erkenne ich im eigenen Busen, noch derselbe, der Sie waren, wie wir uns einst begegneten. Die Höhe des Lebens, der Glanz der äußern Stellung mögen für Viele Klippen sein — hohe Naturen erlangen Reife und Vollendung, gleichviel, ob im Sonnenstrahl des Glücks oder im Schatten schwerer Verhängnisse. Der Gehalt in unserer Brust, wie die Form unsers Geistes, beides ist gewiß ohne Wandel, beides ewig."

„Wie es mir erging? was ich erlebte? das werden Sie jetzt fragen. Es ist eine lange Reihe von Jahren, von der die Rede sein muß, dennoch läßt sich viel auf ein Blatt bringen, aber das giebt kein Bild, wird Ihnen nicht genug sein. So will ich suchen, Ihnen im äußern Leben das innere in seiner Tiefe und ernsten Entwickelung zu zeigen. Ob und wie ich mich bemühen werde um Kürze, wird es doch einige Blätter füllen, die Auswahl und Zusammenstellung kann nur schmerzlich sein, wenn man sich in Gegenden umsieht, die gleichsam mit unsern Thränen benetzt sind. Wenn ich daher mich nicht so kurz fassen kann, wie es Respekt für die Person und die Zeit des mit den wichtigsten Angelegenheiten beschäftigten Ministers gebietet, so vertrete mich bei diesem der Jugendfreund. Legen Ew. Excellenz die Blätter zurück für eine Stunde, die den Erinnerungen gehört."

„Die Zeit, bis wo wir uns kennen lernten, gehörte der ersten Jugend, und diese war harmlos im stillen, friedlichen Schatten eines gebildeten, sorgenlosen Familienlebens auf dem Lande hingeflossen. An theuern Eltern hatte ich nur Rechtschaffenheit und Güte und Beispiele vieler Tugenden gesehen. Ein mehr als ausreichendes Vermögen erlaubte ihnen in jener einfachen Zeit viele Annehmlichkeiten des Lebens, besonders auch des häuslichen Lebens; dem gemäß war auch die Erziehung ihrer Kinder; sie war vor allem, wofür ich sehr dankbar bin, in sittlicher Hinsicht sehr sorgfältig. Mein Vater, in ziemlich freier, unabhängiger Lage, indem meine Mutter dem Hause mit seltener Einsicht und Würde vorstand, ließ sich in seinen Neigungen gehen, die ihn vor allem in die Vorzeit und die Studien der Vorzeit zogen. Er lebte nur im Klassischen, war nur umgeben mit klassischen Werken. Die neue Lektüre zog ihn nicht an, ja ließ ihn unbefriedigt. Damit in Uebereinstimmung war auch sein Umgang. Aus den nicht immer gelehrten, aber immer ernsten Unterhaltungen, die ich still anhörte, nahm ich vielleicht früh, und früher als Andere den Grund meiner intellektuellen Bildung, und genoß auch früher als es gewöhnlich ist, das Glück bedeutenden Personen näher zu stehen, mit großer Güte behandelt und ihres Antheils gewürdigt zu werden. Auf diese Art wurde ich, meinen natürlichen Anlagen gemäß, früh zum Nachdenken geführt, und mehr durch Zuhören als durch Unterricht, mehr durch Nachdenken als durch Kenntnisse und Talente auf den Weg der Bildung geleitet. Die ernste Richtung, die so, schon als Kind möchte ich sagen, meine Seele nahm, schützte vor vielen jugendlichen Thorheiten und Frivolitäten, nährte aber zugleich mehr, als es wenigstens zum Glück des Lebens gut ist, den Hang zum Idea-

len. Dabei bildete sich mehr und mehr, denn es war schon sehr früh, ja schon in der Kindheit entstanden, ein hohes, beseligendes Bild von Freundschaft in mir aus, das mir das größte, einzige Erdenglück erschien. Die erste Erzählung, die mir durch öfteres Lesen genau bekannt wurde und mich begeisterte, war die allerdings wunderschöne Gesinnung und Handlungsart Jonathan's gegen den zurückstehenden David. Alle Beispiele aus alter und neuer Zeit sammelte ich — Richardson's Clarisse gab den vollen Ausschlag. Jeder Aufopferung fähig, glaubte ich nur für dies Glück geboren zu sein, und verlangte nichts Höheres. In Pyrmont war nun diese Ueberzeugung bis zur Begeisterung gesteigert, und wurde bald die tiefe und unendliche Quelle vielfacher, leidenvoller Verhängnisse und schmerzlicher Verwickelungen. Verzeihen Sie diese Einleitung, die ich nöthig glaube, um das Folgende richtig zu beurtheilen."

„Nun gehe ich über zu der schmerz- und ereignißschweren Vergangenheit, und von da zu der drückenden und zerdrückenden Gegenwart, die mir eigentlich zu diesem Schritt den Muth gegeben hat. Es wird schon leichter werden, da während des Schreibens bis hierher, nach und nach das seelenvolle Vertrauen zurückgekehrt ist, womit wir uns einst in den Pyrmonter Alleen besprachen und verstanden."

Darauf folgte eine möglichst kurz zusammengefaßte Uebersicht der hauptsächlichsten Ereignisse meines Lebens, worunter die am meisten herausgehoben und beglaubigt wurden, die mich zum Schreiben ermuthigt hatten: meine großen Verluste an den Staat. Daran knüpften sich Plane für mein Fortkommen, denen aber überall meine zerstörte Gesundheit, ein Mangel und Erschöpftsein aller Lebens-

kräfte entgegentraten. Das alles gehört nicht hierher und ist nicht erforderlich als Kommentar oder Einleitung zu den nun folgenden werthvollen Briefen, welche dadurch entstanden. Der Schluß war dann ungefähr so: „Jetzt haben Sie die Umrisse meines Lebens in dem langen Zeitraum übersehen, geben Sie der treuen, immer schweigenden Theilnahme etwas zurück! Sie kennen das Herz der Frauen und wissen besser, als ich das sagen kann, wie theuer uns alles ist, was dem einst geliebten Mann angehört und ihn beglückt. Sagen Sie mir etwas von den theuern Ihrigen, geben Sie mir etwas ab von Ihrem Glück!"

„Jetzt schließe ich die vielen Blätter ohne Furcht. Ich lege meine Angelegenheiten an Ihr Herz, da sind sie gut aufgehoben, und es geschiehet was geschehen kann. Wie sehe ich einer Antwort entgegen, die ich gewiß empfange!"

H. den 18. October
1814.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erster Brief.

Wien, den 3. November 1814.

Ich habe heute früh Ihren Brief vom 18. October erhalten, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich Ihr Andenken gerührt und gefreut hat. Ich hatte in unserm Zusammentreffen in Pyrmont immer eine wunderbare Fügung des Schicksals erkannt, denn Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß Sie in einer flüchtigen Jugenderscheinung an mir vorüber gegangen sind. Ich dachte sehr oft an Sie, erkundigte mich auch, aber immer fruchtlos nach Ihnen, glaubte Sie verheirathet, dachte Sie mir mit Kindern und in einem Kreise, wo Sie mich längst vergessen hätten, und bewahrte nur in mir, was mir jene Jugendtage gelassen hatten. Jetzt erfuhr ich, daß Ihr Leben viel weniger einfach gewesen ist, als ich es mir dachte. Hätten Sie mir damals geschrieben, wie Sie am meisten litten, vielleicht hätten Ihnen meine Worte wohlthun können. Glauben Sie mir, liebe Charlotte — Sie werden mir diese vertrauliche Benennung nicht übel deuten, da ja nur Sie und ich unsre Briefe lesen —, der Mensch traut nie dem Menschen genug. So erfahre ich erst jetzt, erst durch Sie, daß ich damals einen tiefern Eindruck auf Sie machte, als ich mir je eingebildet hätte. Die Zeilen, die man nach so langer Zeit von sich selbst wieder sieht, sprechen einen wie aus einer andern Welt an.*) Ich habe das Glück, denn es ist

*) Bezieht sich auf das eingelegte Blättchen von 1788. (Siehe das Facsimile.)

wirklich nur ein Glück, daß ich mich keiner Empfindung schämen darf, die ich in jener Jugend hegte, und glauben Sie es mir, ich bin noch jetzt gleich einfach wie damals. Jedes Wort Ihres Briefes hat mich auf das Tiefste ergriffen, ich versetze mich ganz in Ihre Lage, und ich danke Ihnen recht aus innigem Herzen, daß Sie den Glauben an mich nicht verloren und daß Sie mich werth hielten, sich mir, wie Sie es thun, zu erschließen. Schreiben Sie mir denn, wenn Sie es der Mühe werth halten es ferner zu thun, ohne Umschweife und mit dem Vertrauen, auf das ich vielleicht ein Recht erlangt hätte, wenn ich Sie wieder gesehen hätte. Sehr Unrecht haben Sie, wenn Sie sagen, daß gewisse Eindrücke im weiblichen Gemüth tiefer und länger haften. Ich könnte Ihnen das Gegentheil aus Ihrem eignen Briefe beweisen. Gestehen Sie immer, es soll kein Vorwurf sein — 26 Jahre liegen hinter unserer kurzen Bekanntschaft, und wir sehen uns Beide vermuthlich nie wieder — daß ich ziemlich aus Ihrem Gedächtniß verschwunden bin, wie ich Sie verließ. Sie haben sich wenigstens nicht an mein Versprechen erinnert, Sie wieder zu besuchen, das nicht gehalten zu haben mich oft sehr ernstlich geschmerzt hat. Ich könnte die Bank in der Allee noch bezeichnen, wo ich es machte; ich war im Begriff, zu Ihnen zu kommen, aber eine jugendliche Pedanterie, in der ich es unmöglich hielt, eine Woche später nach Güttingen zurückzukehren, hielt mich davon ab. Es ist mir ein sicherer Beweis, daß wir einander im Leben nicht nahe kommen sollten, und das Einzige, was mir innig leid thut, ist, daß ich nicht bestimmt war, irgend dauernde Freude in Ihr Leben zu bringen. Trübe oder schmerzliche Empfindungen konnten sich (davon sein Sie sicher überzeugt) an den Umgang mit mir nicht knüpfen. Es trifft mich kein Vorwurf der Art. Ihr Schicksal hat mich so ergriffen, wie

Sie es nach diesem Geständniß sich denken können. Ich habe es auch auf mannichfaltige Weise heut überlegt. Ich bitte Sie aber, überlassen Sie sich für den Augenblick mir, folgen Sie blindlings meinem Rath und glauben Sie dem, der mehr Welterfahrung hat als Sie, und ebenso wie Sie weiß, was ein Gemüth in Ihrer Lage bedarf. Setzen Sie aber dabei alle kleinlichen Rücksichten bei Seite, sein Sie wirklich vertrauend, sein Sie gut gegen mich, und erzeigen Sie mir den größten Gefallen, den Sie mir erzeigen können. Was Sie in Ihrer jetzigen Lage brauchen, Ihre Gesundheit und Ihr Herz, ist Ruhe. Die ängstliche Sorge, die große Anstrengung für Ihre Erhaltung, untergräbt beides. Sie waren, ich erinnere mich dessen noch sehr gut, gesund und stark, Sie waren es, so scheint es, später wieder geworden. Bleiben Sie ein Jahr nur ruhig und pflegen Ihre Gesundheit, so wird sie wiederkehren, trotz der Stürme, die Sie bestanden haben. Dies ist zugleich der beste Rath für Ihre übrigen Pläne. Glauben Sie mir, wer in dem Augenblick suchen muß, wo er braucht, findet schwer. Wenn man hingegen nur eine Zeit lang sorglos leben kann, finden sich die Lagen von selbst. Welcher Ihrer Pläne ausführbar sein kann, muß die Zeit erst lehren, ebenfalls was ich befördern kann. Ich halte es für Pflicht, Ihnen darüber ganz offen zu reden. O! Sie hätten sehr Unrecht, es mir übel zu deuten. Die Briefe des Herzogs sind sehr gut und machen ihm Ehre, aber er kann, wie Sie aus den Briefen Ihrer Freunde sehen, vorerst nicht helfen.*) Diese Dinge müssen Sie also wenigstens der Zeit und dem Schicksal überlassen. Erlauben Sie mir das Verdienst, Ihnen diese Zeit zu verschaffen, gönnen Sie mir die Beruhigung zu

*) Darüber geben die folgenden Briefe Erklärung.

wissen, daß Ihnen jetzt ein Jahr ungetrübt von kleinen äußeren Sorgen verstrichen ist. Ja, liebe Charlotte, ich bitte Sie inständig darum; verschmähen Sie mein Anerbieten nicht. Es wäre innerlich die falscheste Delikatesse von der Welt, und Sie können sicher sein, daß niemand je als ich und Sie darum wissen wird. Ich bin nicht reich, aber ich weiß sehr gut, was ich thue, und ich sehe aus Ihrem ganzen Brief und allen seinen Beilagen, daß Sie, was meinen Gefallen an Ihrem Leben und meine wahre Achtung für Sie vermehrt, sich an eine große Einfachheit von Bedürfnissen gewöhnt haben. Ich lege Ihnen hier eine Anweisung ein. Ich begreife, daß dies nur für Monate sein kann. Aber folgen Sie mir, schreiben Sie mir recht vertraulich, recht ordentlich, was Sie, eine Badekur eingerechnet, brauchen. Glauben Sie mir, daß ich nie mehr thue, als ich kann, geben Sie es mir zurück, wenn Ihre Lage und Ihr Schicksal sich ändert, aber begreifen Sie nur recht meinen Plan, der ganz einfach der ist, daß Sie ein Jahr vor sich haben, für das Sie nicht zu sorgen brauchen, und in dem Sie mit Freiheit und ohne Aengstlichkeit künftige Pläne bilden können. Ich fühle recht gut dasjenige, dem ich mich nach der Schilderung, die Sie mir von sich selbst machen, aussetze. Sie können alles ausschlagen, Sie können Anmaßung in mir finden, mir Vorwürfe machen. Ich muß aber doch auf meinem Vorschlag beharren, er ist der einzige Ihrer Lage angemessene. Glauben Sie ja nicht, liebe Charlotte, daß ich irgend etwas Ungeziemendes darin finde, selbst mit seiner Arbeit Verdienst zu suchen. Sie sollen ja auch nachher ganz frei sein. Nur bis Ihre Gesundheit wieder hergestellt ist, folgen Sie. Jetzt ist jede Arbeit Ihnen verderblich. Wenden Sie sich aber an Andere, so glauben

Sie mir, niemand antwortet Ihnen so anspruchlos, so uneigennützig; Andere glauben Ihnen einen Gefallen zu thun; mir erzeigen Sie einen. — Jetzt breche ich davon ab, und rede Ihnen von mir, weil Sie es wollen. Ich bin, wie man Ihnen gesagt hat, verheirathet, ich heirathete drei Jahre, nachdem ich Sie sah, und habe jetzt fünf Kinder; drei habe ich verloren. Ich heirathete bloß und nur aus innerer Neigung, und es ist vielleicht nie ein Mann in seiner Verbindung so glücklich gewesen. Nur seit den letzten zwei Jahren habe ich das Unglück, daß meine Frau kränkelt, und mich meine Geschäfte oft von ihr fern gehalten haben, wie es noch jetzt der Fall ist. Da Sie, wie Sie mir sagen, manchmal von mir hörten, so werden Sie wissen, daß ich einige Jahre hindurch Gesandter in Rom war. Ich nahm die Stelle nur des Landes wegen an, und hätte es, ohne die unglücklichen Ereignisse, nie verlassen. In diesen aber wurde es gewissermaßen zur Pflicht zu dienen, und so bin ich nach und nach in verwickelte Verhältnisse gestoßen worden. Sie sind aber meiner Neigung wenig angemessen, und mir würde ein stilleres und einfacheres Leben mehr zusagen. Den Krieg hindurch war ich im Hauptquartier, dann in England, von da ging ich nach der Schweiz, meine Frau zu besuchen, die dort hingereist war. Jetzt bin ich hier auf dem Kongreß und sie ist auf ihren Gütern, von denen sie nach Berlin gehen wird. Nach dem Kongreß besuche ich sie dort, und gehe als Gesandter nach Paris, wohin sie mir später folgen wird. Mein ältester Sohn ist schon Offizier, ging mit 16 Jahr ins Feld, wurde verwundet, ist aber glücklich geheilt und nun wohlbehalten zurückgekommen. Außer ihm habe ich drei Mädchen und einen kleinen Jungen. Die beiden jüngsten der Mädchen sind eigentlich in Italien groß geworden und konn-

ten keine Silbe deutsch, wie sie, die älteste im 10. Jahre, nach Wien kamen. Ich wünschte, Sie sähen Sie. Es sind zwei unendlich liebe Geschöpfe. Der kleine Junge ist erst 5 Jahre. Zwei Töchter hatte ich das Unglück in Rom zu verlieren, eine Tochter, mit der meine Frau, als sie eine Reise nach Paris machte, niederkam, ohne daß ich sie sah. So wissen Sie meine äußeren Schicksale. Von den inneren läßt sich nur reden, nicht schreiben.

Nun nehmen Sie noch einmal meinen herzlichen Dank. Ich weiß nicht, ob ich Sie je wiedersehen werde, und ich darf es kaum hoffen. Ich kann mir auch jetzt kein deutliches Bild von Ihnen machen. Allein wenn daher auch das, was ich von Ihnen in der Seele trage, eine Erscheinung der Vergangenheit ist, sogar eine, an die meine Einbildungskraft vieles, über die augenblickliche Dauer unsers Zusammenseins hinaus, legte, so glauben Sie gewiß, daß es nie eine flüchtige war und nie eine solche sein wird. Ganz der Ihrige. H.

Die Originalbriefe und das Erinnerungsblatt schicke ich zurück.

Zweiter Brief.

Wien, den 18. December 1814.

Ihr Brief, liebe Charlotte, hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie legen zu viel Werth auf das, was so natürlich war und nicht anders sein konnte. Ihr Andenken hat sich nie bei mir verloren, noch verlieren können, allein es fiel mir nicht ein zu glauben, daß ich je wieder von Ihnen hören würde, noch weniger, daß Sie meiner auch nur irgend gedächten. Auf einmal rufen Sie mir mit Güte und mit dem ungezwungenen Geständniß, daß Sie, ohne die Umstände, die uns trennten, vielleicht mehr empfunden hätten, die Bilder der Vergangenheit und Jugend zurück. In der Rührung und in der Freude, die das in mir weckte, habe ich Ihnen geantwortet und werde ich Ihnen immer antworten. Erheben Sie mich also nicht deshalb, aber bleiben Sie mir gut, erhalten Sie mir Ihr Vertrauen; schreiben Sie mir so herzlich, so vertrauend, als jetzt, lassen Sie sich ganz mit mir gehen, wie ich mit Ihnen, und glauben Sie nicht, daß mir Ihre Briefe je zu häufig kommen, je zu weitläufig sein könnten. Es giebt nichts Beglückenderes für einen Mann, als die unbedingte Ergebenheit eines weiblichen Gemüths. Ich bin weit entfernt, den mindesten Anspruch an Sie zu machen. Ich kann kein Recht dazu besitzen. Sie können nur ein schwankendes Bild von mir in der Seele tragen. Ich muß jetzt, von Geschäften, Sorgen, Zerstreuungen zerrissen, Verzicht darauf thun, Ihnen irgend etwas sein zu können. Aber

Sie können mir, wenn Sie fortfahren mir zu schreiben, wie Sie thun, mir von Ihrem äußern und innern Leben zu erzählen, mit mir ohne Rückhalt so vertraulich umzugehen, wie es Ihren ersten Empfindungen für mich entsprochen hätte, eine Freude geben, die ich mit inniger und wahrer Dankbarkeit empfangen werde. Schreiben Sie mir also ja von Zeit zu Zeit. Sie schreiben natürlich und ausgezeichnet gut außerdem, und lassen Sie mich die Kinderei gestehen, schon Ihre Hand macht mir Freude, sie ist hübsch an sich und ich erinnere mich ihrer von ehemals.*) Reden Sie mir aber vor allem von sich selbst. Ihr letzter Brief enthält kaum ein Wort über Ihre Gesundheit. Lassen Sie mich wissen, ob Ihre Kräfte, Ihr gesundes Aussehen, Ihre Heiterkeit zunehmen. Dann muß ich Sie um Eines bitten: Warten Sie nie eine Antwort ab, mir zu schreiben; sein Sie großmüthig, rechnen Sie nicht um Briefe mit mir. Ich habe sehr wenig Zeit. Ich kann nur selten, nur abgerissen schreiben, geben Sie mir, und fordern Sie nicht von mir. Sie finden vielleicht in dieser Bitte mehr Freimüthigkeit, als ich haben sollte. Aber ich leugne es nicht, daß ich eigennützig mit Ihnen bin, und Sie haben eine zu gute Meinung von mir, die ich gern zur Wahrheit herunter stimme.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, ob Sie vorerst in Göttingen oder Braunschweig leben sollen, und wollen nichts ohne meinen Willen thun. Damit berühren Sie eine sonderbare Seite in mir. Ich habe es sehr gern, wenn man meiner Bestimmung folgt. Ich will also, daß Sie nach Göttingen gehen sollen, und nicht blos aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, sondern weil es mir lieber ist.

---

*) Dies kann nur in einem Stammbuchsblättchen gewesen sein.

Sie werden dies sehr sonderbar finden, und nicht errathen, was mich bestimmen mag. Auch kann ich es Ihnen kaum recht erklären; allein es ist doch nun so, wäre es auch nur, weil ich Sie von Göttingen aus sah, wie ich in Braunschweig war, Sie nicht kannte, und in Göttingen sehr oft an Sie dachte. Ueberhaupt liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit einsam lebte, in der die Einsamkeit bildend ist. Grüßen Sie in meiner Seele den Wall, und schreiben Sie mir, wenn Sie da sind, auch von den Menschen dort.

Nun leben Sie wohl, theure Frau, und werden mir nicht wieder fremd. Es ist ein wunderbares Verhältniß unter uns. Zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und schwerlich wieder sehen werden! Aber es giebt in dieser Art der reinen und tiefen Freuden so wenige, daß ich mich schämen würde, geizig mit dem Geständniß zu sein, daß Ihr Bild von damals her, mit allen Gefühlen meiner Jugend, jener Zeit, und selbst eines schöneren und einfacheren Zustandes Deutschlands und der Welt, als der jetzige ist, innig in mir zusammenhängt. Ich habe überdies eine große Liebe für die Vergangenheit. Nur was sie gewährt ist ewig und unveränderlich, wie der Tod, und zugleich, wie das Leben, warm und beglückend. Mit diesen unwandelbaren Gesinnungen Ihr H.

Dritter Brief.

Burgörner, April 1822.

Es ist sehr lange, daß ich ohne Nachricht von Ihnen bin, es thut mir leid, ja es schmerzt mich, so ganz von Ihnen vergessen zu sein, während ich Ihrer oft gedachte. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, so bald Sie diese Zeilen empfangen haben, wie es Ihnen ergangen hat und ergeht? Es mahnte mich schon lange, Ihnen zu schreiben und um Nachricht zu bitten. Vielleicht bin ich selbst Schuld an Ihrem Schweigen. Meine kurzen Briefe können Sie eingeschüchtert haben, Sie mochten besorgen, mir lästig zu werden. Adressiren Sie Ihren Brief nach Burgörner bei Eisleben; ich bin hier auf einem der Güter meiner Frau. Leben Sie wohl und antworten mir gleich. H.

Vierter Brief.

Burgörner, April 1822.

Ich lasse meinem kurzen Briefe, den ich Ihnen, liebe Charlotte, vor ein paar Tagen schrieb, einen zweiten folgen. Einmal, weil ich sehr mich nach Zeilen von Ihrer Hand sehne und es mir leid thut, daß ich so lange schwieg; dann auch, um noch einen andern Weg einzuschlagen, damit mein Brief sicher in Ihre Hände komme. Ich weiß Ihre Adresse nicht genau, ja ich weiß nicht einmal, ob Sie noch in *** sind. Das aber darf ich mit Zuversicht hoffen, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich vergesse Sie nie. Ihr H.

Fünfter Brief.

Burgörner, den 3. Mai 1822.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe vom 24. und 26. April empfangen, und sage Ihnen, liebste Charlotte, auf der Stelle meinen herzlichsten Dank. Sie haben mich recht sehr dadurch erfreut und ganz meinen Erwartungen entsprochen. Nie könnte ich irre an Ihnen werden oder den Glauben an die Ausdauer und die Treue Ihrer Gesinnungen und Empfindungen verlieren. Das sagte ich Ihnen schon neulich, und es ist nur natürlich. Wenn uns jemand eine so lange Reihe von Jahren, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens empfangen zu haben, die tiefen Empfindungen eines edeln und zarten Gemüths bewahrte, so wäre es wahrer und hoher Undank, daran ferner zu zweifeln. Es ist gewiß ein seltenes Glück für einen Mann, daß ihm ein weibliches Gemüth die ersten Empfindungen der jugendlichen Brust heilig und vertrauungsvoll bewahrt, und ich bin mir bewußt, daß ich dies Glück, so wie es ist, würdige und schätze. Aber ich sage ohne Stolz, der mir wahrlich nicht eigen ist, allein auch ohne eine kindische Bescheidenheit, es kann auch Ihnen durch mich vieles kommen, was Ihr Leben bereichert, erheitert und verschönert. Wenn das Schicksal so etwas für zwei Menschen aufbewahrt hat, muß man es nicht hinwelken lassen, sondern erhalten und in Vereinigung bringen mit allen äußeren und inneren Verhältnissen, da auf diese Harmonie allein alle Zartheit der Gefühle und alle Ruhe der Seele gegründet sein kann. Weil

nun kein persönlicher Umgang unter uns stattfinden kann, so wollen wir einen brieflichen beginnen und feststellen. Ich schreibe zwar nicht gern und klage mich zum voraus an, Sie werden sehr oft Nachsicht, Geduld und Großmuth zu üben haben, aber ich lese sehr gern Briefe, besonders die Ihrigen, nicht nur, weil ich gern lese was Sie schreiben, sondern noch mehr, weil mich Ihr äußeres und noch mehr Ihr inneres Leben in der innersten Theilnahme interessirt. Sollte ich also einmal seltener schreiben, so lassen Sie sich das nicht hindern. Schreiben Sie mir immer den 15., so habe ich immer einen Tag, auf den ich mich freue. Wenn Sie mir in der Zwischenzeit schreiben, so ist das eine liebe Zugabe, die ich stets mit Dank empfangen werde.

Ihr Gartenleben und schon die Wahl desselben hat etwas, das mir ungemein gefällt. Es spricht Ihre Neigungen charakteristisch aus und vereint Einsamkeit und Annehmlichkeit. Die erste paßt zu Ihrem Charakter, Ihren Empfindungen und Ihrer Lage; die letzte erheitert und verschönert Ihr Leben. Es ist mir daher am liebsten, Sie so zu denken, zu denken, daß Sie nur selten in die Stadt kommen. Besuche, das fühle ich, können Sie nicht vermeiden, und es ist auch gut in einigen Verbindungen zu bleiben, besonders da Sie mir sagen, daß diese Verbindungen meist bewährte alte Freunde sind.

Daß Sie am liebsten in *** leben, wo Ihre Jugend, wenn auch nicht immer schmerzlose, doch auch frohe und heitre Erinnerungen zurückließ, begreife ich ganz. Auch ist die Gegend schön und eine größere Stadt bietet, wie Sie sehr richtig bemerken, vor allen anderen, Freiheit zu leben, wie es die Neigungen fordern, und daneben, ohne großen Aufwand, manche Genüsse, welche in kleinen Städten versagt sind. Ich billige also ganz Ihren Entschluß, dort fer-

ner zu wohnen. Sorgen Sie aber vor allem in Ihrer ländlichen Wohnung für Ihre Gesundheit. Zu wenig sagen Sie mir darüber, und doch sind Ihre Ruhe, Ihre Gesundheit, Ihr Glück das, worauf es mir ankommt. In selbstsüchtigen Wünschen und Absichten habe ich mich Ihnen nicht wieder genähert, wenn ich auch einen Wunsch hege, den ich Ihnen nächstens aussprechen werde.

Ich schließe jetzt, ich bin seit 14 Tagen gar nicht wohl, leide zwar nur an einem katarrhalischen Fieber, da ich aber in Jahren nicht krank war, ist es mir lästig. Mit den herzlichsten, unwandelbarsten Gesinnungen der Ihrige.

H.

Sechster Brief.

Burgörner, Ende Mai 1822.

Ich sage Ihnen heute zuerst, liebe Charlotte, daß ich wieder vollkommen wohl bin, damit Sie sich nicht beunruhigen.

Es geht sehr eigen mit unserm Briefwechsel. Er fing so an, daß Sie selten Briefe von mir zu bekommen glaubten, und jetzt muß ich mich über Ihr Stillschweigen beklagen. Sie hatten mir in Ihrem letzten Briefe versprochen, mir unmittelbar nach dem 15. jedes Monats zu schreiben, das müssen Sie aber nicht gethan haben, da sonst Ihr Brief längst in meinen Händen sein müßte, und ich habe weder am vorigen Posttage noch heute das Geringste bekommen. Es beunruhigt mich, da Sie krank sein können, ich suche alles auf, was Sie verhindert haben könnte. Wie dem sei, so drängt es mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Briefe verlange, und die, welche ich habe, oft wieder durchgelesen habe, und immer in dankbarer Erinnerung an Ihre mir so wunderbar erhaltenen Gesinnungen. Man könnte das wohl Eitelkeit nennen, könnte es wohl nur dem Gefühl, sich geschmeichelt und gehuldigt zu sehen, zuschreiben, wenn man sich durch die Bewahrung dieser Empfindungen beglückt fühlt. Allein es wäre das doch ein zu harter Ausspruch, und gegen mich wirklich ein ungerechter, da Eitelkeit mir nie eigen war. Schwerlich hat jemand je sich selbst so unparteiisch beurtheilt, und so wenig schonend behandelt, schwerlich je einer so kalt und

richtig erkannt, was an den Lobsprüchen Anderer abzuschneiden und an dem worüber sie schweigen zu tadeln war. Und einem gewissen Mißtrauen in meine Kräfte und die mir hier und da beigelegten Vorzüge verdanke ich sogar die vorzüglichsten der Erfolge, die ich in Privat- und öffentlichen Verhältnissen gehabt habe. Allein ich gestehe gern, daß ich immer einen vorzüglichen Werth darauf gelegt habe, die innere Stimmung zu besitzen und zu bewahren, die auf ein weibliches Gemüth Eindruck zu machen fähig ist. Ich würde nicht so thöricht sein mir einzubilden, daß sie mir noch jetzt eigen sein könnte. Wenn man nun aber auf eine so wahre, natürliche, so eingreifende Weise, als sich in Ihren Briefen ausspricht, überzeugt wird, daß man jenen Ausdruck tief und dauernd erregt hat, so liegt darin ein doppeltes, die Empfindung süß erhebendes Gefühl, das des Selbstbewußtseins, und das des edeln tiefen Gemüths, welches diese Empfindungen zart zu sondern und fest aufzubewahren verstand. Darum freut mich die Erneuerung unsers Briefwechsels unendlich, und ich schmeichle mir, daß sie auch Ihnen wohlthätig sein wird; mir könnte sie nie anders sein. Ihr Bild ist mir ein ganzes Leben hindurch geblieben, in allen, auch den wechselvollsten Verhältnissen, stand es mir freundlich und licht, wie ich Ihnen neulich schrieb, vor. Ich glaubte nie wieder etwas von Ihnen zu erfahren. Die Zeit, wie Sie sich mir wieder naheten, trat grade in die beengteste meines Lebens. Diese ist vorüber, und so mahnte es mich schon lange Ihnen zu schreiben. Da wir uns nach so langer Zeit nur durch einzelne Briefe nahe gewesen sind, so kann es nicht fehlen, daß wir in manchen Ideen abweichend denken müssen, über die wir uns bei ruhigem und stillem Ideen-Umtausch leicht verständigen werden.

Sie erinnern mich daran, liebe Charlotte, welchen Schatz ein weibliches Herz bewahrt, und fordern mich auf, Vertrauen zu Ihnen zu haben. Glauben Sie gewiß, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen in Sie, in Ihre Wahrheit, Ihre Treue und die Zartheit Ihrer Empfindungen setze, wie würde ich Ihnen sonst selbst so offen und wahr schreiben. Vertrauen Sie aber auch mir fest. Seien Sie sicher, daß das, was Sie mir vertrauungsvoll sagen, bei mir wie im Grabe ruht und verschlossen ist. Glauben Sie auch fest, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meine, immer meinte und immer meinen werde; vertrauen Sie mir auch dann, wenn Sie mich nicht gleich verstehen. Ueberlassen Sie mir die Sorgfalt für die Erhaltung unsers gegenseitigen Verhältnisses, für die Entfernung jedes störenden Einflusses. Ich will niemandem, aber am wenigsten Ihnen, auch nur eine meiner Meinungen aufdringen. Ich habe die unzerstörbare Ueberzeugung, daß Sie nie, weder mich noch irgend eine Idee von mir zu verkennen im Stande sind, ja, ich weiß, und Sie haben es mir recht schmeichelnd wiederholt, daß Sie immer gern und mit Freuden sich von mir, wie Sie gütig sich ausdrücken, „berichtigen" lassen.

Es ist mir lieb, daß Sie niemandem sagen, daß Sie Briefe von mir empfangen. Es geht niemanden was an, daß wir einander schreiben; was heilig in sich ist, muß man nicht gemein machen.

Leben Sie herzlich wohl und rechnen Sie fest auf die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen. Ihr H.

Siebenter Brief.

Burgörner, 1822.

Ich will Ihnen, beste Charlotte, heute einen Wunsch, eine Bitte aussprechen, durch deren Erfüllung Sie mir große Freude machen werden, die ich gewiß recht dankbar empfange. Ihre Lebensgeschichte, besonders auch die Entwickelung und seltene Ausbildung Ihres innern Lebens, möchte ich gern im Zusammenhange übersehen und genau kennen. Dieser Wunsch ist schon durch Ihre früheren Briefe in mir erregt und entstanden und durch die jetzigen vermehrt. Schwer kann es Ihnen nicht werden, Sie haben sich eine große Fertigkeit im Schreiben erworben. Sie schreiben leicht, gewandt, geläufig, natürlich und ausgezeichnet gut. Die Sprache steht Ihnen ganz ungewöhnlich zu Gebote. Ich sage Ihnen da keine Schmeichelei, es ist die Wahrheit, die ich mit Ueberzeugung ausspreche und die sich in jedem Ihrer Briefe darlegt.

Wollen Sie in meine Wünsche eingehen, so thun Sie es auf folgende Weise: Fangen Sie mit Ihrem Geburtstag und Jahr an, in chronologischer Folge und in der größten Ausführlichkeit. Schreiben Sie aus dem Gedächtniß, auf was Sie sich besinnen, nicht aus der Phantasie. Gehen Sie zurück in Ihre Kindheit und Jugend, zurück auf Ihre Eltern und Großeltern, auf Ihre Vorfahren, wenn Sie davon Nachricht haben. Lieb wäre es mir, wenn Sie in dritter Person redeten. Geben Sie den Orten und Menschen, wenn Sie dahin kommen, auch mir, andere Namen, nur

den Namen Charlotte behalten Sie. Ich habe das mit Goethe gemein, daß ich eine besondere Vorliebe für Ihren Namen habe. Aber reden Sie über sich vor allem wie über eine Dritte, loben und tadeln Sie sich, wo Sie ein Anderer loben und tadeln würde.

Was ich besorge, ist, daß Sie von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen werden, da ich ja schon weiß, daß Sie viel gelitten haben. Allein vorerst sind Sie davon noch fern. Kindheit und Jugend sind meist heiter und froh, und waren es gewiß auch bei Ihnen, und die Schilderung beider werde ich von Ihnen mit Freude empfangen. Sie schreiben *nur für mich*, und kein anderes Auge, als das meinige, ruht auf dem, was Sie für mich schreiben. Ich sehe Ihrem Entschluß und Ihrer Antwort mit Verlangen entgegen. Leben Sie herzlich wohl! Ihr H.

Achter Brief.

Burgörner, 1822.

Meine beiden Briefe werden Sie, liebe Charlotte, empfangen haben, ob sie gleich noch unbeantwortet sind. Beide hatten die Absicht, Sie über Ihre Bedenklichkeiten zu beruhigen. Ich hoffe, das ist mir gelungen, und ich wiederhole Ihnen heute zuerst, was Ihnen mein letzter Brief sagte, daß alles, was Sie mir aus Ihrem Leben und Ihrer Vergangenheit mittheilen, ganz durch Ihre Empfindungen bestimmt werden muß. Es soll ein Zurückgehen in die Vergangenheit sein, mit dem, der den innigsten Theil an Ihnen nimmt, aber kein Aufreißen schmerzlich vernarbter Wunden, das mußte ich Ihnen zuerst sagen.

Recht herzlich danke ich Ihnen für die mir als Probe übersandten wenigen Bogen. Die Erzählung beginnt so ganz zu meiner Zufriedenheit, nur wünschte ich doch hier und da noch mehr Ausführlichkeit. Lassen Sie sich ja keine Furcht angehen, daß Sie zu weitläufig werden könnten, und denken Sie nicht, wie langsam Sie verweilen. Wir leben Beide noch sehr lange, wenngleich Sie länger. (!!) Grade die Schilderungen Ihres väterlichen Hauses, bestes Kind! haben ein großes Interesse für mich, und Sie haben wieder völlig wahr gemacht, was ich Ihnen immer sagte, daß Sie sehr gut schreiben, sehr wahr, hübsch und natürlich erzählen. Fahren Sie nur eben so fort, und wenn es Ihnen manchmal beschwerlich wird oder Ihnen Zeit raubt,

so denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen. Es verlängert und erweitert gewissermaßen das Leben, wenn man so individuelle Schilderungen einer Zeit vor sich hat, die man an ganz andern Orten und in ganz andern Verhältnissen erlebte, und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch. Man kann eigentlich nie genug sehen und nie genug hören. Es entstehen selbst durch jedes neue Gesicht, möchte ich sagen, neue Ideen. Erhält man nun aber gar bestimmte, ins Detail gehende Schilderungen, so sind es nun Figuren, die sich vor der Seele bewegen, und mit denen man eben so lebt wie in der Wirklichkeit. Dieser Hang sich eigentlich an Menschengestalten zu ergötzen, in ihnen wie unter Anwesenden zu leben, verträgt sich doch sehr gut mit dem entschiedensten Hange zur Einsamkeit. Sobald man mit Menschen umgehen muß, oder noch mehr, sobald man recht gern mit ihnen umgeht, befindet man sich selbst zu sehr in Thätigkeit, will sich auch wohl selbst geltend machen, und wird von blos reiner Beschauung abgezogen. Lebt man aber mit dem Hange zur Einsamkeit unter Menschen, was man von Zeit zu Zeit nicht vermeiden kann, so gehen sie mehr wie Figuren der Beschauung vor einem vorüber, man richtet seine Aufmerksamkeit ganz auf sie und nicht auf sich selbst. Wie man auf sie wirkt, wie man ihnen gefällt, bleibt einem sehr gleichgültig, wenn man sie nur in ihrer eigentlichen Natur sieht. Kehrt man dann in die wirkliche Einsamkeit zurück, so hat man viele Bilder um sich, und wenn man zu innerer Geistesbeschäftigung geneigt ist und aufgelegt, so entstehen aus den wirklichen Menschen idealische in der Phantasie, denen die wirklichen nur in den äußern Umrissen zum Grunde liegen. Alle moralischen Fragen, alle tieferen Betrachtungen über Leben und Zweck des

Lebens, über Glück und Vollkommenheit, über Dasein und Zukunft gewinnen ein reicheres Interesse, erlauben mannichfaltigere Anwendungen, wenn man sie gleichsam an so vielen Menschengestalten einzeln prüfen kann. Denn in jedem, auch selbst unbedeutenden Menschen liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder noch edlerer, wenn er in sich gut ist, verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studiren, und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere und tiefere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall, und da er nur frei schaffen kann, ganz rein zu geben, oder vielmehr sie mitten aus aneinander gereiheten, oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen. Die Geschichte hat etwas Aehnliches. Das menschliche Wesen tritt auch schon reiner und größer in ihr hervor als in den tausendfältigen kleinen Umgebungen der Gegenwart. Einen interessanten Charakter mehr im Bilde zu besitzen, ist ein eigentlicher Lebensgewinn, und mit dem Einzelnen verbinden sich nur bisweilen die von Ständen, Zeiten, Gegenden. So habe ich immer eine entschiedene Neigung zu den Landpredigern gehabt, und eine Art romantische für ihre Töchter. Das war schon in mir, ehe ich Sie gesehen hatte, und nachher hat es eben durch Sie unendlich in mir zugenommen, obgleich Sie die Einzige geblieben sind, die diesen Eindruck auf mich gemacht hat. Einen großen Theil alles Guten im deutschen Charakter habe ich aus den Landprediger-Töchtern abgeleitet: die tiefe, nicht tändelnde Empfindung; die Einfachheit bei hoher Bildung; die Entfernung alles vornehmen unangenehmen Tons, bei allen Eigenschaften, die man in vornehmen Zirkeln gern hat. Ich habe davon oft ge-

sprochen und dann bei mir lachen müssen, daß ich das alles im Grunde von Ihnen herleitete, da ich nie eine andere Prediger-Tochter auch nur irgend näher gekannt hatte. Aber ich hatte, wie ich Ihnen sage, ein Vorgefühl davon, denn schon zu Ihnen hat mich diese Neigung, wie wir uns sahen, schnell hingezogen. Nur waren Sie mir, ein halbgesehenes Bild, entschwunden, und gehörten also ganz der Phantasie an. Daher hat nun auch alles, was Sie mir von Ihrer Kindheit, Ihrer Jugend, Ihrem elterlichen Hause sagen, ein besonderes Interesse für mich. Ich prüfe dann, ob ich richtig oder falsch ahnete, und befinde mich in der Welt, in die mich meine jugendliche Phantasie versetzt hatte. Es ist mir jetzt doppelt leid, daß ich Ihren Vater und Sie nicht in demselben Herbste, wo ich Sie zuerst sah, besuchte. Ich war in Düsseldorf bei Jacobi und wollte von dort zu Ihnen, aber Jacobi hielt mich länger auf, und nun eilte ich nach Göttingen zurück. Man hat in der Jugend oft eine einfältige Pflichtmäßigkeit. Um ein Paar Kollegienstunden nicht zu versäumen, versäumte ich etwas, was sich nie nachholen läßt, mir ein lebendiges Bild von Ihnen in jener Zeit, Ihrem Eltern-Hause, Ihrem ganzen Leben zu verschaffen.

Ich sagte im Anfange, daß Sie nicht ausführlich genug gewesen wären; darüber werden Sie lachen, da Sie schon alles menschenmögliche Maß überschritten zu haben glauben. Aber es ist doch so. Ich meine nämlich, daß Ihre Schilderungen noch umständlicher sein, noch mehr Züge dessen, wie es um Sie her war, enthalten sollten. Die Frage, die ich hersetzen will, müssen Sie mir noch in einem Ihrer nächsten Briefe auf einem besondern Blatte pünktlich und genau beantworten: Wie Ihre Mutter aussah? Das läßt sich doch beschreiben. Sie haben es aber gar nicht

gethan. Von allen Personen, die oft und viel in Ihrer Erzählung vorkommen, müssen Sie das immer thun. Was Sie sich also von den Gesichtszügen und dem Körperbau Ihrer Mutter erinnern, schreiben Sie ja ganz genau. Dann haben Sie mir zwar das Innere Ihres elterlichen Hauses beschrieben, aber nicht bestimmt genug. Ob die Lage des Hauses, des Orts, die Umgebungen gegen Gärten, gegen Nachbarhäuser, ob die Gegend anmuthig war, ob Sie aus den Fenstern ins Grüne, ob weit ins Ferne sahen, von dem allen steht kein Wort in Ihrer Erzählung, und das sind ja ganz wesentliche Umstände, das holen Sie ja nach und machen Sie die Schilderung so, daß ich mir ein bestimmtes Bild davon entwerfen kann. Diesen Wunsch müssen Sie mir befriedigen, sonst schwankt alles in der Phantasie, und selbst die Gedanken und Empfindungen verlieren dadurch in ihrem Gehalte.

Sie werden mich recht lästig mit meinen Bitten finden, aber Sie haben sich einmal darauf eingelassen, sie zu erfüllen.

Ich bin allein hier und nicht auf lange Zeit. Richten Sie aber doch Ihren nächsten Brief hierher; vermuthlich findet er mich noch hier, und ist das nicht, so geht er von hier von selbst nach Berlin, wohin ich zurückkehre. Sie erinnern sich wohl — Burgörner bei Hettstädt. Leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, mit immer unveränderlichen Gesinnungen Ihr H.

Neunter Brief.

Tegel, den 10. Juli 1822.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich Sie bitte, Ihre Briefe, wenn die meinigen diese Ueberschrift tragen, immer nach Berlin zu adressiren, sie kommen mir sicherer zu. — Hier brachte ich meine Kindheit und einen großen Theil meiner Jugend zu. Ich liebe Tegel sehr. Die Gegend ist wenigstens die hübscheste um Berlin; auf der einen Seite ein großer Wald, auf der andern von Hügeln, die schön bepflanzt sind, eine Aussicht auf einen ausgedehnten, von mehreren Inseln durchschnittenen See. Um das Haus und fast überall sind hohe Bäume, die ich in meiner Kindheit erst in mäßiger Stärke sah, und die nun mit mir emporgewachsen sind. Ich baue jetzt ein neues Haus hier, das schon halb fertig ist, und bringe auch hierher die Gemälde und Marmorsachen, die wir haben, so wird es ein anmuthiger Wohnplatz, von dem ich selten in die Stadt kommen werde.

Hier bekam ich auch Ihre beiden lieben Briefe, den vom 25. v. M. und den vom 3. d. M., für die ich Ihnen herzlich danke. Ich beantwortete den ersten, in dem Sie mich so sehr bitten, Ihnen augenblicklich zu schreiben, nicht gleich, weil ich wußte, daß einer von mir in der Zeit in Ihren Händen sein müßte.

Daß ich Ihren Hang zur Einsamkeit tadeln oder ein=

schränken möchte, dürfen Sie nie fürchten. Ihr alter väterlicher Freund E. ist aber doch wohl hier viel gütig-sorglicher gewesen, und hat an Ihr Glück gedacht und geglaubt, Sie hätten mehr Vergnügen in einer geselligeren Art zu leben. Ich meine nun das gar nicht, allein, wenn ich es auch meinte, so würde ich doch mehr zur Einsamkeit rathen. Es ist nun einmal (das lobe ich aber nicht) meine Art so, bei mir (das möchte hingehen), aber auch bei Andern, viel weniger auf ihr Glück, ihren Genuß, als auf das, was sie in sich sind, auf den vorzüglicheren Grad und die eigenthümliche Art ihrer Gemüthsstimmung zu sehen. Diese nun aber ist schon schöner, wenn man die Einsamkeit liebt, und wird schöner, wenn man dieser Liebe nachhängt; sie würde es aber allmälig auch, wenn man von Natur die Einsamkeit nicht liebte, und sich nur Gewalt anthäte, in ihr zu beharren. Das ist so in vielem meine Theorie.

Daß Sie mir gelegentlich erzählen, daß an Ihrem Haus und Garten ein Bach mit einem Steg ist, hat mir Vergnügen gemacht. Solche kleine Züge bezeichnen die ganze Lage und versetzen einen in die Gegenwart. Denken Sie nun auch hübsch an mich, theure Charlotte, hinter Ihrem Bach.

Der Aufsatz, den Sie mir vorerst als Beantwortung meiner Frage senden, der ursprünglich nicht für mich bestimmt war, in dem aber eine Stelle über mich vorkommt, für die ich Ihnen sehr dankbar bin, hat mich sehr interessirt. Ich liebe die Ansichten, die jemand, der bei vielen andern genauen Uebereinstimmungen doch sehr verschieden sein muß, über Gegenstände wie über Schriften hat, mit denen man durch das Leben gegangen ist. Es muß

in solchen Beurtheilungen vieles einseitig, selbst unrichtig sein, aber es ist die wahre, die natürliche und die eigene Ansicht, diese zieht immer an, weil man von ihr aus wieder Blicke in das Individuum thut, sie ist auch im hohen Grade belehrend, weil man sie sich gar nicht so von selbst vorstellen kann, und den Werth, den Eindruck, die Wirksamkeit der Dinge meist nur nach allgemeinen Maßstäben mißt und nur gewohnt ist, sich alles im Zusammenhange mit Denkart, Charakter, Erziehung und äußeren Umständen zu denken. Man wird die individuelle Ansicht immer ehren, auch wenn man nicht darin übereinstimmen könnte. Das, was Sie über mich sagen, ist sehr liebevoll und gütig, aber ich kann auch gewiß hinzusetzen, daß das gewiß wahr ist, daß ich unfähig wäre, je einen Menschen, der mir irgend nahe stand, zu vergessen oder aufzugeben, ich verfolge vielmehr jede Spur, die aus der Vergangenheit übrig ist. Jede solche Verbindung, ja jedes solches bloßes Begegnen, hängt ja mit so vielen in Einem zusammen und das Leben ist schon ein solches Stück- und Flickwerk, daß man nicht genug trachten kann, die zusammenhängenden Theile fester an einander zu knüpfen. Freilich kommt es auch darauf an, daß die, an die man sich auf solche Weise erinnert, noch etwas behalten haben, was dem Bilde entspricht, das in der Seele lebt. Aber selbst wenn das nicht ist, wie ich auch deren Beispiele in meinem Leben habe, so ergötze ich mich doch, wenn mir solche Personen wieder vorkommen, sie und ihr Treiben zu betrachten, ohne ihnen weiter ein fortdauerndes Interesse zu beweisen. Bei Ihnen ist das nun aber sehr anders; Sie haben so lange Jahre mein Andenken treu bewahrt, ohne irgend ein Zeichen des Andenkens von mir zu empfangen; Sie leben gern und viel

in Gedanken mit mir; Sie machen keine Ansprüche noch Forderungen an mich, als die ich gern und mit Freuden erfülle.

Sie bitten mich abermals, meine Briefe bewahren zu dürfen. Liebe Charlotte, ich bin ein großer Feind von alten Briefen, und wenn auch gar nichts darinnen steht, was irgend jemanden im mindesten nachtheilig sein könnte, habe ich das Aufheben nicht gern. Ein Brief ist ein Gespräch unter Anwesenden und Entfernten. Es ist seine Bestimmung, daß er nicht bleiben, sondern vergehen soll, wie die Stimme verhallt. Bleiben soll der Eindruck, den er in der Seele hervorbringt, und den dann der zweite und die folgenden verstärken oder verändern u. s. f.

Aber Sie legen einen so hohen Werth darauf, Sie bitten mich so inständig und dringend darum, daß ich es Ihnen gewiß nicht abschlagen will. Behalten Sie also immerhin die Blätter. Es ist ja dazu sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie sagen, Sie holen sich immer daraus was Sie bedürfen. Ich schreibe nie eine Zeile, die ich nicht mit Fug und Recht vertheidigen könnte, so ist es mir auch nicht gegeben, über das Schicksal meiner Briefe unruhig zu sein. Auch war es das nicht, was mich bewog, Sie um Verbrennung der meinigen zu bitten, sondern, wie ich oben sagte, weil ich das Aufheben der Briefe überhaupt nicht liebe. Selbst das Lesen alter Briefe will mir nicht recht einkommen. Ich dächte, man beschäftigte sich lieber mit dem Gegenstande in Gedanken, an dem das Herz hängt, da der Brief doch sein Leben verloren hat, wenn er nicht eben von geliebter Hand kommt. Bei Ihnen ist das anders. So behalten Sie immerhin die Briefe. Es

macht mir Freude, Ihnen einen Wunsch zu gewähren, da Sie so selten einen Wunsch aussprechen. Nun leben Sie herzlich wohl, liebste Charlotte, und bleiben Sie um mich mit Ihren Gedanken, die meinigen theilen oft Ihre Einsamkeit. Ihr H.

Sie wundern sich, daß eine Liebe zur Beschäftigung mit Empfindungen, eine Milde und Zartheit in denselben, ein Eingehen in fremde Gemüthsstimmungen, mir unter vielen und abziehenden Geschäften geblieben ist. Das kommt doch nur daher, daß jenes eigentlich die natürliche Beschaffenheit meines Gemüths ist, und daß es mir immer eigen gewesen ist, gegen das innere und eigentliche Sein, die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sich darum und auf diese Weise nur desto besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in seiner Gewalt haben, als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir nicht selbst geben kann, unabhängig zu bleiben, niemandes zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, und mein Glück in mir und durch mich zu bauen. Beides habe ich in hohem Grade erreicht. Ueber keine Freude und keinen Genuß des Lebens bin ich hinweg, wie es die Leute nen-

nen. Die einfachste Sache, wenn sie nur etwas Anmuthiges oder Höheres an sich trägt, oder wenn sie mir durch irgend etwas besonders zusagt, gewährt mir reine Freude. Daher niemand so dankbar ist als ich, weil wirklich auch wenig Menschen so viel Grund zur Dankbarkeit haben. Theils begegnet ihnen vielleicht weniger Erfreuliches, theils aber finden sie auch in dem, was ihnen begegnet, das Erfreuliche nicht so heraus, und genießen es nicht wie sie könnten. Aber kein Mensch ist auch so wenig bedürftig, als ich, und darauf beruht ein großer Theil meines Glücks, denn jedes Bedürfniß ist, wie es befriedigt wird, nur eigentlich Stillung eines Schmerzes, und alles, was darauf verwendet wird, geht dem reinen, ruhigen, stillen Genuß ab.

Die Fähigkeit, sich einem fremden Willen, blos weil es ein solcher Wille ist, auch geradezu gegen die Neigung zu unterwerfen, als muß sich zu unterwerfen, diese Fähigkeit bedarf jeder, auch der Mann, und ich würde mich sehr tadeln, wenn ich nicht wüßte, daß ich sie hätte. Sie macht überdies das Gemüth milder, weicher und, so sonderbar es scheint, zugleich stärker, selbständiger und der Freiheit würdiger.

Ohne Kampf und Entbehrung ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht.

Zehnter Brief.

Burgörner, im Juli 1822.

Ich habe zwei recht liebe Briefe von Ihnen bald nach einander empfangen, liebe Charlotte, die mir herzliche, wahre Freude gemacht haben und wofür ich Ihnen eben so herzlich danke. Die Güte und Liebe, die Sie mir so treu, wahr und natürlich bezeigen, thut meinem Herzen unendlich wohl, und wenn ich auch fühle, daß, wenn Sie von mir reden, das nur nach der Art ist, wie Sie mich ansehen, nicht gerade wie ich wirklich bin, so freut es mich, selbst da ich viel abbrechen muß, da ja dies liebevolle Zusetzen eine Folge und ein Beweis Ihrer Empfindung ist. Die Erinnerungen an Pyrmont haben mich sehr gefreuet; auch mir steht noch vieles, sehr vieles in der Erinnerung von jener Zeit her. Mancher Gespräche unter uns erinnere ich mich auch noch. Es war in jener Zeit und selbst in der Gegend eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakter-Formen, die in jeder Zeit sehr in Verbindung mit einander stehen. Die Einen lebten mehr in Klopstock, den Stolbergen, und den Dichtern und Theaterstücken, die ruhiger und weniger excentrisch hinliefen; die Andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die ersten Stücke hatte (die Räuber, Fiesko) und allem Regellosen, Excentrischen. Ich stand noch sehr unentschieden. Sie schienen mir mehr auf die erste Weise gebildet.

Ich erinnere mich, daß Sie die Schiller'schen Stücke nicht liebten. Alles das ist mir sehr im Gedächtniß geblieben, und ist mir noch heute, selbst außer der Persönlichkeit, merkwürdig, weil sich seit jener Zeit, auch in den innern Ansichten, viel mehr verändert hat, als die doch nicht so unendlich lange Reihe der Jahre voraussetzen ließe. Darum ist es mir auch sehr angenehm, wenn Sie, liebe Charlotte, gerade in Ihrer Jugend recht lange verweilen, in der Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung. Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie sich dieser Arbeit recht sorgfältig unterziehen. Auch wünschte ich genauer zu erfahren, durch welche Bücher Sie schon früh eine so ungewöhnlich ernste Bildung und Stimmung bekommen haben, und wie und wodurch diese in späteren Jahren sich so sehr befestigt hat. Ich wiederhole auch hier, Sie können in dem allen nicht weitläufig genug sein. Ueber das: jemand nach seinem Charakter behandeln, kann ich nicht ganz Ihrer Meinung sein. Ich thue es immer, einestheils weil es leicht zum Zwecke führt, dann, weil ich nicht berufen bin, auf den Charakter der Menschen gegen ihren Willen einzuwirken, endlich, weil die Menschen dabei glücklich und heiter bleiben und man gern Glück und Heiterkeit um sich verbreitet. Allein, was mich selbst betrifft, so wünsche ich immer und thue alles dazu, daß mich die Menschen nicht nach meinem Charakter nehmen mögen. Denn was heißt das anders, als den Charakter, wie er nun einmal ist, für abgeschlossen und unveränderlich annehmen, und ihn in allem, was er in sich enthält, zu bestärken? Nun aber ist keines Menschen Charakter fehlerfrei, es heißt also auch den Menschen in seinen Fehlern bestärken. Ich weiß wohl, daß es mich manchmal tief schmerzt, wenn ich gegen meinen Charakter behandelt werde,

allein ein solcher innerer Schmerz ist allemal heilsam, und das wahre Glück beruht gar nicht auf Schmerzlosigkeit. In dem Grade nun, daß die Menschen meines vertrauten Umgangs mir zu erkennen geben, daß sie auch gern mit Kraft und Selbstverleugnung an sich arbeiten, daß sie heilsame Schmerzen nicht scheuen, behandle ich auch sie weniger mit Rücksicht auf ihren Charakter, und so könnte ich wohl bisweilen gegen die, welche mir innerlich am nächsten stehen, gerade am wenigsten schonend erscheinen. — Es thut mir sehr leid aus einzelnen Aeußerungen zu erkennen, daß Sie leidend waren, vielleicht noch sind. Schonen Sie sich, liebe, gute Charlotte, schonen Sie sich auch für mich, denken Sie, daß es mich unendlich bekümmert, Sie leidend zu wissen. Ihre Ruhe, Ihre Heiterkeit, vor allem Ihre Gesundheit ist es, worauf es mir ankam. Frauen sind darin glücklicher und unglücklicher als Männer, daß ihre meisten Arbeiten von der Art sind, daß sie während derselben meist an ganz etwas anderes denken können. Ich würde es ein Glück nennen. Denn man kann ein ganz inneres Leben fast den ganzen Tag fortführen, ohne in seinen Arbeiten oder in seinem Berufe dabei zu verlieren oder gestört zu werden. Es ist das auch wohl ein Hauptgrund, warum wenigstens viele Frauen die Männer in allem übertreffen, was zur tiefern und feinern Kenntniß seiner selbst und Anderer führt. Allein, wenn jene inneren Gedanken nicht beglückend, oder wenn sie wenigstens das nicht rein und unvermischt sind, sondern niederschlagend und beunruhigend dabei, so ist allerdings die Gefahr größer, welche die innere Ruhe bedrohet; da Männer in ihren Geschäften selbst, auch wider ihren Willen, Zerstreuung und Abziehung von einem das Innere einnehmenden Gedanken finden.

Fürchten Sie nie, daß mir Ihre entschiedene Vorliebe für die einsame Stille, die Sie sich selbst geschaffen haben, mißfallen könne. Gerade das Gegentheil. Die Zeichnung Ihres kleinen Landhauses und Gartens, die Ihrem letzten Brief beigelegt war, hat mir Vergnügen gemacht; es ist angenehm, sich mit jemand, den man liebt, alle Umgebungen denken zu können. Die Einseitigkeit, welche, wie Sie sagen, E. für Sie gefürchtet und darum die große Zurückgezogenheit, worin Sie leben, nicht ganz gebilligt habe, ist allerdings etwas, das nicht taugt. Einmal aber ist sie bei Ihnen nicht zu besorgen, anderntheils auch kann man doch für sehr vieles verstummen, ohne zu verarmen im Innern, oder dem Wahren, Guten und Schönen abzusterben.

Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüths höher, läutert die Seele und zieht sie ab von den kleinlichen, zerstreuenden Rücksichten, worein Frauen leichter verfallen als Männer. Auch giebt eine Frau, die die Einsamkeit liebt und in ihr lebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eigenen Innern schöpft, und das ist das Haupterforderniß, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen und ein bleibendes, unwandelbares Interesse einzuflößen.

Die wenigsten Menschen verstehen, wie unendlich viel in der Einsamkeit liegt, und gerade für eine Frau liegt. Wenn sie verheirathet ist und Kinder hat, ist ihr Familienkreis ihre Einsamkeit, im entgegengesetzten Fall aber ist es

eine absolute, in der man wirklich allein lebt und wenig Menschen sieht.

Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück, und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt. Dies habe ich oft bei Frauen in sehr unglücklichen ehelichen Verhältnissen erlebt, die aber lieber untergingen, als ihre Stelle verlassen wollten. Leben Sie herzlich wohl. Ihr H.

Elfter Brief.

Berlin, den 2. December 1822.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, empfangen, und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Es gehört immer zu meinen angenehmsten Empfindungen, etwas von Ihnen zu erhalten, und jemehr ich darin Ihre treue und liebevolle Anhänglichkeit erkenne, desto tiefer ist der Eindruck, den Ihre Zeilen auf mich machen. Die Erinnerung der Vergangenheit gesellt sich alsdann zu dem Genuß der Gegenwart, und ich rechne es immer zu den günstigsten Schicksalen meines Lebens, daß Sie mein Andenken haben bewahren wollen, und daß, wie mich Ihnen Beschäftigungen, Schicksale genähert haben, Sie fortdauernd Werth auf meine Theilnahme legen, in meine Ideen eingehen, und es sich selbst für ein Glück, ja wohl gar mir zum Verdienst anrechnen, daß mir Empfindungen blieben, die nur mit meinem eigenen Leben aufhören können. Es könnte mich dieser Beifall eigentlich stolz machen, allein dazu habe ich keine Anlage. Ich kenne mehr, wie irgend einer, meine Fehler und Schwächen und weiß, daß es kein Verdienst genannt werden kann, daß, wenn man einmal vom Schicksal gewürdigt worden ist, das natürlich Treffliche und Gediegene zu sehen, wenn es sich, auch*) durch eine Gabe des Glücks, einem wirklich erschlossen hat, man es nun auch im Tief-

*) Zusätze, 4. Anmerkung.

sten der Seele festhält, und sich nicht wieder entreißen läßt. Für ein solches Glück halte ich es, daß ich Sie einmal sah und Sie mir blieben, und fortfuhren, mir mit Treue anzuhängen, sich noch jetzt gern und willig mir unterordnen, und mir erlauben, Ihnen so vertraulich zu schreiben. Ich habe die Stimmung von der Natur empfangen, die ich für eine ihrer wohlthätigsten Gaben halte, daß ich das Unglück nie fürchte, ja, wo es mich betraf, und das ist doch einige mal auf sehr harte Weise geschehen, es nur als einen ernsten, aber nicht übelwollenden Begleiter betrachte; dagegen das Glück unendlich schätze, erkenne und genieße. Ich meine aber so das recht reine Glück, das, von allem Verdienst entblößt, uns die Götter schicken, ohne daß der Mensch dazu das Mindeste thut. Ein solches Glück war es, daß Sie mir je begegneten, daß mir ein irdisches Bild vor Augen trat, das mir immer blieb und immer bleiben wird, mit dem Nichts meinen Frieden stören kann und stören wird. Denn selbst wenn es möglich wäre, daß Sie etwas anwandelte, das ich mißbilligen müßte, so bliebe jenes Bild ewig rein und unentweiht in mir. Es wäre dann etwas, das Ihnen so begegnete, wie es jedem Menschen wohl begegnen kann, es wäre aber nicht in die Züge verwebt, die den Umriß jenes Bildes ausmachten. Denn jeder Mensch trägt eigentlich, wie gut er sei, einen noch bessern Menschen in sich, der sein viel eigentlicheres Selbst ausmacht, dem er aber wohl einmal untreu wird, und an diesem innern und nicht so veränderlichen Sein, nicht an dem veränderlichen und alltäglichen muß man hängen, auf jenes dieses zurückführen, und manches verzeihen, woran jenes tiefere Sein unschuldig ist. So hatte ich ja auch nie geahndet, welchen Schatz von Liebe und Treue Sie mir ein langes Leben bewahrten. Wie sollte es mich nicht beglücken!

Diese Empfindungen, die Sie für mich hegen, die Gefühle, die aus jedem Ihrer Briefe sprechen, sind ja der Grund, auf dem alles, was wir mit einander wechseln, rein und schön hinfließt, von dem es die Farbe annimmt und in dessen Licht es erscheint. Darin liegt auch der große Reiz, den Ihre Lebensbeschreibung für mich hat. Jemehr ich die Umgebungen kennen lerne, in denen Sie, meine gute Charlotte, aufwuchsen, je mehr ich Sie mir darin denke, desto mannichfaltiger bewegt schweben mir die Züge vor, an die meine Einbildungskraft immer gern und lieblich geheftet ist. Solchen Genuß der Phantasie rechne ich zu den höchsten, die den Menschen gegeben sind, und in vieler Rücksicht ziehe ich ihn der Wirklichkeit vor. In diese kann immer leicht etwas störend eintreten, aber jene nähert sich den Ideen, und das Größte und Schönste, das Menschen zu erkennen im Stande sind, bleiben doch die reinen, nur mit dem innern Blick erkennbaren Ideen. In ihnen zu leben ist eigentlich der wahre Genuß, das Glück, was man ohne Beimischung irgend einer Trübheit in sich aufnimmt. Nur haben wenig Menschen eigentlich Sinn dafür. Denn es gehört dazu eine Neigung der Beschauung, die in Menschen unmöglich ist, bei denen Sinnlichkeit und innere moralische Empfindung in Verlangen zur Wirklichkeit und zum Genuß übergehen. Ich bin von diesem Verlangen mein ganzes Leben hindurch sehr frei gewesen und habe daher mehr durch den Anblick am Innern und Aeußern genossen, und in beiden Rücksichten mehr die Wahrheit der Dinge erkannt, ohne mich Täuschungen hinzugeben.

Sie haben mich, liebe Charlotte, schon vor längerer Zeit gebeten, Ihnen Nachricht von den Meinigen zu geben; Sie haben den Wunsch leise erneuert, und sprechen ihn jetzt wieder auf eine so zart empfundene Art aus, daß ich mir fast einen Vorwurf darüber mache. Sie sagen: Die nahen Angehörigen geliebter Männer seien für Frauen unendlich theure geheiligte Gegenstände; die Kinder, Theile seines Wesens, die Lebensgefährtin, als die Mutter dieser, würden in dem Grade, wie sie den Geliebten beglücken, von der innigsten Zärtlichkeit umfaßt. Indem ich es zu würdigen weiß, aus wie edler Quelle dergleichen Aeußerungen kommen, danke ich Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe es nur von Brief zu Brief verschoben, weil ich gewöhnlich das letzte Wort eines Blattes und die letzte Viertelstunde der Zeit erreichte, ehe ich dazu kam. Ich fange bei meiner Frau an, da ich mich nicht erinnere, ob Sie wissen, wer sie eigentlich ist. Wenn ich Ihnen also etwas sage, was Ihnen bekannt ist, so seien Sie mir darum nicht böse. Sie war ein Fräulein von Dacheröden, in ihrer Jugend sehr schön, und, ob sie gleich acht Kinder gehabt hat, noch viel mehr erhalten, als es Frauen, die nicht in dem Falle sind, gelungen ist. Sie ist seit einiger Zeit kränklich, aber auf keine Weise, die Besorgniß erregte oder ihre natürliche Heiterkeit störte. Burgörner gehört ihr und ist eins ihrer Güter, dahingegen Tegel und die schlesischen mir gehören. Unsere Ehe wurde blos durch gegenseitige Neigung, ohne alles Zuthun von Eltern und Verwandten, geschlossen, sie hat in den 31 Jahren, die sie nun währt, nie einen nur weniger zufriedenen Moment gehabt, unser Glück ist gegenseitig heute, wie im Anfange, und hat nur die Farbe der verlaufenden Zeit nach und nach angenommen. Da wir beide von Natur heiter sind, so ist unser Verhältniß selbst

jugendlicher geblieben, als es sonst der Fall sein würde. Meine Geschäfte haben uns manchmal lange von einander getrennt, aber seitdem ich freie Muße genieße, sind wir fast ununterbrochen zusammen, und dies fortsetzen zu können, wird mich vorzüglich bewegen, wenn es nicht durchaus sein muß, nicht wieder in Dienst zu treten. Gleich nach meiner Verheirathung lebte ich auch außer Dienstverhältnissen über 10 Jahre lang, und reiste damals mit meiner Frau nach Frankreich und Spanien. Jetzt in der Stadt berühre ich fast die Straße mit keinem Fuß, und fahre auch selten aus. Auf dem Lande gehen wir immer zusammen spazieren, oder sind beide zu Hause. Von unsern acht Kindern haben wir leider drei, eins in Paris, zwei in Rom verloren, als ich dort Gesandter war. Jetzt haben wir noch drei Töchter und zwei Söhne. Die älteste Tochter wird sich schwerlich verheirathen, sie bleibt gern mit uns, und wir würden sie, da sie so lange mit uns gewesen ist, noch ungerner missen. Meine beiden andern Töchter sind verheirathet; die zweite heirathete, ehe sie noch 15 Jahr alt war, und ihr Mann in den Krieg ging. Sie hat den Obrist-Lieutenant von Hedemann zum Manne und lebt überaus glücklich. Die jüngste ist an den Geheimerath von Bülow verheirathet, der Legations-Sekretair bei mir in London war und jetzt hier bei dem auswärtigen Departement steht. Sie hat eine Tochter, die bald ein Jahr alt sein wird, und lebt gleichfalls sehr heiter und in ihrer Häuslichkeit zufrieden. Mein jüngster Sohn ist noch im Hause und wird bei mir erzogen. Mein ältester ist Kavallerie-Offizier in Breslau und hat eine schöne und liebenswürdige Frau. Sie hat leider noch keine Kinder. So wissen Sie wenigstens im Ganzen so viel, daß Sie sich meine Familie und mein Leben in derselben vorstellen können. Außer meiner Familie sehe ich wenig

Leute. In Privathäuser gehe ich selten, nur zu einigen alten Bekannten.

Ich muß nun schließen, das Papier ist zu Ende. Leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte. Mit der unwandelbarsten und wärmsten Anhänglichkeit der Ihrige.

H.

Zwölfter Brief.

Berlin, den 27. December 1822.

Ich setze mich mit inniger Freude an den Tisch, Ihre beiden Briefe zu beantworten, die mir, wie alles, was mir von Ihnen kommt, sehr theuer gewesen sind. Es thut mir sehr leid, daß mein längeres Schweigen Sie einen Augenblick beunruhigt hat, ob ich gleich diesem Umstande einen Brief mehr von Ihnen verdanke. Sie müssen aber nie unruhig sein, wenn ich einmal länger nicht schreibe, als Sie gerade gedacht haben, daß ich es thun würde. Ich bin so selten krank, daß dies gar nicht in Berechnung kommen kann, und eine Aenderung in meinen Gesinnungen, wie leise sie auch sein möchte, ist in der That unmöglich. Es widerspricht meinem Charakter überhaupt, und widerspricht noch vielmehr meinen einmal für Sie gefaßten Empfindungen, und kann mit einem Wort nicht eintreten. Daß ich aber einmal weniger oft schreibe, hat ganz zufällige Ursachen, die ich aber auch nicht gut ändern kann. Ob ich gleich jetzt gar keine eigentlichen Geschäfte habe, so bin ich beschäftigter als die Meisten, die selbst viel mit solchen beladen sind, und ich lebe keineswegs so, wie manche Andre, daß ich nur auf irgend eine Weise dem Vergnügen oder meinen Einfällen nachhänge. Meine Stunden vom Morgen bis zum Abend, und vor 1 Uhr gehe ich nie zu Bette, sind regelmäßig besetzt, mit meiner Familie bringe ich nur

etwa zwei Stunden am Abend, außer dem Mittagsessen, zu. In Gesellschaft gehe ich so gut als gar nicht, und in meiner Stube, in der ich also die meiste Zeit meines Lebens zubringe, bin ich mit Papieren und Büchern umringt. Ich führe, seit ich den Dienst verlassen habe, ein eigentliches Gelehrten-Leben, habe weitläufige, wissenschaftliche Untersuchungen unternommen, und so kommt es denn freilich, daß der Briefwechsel manchmal stockt, der mit Ihnen aber doch am wenigsten. Denn ich wundere mich selbst manchmal, wie ich Ihnen so oft und so lange Briefe schreibe, und dann finde ich es doch wieder so natürlich, weil ich mich so gern in meinen Gedanken vor Ihnen gehen lasse, und meine Briefe wieder Veranlassung der Ihrigen sind, die ich so innig gern lese, wie lang sie sein möchten. Denn zum Lesen habe ich immer Zeit; da dazu der Entschluß nicht wie zum Schreiben zu nehmen ist, sondern mit dem erscheinenden Briefe natürlich da ist, so schiebt sich alles andre so lange zur Seite. Auch das Denken gehört jeder Stunde an, nur zum Schreiben kommt man nicht immer, und ich könnte mir darin einen Zwang anthun. Ich klagte mich zum voraus bei Ihnen an, liebe Charlotte, daß ich eigentlich nicht ordentlich und regelmäßig im Schreiben bin, und Sie sehen jetzt, daß ich nicht unwahr redete.

Daß Sie erfreuet und zufrieden sind mit den kurzen Nachrichten, die ich Ihnen über meine Familie gab, ist mir lieb, ob Sie hinzusetzen, „wenn ich sie auch ausführlicher gewünscht hätte, bin ich doch erfreut und etwas bekannt mit den Ihrigen und bescheide mich.“ — Das ist ganz in Ihrer Art, und wenn ich Sie darum lobe, so muß ich darüber schmälen, daß Sie besorgen, ob Sie sich nicht zu sehr haben gehen lassen in dem Ausdruck Ihrer Empfindungen? Sie haben in Ihrer Selbstbiographie nur für mich geschrieben. Sie

haben mir die ersten Empfindungen Ihrer jugendlichen Brust aufrichtig, edel und offen gestanden, Sie haben mir diese Gefühle durch ein ganzes Leben gesondert bewahrt und mein Andenken heilig erhalten, ohne irgend ein Zeichen des meinigen empfangen zu haben. Ihr ganzer Besitz waren ein Paar Zeilen auf einem Zettel Papier. Das würde jeden Mann gerührt haben. Wer aber so etwas zu würdigen versteht, wie ich das von mir sagen darf, der wird es wie ein seltenes Glück dankbar empfangen und wie eine Zugabe des Himmels ansehen. Nicht der leiseste, nur scheinbar gerechte Vorwurf könnte Sie treffen, und die kälteste, ruhigste Beurtheilung könnte hier nichts zu tadeln finden. Sie sehen, ich will mir nicht wieder entreißen lassen, was Sie mir einst freiwillig gegeben haben. Ich will es behalten, und keine kleinlichen Skrupel von Ihrer Seite sollen mir meinen lieben Besitz rauben. Irre ich, so irrt wenigstens mein Herz nicht. Ich habe nicht die engherzigen Begriffe über solche Empfindungspflichten, die wohl sonst im Schwange sind. Wenn man in sich rein ist, kein Gefühl mit dem andern vermengt, keine Pflicht verletzt, so habe ich für mich (ich will nie für das Gewissen eines Andern reden) kein Arges, mich jedem Gefühl, das wahr und unentstellt in mir aufsteigt, ohne alle Aengstlichkeit hinzugeben. So ist es in mir. Sie sehen, was ich Ihnen oben sagte, ich will behalten, was ich habe.

Von meinem Familienleben hätte ich Ihnen, wenn Sie es nicht ausdrücklich gefordert hätten, und es mir nicht natürlich geschienen, doch auch das Innere und gerade dasjenige Verhältniß zu berühren, von dem in einem Familienkreise alle andere Empfindungen ausgehen, immer geschwiegen.

Also noch Einmal, ich will, liebe Charlotte, daß Sie

nicht eine einzige Zeile, nicht ein Wort zurückwünschen. Alles, was Sie mir geschrieben haben, woraus Ihre Gefühle so rein und wahr hervorstrahlen, beglückt mich in der Erinnerung. Ich wünsche vor allem, daß der Briefwechsel mit mir Ihnen reine, durch nichts getrübte Freude mache. Ich habe ja dabei keinen andern Zweck, als für mich Erinnerungen fest zu halten, die mir ewig theuer sein werden, und für Sie, Ihnen eben dadurch Freude zu geben.

Daß ich Ihnen jene Nachrichten so spät gab, darf Sie nicht wundern, ich gab sie nur, weil Sie es wollten. An sich ist es meine Art nicht, von dem, was ich für einen Menschen fühle, einem Andern als ihm selbst zu sprechen, ja, es ist mir ganz entgegen. Ich weiß wohl, daß man es so gemeinhin für ein Zeichen und ein Bedürfniß der Freundschaft hält, sich gegenseitig Freude und Kummer und alles mitzutheilen, den Andern, wie man es nennt, mit sich leben lassen. Ich könnte tiefen Kummer und große Freude im Herzen haben, und es würde mich nie drängen, es denen mitzutheilen, die ich am liebsten habe. Ich thue es auch wirklich nicht, wenn die Mittheilung nicht andere Veranlassung hat. Ich halte sehr wenig von den Ereignissen des Lebens und für mich (Gott weiß, nicht für Andere) wenig von Glück und Unglück, beide, auf mich bezogen, sind die letzten Rücksichten bei meinem Thun und Handlungen; ich weiß, Gottlob! mit denen, die ich so gern habe, als Sie, immer noch etwas Besseres zu reden, als was eben um mich herum vorgeht. Ich mache es gerade so mit meiner Frau und Kindern. Sie wissen von sehr vielem, was mich beschäftigt, gar nicht, und meine Frau denkt so gleichgestimmt mit mir darüber, daß, wenn sie zufällig etwas erfährt, was sie nicht wußte, oder ich ihr selbst bei einer Veranlassung davon sagte, es ihr nicht ein-

fällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefsten und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige.

H.

Dreizehnter Brief.

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verstummen ja ganz, liebe Charlotte. Es ist ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon seit 8 Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillschweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Posttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank sind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geschrieben, mir wenigstens das zu sagen. Sie waren aber sehr angegriffen, hatten sich sehr angestrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geschadet haben. Ich bitte Sie inständigst, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That sehr unruhig sein, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber sehr beschäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er ist nun nach Paris zurückgegangen; während seiner Anwesenheit hatte ich alles liegen lassen, und so ist schon das, was sich in meinen Geschäften angehäuft hat, so ansehnlich, daß ich ein Paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, so wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handschrift ist das sehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, schreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

fällt, das sonderbar zu finden. Freundschaft und Liebe bedürfen des Vertrauens, des tiefften und eigentlichsten, aber bei großartigen Seelen nie der Vertraulichkeiten.

Leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige.

H.

Dreizehnter Brief.

Berlin, den 14. Februar 1823.

Sie verstummen ja ganz, liebe Charlotte. Es ist ungewöhnlich lange, daß ich keine Zeile von Ihnen erhielt. Schon seit 8 Tagen wollte ich Sie bitten, das Stillschweigen zu brechen. Aber ich hoffte mit jedem Posttag einen Brief zu erhalten. Wenn Sie nur nicht krank sind! Allein gerade dann, dächte ich, hätten Sie geschrieben, mir wenigstens das zu sagen. Sie waren aber sehr angegriffen, hatten sich sehr angestrengt, dazu jetzt die kalte Witterung, das alles könnte Ihnen doch wohl geschadet haben. Ich bitte Sie inständigst, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Ich würde in der That sehr unruhig sein, wenn ich auch jetzt keinen Brief erhielte. Ich bin wohl, aber sehr beschäftigt. Mein Bruder war vier Wochen hier bei mir. Er ist nun nach Paris zurückgegangen; während seiner Anwesenheit hatte ich alles liegen lassen, und so ist schon das, was sich in meinen Geschäften angehäuft hat, so ansehnlich, daß ich ein Paar Wochen daran aufzuräumen haben werde. Darum verzeihen Sie auch die Kürze meiner Zeilen. Da Sie gern lange Briefe von mir haben, so wird Ihnen mein letzter gefallen haben, er füllte den ganzen Bogen, und mit meiner kleinen Handschrift ist das sehr viel. Leben Sie wohl, und ich bitte, schreiben Sie mir gleich. Von Herzen und mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Vierzehnter Brief.

Berlin, den 14. März 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre Briefe mit deren Beilagen erhalten, und sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Man kann nicht ordentlicher sein, als Sie diese zweite Lieferung zu Ihrer Lebensbeschreibung eingerichtet haben. Sie nennen sie: Einleitungs-Hefte. Die Folge wird das erst ganz deutlich machen, da alle Ihre Gedanken Klarheit haben. Alles lies't sich leicht und mühelos, wie ein Buch, und was bei Handschriften immer sehr angenehm ist. Daß Sie das Ganze in Lieferungen theilen und in jede einen angemessenen Abschnitt zusammen fassen, ist äußerst zweckmäßig. Ich finde es daher auch besser, daß Sie künftig sich nicht gerade an die Zeitpunkte halten, die ich anfangs bestimmt hatte, sondern jeder Lieferung einen angemessenen, sich nach dem Inhalt richtenden Abschnitt geben, daß er weder allzukurz noch allzulang wird, und abzusenden, wenn Sie solche Lieferung fertig haben, ohne sich an einen bestimmten Zeitabschnitt zu kehren. Ich weiß, auf der einen Seite, daß Sie Interesse genug an der Sache nehmen, und liebevoll gegen mich gesinnt, selbst gern meine Wünsche erfüllen, und also die Muße, die Sie auf diese Arbeit verwenden können, gewiß nicht ohne Noth andern Dingen schenken. Auf der andern Seite aber möchte ich selbst nie, daß Sie den nothwendigen Geschäften, die Ihnen obliegen, Zeit entzögen, die dann wieder zu große Anstrengungen forderten, um das Verschobene wieder einzubringen. Alles, wozu ich Sie veranlasse, soll nur zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Genugthuung dienen, nicht aber Ihnen zur Last noch Un-

ruhe werden. Was mich bei dieser Lieferung erschreckt, ist, daß Sie schon so weit vorgerückt sind. Sie sehen daraus, wie ich Ihnen immer sagte, daß Ihre Furcht vergeblich sei, daß Sie bei einer so großen Ausführlichkeit nie zu einem Ende kommen würden. Indessen kann ich Ihnen durchaus über Mangel an Ausführlichkeit keinen Vorwurf machen. Ich glaube gern und sehe es aus der Schrift selbst, daß Sie nichts weiter zu erzählen hatten, weil der Gegenstand Ihnen in Ihrem Gedächtniß nicht mehr darbot. Sie sind nichts übergangen, alle Personen, die Sie erwähnen, erscheinen in einer vollständigen Zeichnung mit sehr bestimmten Umrissen, man sieht zugleich ihre Umgebungen und es geht dem Bilde kein Zug ab, dessen Vermissen eine Lücke verursachte. Zwei interessante Figuren sind Ihre beiden Großmütter, man ist sehr geneigt, sie in Ihnen wieder zu erkennen. Zwei vorzügliche Frauen waren es gewiß. Es ist in sich natürlich, daß die Schilderung des Lebens einer in den einfachsten Verhältnissen sich befindenden Familie nicht mehr und nichts Vielfacheres darzubieten im Stande ist; auch ist es Ihnen wohl bis dahin nicht eingefallen, dies Leben in so weiter Vergangenheit zurückzuholen und zu beschreiben. Das alles, gute Charlotte, erkenne ich mit wahrer Dankbarkeit, erkenne, wie gern Sie mir Freude machen. Auch hat Ihre Erzählung, gerade in dieser Einfachheit eines solchen Lebens, für mich und meine individuelle Art zu empfinden einen großen Reiz, den ich auch wieder bei Lesung Ihrer Blätter empfunden habe. Ich muß diese Lieferung auch darin noch mehr loben als früher, weil die Erzählung darin ruhiger, ununterbrochener, und in einem einzig nur das Geschilderte heraushebenden Tone fortgeht. So gern ich auch Betrachtungen lese, welche Sie früher dem Erzählten einzustreuen pflegten, so besteht der größte

Reiz einer Erzählung doch gerade darin, daß man nur das Erzählte erblickt, und daß es als etwas ehemals Vorgegangenes und sich selbst vor dem Auge Bewegendes dasteht, nicht durch den unterbrochen wird, der es jetzt absichtlich darstellt. Im gegenwärtigen Falle sind nun zwar Sie, als darstellend und dargestellt, dieselbe Person, allein die Verschiedenheiten der Zeit bleiben auch so doch gleich beachtungswerth, und Sie, jetzt und selbst erzählend, werden gegen sich, in jener Zeit dargestellt, auch wieder gewissermaßen eine Fremde. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß ich mich durchaus gegen die Einstreuung jeder Betrachtung erklärte, und Sie sich jede neue verbieten müßten. Dies ist gar nicht meine Absicht. Ich lobe mehr die Art, die ich hier beobachtet gefunden habe, als ich es tadeln würde, wenn Sie eine andere angewendet hätten. Denn auch diese könnte auf ihre Weise Reiz gehabt haben, und Sie würden es gewiß verstanden haben, ihn derselben zu geben. Allein in sich ist es richtig, daß die Erzählung reiner und anziehender in dem Grade ist, in welchem sich der Erzähler mehr zurück und in Schatten stellt, und dieser verliert dabei nicht, denn man sieht ihn und seine Individualität in der Art und Natur der Erzählung gleich klar und bestimmt, und fühlt sich durch die verstecktere Art, mit der es geschieht, überrascht. Die Zeichnungen, die Sie beigelegt hatten, haben mich sehr gefreut. Sie versetzen den, der sie sieht, auf den Schauplatz der Personen, von denen erzählt wird, und tragen daher zur Lebendigkeit der Schilderung und zur Bestimmtheit des Bildes bei. Die äußere Ansicht Ihres elterlichen Hauses hat aber auch etwas in sich Freundliches und Gefälliges. Bei Gelegenheit des Todes Ihrer Mutter erwähnen Sie, obgleich dunkel und so, daß man nicht deutlich und bestimmt sehen kann, wie es

gewesen ist, etwas Geisterartiges. Dies bitte ich Sie nicht zu übergehen. Ist es, wie es fast scheint, Ihre Absicht, darauf bei einer andern Gelegenheit in der Folge zurück zu kommen, so mag es so bleiben, und so lese auch ich die genaue Darstellung dieses Ereignisses lieber an dem Orte, den Sie für den paßlichsten halten. Wollen Sie aber nicht darauf zurück kommen, sondern es bei demjenigen bewenden lassen, was Sie darüber gesagt haben, so muß ich Sie bitten, dieser Sache eine besondere Zugabe zur zweiten Lieferung zu widmen, sie zuerst und zunächst auszuarbeiten und mir einzeln zuzusenden. Es hat gerade dies ein ganz besonderes Interesse für mich. — Das Mißgeschick mit Ihrer Wohnung hat mich sehr geschmerzt; Sie befanden sich dort einsam und wohl, und hatten überdies sie sich nach Ihren Neigungen eingerichtet. Das verlassen zu müssen ist wirklich höchst unangenehm, und ich nehme nicht nur den innigsten Antheil daran, sondern begreife auch Ihre Niedergeschlagenheit darüber vollkommen.

Daß Ihnen meine Theilnahme tröstlich, mein Andenken wohlthätig ist, und Sie gern dabei verweilen und ausruhen, wenn Ihnen, wie auch jetzt, weh ist, dafür, liebe Charlotte, kann ich Ihnen nur sehr dankbar sein. Es war mein Wunsch und meine Absicht, ich wollte nur glücklich, heilsam und wohlthätig auf Sie einwirken, und es freut mich unendlich, wenn ich erkenne, daß ich das erreiche. Gestatten Sie mir denn auch jetzt diesen Einfluß auf Ihr Gemüth, da Sie leiden und gebeugt sind. Richten Sie sich an mir auf. Ich möchte niemand lieber als Ihnen zur Stütze sein. Leben Sie für heute herzlich wohl, und erlauben Sie mir die Wiederholung meiner Bitte, sich zu beruhigen. Halten Sie den Glauben an die Treue meiner innigsten, liebevollsten Theilnahme fest, womit ich Ihnen stets angehöre. Ihr H.

Funfzehnter Brief.

Berlin, den 30. März 1823.

Ihr Brief vom 19. dieses, liebe Charlotte, hat mich bekümmert, da er in großer und sichtbarer Niedergeschlagenheit geschrieben war; es hat mich aber gefreut zu sehen, daß er gegen das Ende hin heiterer wird, weil das ein sicheres Zeichen ist, daß das ruhige Schreiben, das stille Gespräch mit dem, von dem Sie wissen, daß er immer gleichen Antheil an Ihnen nimmt, eben jene wohlthätige Wirkung auf Sie ausgeübt hat. Darum hoffe ich auch, werden Sie nicht bei dem Vorsatz des Verstummens bleiben, sondern fortfahren, wie bisher, zu schreiben. Jener Vorsatz, den ich überhaupt nur für augenblicklich halten will, kann Ihnen nur von einer düstern Stimmung eingegeben sein. Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie, wie Sie sagen, mein Leben nicht durch Ihre Niedergeschlagenheit stören wollen. Allein, weiß ich sie darum weniger, wenn ich sie in Ihrem Verstummen erkenne, und muß sie mich denn nicht gerade darum mehr beunruhigen, weil ich den Grad, die Farbe, die Art derselben weniger kenne? Sie können versichert sein, daß ich immer den herzlichsten und mitfühlendsten Antheil an Ihnen und Allem, was Ihnen begegnet, nehme, und daß ich auch auf dieselbe Weise den Unfall ansehe, daß Sie gerade jetzt, und überhaupt, eine Ihnen zu bequemer und lieber Gewohnheit gewordene Wohnung aufgeben müssen. Allein ich möchte Ihnen doch, liebe Charlotte, bei einem solchen Falle

mehr Stärke, mehr innere, äußern Unfällen entgegen strebende Heiterkeit wünschen, da Ihnen so vieles zum innern Genuß bleibt. Es soll dies gewiß auch nicht der fernste und leiseste Vorwurf sein; ich möchte lieber alles, als Ihnen im mindesten weh thun. Aber es ist einmal meine Art, denen, mit denen ich vertraulich umgehe, durchaus und ganz wahr zu reden, unverholen zu sagen, was mir nicht zu billigen scheint, und ihnen die Vorstellungen zu machen, durch die sie meiner Ueberzeugung nach in sich stärker, fester und dadurch selbständiger und minder abhängig von äußern Zufälligkeiten werden. Also seien Sie mir um dasjenige, was ich Ihnen hier sage und sagen werde, nicht böse. Sehen Sie es auch nicht als etwas an, das der leicht sagen kann, der selbst nur in glücklicher und genügender Lage vor ähnlichen Unfällen sicher ist. Es kommt nicht auf die äußere Ursache an, von welcher der Schmerz oder die Widerwärtigkeit entsteht, und der Himmel hat Schmerz und Widerwärtigkeit so weise vertheilt, daß der äußerlich noch so vorzüglich Begünstigte darum keinen Augenblick hindurch freier ist von Anlässen und Ursachen innern Schmerzes. In einem schon ziemlich langen und gar nicht in einfachen Verhältnissen hingegangenen Leben sind mir mannichfaltige Dinge vorgekommen, die mich augenblicklich oder auf lange aus meinem ganzen gewohnten Lebenswege in einen andern, in vielen, gerade das Innerste berührenden Punkten verschiedenen gestoßen haben. Ich bin also den Empfindungen, die Sie jetzt haben, auf keine Weise fremd, und kann mir jeden Tag, da wir in der Hand des Schicksals sind, eine ähnliche bevorstehen. Ich verkenne auch darum die Art Ihrer Empfindungen nicht, weil ich, wie Sie allerdings Recht haben zu sagen, nicht gerade mit der äußern Ursache sympathisiren kann. Das Wechseln einer Wohnung, das mir

so oft von den angenehmsten zu den unlieblichsten begegnet ist, würde auf mich allerdings wenig Einfluß haben. Ich lebe zwar auch beständig in meiner Stube, bin jetzt zum Beispiel, trotz des Sonnenscheins, seit 8 Tagen mit keinem Fuße anders als zu den durch Gewohnheit bestimmten Tageszeiten in das Nebenzimmer zu meiner Familie gekommen. Ich habe keine Bedürfnisse der Art, jede Stube ist mir gleich, ich brauche keine Bequemlichkeiten, den Rohrstuhl, auf dem ich sitze, und den Tisch, an dem ich schreibe, ausgenommen. Sie würden keinen Spiegel, kein Sopha, nichts von dem allen bei mir finden. Allein auf die Ursache der Trauer kommt gar nichts an, es gilt nur diese, und ich sage Ihnen das nur, um jedem, auch stummen Einwand zu begegnen, daß ich bei einem Unfall, wie er Sie jetzt betrifft, mich nicht in Ihre Lage versetzen könnte. Ich kann es gewiß, da jeden reizbaren und nicht empfindungslosen Menschen niederschlagende Empfindungen ähnlicher Art betreffen. Aber gerade darum, meine eigenen Erfahrungen benutzend, muß ich Sie doch bitten, liebe Charlotte, sich durch dies Ereigniß nicht auf solche Weise beugen zu lassen. Ich kann es nach Ihrer eigenen Schilderung nicht sowohl für ein empfindliches Uebel halten, daß Sie gerade diese Wohnung verlassen, sondern mehr, daß Sie nicht wieder eine ungenirte Gartenwohnung mit Stille und Einsamkeit und ohne Mitbewohner gefunden haben. Was Sie mir einmal von der Kälte und Feuchtigkeit der Wände, auch wo Sie schlafen, sagten, hat mich sehr geschreckt, und kann Ihnen unmöglich zuträglich gewesen sein. Trotz alle dem, was sich da sagen läßt, bleibt der Verlust, bis Sie eine andere ländliche und stille Wohnung finden, sehr groß, und läßt sich nicht wegraisonniren auf keine Weise. Aber da, liebe Charlotte, bleibt, außer

der Resignation, das zu tragen, was unabänderlich ist, doch auch der Genuß dessen, was Ihnen in Ihrem innern Leben unentreißbar bleibt, das Andenken an alles, was Ihnen theuer ist, der Umgang mit einigen Personen, denen Sie geneigt sind, das Bewußtsein eines immer reinen Gemüths ein bewegtes Leben hindurch, die Genugthuung an einem sich selbst geschaffenen Dasein, endlich, darf ich auch mit Freuden hinzusetzen, nach dem, was Sie mir so oft sagen, die Beschäftigung mit mir, die Sicherheit, wie innig ich alles Weh und alle Freude theile, die sich in Ihnen bewegen. Eine gewisse Stärke bedarf der Mensch in allen, auch den glücklichsten Verhältnissen des Lebens, vielleicht kommen sogar Unfälle, wie sie jetzt einen erfahren, um dieselbe zu prüfen und zu üben, und wenn man nur den Vorsatz faßt, sie anzuwenden, so kehrt bald, auch selbst dadurch Heiterkeit in die Seele zurück, die sich allemal freuet, pflichtmäßige Stärke geübt zu haben. — —

Ueberhaupt, liebe Charlotte, und ich denke das oft, mag es wohl sein, daß ich anders bin, als Sie sich mich manchmal gedacht hatten. Das kann eigentlich nicht fehlen, wenn man sich fast nie gesehen und nie mit einander gelebt hat. Ich schrieb Ihnen, im Beginn unsers Briefwechsels, Sie müssen mich nehmen wie ich bin, ich kann aus meinem Wesen, wie es ist, nicht herausgehen. Meine wahren und eigentlichen Gesinnungen überhaupt und gegen Sie, liebe Charlotte, bleiben immer dieselben und ändern nie. Ob Ihnen der Ausdruck immer gleich erfreulich und ansprechend ist, dafür kann ich nicht einstehen. Ich kann meiner Freiheit, weder in der Häufigkeit, noch in der Art, wie ich schreibe, etwas nehmen, und muß Sie da, wo ich zufällig nicht mit Ihnen oder Ihren Bemerkungen übereinstimme, um Nachsicht bitten. Daß ich in Wahrheit Theil an Ihnen

nehme, daß ich Ihnen auch gern schreibe, sehen Sie genug auch daraus, daß ich Ihnen vom Anfange an frei und offen, wie ich immer bin, sagte, daß ich ungern schreibe, daß Sie selten und kurze Briefe von mir bekommen würden, und daß ich doch häufig, und wie selbst dieser zeigt, sehr lange Briefe wirklich schreibe. Um zu Ihrer Lebenserzählung zurückzukehren, so kann ich Ihnen nur wiederholen, daß Sie mir durch die Fortsetzung wahre Freude machen werden, muß aber auch hinzusetzen, daß meine Bitte immer von der Voraussetzung ausgeht, nicht blos, daß Sie es gern thun, das weiß ich gewiß, sondern auch, daß Sie Stimmung und Zeit in Anschlag bringen und sich nur dann damit beschäftigen, wenn beide es erlauben; ich weiß ja, wie gewissenhaft Sie Ihre Zeit anwenden und darüber denken, und Sie wissen, wie dies meine wahre Achtung für Sie erhöhet. Was Sie mir von den Geistererscheinungen sagen, hat mich noch neugieriger darauf gemacht. Ich bin ganz der Meinung Ihres verewigten Vaters. Niemand kennt den geheimen Zusammenhang der Dinge, und ich werde keinen Unglauben haben. Leben Sie nun herzlich wohl, liebste Charlotte! Suchen Sie sich zu erheitern, thun Sie es auch aus Liebe zu mir, und glauben Sie, daß niemand so gern und so oft an Sie denkt, als ich. Ihr H.

Sechzehnter Brief.

Berlin, den 12. April 1823.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre wenigen Zeilen, welche Ihnen Ihre liebevollen Gesinnungen eingaben. Ihre Worte: „nehmen Sie dem gepreßten Herzen die Worte nicht genau, so wenig als den Kleinmuth, der Folge schwerer Verhängnisse ist“ — diese Worte haben mich tief gerührt. Niemals werden Sie in meinen Gesinnungen den leisesten Wandel erkennen. — Ihrem nächsten Briefe sehe ich nun mit großem Verlangen entgegen; aus einigen Aeußerungen möchte ich schließen, daß ich Ihnen eine angenehmere Aussicht eröffnet habe. — H.

Siebzehnter Brief.

Berlin, den 25. April 1823.

Ich wollte mich eben hinsetzen, liebe Charlotte, Ihren lieben Brief vom 9. dieses zu beantworten, als ich zu meiner großen Freude den vom 20. bekam. Ich glaubte schon, Sie wollten, ehe Sie mir schrieben, erst eine Antwort von mir abwarten. Ich freue mich sehr, Sie nicht in dem Hause zu wissen, vor dessen unlieblichen Bewohnern Sie mit Recht einen so großen Abscheu hatten. Sie haben bei Ihrem neuen Etablissement wenigstens an Ruhe und Einsamkeit gewonnen. Der Freund, der Ihnen erschien, um Ihnen den Rath zu geben, jener Wohnung zu entsagen, auch als Sie noch keine andere hatten, hat sich ein wahres Verdienst um das nächste Jahr Ihres Lebens erworben, und ein Jahr ist ein großer Abschnitt, wenn man es in plagenden Umgebungen zubringen muß. Indessen hätte ich doch gewünscht, Sie hätten die neue Wohnung nur auf den Sommer genommen, im Winter war es weniger widrig, in der Stadt zuzubringen. Die Beschreibung, die Sie nicht blos von den untern, auch von den obern Zimmern machen, ist von der Art, daß es doch schwer halten wird, daß Sie den Winter dort zubringen, ohne wenigstens sehr gründliche Verbesserungen, bei Oefen, Wänden, Fenstern und Thüren anzubringen, was das Lokal nicht einmal immer recht erlaubt, und was überdies nicht ohne Kosten abgeht. Ich begreife indeß vollkommen Ihren Widerwillen vor der Stadt.

Wäre ich nicht meiner Kinder wegen hier, die einmal ihrer Verhältnisse wegen die Stadt, zumal im Winter, nicht verlassen können, so würde ich immerfort auf dem Lande bleiben. Selbst, wo die Gegend nicht reizend wäre, bleibt der Anblick des freien Himmels schon viel. Der Anblick des Himmels hat überhaupt unter allen Umständen einen unendlichen Reiz für mich, bei sternenhellen wie bei dunkeln Nächten, bei heiterm Blau wie bei ziehenden Wolken oder dem traurigen Grau, worin sich das Auge verliert, ohne etwas darin zu unterscheiden. Jeder dieser Zustände entspricht einer eigenen Stimmung im Menschen, und wenn man das Glück hat, diese Stimmung nicht gerade von den Elementen empfangen zu müssen, nicht düster zu werden mit dem düstern Himmel, sondern in der, aus dem reinen Innern entsprungenen Stimmung, durch den Anblick des Himmels nur in andere und andere Betrachtungen versenkt zu werden, so hat man wenigstens kein Mißfallen am farblosen Himmel, wenn man auch dem ruhig und mild strahlenden natürlich den Vorzug giebt. Mir ist überhaupt das Klagen über Wetter fremd, und ich kann es an Andern nicht sonderlich leiden. Ich sehe die Natur gern als eine Macht an, an der man die reinste Freude hat, wenn man ruhig mit allen ihren Entwickelungen fortlebt, und die Summe aller als ein Ganzes betrachtet, indem es nicht gerade darauf ankommt, ob jedes Einzelne erfreulich sei, wenn nur der Kreislauf vollendet wird. Das Leben mit der Natur auf dem Lande hat vorzüglich darin seinen Reiz für mich, daß man die Theile des Jahres vor seinen Augen abrollen sieht. Mit dem Leben ist es nicht anders, und es scheint mir daher immer aufs mindeste eine müssige Frage, welches Alter, ob Jugend oder Reife, oder sonst einen Abschnitt man vorziehen möchte. Es ist immer nur

eine Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, daß man wahrhaft wünschen könnte, in Einem zu bleiben. Der Reiz der Jugend besteht gerade im heitern und unbefangenen Hineinstreben in das Leben, und er wäre dahin, wenn es einem je deütlich würde, daß dies Streben nie um eine Stufe weiter führt, etwa wie das Treten der Leute, die in einem Rade eine Last in die Höhe heben. Mit dem Alter ist es nicht anders, es ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird, nichts anders als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt und mit Heiterkeit auf sie hinblickt, und mit Antheil in Gedanken bei ihnen verweilt. Selbst ohne auch religiöse Gedanken an den Anblick des Himmels zu knüpfen, hat es etwas unbeschreiblich Bewegendes, sich in der Unendlichkeit des Luftraums zu verlieren, und benimmt so auf einmal alle kleinlichen Sorgen und Begehrungen des Lebens, und der Wirklichkeit ihre sonst leicht einengende Wichtigkeit. So sehr auch der Mensch für den Menschen das Erste und Wichtigste ist, so giebt es gerade nichts gegenseitig mehr Beschränkendes, als die Menschen, wenn sie, enge zusammengedrängt, nur sich im Auge haben. Man muß erst oft wieder in der Natur ein höheres und über die Menschheit waltendes Wesen erkennen und fühlen, ehe man zu den beschränkten Menschen zurückkehrt. Nur dadurch auch gelangt man dahin, die Dinge der Wirklichkeit nicht so wichtig zu halten, nicht so viel auf Glück oder Unglück zu geben, Entbehrung und Schmerz minder zu achten, und nur auf die innere Stimmung, die Verwandlungen des Geistes und Gemüths seine Aufmerksamkeit zu richten, und das äußere Leben bis auf einen gewissen Grad in sich untergehen zu lassen. Der Gedanke des Todes hat dann

nichts, was abschrecken oder ungewöhnlich bekümmern könnte, man beschäftigt sich vielmehr gern mit ihm, und sieht das Ausscheiden aus dem Leben, was ihm auch immer folgen möge, als eine natürliche Entwickelungsstufe in der Folge des Daseins an. Ich komme zum Theil mit deshalb auf diese Betrachtungen, weil ich eben die Zugabe zu Ihrem zweiten Heft gelesen habe, für die ich Ihnen herzlich danke und deren Inhalt damit enge zusammenhängt. Es ist schwer zu bestimmen, was man über die Thatsachen, denn als solche muß man Selbsterfahrenes ansehen, sagen soll.

Daß eine geliebte Person im Augenblick ihres Abscheidens, oder auch nachher, den Elementen und der Sinnenwelt die Kraft abgewinnt, zu erscheinen, läßt sich zwar auch nicht weiter begreiflich machen, allein die menschliche Seele empfindet doch selbst Dinge in sich, welche die Möglichkeit, wenn auch nur in einem Schleier, durchblicken lassen. Wer je Sehnsucht in sich getragen hat, begreift, daß sie eine Stärke gewinnen kann, die von selbst die gewöhnlichen Schranken der Natur durchbricht. Es mag aber auch bei dem, der etwas sehen soll, eine Empfänglichkeit nothwendig sein, die Geistergegenwart zu vernehmen, und wir mögen manchmal von Geistern umgeben sein, ohne es zu wissen oder zu ahnden. Warum man weniger Geister sieht, weniger von Erscheinungen hört, läßt sich eher erklären. Unter den Geschichten von ehemals waren wohl viele falsch, nicht gerade erfundene, aber ununtersucht gebliebene, oder nicht verstandene, natürliche Ereignisse. Man hatte mehr Glauben überhaupt und auch an diese Dinge, man war mehr zur Furcht vor dem Uebernatürlichen geneigt; die Meinung von einem bösen Geist, der quäle und verführe, wurde sinnlicher und materieller genommen. Indeß mag auch außerdem richtig sein, daß doch auch wahre

Erzählungen, wirklich übernatürliche Wirkungen, wie die von Ihnen beobachtete, häufiger waren, und wenn das ist, ist die Erklärung freilich schwierig, zumal wo so eine Wirkung an mehreren sehr verschiedenartigen Menschen beobachtet wurde, wie es in Ihrem Hause der Fall war. Denn Erscheinungen und Gesichte Einzelner würden sich eher erklären lassen. Ich sagte schon erst, daß eine gewisse Empfänglichkeit auch zur Wahrnehmung des Uebersinnlichen gehöre. Diese mochten die Menschen in jener Zeit mehr haben, wo sie weniger weltlich zerstreut lebten, ihr Gemüth innerlicher gesammelt, frommer und ernster auf ein Wesenreich außerhalb der irdischen Welt gerichtet war. Gerade bei einem Manne von so würdigem, tief religiös gestimmtem Charakter, wie Ihr Vater war, konnte das füglich der Fall sein. Wie es sei, so hat er die Sache trefflich aufgenommen, zugleich ohne Furcht und Unglauben. Die Erzählung hat mich ausnehmend interessirt, ich danke Ihnen herzlich dafür, und sehe es als einen lieben Beweis Ihrer Bereitwilligkeit an, mir Freude zu machen, daß Sie so bald meinen Wunsch in dieser Sache erfüllt haben, und zu einer Zeit, wo Sie durch Ihr Umziehen auch sehr gestört waren. — Da das Wetter so rauh ist, bin ich noch mit meiner Familie in der Stadt, und gehe auch vorerst nur auf mein nahe gelegenes kleines Landgut Tegel. Nachher vermuthlich nach Ottmachau in Schlesien, auf 6 bis 8 Wochen. Leben Sie herzlich wohl und verwahren Sie sich ja in Ihrer Wohnung gegen die Einflüsse der äußern Luft, die noch gar nicht frühjahrmäßig ist. Ihr H.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 15. Mai 1823.

Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, von meinem kleinen Landsitze aus, der Ihnen schon bekannt ist. Ich bin mit den Meinigen seit einigen Tagen hier, das Wetter aber begünstigt uns sehr wenig. Es ist ein ewiges Stürmen, Regnen, oder wenigstens ein mit Wolken bedeckter Himmel. Den letztern liebe ich zwar wohl im Sommer. Wenn die Wolken leicht sind und nur wie ein zarter Schleier das helle Blau verhüllen, und es dabei windstill und warm ist, so hat es etwas Wehmüthiges, was einer gleichgestimmten Seele sehr wohl thut. Das Grün ist noch sehr zurück, die Eichen im Walde fangen erst an, Laub anzusetzen, und nur die frühesten Bäume, Kastanien, Flieder und solche prangen schon in vollem Laube. Dagegen sind die Blüthen der Obstbäume reich und schön. Ich denke mir täglich, daß Sie das alles nun auch in Ihrem Garten genießen, und bin nur bange, daß der Wind und das schlimme Wetter, da Ihre Wohnung, wie Sie schreiben, gar nicht dicht genug verwahrt ist, Ihnen darin lästig sein werden. Die Anwesenheit meines Bruders in Berlin und eine Reihe anderer kleiner Umstände hatten gemacht, daß ich den ganzen Winter über in der Stadt geblieben war und gar keinen Aufenthalt hier gemacht hatte; so ist mir das Land

wie neu und ich genieße es doppelt. Es ist eigentlich wunderbar, daß gerade die freie Natur und die Einsamkeit einen so großen Reiz für mich haben, da mein Leben nicht dazu beitragen konnte. Wenn man immer daran gewöhnt gewesen ist, oder wenn man es in sehr langer Zeit nicht genossen hat, in beiden Fällen kann man eine solche Neigung leicht erklären. Die Neuheit tritt im letzten Fall an die Stelle der Gewohnheit. Bei mir war keins von beiden der Fall. Ich bin weder ganz von Land und Einsamkeit, auch nur auf mehrere Jahre entfernt gewesen, noch habe ich beide so viel genossen, daß sie mir gleichsam zur andern Natur geworden wären. Als ich viele Jahre lang noch nicht in Geschäften war, reiste ich, oder war sonst unter Menschen, hatte nicht einmal ein Gut, und wohnte aus eigener, freilich durch andere Dinge bestimmter Wahl in kleinen Städten. Die Geschäfte zogen mich in große und vielfache von aller ländlichen Einsamkeit entfernte Zirkel. Doch auch dann fand ich Mittel, mich zu isoliren, und war oft mitten in der Gesellschaft einsam. Man lernt das sehr gut, wenn man nur ein innerliches Interesse hat, das genug die ganze Seele einnimmt. Ich habe es aber immer als eine wahre Wohlthat des Himmels angesehen, für die ich dem Geschick nicht genug danken kann, und empfinde es noch jeden Tag eben so, daß es mich gerade in meinem Alter in die Lage versetzte, in der ich, wie es auch sonst immer sein möge, dieser Lieblingsneigung frei nachhängen kann. Die Meisten legen es mir noch als eine Anspruchlosigkeit und Philosophie aus, daß ich nicht blos im Augenblicke, wo es geschah, die Geschäftswirksamkeit mit Gleichmuth aufgegeben habe, sondern auch seitdem ruhig, beschäftigt und glücklich lebe, ohne Plan wieder in dieselbe zu treten und mit sichtbarer Abwesenheit aller Zeichen, daß ich auch ver-

steckt irgend eine Sehnsucht darnach habe. Ich mache mir nicht das mindeste Verdienst daraus, weil ich weiß, daß ich keins dabei habe. Was geschehen ist, entsprach meiner Neigung, die sich auf Grundlagen meines innern Charakters stützt, so ist es kein Wunder, daß sie dauernd ist. Sie wird nie geschwächt werden. Es ist mir überhaupt immer eine widrige Idee gewesen, so bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen Theil zu nehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichsam zu nichts werden, von denen man nichts jenseits mit hinüber nimmt. Und doch ist in Geschäften alles in dieser Art. Ganz anders ist es mit der Beschäftigung mit Ideen und Kenntnissen. Auch wenn die letztern ganz ins Einzelne eingehen, hängen sie doch zuletzt immer mit Ideen zusammen, die, wenn man sie recht verfolgt, ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieser Welt haben.

Was man in dieser Art erwirbt und ausbildet, behält man wahrhaft und trägt es mit sich, so lange noch überhaupt Dasein währt. Es hat mir immer unmöglich geschienen, daß, was einmal in mir denkt und empfindet, je aufhören könnte zu denken und zu empfinden. Wenn auch Zwischenräume mangelnden Bewußtseins eintreten, wenn die verschiedenen Zustände des Seins nicht verknüpft sein sollten durch zusammenhängende Erinnerung, so wirkt die einmal gefaßte Idee darum nicht minder auf das Wesen und den innern Gehalt der Seele. Ganz anders ist es, wenn man die, an äußern Verhältnissen, wirklichen Geschäften theilnehmende Arbeit, nicht aus ganz freier Wahl, nicht aus unmittelbarer Liebe zu ihr, sondern aus andern Rücksichten und als einen Erwerb treibt. Auf diese Art würde ich sie ohne Mühe so lange fortsetzen können und fortgesetzt haben,

als nur die Kräfte es zulassen. Darin sind Frauen besonders gut daran, daß die Arbeiten, die sie auf diese Weise machen, wenn auch nicht immer ganz, doch größtentheils mechanischer Art sind, den Kopf wenig, die Empfindung gar nicht in Anspruch nehmen, und also den bessern, zartern und höhern Theil des Menschen viel mehr sich selbst überlassen, als das bei Männern der Fall ist. Daher werden Männer so leicht einseitig, trokken, hölzern durch ihre Arbeit, Frauen nie, wenn sie auch durch Umstände und Widerwärtigkeiten bestimmt werden, einen Erwerb darin zu suchen, wenn in ihrem frühern Leben sie noch so fern von einer solchen Nothwendigkeit waren.

Was mir aber weniger angenehm ist in meiner Lage, ist, daß ich nicht gut vermeiden kann, auch in demselben Jahre mehrmals den Aufenthalt zu wechseln. Ich gewöhne mich zwar leicht an einen neuen Ort, aber ich bleibe lieber in einem alten, und es hat vorzüglich einen großen Reiz für mich, so in demselben die Reihe der Jahreszeiten vorübergehen zu sehen. Die bloßen regelmäßigen Veränderungen der Zeit haben einen Reiz für mich, den ich mir oft selbst vergebens zu erklären versucht habe. Sie werden sagen, daß bei der völligen Freiheit, die ich genieße, ich leicht auch hier mein Leben nach meinen Wünschen einrichten könnte. Allein es giebt doch immer auch für den Freiesten Umstände, die ihn mit einer gewissen Nöthigung bestimmen, und so geht es auch mir. Gleich in diesem Jahre werde ich nur bis zum 1. Juni hier bleiben und dann nach Schlesien gehen, wo meine Abwesenheit wohl zwei Monate dauern kann, dann kehre ich vermuthlich hierher zurück. Es thut mir leid, daß ich in diesem Jahre gar nicht, oder nur kurz, nach Burgörner

kommen werde, da Sie mich gerade vorzugsweise gern dort wissen mögen. Leben Sie nun herzlich wohl und verzeihen Sie, wenn ich in diesen Zeilen viel von mir sprach. Ich rede zu Ihnen, wie zu mir selbst, und habe es auch gern, wenn Sie mir von sich erzählen. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 26. Mai 1823.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, liebe Charlotte, ich hatte Ihnen geschrieben, ohne einen Brief von Ihnen abzuwarten, und Sie haben den Ihrigen früher als gewöhnlich abgehen lassen. Sie werden aus meinem letzten gesehen haben, daß ich meiner Abreise nahe bin, und ich werde daher nur wenige Worte heute sagen. Ich habe mit großem und herzlichem Bedauern aus Ihrem Brief gesehen, daß Sie leidend sind und über Uebel klagen, die Sie mehr als sonst gewöhnlich belästigen. Viel ist wohl auf die Veränderung der Wohnung und die Unruhe und Sorge zu schieben, die Ihnen das Aufsuchen Ihrer neuen verursacht hat. Ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, daß es vorübergehen wird, wenn Sie sich mehr an die neuen Umgebungen gewöhnen und die vorrückende Jahreszeit Ihnen den Aufenthalt in dem neuen Garten annehmlicher macht. Es hat mich in dieser Hinsicht sehr gefreut, in Ihrem Briefe zu finden, daß schon damals Sie sich mehr mit dem Garten, den Sie jetzt inne haben, ausgesöhnt hatten. Ich fürchte nur immer den Winter; bei einer schwächlichen Gesundheit, wie die Ihrige leider immer ist, bleibt doch eine in den Mauern dichte und gegen Witterung gehörig verwahrende Wohnung die Hauptsache. Das scheint aber die Ihrige nach Ihrer Beschreibung gar nicht zu sein. Sprechen Sie darüber, ehe die Noth des Winters heran-

kommt, mit einem Sachverständigen, lassen Sie ihn darüber urtheilen und folgen einem solchen Rath. Es wäre allerdings schlimm, wenn Sie die Wohnung wieder verlassen müßten, aber doch besser, als die Gesundheit aufs Spiel zu setzen. Folgen Sie meinem Rath, liebe Charlotte, dem ich die Bitte hinzufüge: schonen Sie sich, gönnen Sie sich vorerst Ruhe nach so vielen Anstrengungen und Abmühen.

Die Stelle in Ihrem Briefe über das Pfingstfest hat mich sehr gefreut und spricht ganz Ihr tiefstes Gemüthsbedürfen aus. Auch mir ist es eigentlich das liebste unter den großen Festen. Seine heilige Bedeutung, das Herabsteigen göttlicher Kraft auf menschliche Wesen, hat etwas zugleich Tröstendes und Erhebendes, und das doch nicht über der Fassungskraft unsers Geistes liegt, da man wohl zu begreifen vermag, wie sich geistig Göttliches und Menschliches mischt. Irdisch genommen aber ist es ein gar liebliches Fest, weil es den Winter recht eigentlich beschließt und man nun dem heitern Sommer entgegengeht. — Was Sie über Schmerz sagen, begreife ich sehr wohl, nämlich, daß Sie nicht dahin gekommen wären, Glück und Unglück, und besonders den Schmerz, nicht sehr zu achten. Es hat mir schon öfter geschienen, als wäre Ihnen nicht gerade viel Stärke darin verliehen, und dies ist wohl das Zeichen einer schönen Weichheit einer weiblichen Seele, wo es unnütz und unrecht zugleich wäre, sich abhärten zu wollen. Ich will es daher auch nicht unternehmen, Sie das zu lehren, sondern vielmehr von innigem Herzen wünschen, daß Schmerz und Unglück, so wie jeder Kummer von Ihnen fern bleiben mögen. Ich will gern und mit Freuden,

wo ich kann, dazu beitragen. Aber bei einem Manne muß das anders sein. Wenn ein Mann dem Schmerze Herrschaft über sich einräumt, wenn er ihn ängstlich meidet, über den unvermeidlichen klagt, flößt er eher Nichtachtung als Mitleid ein. So vieles muß in einer Frau anders sein als im Manne. Einer Frau geziemt es sehr wohl, und scheint natürlich in ihr, sich an ein anderes Wesen anzuschließen. Der Mann muß gewiß auch das Vermögen dazu besitzen, aber wenn es ihm zum Bedürfniß würde, so wäre es sicher ein Mangel oder eine Schwäche zu nennen. Ein Mann muß immer streben, unabhängig in sich da zu stehen.

Ihre Frage, ob ich je wirklich Schmerz gefühlt hätte, war sehr natürlich. Sie können aber überzeugt sein, daß ich immer von dem zu reden vermeide, was ich nicht aus eigener, wohlerprüfter Erfahrung kenne.

Der Tag meiner Abreise ist zwar noch nicht bestimmt, doch ist er in jedem Falle so nahe, daß mich kein Brief von Ihnen mehr hier findet, darum ich Sie bitten muß, mir so zu schreiben, als ich Ihnen neulich sagte. Indem ich von Herzen wünsche, daß es bald besser und recht gut mit Ihrer Gesundheit gehen möge, wiederhole ich Ihnen die Versicherung meiner herzlichsten Theilnahme und Anhänglichkeit. Ihr H.

Glück und Unglück verliert von seinem Werth, wenn es den Kreis der innern Empfindung verläßt. So wie

die Wirklichkeit in der That immer armselig und beschränkt ist, so vermindert sich auch der Reiz jedes angenehmen Gefühls, wenn man es in Worte kleidet. Im Herzen, wo es entstanden ist, muß es bleiben und wachsen, und wenn es vergänglich ist, wieder vergehen und sterben. Mit dem Unglück ist es nicht anders. Der im eigenen Busen erhaltene Schmerz enthält etwas Süßes, von dem man sich nicht gern mehr trennen mag, wenn ihn die eigene Brust bewahrt.

Trost wüßte ich bei einem Andern, als mir selbst, nie zu finden. Es würde mir ein zweites, noch unangenehmeres Gefühl, als das widrige Schicksal durch sich einflößt, geben, wenn ich nicht selbst Stärke genug besäße, mich selbst zu trösten. Dies mag indeß bei Frauen billig anders sein. Wenn es bei einem Mann anders ist, ist es nicht lobenswürdig. Ein Mann muß sich selbst genug sein.

Mitleid ist gar eine widrige Empfindung, und Theilnahme zwar eine sehr schöne, aber nur in einer gewissen Art.

Es ist mir unendlich viel werth, zu wissen, daß Sie an allem, was mir begegnet, einen so innigen Antheil nehmen, allein diese Theilnahme wirklich zu erfahren, ihrer gewissermaßen zu bedürfen, könnte ich nicht zu den erwünschtesten Gefühlen rechnen. Ueberhaupt ist mir das Bedürfen ungemein, nämlich für mich, nur für mich und mein Gefühl, zuwider. Von jeher habe ich gestrebt, nichts

außer mir selbst zu bedürfen. Es ist vielleicht nicht möglich, je ganz dahin zu gelangen, aber, wenn man es erreichte, so wäre man erst dann, auf vollkommen reine und uneigennützige Weise, der höchsten Freundschaft und der höchsten Liebe fähig, sowohl sie zu gewähren, als zu genießen. Denn das Bedürfen ist immer etwas Körperlichem im Geistigen ähnlich, und was dem Bedürfniß angehört, geht dem wahren Vergnügen ab. Befriedigung des Bedürfnisses ist nur Abhülfe eines Uebels, also immer etwas Negatives, das wahre Vergnügen aber, körperlich und geistig, muß etwas Positives sein. Wer also z. B. am wenigsten der Freundschaft bedürfte, der empfindet die, die ihm gewährt wird, am vollsten und süßesten, sie ist ihm ein reiner und ungetrübter Genuß, ein Zuwachs, den er zu seinem, schon in sich geschlossenen und beglückenden Sein erhält; er gewährt sie dann auch am beglückendsten für den Andern, denn es ist in ihm keine Rücksicht auf sich, nur einzig auf den Andern dabei. Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für jeden.

Fehlt es dem einen an dieser Sicherheit, so bleibt dem Andern für Beide hinreichend übrig. Nur was so die Alltagsbegriffe der Freundschaft und Liebe von gegenseitigem Stützen auf einander sagen, ist schwach und nur für sehr mittelmäßige Menschen und Empfindungen gemacht, denn leicht stürzen dabei beide, indem keinem die Schwachheit des Andern Gewähr der Sicherheit leistet. Nur auf diese Weise müssen Sie mich verstehen, wenn ich von männlicher Selbständigkeit rede, die ich wirklich für die erste Bedingung männlichen Werths halte. Ein Mann, der sich durch Schwächen verführen, hinreißen läßt, kann gut,

in andern Punkten recht liebenswürdig sein, er ist aber kein Mann, sondern eine Art Mittelding zwischen beiden Geschlechtern. Er sollte daher eigentlich, obgleich dies manchmal sehr umgekehrt ist, nicht ausgezeichneten Beifall bei Frauen finden. Denn die schöne und reine Weiblichkeit sollte nur durch die schönste und reinste Männlichkeit angezogen werden.

Zwanzigster Brief.

Ottmachau, den 12. Juli 1823.

— — — — Die Güter, welche ich in diesem Augenblicke bewohne — von denen ich Ihnen schon einmal sprach —, besitze ich erst seit 1820. Sie sind sehr reizend belegen. Das alte Schloß liegt auf einem Hügel, von dem man einen Kreis der schlesischen, böhmischen und mährischen Gebirge übersieht, und zwischen diesen Hügeln, an deren Fuß die Neisse hinläuft, und dem Gebirge sind die anmuthigsten Aecker, Wiesen und Gebüsche, zu denen auch meine Besitzungen gehören. Ich bewohne zwar dies Schloß nicht, da es nicht ausgebaut ist und nur einige bewohnbare Zimmer für meine Kinder hat, aber ein recht bequemes und gutes Haus, ein wenig tiefer, dient mir zur Wohnung und hat auch größtentheils dieselbe Aussicht.

Daß ich in einer glücklichen Lage bin, ist sehr wahr, und Sie bemerken mit Recht, daß das mehr die Sache des Glücks als meiner Anstrengungen ist. Das ist vollkommen wahr und macht mir mein Glück, wenn ich so sagen soll, noch glücklicher. Eine Gabe, die mir nur durch das Glück zufällt, ist mir unendlich lieber als etwas durch mein Verdienst Erstrebtes. Wer mit der ersten beschenkt wird, scheint für das Schicksal Werth und Wichtigkeit genug zu haben, um Gaben auf ihn zu häufen. Ich bin

auch in vielen andern Dingen glücklich gewesen, die ein Anderer nicht so, als diese Aeußerlichkeiten, beurtheilen kann, ja, ich kann wohl sagen, daß sich bis jetzt mein Glück ziemlich in allem bewährt hat, was ich unternahm. Manches in öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, was nicht gerade sehr weise angelegt war, hat nicht die üblen Folgen gehabt, die daraus hätten entstehen können, anderes, das gar nicht sonderliche Mühe kostete, wurde mit ausgezeichnetem Erfolge belohnt. So bin ich gewohnt, mich als einen Glücklichen anzusehen und habe Muth, aber nur immer wie einer, den das Glück auch in jedem Augenblicke verlassen kann. Daher macht auch dies Glück mich doppelt vorsichtig. Träfen mich große Unglücksfälle im Aeußerlichen, oder moralisch, oder in meiner Gesundheit, so würde ich dadurch natürlich leiden wie ein Anderer, aber sie würden mich sehr vorbereitet und gefaßt finden, ich würde doch mit Heiterkeit auf das lang Genossene zurückblicken, und meine innere Ruhe würde solche Zustände nicht zerstören oder nur bedeutend ergreifen. Eben jene Selbständigkeit, von der ich erst sprach, giebt Mittel, jedem Unglück so zu begegnen, daß für mich Glück und Unglück wenigstens ganz andere Bedeutung als für andere Menschen haben. Und das ist mir immer eigen gewesen. Sie reden in Ihrem Briefe, liebe Charlotte, den ich hier die Freude hatte vorzufinden und wofür ich Ihnen noch nicht dankte, von der Sehnsucht und fragen mich, ob ich sie wohl je gefühlt habe? Ich glaube allerdings. Indeß ist es freilich wahr, und ich sage das nicht eben als ein Lob, da es vielleicht eher eine Selbstanklage ist, daß ich früh eine große Ruhe gewonnen habe, die nicht leicht durch etwas gestört wird. Ich lernte früh mir in meinen eigenen Gedanken und meinen von keiner fremden Einwir-

kung abhängigen Gefühlen genügen, und jetzt paßt diese Ruhe und Zurückgezogenheit in sich selbst zu meinen Jahren und ist mir dadurch doppelt natürlich. Indeß bin ich sicher, daß diese Ruhe und Bedürfnißlosigkeit nie der Wärme meiner Empfindungen geschadet hat. Wenige Menschen aber können fassen, wie man auf der einen Seite nicht mit Unruhe wünschen und nicht schmerzlich entbehren und auf der andern Seite doch voll Dank empfangen und genießen könne. Dennoch kommt es mir äußerst natürlich vor. Sie müssen nun aber darum nicht denken, daß ich Sehnsucht und selbst unruhiges Begehren in Andern table. Jeder hat und muß seine eigene Weise haben, und wenn ich auch in der meinigen bleibe und gewiß in keine andere hinüber zu ziehen bin, so mißbillige ich die fremde nicht und bin Ihnen für jeden Ausdruck, jede erneute Versicherung Ihrer immer gleichen Gefühle für mich sehr dankbar, sie bleiben mir immer gleich wohlthätig. Ich hoffe, Sie haben an Ihrer Lebenserzählung wieder gearbeitet, und freue mich darauf. In zehn bis zwölf Tagen gehe ich von hier, und hoffe in Berlin Briefe von Ihnen vorzufinden. Mit herzlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 11. August 1823.

Ich bin vorgestern nach Berlin und gestern hierher zurückgekommen und habe mich ungemein gefreut, ein Paquet und Briefe von Ihnen, liebe Charlotte, hier zu finden. Auch habe ich daraus zuerst ersehen, daß Sie wieder wohl sind und sich an Ihre neuen Umgebungen gewöhnen, und sich wohler darin fühlen, indem Sie sich mit der Verschönerung Ihres Gartens beschäftigen. Nächstdem danke ich Ihnen recht herzlich für das neue Heft Ihrer Lebensbeschreibung, das Sie mir geschickt haben. Ich habe es, wie Sie selbst ermessen werden, in diesen ersten Tagen noch nicht lesen können, indeß habe ich schon hier und da darin geblättert, und bin mit dem, was ich angetroffen, ausnehmend zufrieden, ich bin also im voraus überzeugt, daß ich es mit dem Ganzen sein werde. Die Abtheilung nach Jahren ist gerade das, was ich wollte, die Ausführlichkeit schreckt mich so wenig ab, daß ich sie gerade vorzüglich anziehend finde. Ich bitte also ja fortzufahren, und wenn Sie Muße und Stimmung haben, mit Fleiß und Muth das so schön Angefangene fortzusetzen, aber vor allem, in der Ausführlichkeit ja nicht zu ermüden. Da sie nur aus der vollständigen Schilderung der ganzen Individualität entsteht und diese den vorzüglichsten Reiz und die größte Wichtigkeit bei solchen Schilderungen mit sich führt, so wäre es unrecht, sie scheuen zu wollen. Doch sollen Sie sich nicht

über das Ihnen angenehme Maß anstrengen. Es soll keine ermüdende Arbeit, keine Aufopferung sein, sondern eine gemeinschaftliche Erinnerung an die Vergangenheit mit dem, der einen aufrichtigen, herzlichen und sich immer gleich bleibenden Antheil an Ihnen nimmt. Ich sehe erst jetzt den Plan, den Sie bei Ihrer Erzählung sich vorgezeichnet haben. Sie wollen erst Ihre Eltern und Ihre häuslichen Umgebungen schildern und dann auf sich zurückkommen, und da thun Sie wohl, bis zum Tode Ihrer Eltern zu gehen. Sie hätten, ohne das, sie nicht vollständig schildern können, und es war viel besser, das was sie betraf, von Ihrer eigenen Schilderung zu trennen, als beides mit einander zu vermischen. Für die Zueignung danke ich Ihnen ganz besonders. Ich bin der buchstäblichen Wahrheit von allem, was Ihre Schilderung enthält, in mir gewiß. Sie ist Ihrem Charakter eigen, Ihrem Gemüth tief eingeprägt und auch gerade das, was einer solchen Schilderung vorzüglich Werth zu geben vermag. Was Sie in der Vorrede sagen, daß man bei einem solchen Aufzeichnen des Vergangenen, sein Leben noch einmal lebt, ist sehr wahr, allein der Eindruck, den die Wirklichkeit, und derjenige, den die bloße Erinnerung macht, sind nothwendig sehr von einander verschieden.

Wo die Begebenheiten schmerzlich sind, ist die Wirklichkeit in ihrem schroffen und starren Wesen, und von der Ungewißheit dessen, was weiter erfolgen wird, begleitet, niederschlagend und zerreißend. Die Erinnerung dämpft diese Gefühle bis zur sanften Wehmuth. Das Schmerzvolle ist nicht mehr ein einzelner, abgeschnitten dastehender Moment, sondern verschmelzt sich mit dem ganzen Leben und erhält dadurch einen ungleich mildern Charakter. Und sehr wohlthätig und heilsam ist dann gewiß ein solches

rückwärts gehendes Vertiefen in die Vergangenheit, das zugleich ein Vertiefen in die mannichfachen Falten des eigenen Gemüths und Herzens ist. Wie gut man sich auch schon erkennen möge, so gewinnt das Bild, je öfter man es wieder zu zeichnen versucht, immer mehr Klarheit, Bestimmtheit und wird auch wohl in einzelnen Zügen noch berichtigt und der Wahrheit näher gebracht. Die Furcht, daß Sie durch eine Selbstschilderung bei mir verlieren könnten, dürfen und können Sie eigentlich nicht haben. Sie brauchen auch darin nicht, liebe, gute Charlotte, sich an meine Nachsicht und milde Beurtheilung zu wenden. Gerade ein so ausführliches, so das ganze Leben, wie aus seiner ersten Knospe entfaltendes Verfahren bewahrt vor jedem Mißverständniß, jedem Irrthum, jeder falschen Beurtheilung. Es kommt im Menschen, wie Sie auch gewiß denken, immer unendlich mehr auf das Wesen als auf die einzelnen Handlungen an. Die gewöhnlichen Menschen richten allerdings nur die letzten, wie es auch die Gesetze thun. Aber die Macht, die die Herzen durchspäht, geht auf die Gesinnung, die Absicht, die ganze Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths, und dasselbe thut auch die Geschichte. Jede zusammenhängende Erzählung aber, welche die Erfolge aus ihren Ursachen zu entwickeln strebt, ist Geschichte und bringt denselben Eindruck hervor, sie mögen Weltbegebenheiten oder die Schicksale eines einfachen Privatlebens zum Gegenstande haben. Ueberhaupt wünscht man ja nicht darum die Begebenheiten eines Menschenlebens zu übersehen, um sich gleichsam zum Richter darüber aufzuwerfen, am wenigsten ist ein solches Beurtheilen je mir eigen. Die Anschauung eines interessanten Gemüthszustandes, die Betrachtung seiner Ursachen und Folgen, zieht — ohne daß man nur daran denkt, zu urtheilen oder zu richten — das

Gemüth des Beschauers an, wenn der Gegenstand ihm werth ist und seinen Antheil erweckt, ja, wenn das abgesondert werden könnte, so erblickt man in der einzelnen Gestalt die allgemeine, in dem einzelnen Menschen die Menschheit selbst. Dagegen bin ich überzeugt und habe es schon an den bisherigen Heften erfahren, daß Ihre Erzählung mir sehr oft, ohne daß Sie es wollen, ja, ohne daß Sie es nur ahnen werden, Veranlassung geben wird, die Meinung, die Sie mir vor einer langen Reihe von Jahren durch Ihren Anblick und Ihre Gespräche und nachher durch Briefe und Schilderungen einflößten, und aus der mein warmer, lebhafter und sich immer gleicher Antheil an Ihnen entsprang, zu bestätigen, mit neuen Beispielen zu belegen und selbst zu erweitern. Fahren Sie also ja, theure Charlotte, nur muthig und ohne einige Besorgniß, je mißverstanden zu werden, fort. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 10. September 1823.

Ich habe nun das empfangene Heft Ihrer Lebensbeschreibung mit großer Sammlung und sehr großem Vergnügen gelesen und wiederhole Ihnen meinen wirklich recht herzlichen und aufrichtigen Dank dafür. Ich habe die Zeiten gewählt, wo ich am freiesten war, mich in die geschilderten Lagen zu versetzen und habe also langsam und mit großem Bedacht jedes Einzelne erwogen. Einige der Schilderungen sind mir ungemein anziehend und reizend vorgekommen. Es muß Sie das nicht wundern. Wenn man den Inhalt dieser Bogen in seinen Resultaten erzählt, so kann das Leben eines Kindes nur höchst unbedeutend scheinende geben. Aber wenn man eine sehr ausführliche Schilderung vor sich hat, ist es durchaus anders. Es ist dann nicht mehr die Sache, das Resultat, es ist die Veränderung, die dabei in der Seele vorgeht, die innere Entwickelung der Ideen und Empfindungen, und die ist bei einem Kinde nicht blos eben so anziehend, als bei Erwachsenen, sondern im Grunde mehr, da das Kind zu mehr Vergleichungen Stoff darbietet. Wie Sie zum Beispiel sich als Kind zeigten, vergleicht man gern mit der Natur Ihrer beiden Eltern, und mit Ihrem eigenen spätern Wesen. Diese drei Punkte haben mir beim Lesen immer gleich deutlich vor Augen gestanden. Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisirt hat und was sich überall

in Ihrem künftigen Leben wieder finden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewisse Innerlichkeit Ihres Wesens ist. Sie scheinen zwar auch in jenen Jahren der frühern Kindheit sehr aufmerksam auf dasjenige gewesen zu sein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht sowohl, um darin nun wirklich zu leben, als um sich daraus eine eigene, innere Welt zu bilden. Es ist eben so unverkennbar, daß Sie diese, mehr innerliche Natur Ihrem Vater verdanken, in dem sie nur auf eine andere Weise vorhanden und aus anderen Quellen entsprungen war. Ueber Ihre Eltern und ihre gegenseitigen Vorzüge zu urtheilen, ist nicht leicht. Wie Beide da in der Welt standen, ist man sehr geneigt, sich doch mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie ist praktisch, thätig, muthig, besonnen, verständig und doch nicht von tändelnder, aber doch von sehr wahrer Liebe und Wohlthätigkeit. Der größere Charakter unter Beiden ist sie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet sich mit Recht abzuurtheilen. Es ist sichtbar, daß man in sein eigentliches, inneres Wesen nicht gehörig eindringt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuschließen. Mit seiner Frau konnte er in einem solchen Verhältniß nicht stehen. Er hätte es späterhin mit Ihnen gekonnt, und vielleicht ist es auch in der Folge bis auf einen gewissen Punkt geschehen? Das werden in der Folge Ihre Blätter zeigen. Allein es ist selten und schwer, daß ein Vater sich über sich selbst erwachsenen Töchtern vollkommen öffnen kann. Dann war auch die innerliche Natur Ihres Vaters (ich meine darunter nämlich die Neigung, vorzugsweise vor allem andern, sich mit sich selbst zu be-

schäftigen) mit etwas, das, wenn man es auch nicht körperlich allein nennen mag, doch vom Willen und selbst vom Bewußtsein unabhängig und getrennt ist, vermischt. Diese Träume, dieser gewissermaßen natürliche Magnetismus, haben in sich etwas Geheimnißvolles, von dem sich weder Ursachen noch Folgen berechnen lassen, und das immer wie eine unbekannte Größe dasteht, und etwas, das das Urtheil über den ganzen Menschen, in dem es sich befindet, ungewiß macht.

Ich gestehe, daß ich keine Vorliebe für diese innere Gemüthsstimmung habe. Ich bedarf Klarheit der Gedanken und des Bewußtseins, daß nichts in mir ohne meinen bestimmten und wohlgeordneten Willen vorgeht. Ich besitze, theils von Natur, theils durch die sehr früh begonnene Uebung eines langen Lebens, eine große Gewalt und Stärke über mich selbst, und mir würde daher schon in der Idee ein Zustand peinlich sein, wie der war, wo in dem Traum, den Sie von Ihrem Vater erzählen, er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz scheint beherrscht zu werden. Ich bin daher noch viel behutsamer über Ihren Vater mir das mindeste Urtheil zu erlauben, als ich es immer bei jemandem sein würde, der Ihnen so nahe steht. In Rücksicht auf Sie wäre wohl zu sagen, daß beide Eltern sich genauer und öfterer mit Ihnen hätten beschäftigen sollen. Ihre Mutter konnte bei der großen Verschiedenheit Ihrer beiderseitigen Charaktere nicht eigentlich erziehend auf Sie einwirken. Auch ging sie einseitig in ihrer Ansicht fort und hätte Sie nur ebenso haben wollen, wie sie selbst war. Vermuthlich weil das nicht ging, oder auch, weil Ihr Vater Sie manchmal gegen Ihre Zumuthungen in Schutz nahm, geschah es nun, daß sie Sie doch mehr sich selbst überließ, als einem Kinde

gut ist. Gerade da Ihre Natur verschieden, weicher, zarter, innerlicher war, hätte es wohlthätig sein können, wenn Ihre Mutter etwas von Ihrer Natur Ihnen hätte zugleich einflößen können. Indeß ist das doch nur ein blindes Vermuthen und im Grunde ein eitles Reden. Denn es ist mit Ihnen nun auf andern Wegen sehr gut und so geworden, daß man nicht grübeln möchte, ob nicht vielleicht bei anderer Erziehung noch etwas Vollkommneres hätte hervorgehen können. Wäre es Ihrer Mutter möglich gewesen, Ihnen mehr von ihrem eigenen Charakter mitzutheilen, so würden Sie freilich vielleicht weniger Widerwärtigkeiten im Leben ausgesetzt gewesen sein, manches sich erspart, anderes stärker getragen haben. Aber es wäre dann auch vieles in Ihnen unentwickelt und ungeprüft geblieben, und wenn das Glück (man verstehe nun darunter Schmerzlosigkeit oder positiven Genuß) mit einem reichern und schönern innern Sein in Kollision kommt, so daß man von dem einen oder andern nachlassen muß, so leugne ich nicht, daß ich es immer für besser halte, an äußerm zu verlieren. Gewiß hat auf Ihre Ausbildung Ihre Tante in L. sehr eingewirkt. Es ist dies ein höchst liebenswürdiger Charakter, der Ihrem natürlichen Wesen und Art zu sein viel näher als Ihre Mutter stand. — Es hat mich sehr angenehm überrascht, in Ihrem jetzigen Heft Dohm und seine Frau zu finden. Ich habe sie viel gekannt. Ehe ich auf die Universität ging, als ich noch in Berlin war, habe ich einige Zeit hindurch Unterricht bei ihm gehabt. Damals aber habe ich die Frau wenig oder gar nicht gesehen. Einige Zeit darauf wurde er Gesandter und erhielt Geschäfte in Aachen. Gerade in demselben Jahr, wie ich Sie, liebe Charlotte, in Pyrmont sah, machte ich eine Rheinreise und hielt mich über acht Tage bei Dohm auf. Da er damals oft

in Geschäften in seiner Stube war, blieb ich bei der Frau und sie hat mir immer überaus gut gefallen. Sie war, wie Sie bemerken, sehr hübsch und hatte eine natürliche Anmuth, die man wirklich selten trifft. Nach dieser Zeit habe ich sie nicht wieder gesehen, allein ihn auf seiner Rückreise aus der Schweiz im Jahre 1817 in Frankfurt a. M. Es waren viele Jahre dazwischen verstrichen, er und ich hatten viele Schicksale gehabt; man kann sein Benehmen in der westphälischen Zeit nicht gerade loben, es vielleicht nicht von aller Schwäche freisprechen. Er blieb aber immer ein in sich braver, gutmeinender und durch seinen Kopf und Kenntnisse interessanter Mann. Seine Kränklichkeit aber hatte schon sehr stark auf seinen Körper gewirkt, und er glich wirklich nur noch einem Schatten. Kaum drei Wochen später führte uns der Zufall wieder zusammen. Es war auf meiner Reise nach London in Köln im Wirthshaus; es entstand in der Nacht ein heftiges Feuer im Nebenhause und die Sache war wirklich nicht für die Menschen, aber für die Sachen, da dort die Straßen sehr eng sind, höchst bedenklich. Ich stand auf und ging hinaus, auf dem Gange begegnete ich dem armen Dohm, der ein Paquet unter dem Arme trug. Wir hatten Beide nicht gewußt, daß wir in demselben Wirthshaus waren. Er ist nicht lange nachher gestorben. Wenn ich ihn mir bei dem kleinen Schauspiel, dessen Sie erwähnen, in dem von Ihnen beschriebenen Kostüm denke, so kommt es mir ganz sonderbar vor. Sie fragen mich, ob ich die Umgegend von Preußisch Minden und die Porta Westphalica kenne. Nein, ich bin in jener Provinz immer im schnellen Durchreisen gewesen, und in diese Gegenden auch nicht einmal gekommen. Ich halte sie aber für sehr anziehend, außerdem, daß sie geschichtliche Wichtigkeit

haben. Nun werde ich indeß schwerlich mehr reisen und mich anders, als in dem Kreise bewegen, in dem ich mich herumdrehe, und werde ich sie also auch wohl nie sehen. Auch sehe ich eben, daß Sie meinen Rath über etwas wünschen. Schreiben Sie mir nur ohne Rückhalt, wenn ich Ihnen rathen kann, thue ich es gewiß mit Freuden. Es ist aber wahr, daß ich nichts davon halte, Rath zu fragen noch zu ertheilen. Gewöhnlich wissen die Fragenden schon, was sie thun wollen, und bleiben auch dabei. Man kann sich von einem Andern über mancherlei, auch über Konvenienz, Pflicht aufklären lassen, aber entschließen muß man doch sich selbst. Leben Sie herzlich wohl! Unwandelbar der Ihrige. H.

Dreiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 28. September 1823.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 23. abgegangenen Brief eben empfangen, und danke Ihnen recht sehr dafür. Ob ich gleich heute nicht Zeit habe, ihn zu beantworten, wünsche ich doch nicht zu versäumen, Ihnen meinen Rath über den Schritt zu ertheilen, den Sie bei dem Herzog von Braunschweig zu machen gedenken. Ich kenne weder den Herzog, noch irgend jemand in seinem Lande, der den mindesten Einfluß auf ihn haben könnte. Ich kann daher auch schlechterdings nicht beurtheilen, welchen Erfolg Ihr Schreiben, den individuellen und lokalen Verhältnissen nach, haben kann. Aber im Allgemeinen bin ich doch durchaus dafür, daß Sie schreiben, und zwar auf dem geradesten, unmittelbarsten Wege. Ich sehe nämlich durchaus nicht, wie Ihre Bitte auch nur die geringste Ihnen nachtheilige Folge haben könnte. Daß nicht das Geringste darin liegt, was unrecht oder unbescheiden genannt werden könnte, brauche ich gar nicht zu sagen. Dagegen ist es doch möglich, daß er auf Ihre Bitte eingeht und sie erfüllt. Ich rathe Ihnen also, und zwar sobald als möglich, das heißt, sobald Sie erfahren, daß der Herzog in Braunschweig ist, zu schreiben. Fragen Sie auch Ihre Freunde darum nicht weiter um Rath, und kehren Sie sich nicht daran, wenn diese Ihnen auch den Brief, den Sie schon geschrieben haben, abrathen sollten. Schreiben Sie dem Herzoge geradezu, ohne Mittelsperson, auf der Post. Sie besitzen ja Briefe des verstorbenen Herzogs, der bei Waterloo blieb, in welchen er Ihnen sehr gütig Antheil beweist, und Ihnen Hoffnung auf eine Pen-

sion macht nach beendetem Feldzuge. Diese Briefe schicken Sie in Original dem Sohn, und auf diese Aeußerung seines Vaters stützen Sie Ihre Bitte. Setzen Sie dem hinzu, daß er zu diesem Antheil an Ihnen theils durch Erwägung Ihrer Lage, die ihm bekannt geworden, noch mehr aber durch die Aufopferungen, die Sie gemacht, bewogen sei. Sagen Sie ihm, daß Ihre Lage noch jetzt die gleiche Berücksichtigung verdient, daß auch eine kleine gewisse Einnahme Ihnen hülfreich sein würde, und beziehen Sie sich, wenn er ein Zeugniß über Sie zu haben wünscht, auf Ihre Freundin in Braunschweig. Vergessen Sie nicht hinzuzusetzen, daß er, was auch seine Entschließung über Ihre Bitte sein möge, doch die Briefe des Vaters zurückschicken möge, weil Ihnen diese ein theures Andenken seien. Ich möchte Ihnen auf keine Weise Hoffnung machen, daß der Schritt Erfolg haben wird. Es kann sehr leicht das Gegentheil der Fall sein. Allein die abschlägliche Antwort verschmerzen zu müssen, ist auch alles, was Sie besorgen dürfen. Auf der andern Seite denke ich mir aber auch sehr möglich, daß der Anblick der Handschrift seines Vaters Eindruck auf ihn macht, und daß er darum günstig für Sie gestimmt wird. Darum bin ich für unmittelbares Schreiben. Wird ihm die Sache von einem Andern vorgetragen, so bleibt sie ohne Erfolg, davon bin ich überzeugt. Ob die braunschweigischen Gesetze Pensionairs nöthigen, ihre Pension im Lande zu verzehren, weiß ich nicht. Es läßt sich aber wohl vermuthen. Dieses Umstandes erwähnen Sie nicht. Giebt er Ihnen eine Pension und wird diese Bedingung gemacht, so ist es immer Zeit, die zweite Bitte, Sie davon zu dispensiren, nachzubringen. — Mit der alten, unveränderlichen Gesinnung der Ihrige. H.

Vierundzwanzigster Brief.

Berlin, den 18. October 1823.

Den für den Augenblick nöthigsten Theil Ihres letzten Briefs, liebe Charlotte, habe ich schon neulich beantwortet, und bin begierig aus Ihrem nächsten zu sehen, ob Sie meinen Rath befolgt haben werden. Der Ausgang bleibt allerdings immer zweifelhaft, indeß kann der Schritt nicht schaden, und man weiß doch nicht, was geschieht. Ich halte immer sehr viel davon im Leben, die Anlässe, die sich zu etwas darbieten, was dem gewohnten Gange eine veränderte Richtung geben kann, nicht zu versäumen, sie vielmehr zu benutzen, und was sich daraus irgend entspinnt, in das übrige Leben zu verweben. Vorzüglich aber ist dies der Fall bei Dingen, die schon zu einer gewissen Reife gediehen sind, und das war doch Ihre Bekanntschaft mit dem verstorbenen Herzog. Er hatte Ihnen einmal so günstige Aeußerungen gemacht, daß es schade wäre, auf diesem Wege nicht weiter fortzugehen. Es ist immer auch zugleich eine Prüfung der Menschen, und neben dem, was man etwa handelnd und ordnend ausrichten kann, ist doch im Leben das Anschauen, Versuchen und Sammeln in Erfahrungen das Nützlichste und wenigstens bei weitem das Unterhaltendste. Es kann zwar sein, daß das nicht so in jeder Natur ist, aber der meinigen ist es sogar mehr, als billig ist, eigen, das Leben wie ein Schauspiel anzusehen, und selbst wenn ich in Lagen war, wo ich ernsthaft selbst mithandeln mußte, hat mich diese Freude am bloßen Zusehen der Entwickelungen der Menschen und Ereignisse nie

verlassen. Ich habe darin zugleich eine große Zugabe zu meinem innern Glück und eine nicht geringe Hülfe bei jeder Arbeit selbst gefunden. Das Erste ist leicht begreiflich und entsteht auf doppelte Weise. Zuerst hat man die positive Freude am Anblick der wirkenden Kräfte, am Weiterrücken der sich in uns unbekannten Ursachen verflochtenen Dinge und Ereignisse, und dann wird man gleichgültiger gegen den Ausgang, in sofern dieser nämlich uns selbst betrifft. Denn der Antheil an Andern kann dadurch auf keine Weise geschwächt werden. Im Handeln selbst aber gewinnt man dadurch Ruhe, Kälte und Besonnenheit. Besonders bei großen Angelegenheiten giebt diese Ansicht gerade die Ueberzeugung, daß sie, wenn sie auch gegen unsere Neigungen ausschlagen, einen Gang gehen, der tief in den einmal feststehenden Plänen des Schicksals liegt, und auch nur das Mindeste dieses Plans zu ahnden, ist schon an sich ein über jedes andere gehendes geistiges Vergnügen. Bei eigenen Lebens-Begebenheiten ist es, wenigstens bei mir, anders. Es würde mir immer nur Eitelkeit und Selbstsucht scheinen, die ich mir nie erlauben würde, wenn ich, was sich mit mir und meiner Persönlichkeit ereignet, gewissermaßen tiefen Plänen im Weltlaufe zuschieben wollte. Es gehört freilich auch zum Ganzen, aber wie ein Atom, es interessirt mich geistig dabei nur, wie ich mich selbst betrage, wie ich die Ereignisse aufnehme, ob mit Festigkeit im Widrigen, mit Bescheidenheit im Günstigen, ob ich thue, was ein Mann seiner Pflicht und seinen Gefühlen schuldig ist, das Uebrige mag auf- und abstürmen, ich suche mich darin zu finden, so gut es nun einmal gehen will. Aber auch bei den, von höherm Gesichtspunkte aus betrachtet, unbedeutenden Ereignissen meiner selbst und meiner Familie bleibt doch jenes Vergnügen der Beschauung der

ins Spiel kommenden Personen, der Umstände u. s. f., was oft für so vieles auch wirklich Widrige entschädigt. Es versteht sich jedoch von selbst, daß diese Beschauungslust des Lebens nie aus bloßer Neugierde entstehen muß, daß sie nicht sein darf, wie vergnügungssüchtige Leute in die Komödie gehen. Sie muß entstehen aus dem lebhaften Interesse, was man an der Menschheit, nicht blos an ihrem Glück, denn das Glück ist bei weitem nicht das Höchste, sondern an ihrem innern Werth, ihrem Wesen und ihrer Natur nimmt, aus dem innern, unermüdlichen Streben eben diese menschliche Natur tiefer in ihrem Innern zu erkennen, und so viel es möglich ist, die Räder zu erahnden, welche die Schicksale der Menschen, oft unauflöslich scheinend, ineinander treiben, und sie dann doch wieder so schonend auseinander rollen, daß wahre, nur nicht gleich eingesehene Harmonie daraus hervorgeht. So wie alles im Menschen nur auf die Höhe des Gesichtspunkts ankommt, auf den man sich stellt, so ist es auch hier. Ist der Gesichtspunkt der rechte, edel und gut, so kann nichts als wieder Gutes und Edles daraus hervorgehen. — Ich bitte Sie, mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sobald zu schicken, als Sie den Abschnitt erreicht haben, zu dem Sie kommen wollten. Auf jeden Fall muß ich Sie ersuchen, es zwischen hier und dem 5. November zu thun. Könnte er nicht in dieser Zeit hier eintreffen, so behalten Sie ihn noch zurück. Ich verreise nämlich zwischen dem 5. und 15. November erst nach Thüringen, dann auf einige, obgleich nicht lange Zeit nach Burgörner. Auf jeden Fall aber schreibe ich Ihnen vor meiner Abreise einige Zeilen. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Berlin, den 3. November 1823.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 12., der mir aber sehr spät zugekommen ist. Zum Lesen des Hefts habe ich bis jetzt nicht Zeit gefunden. Ich beantworte es später. Heute nur über Ihr Gesuch an den Herzog und meine Reise.

Ich schicke Ihnen Ihren Entwurf zu dem Briefe an den Herzog unverändert zurück. Allerdings ist er ein wenig zu lang, ich habe auch versucht ihn zu ändern. Allein ich bin davon abgestanden. Wenn in solchen Angelegenheiten etwas Eindruck zu machen vermag, so ist es nicht eine kurze und schlichte Geschäftsform, sondern nur dasjenige, was die schreibende Person in ihre Worte von ihrem Charakter legt. Gerade das aber wird durch Correcturen eines Dritten immer weg gewischt, oder wenigstens geschwächt. Man verdirbt also, statt zu bessern. Ueberdies schadet die Länge nicht. Der Herzog muß doch die Handschrift seines Vaters bemerken, und so muß ihn Theilnahme und selbst Neugierde zum Lesen bis zum Ende bringen. Ich reise in einigen Tagen von hier ab. Haben Sie die Güte mir nach Burgörner zu schreiben. Auf das Couvert bemerken Sie: In Abwesenheit bis zur Ankunft aufzubewahren. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen die Eile, in der ich eben bin. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Burgörner, den 29. November 1823.

Ich habe erst hier Zeit gehabt, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 25. v. M. zu lesen und empfange nun auch den spätern vom 25. d. M., nebst dem neuesten Heft. Für beides meinen herzlichen Dank. Wenn sich nicht meine Abreise gegen meinen Willen verschoben hätte, so wäre der frühere, was mir sehr leid gewesen wäre, bis zu meiner Zurückkunft liegen geblieben, da ich mir diesmal keine Briefe nachschicken lasse. Zu dem nun abgegangenen Briefe an den Herzog wünsche ich den besten Erfolg; ich hoffe, daß der Schritt nicht vergeblich sein wird, denn ich rechne auf die Wirkung der väterlichen Briefe, die Sie eingelegt haben.

Ich befinde mich hier sehr wohl. Es ist nicht blos für diese Jahreszeit und den sonst oft so schlimmen Monat, sondern wirklich an sich immer leidliches und oft sehr gutes Wetter. Heute war es wirklich schön und die Sonne kam sehr freundlich heran. Zwar erhob sie sich nur wenig über eine dichte und finstere Wolke, die den Abendhimmel bedeckte, aber der übrige Theil des Himmels war vollkommen blau. Da ich theils viele Geschäfte hier habe, theils die Zeit zu eigenen Arbeiten benutzen will, so ist es mir sehr lieb, ganz allein hier zu sein, ich bin so gar keiner Störung ausgesetzt und liebe in sich die Einsamkeit. Die Freude, mit den Meinigen zu sein, ist mir nur immer eine unendlich glückliche Zugabe zu meinem schon glücklichen Leben. Ich habe mir aber nie denken können, wie dasjenige

eigentlich ein Glück zu heißen verdient, was eine Lücke ausfüllt, die einem Unglück nahe kommt, und es hat mir immer geschienen, als ginge der wahrhaft edle und hohe Glücksgenuß erst an, wenn man, sich selbst genügend im Gleichgewicht, seine Neigungen und Empfindungen mit sich verknüpft, die diesen, schon in sich befriedigenden Zustand dergestalt erhöhen, daß er, damit verglichen, wirklich mangelhaft erscheint. Heftige Begierden und leidenschaftliche Aeußerungen sind mir daher immer fremd geblieben. Indeß will ich das nicht eben loben, noch in Schutz nehmen. Es könnte leicht auch in einem Mangel an Feuer liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedarf, es ist auch nicht jene Fremdheit immer in gleichem Grade in mir gewesen. Jetzt ist sie meinen Jahren freilich natürlich. Die Jugend muß im Manne immer zuerst in der wirklich nur jugendlichen Lebendigkeit des Empfindens und dem, was leidenschaftlich ist, erlöschen; zum Entschluß und zur Anstrengung kann dann ihre Kraft noch lange ausdauern. — Nun komme ich zu dem letzten Heft Ihrer Lebenserzählung zurück, dessen Empfang ich Ihnen schon im Anfange dieses Blattes gesagt und dafür gedankt habe. Es hat mir wieder ungemein viel Freude gemacht und ich habe es gestern Abend ohne Unterbrechung hinter einander gelesen. Es schadet gar nicht, wenn auch Einiges, was Sie darin erzählen, in eine andere Periode gehört, wie Sie besorgen. Es ist unmöglich, in der Erinnerung so genau in der Zeitfolge zu bleiben, ich würde sehr verlegen sein, sollte ich von einem meiner Kinderjahre so ausführlich erzählen. Es ist merkwürdig, daß Ihnen so viel in der Erinnerung geblieben ist. Da in diesem Hefte gerade so viel vom Schreiben die Rede ist, so kann ich Ihnen mit Wahrheit sagen, daß diese Erzählung wie-

der ganz diesen Vorzug hat. Alles darin ist trefflich gedacht und empfunden, das ist das erste darin, und wie Sie selbst richtig bemerken, das unerläßliche Erforderniß jedes guten Schreibens; allein auch das letzte ist bei Ihnen damit verbunden. Die Art Ihrer Entwickelung hat mich ungemein interessirt. Sie bemerken sehr richtig, daß das, was Ihnen mehr durch Sie selbst, und zufällig durch Umgang mit Erwachsenen, an Unterricht zukam, gerade darum so stark und so dauernd wirkte, weil es wenig war, und in ein auf bessern und reichhaltigern Unterricht begieriges Gemüth fiel, so möchte ich auch im Uebrigen weiter schließen. Es sollte mich aber nicht wundern, wenn doch gerade diese Erziehung mehr und kräftiger beigetragen hätte, Sie so, wie Sie geworden sind, zu bilden, als wenn alles fein systematisch dabei ausgedacht worden wäre. Man muß sich die Erziehung ja nicht blos und immer als eine direkte Leitung zu verständiger Haltung, gutem Charakter und hinlänglichem Reichthum von Kenntnissen denken. Sie wirkt oft weit mehr als ein Zusammenfluß von Umständen, deren beabsichtigte Wirkung ganz vereitelt wird, die aber durch den Streit gegen die Individualität des zu Erziehenden in ihm bewirkt, was die direkte Einwirkung nie vermocht hätte. Denn das Resultat der Erziehung hängt ganz und gar von der Kraft ab, mit der der Mensch sich auf Veranlassung oder durch den Einfluß derselben selbst bearbeitet. Mit großem Vergnügen habe ich auch bestätigt gefunden, daß dasjenige, was Ihr Gemüth und Ihren Verstand noch jetzt auszeichnet, Ihnen auch in der Kindheit schon beiwohnte. Es ist immer meine Meinung gewesen, daß sich der Mensch, wenn man das Wesentliche seines Charakters nimmt, nicht eigentlich ändert. Er legt Fehler ab, vertauscht auch wohl Tugenden und gute Gewohnheiten gegen schlechte, allein

seine Art zu sein, ob mehr nach der Außenwelt, oder mehr nach innen gekehrt, ob heftig oder sanft, ob in die Tiefe der Ideen eingehend, oder auf der Oberfläche verweilend, ob mit kühnerm und festem Entschluß ins Leben eingreifend, oder Schwäche verrathend, bleibt gewiß von der Kindheit bis in den Tod der nämliche. Das war für heute vorerst das Wichtigste, was ich Ihnen über dies Heft sagen wollte. Auf ein und anderes komme ich ein anderesmal zurück. Immer aber wiederhole ich Ihnen aufs neue meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie mir so liebevoll widmen. Beilagen bitte ich Sie ferner nicht beizufügen; wenn es Briefe sind, worin etwas Wesentliches, zur Erzählung Gehörendes vorkommt, so erzeigen Sie mir die Liebe, es abgeschrieben einzuweben. Ich wünsche nicht bloß, Sie zu sehen und zu kennen, sondern Sie von sich selbst geschildert. In dieser Schilderung vereinigt sich Ihr jetziges Sein mit dem frühern, und in dieser Selbstschilderung und Selbstbeurtheilung liegt mithin ein doppelter Reiz. Da ich bald wieder von hier weggehe, aber doch nur kurz vor Weihnachten und Neujahr in Berlin sein werde, so thut es mir leid Sie bitten zu müssen, mir nicht vor Weihnachten, sondern so zu schreiben, daß Ihr Brief kurz vor Neujahr in Berlin eintrifft. Meine Frau ist sehr wohl und munter, sie pflegt jährlich ein Bad zu besuchen, bald ohne mich, bald mit mir, sie war auch dies Jahr in Marienbad nicht krank. Was man Ihnen gesagt hat, muß sich auf eine zufällige Unpäßlichkeit beziehen oder übertrieben gewesen sein. Mit dem herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme und für Ihre Güte, und den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Berlin, den 12. Januar 1824.

Ihr Brief, liebe Charlotte, vom 21. v. M., hat mir große Freude gemacht, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alles Liebevolle, das er enthält. Nehmen Sie besonders meinen Dank für Ihre Wünsche zum neuen Jahr an, und sein Sie versichert, daß ich sie aus recht inniger Seele erwiedere. Niemand kann innigern Antheil an Ihnen nehmen, als ich, niemand es besser mit Ihnen meinen, so kann auch niemanden die Erfüllung der Wünsche für Ihr Glück so sehr am Herzen liegen als mir, davon seien Sie mit unumstößlicher Gewißheit überzeugt. Sorgen Sie aber auch selbst, beste Charlotte, angelegentlich für Ihre Gesundheit und Ihre Ruhe. Mir kommt es immer vor, daß die Art, wie man die Ereignisse des Lebens nimmt, eben so wichtigen Antheil an unserm Glück und Unglück hätten, als diese Ereignisse selbst. Den eigentlich frohen, heitern Genuß kann man sich allerdings nicht geben, er ist eine Gabe des Himmels. Aber man kann viel dazu thun, das Unangenehme, dessen für jeden das Leben immer viel herbeiführt, ruhiger aufzunehmen, muthiger zu tragen, besonnener abzuwehren oder zu vermindern. Man kann wenigstens vermeiden, sich unnöthige und ungegründete Besorgniß und Unruhe zu erregen. Wenn man das eine und das andere thut, sucht man sich darum nicht gleichsam frei von der Abhängigkeit der höhern Mächte zu machen; man genießt ja dadurch noch lange kein Glück, man bewahrt sich nur

vor zu unangenehmen Empfindungen. Man handelt aber gewiß im Sinne und nach dem Willen des Himmels, wenn man mit so viel Selbständigkeit, als die individuellen Kräfte zulassen, dem Geschick begegnet und sich seinen Einflüssen von innen heraus weniger zugänglich macht. Ich sage das, liebe Charlotte, um Ihnen vorzustellen, daß Sie sich nicht so um Nichts beunruhigen müssen, wie neulich, wo Sie, geschreckt durch Träume, sich bangen Ahndungen überließen. Ihre Worte: „Nehmen Sie mir den ängst„lichen Kleinmuth nicht strenge auf, ach! nehmen Sie mir „die Worte nicht so genau — das Unglück macht aber„gläubig, man fürchtet überall, man sieht nur traurige „Vorbedeutungen — der Glückliche weiß nichts von Aber„glauben" — diese Worte haben mich sehr gerührt und in innigster Theilnahme bewegt, und nur aus diesen Empfindungen geht das hervor, was ich Ihnen sage. Sie haben einen viel zu klaren und bestimmten Verstand, haben über diese Dinge in dem, was Sie bei Gelegenheit der Stimmung Ihres Vaters in dieser Art mir geschrieben, so richtig geurtheilt, daß Sie nicht durch so unbedeutende Zeichen, wenn man es nur überhaupt Zeichen nennen kann, sich sollten irgend bewegen lassen. Nehmen Sie, was ich da sage, ja nicht als einen Vorwurf auf. Ich würde mir gewiß nicht heraus nehmen, Ihnen je einen zu machen. Ich wünsche aber dringend, daß Sie sich nicht vergeblich beunruhigen, nicht Ihrer Gesundheit schaden, sich in Ihren Beschäftigungen stören und sich Ahndungen hingeben, die entweder Kummer über Unglücksfälle rege machen, die nicht eintreten, oder die Träume über wirklich sich ereignende schon im Voraus fühlen lassen. Ich halte es auch nicht für unangemessen, Ihnen so ausführlich darüber zu schreiben, da ich besorge, daß die Unruhe, die Sie darüber äu-

ßern, Sie nicht sobald verlassen möchte, und Sie mir sehr oft die wohlthuende Versicherung geben, daß Ihnen meine Worte beruhigend und tröstlich sind.

Ich bleibe jetzt bis zum Frühjahr unausgesetzt hier in Berlin, und bitte Sie, mir wie gewöhnlich hierher zu schreiben. Sie werden mir auch ein sehr großes Vergnügen bereiten, wenn Sie mir die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung schicken wollen. Ich bin genau auf das eingegangen, was Sie mir darüber sagen, und es scheint mir, daß wir demnach folgende Einrichtung damit treffen könnten: Was Sie noch zu beschreiben haben, zerfällt, so weit ich es kenne, in drei Theile: erstlich die Fortsetzung Ihrer ersten Jugend bis zu Ihrer Verheirathung; zweitens die Erzählung dieser und der darauf folgenden Zeit; endlich die Jahre von dort an bis jetzt. Die erste dieser drei Perioden kann es Ihnen, dünkt mich, auf keine Weise schwer werden, fortzusetzen. Sie enthält, so viel ich weiß, nichts, was durch die Erinnerung Leiden erneuern könnte, es kommen gewiß frohe Andenken darin zurück, und es ist ein Zeitraum, der nicht nur die Geschichte Ihrer Erziehung und Jugendbildung vollendet, sondern auch in sich großes Interesse für mich hat. Ich nehme daher keinen Anstand, Sie zu bitten, diese auf alle Fälle zu vollenden und mir zu schicken. Wie viel Sie auf einmal schicken, überlasse ich Ihnen; das muß sich nach den Umständen und Ihren weitern Geschäften richten. Ob Sie dann auch die zweite Periode Ihres Lebens beschreiben und mir zu schicken die Güte haben, ist eine andere Frage. Daß es mir Freude machen würde, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Es würde es auf jeden Fall und in hohem Grade, allein ich empfinde ganz mit Ihnen, daß für Sie das Schreiben ein langsames, und Monate, ja selbst Jahre währendes Aufreißen schmerzlicher

Wunden sein würde, und von dieser Seite angesehen kann es mir unmöglich Freude erregen, oder müßte mir die, welche mir die Erzählung immer machen würde, nothwendig verbittern. Ich habe zwar nicht dieselbe Ansicht als Sie über das Zurückrufen von Zeiten empfundener Schmerzen. Mir, wenn ich von mir reden sollte, würde es wehmüthig, doch mit einer Art von Süßigkeit verbunden sein, ich würde es auch für mich selbst und meine Charakterbildung, die Gewinnung der Stärke, die jeder Mensch gegen das Schicksal und das Leben braucht, wohlthätig halten. Allein ich fühle wohl, daß ich das nicht auf Sie anwenden kann, und ich mißtraue selbst meinen Empfindungen, weil ich bei weitem mehr nur ein glückliches Leben geführt habe. Prüfen Sie sich also selbst, theure Charlotte, und entscheiden Sie danach, ob Sie in die zweite Periode Ihres Lebens eingehen, oder bei dem Ende der ersten im Zusammenhange abbrechen. Ich weiß und bin auf das innigste und dankbarste überzeugt, daß Sie, um mir eine Freude zu machen, keine Aufopferung scheuen würden. Was Ihnen aber eine solche Aufopferung auferlegt, kann natürlich mir nicht mehr eine Freude geben. Das vergessen Sie nicht. Die dritte der oben berührten Perioden erscheint in sich wieder nicht bedenklich. Indeß können Sie das allein gehörig beurtheilen, ob sie sich so abgesondert von der zweiten behandeln läßt, oder ob sie nicht, um den Gang Ihrer Stimmungen und Ihres innern Lebens zu schildern, müßte oft, und zu oft für Ihre Ruhe, in die zweite hinübergehen. In diesem Falle müßte auch diese ungeschildert bleiben; immer würde ich mich unendlich freuen, wenigstens ein vollendetes Bild eines Kindes- und Jugendlebens in der größten Individualität zu besitzen. Bis zu Ihrer Verheirathung schreiben Sie also ja. Nun leben

Sie herzlich wohl und verscheuchen Sie jede bange Sorge. Vertrauen Sie den gütigen Mächten des Schicksals, und glauben Sie nicht, daß es solche giebt, die absichtlich das Herz mit Ahndungen plagen, sich nicht an dem Schmerz über wirkliches Unglück begnügend. Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Achtundzwanzigster Brief.

Ergebung in das, was geschehen kann, Hoffnung und Vertrauen, daß nur dasjenige geschehen wird, was heilsam und gut ist, und Standhaftigkeit, wenn etwas Widerwärtiges eintrifft, sind alles, was man dem Schicksale entgegenstellen kann.

Sie erinnern mich an eine Stelle der Bibel und fragen mich, ob ich sie gelesen habe? Ich habe die Bibel von einem Ende zum andern mehrmals durchgelesen, das letzte Mal noch in London, und ich kannte daher sehr gut das Kapitel des Briefes an die Korinther, das Sie anführen.*) Es ist allerdings eines der schönsten im neuen Testament, wenn es recht verstanden wird, allein auch eines von denen, in welche zu leicht ein jeder etwas von seinem eigenen Gefühl und seiner Individualität hineinträgt, und wenn diese auch recht gut und fromm sind, so können sie doch der ursprünglichen Bedeutung fremd sein. Im griechischen Urtext ist das weniger möglich. Wir haben im Deutschen nur das eine Wort Liebe, welches zwar sehr rein, edel und schön ist, aber doch für sehr verschiedenartige Empfindungen gebraucht wird. Im Griechischen giebt es ein eigenes für die ruhige, sanfte, leidenschaftlose, immer nur auf das Höhere und Bessere gerichtete Liebe, das niemals für

*) 1 Kor. 13.

die Liebe zwischen den Geschlechtern, wie rein sie sein möchte, gebraucht wird, und dies Wort, welches mehr den christlichen griechischen Schriftstellern, als den frühern eigen ist, steht gerade in diesem Kapitel. Ich möchte damit aber keinesweges die Lutherische Uebersetzung tadeln, vielmehr leugne ich nicht, ist mir unser deutsches Wort lieber, als jedes andre, gerade weil es so vielumfassend ist, und die Empfindungen in der Seele gerade bei ihrer Wurzel aufnimmt. Was sowohl den Inhalt dieses Kapitels vorzüglich würdig und groß macht, und auch den Begriff deutlich zeigt, der mit dem Worte der Liebe nach dem Sinne des Apostels verbunden werden soll, sind, wie es mir scheint, zwei Dinge: Erstens, daß nicht blos auf die Ewigkeit hingedeutet, sondern die Liebe selbst, als etwas Ewiges, mehrern andern, auch großen und schätzenswürdigen, aber dennoch vergänglichen Dingen entgegengesetzt wird, und daß die Liebe nicht als ein einzelnes Gefühl, sondern sichtbar als ein ganzer, sich über den ganzen Menschen verbreitender Seelenzustand geschildert wird. Die Liebe, heißt es, hört nimmer auf. Dies beweist zur Genüge, daß sie auf Dinge gerichtet sein muß, die selbst ewig und unvergänglich sind, und daß sie dem Herzen auf eine solche Weise eigen sein muß, daß sie in keinem Zustande des Daseins demselben entrissen werden kann. Es ist nicht sowohl von einer bestimmten Liebe, nicht einmal der des höchsten Wesens, die Rede, sondern von der innern Seelenstimmung, die sich über alles ergießt, was der Liebe würdig ist und worauf sich Liebe anwenden läßt. Es ist auf den ersten Anblick nicht gleich zu begreifen, warum, da alles hienieden Stückwerk genannt wird, die Liebe allein zu dem, was ganz und vollkommen ist, gerechnet wird. Denn das Uebrige, welches der Apostel anführt, ist doch offenbar des-

halb Stückwerk genannt, weil es in endlichen Wesen nicht vollkommen sein kann, und die Liebe, wie rein und erhaben sie sein möge, ist doch auch nur in endlichen Geschöpfen nach der Art, wie sie in diesem Kapitel genommen ist. Es ist aber wohl deshalb, weil alles Uebrige, wovon als von Stückwerk die Rede ist, eine Kraft des Wissens und des Thuns voraussetzt, die sich in menschlichen und endlichen Wesen nicht befinden kann. Die Liebe hingegen geht selbst von einem bedürfenden Zustande aus, sie gehört rein der Gesinnung und dem Gefühle an, und ist überall aufopfernd, gehorchend und hingebend. Sie wird daher durch die Schranken der Endlichkeit nicht so gehemmt. Allerdings könnte sie im Menschen nicht wohnen, wenn ihm nicht selbst eine Verwandtschaft mit dem Unendlichen im Innersten seines Wesens zum Grunde läge, denn wenn ihr Odem ihn einmal beseelt, so kann er sich in ihm mehr, als irgend sonst, dem Höhern verwandt fühlen. Da aber, wie ich im Anfange sagte, wohl jeder, ohne auch irgend in Mißverständnisse zu verfallen, gerade diese Stelle der Bibel nach seiner individuellen Empfindung nimmt, so gestehe ich, daß ich den Ausdruck Liebe hier von aller und jeder einzelnen Empfindung für ein Wesen durchaus geschieden und getrennt halte, und darin nur eine Schilderung des an sich weit höhern Seelenzustandes finde, der, frei von aller Selbstsucht, fern von jeder Leidenschaftlichkeit, mit Wohlwollen auf allem verweilt, das günstige, wie das widrige Schicksal mit Ergebung und Gelassenheit trägt, und aus dessen Ruhe selbst die belebende Wärme in alles, was ihn umgiebt, übergeht. Darum heißt es, daß die Liebe nicht eifert, sich nicht ungebärdig anstellt u. s. f. Darum werden ihr Glaube und Hoffnung zur Seite gestellt, sie aber über beide erhoben; darum besonders wird sie über die Werke

gesetzt. Dies letzte kann augenblicklich sonderbar scheinen. Allein es ist sehr richtig, da, wenn die Gesinnung wahrer Liebe da ist, die Werke von selbst aus ihr entspringen. Diesem Seelenzustande ist das Fordernde, das Unruhige, Sorgende, auf Ausübung von Recht mehr als auf strenge Uebung der Pflicht Bedachte, das sich selbst Lobende und mit sich Zufriedene entgegen gesetzt. So nehme ich diese biblische Stelle, obgleich ich fern bin zu behaupten, daß nicht auch eine andere Ansicht statthaft wäre.

Neunundzwanzigster Brief.

Sie fragen mich über den Unterschied von Prophezeihen und mit Zungen reden, den der Apostel Paulus im 14. Kapitel des 1. Briefes an die Korinther macht. Es ist allerdings eine schwierige Stelle, über die man viel und lange nachdenken kann, ohne doch vielleicht das Rechte zu finden. Es ist gerade das sehr schön auch im neuen Testament, daß das Klare mit weniger Klarem gemischt ist. Alles, dessen der Mensch zur Besserung, Beruhigung und Erbauung bedarf, ist klar und leicht verständlich, und die weniger klaren, ja dunkeln Stellen thun dem keinen Eintrag. Da aber der Mensch immer, indem er im Leben seine Pflicht erfüllt (was das einzige Nothwendige im Leben ist), auch außerdem etwas haben muß, wodurch er in eine über das Leben hinausgehende Tiefe geführt wird, und er diese Tiefe nur durch Nachdenken erreichen kann, so bringen ihn diese Stellen eines Buchs dazu, das ihm gegeben ist, immer in seiner Hand zu sein. Es werden ihm Geheimnisse gezeigt, damit er sie durch frommes Nachdenken zu ergründen lerne. Wie ich mir nun die Stelle von den Zungen erkläre, ist es so: der Apostel setzt einander entgegen: Das Reden mit der Zunge oder mit Zungen, und das Prophezeihen, den Geist und den Verstand (denn so wird wohl Luther das griechische Wort übersetzt haben; ich habe gerade keine deutsche Bibel zur Hand). Unter dem Reden mit Zungen versteht er, meiner Meinung nach,

das begeisterte Reden, das wie aus einer fremden Eingebung kommt, in dem man nur das sagt, wovon das Herz überfließt, ohne sich zu kümmern, ob es Andere hören oder verstehen. Man spricht auf diese Weise mit sich selbst und mit Gott. Unter Weissagung versteht er gar nicht Vorhersagung des Zukünftigen, sondern das öffentliche Lehren hoher und wichtiger Wahrheiten. Wer das that, hieß im Sinne des Morgenlandes ein Prophet. Eine solche Lehre nun hat einen äußern Zweck: Unterweisung und Erbauung. Sie muß also auf den Zuhörer berechnet sein, die Worte müssen durch den Verstand zum Verständniß zubereitet sein. Daher bestimmt nun der Apostel auch sehr richtig das Verhältniß dieser beiden Seelenstimmungen zu einander. Das begeisterte Sprechen ist das Erste und muß in dem Menschen vorausgehen; auf der Sprache, die er mit sich und mit Gott redet, beruht seine Fähigkeit, Andere zu erbauen. Dadurch erbauet er sich selbst, wie der Apostel sagt, und man kann nicht Andere erbauen, wenn man nicht selbst erbauet ist. Allein diese innere Begeisterung ist für Andere unfruchtbar. Also für die Verbreitung der Lehre ist die Weissagung besser, denn durch sie geht die Begeisterung in Andere über. Allein das Höchste ist selbst begeistert sein (mit Zungen reden) und zugleich weissagen oder unterrichten. Der fünfte Vers setzt dies sehr klar und bestimmt auseinander. Der Apostel wünscht, daß Alle mit Zungen reden mögen, aber noch mehr, daß sie Alle lehren mögen, weil dies nützlicher ist und jenes voraussetzt. Dies geht dann zugleich auf die Sitte der ersten Kirche, wo jedes Gemeindeglied das Wort nehmen konnte. Der Ausdruck mit Zungen reden oder mit der Zunge, scheint sonderbar, aber er ist eigentlich sehr richtig. Im Griechischen versteht man unter Zungen unbekannte, fremde, selten vorkommende

Wörter. Dies kann vielleicht hier in Betracht kommen. Man kann auch daran denken, daß die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Apostel zur Folge hatte, daß sie in fremden, ihnen vorher unbekannten Sprachen redeten. Beides paßt auf das begeisterte Reden, wo man sich über seine eigenen Gedanken wundert, und noch weniger daran denkt, daß und ob einen der andere versteht. Allein beides halte ich hier nicht für anwendbar, vorzüglich deswegen nicht, weil es auch heißt: mit der Zunge reden, nicht blos mit Zungen. Die Erklärung des Ausdrucks kann viel einfacher genommen werden. Wenn man wohl verstandene, selbst gefundene Dinge, oder doch solche, die man sich in Gedanken gehörig verdeutlicht hat, redet, so ist die Zunge nur das todte Werkzeug der Aussprache, aber der Verstand ist der eigentlich redende. Wenn man aber Dinge sagt, die einem plötzlich einfallen, und doch hoher und dunkler Natur sind, die man sich vorher nicht deutlich gemacht hat, und die man nur nach und nach durch den Verstand klarer ins Licht setzen kann, die ein fremder und höherer Geist eingegeben hat, so ist es nicht der Verstand, der redet, sondern die Worte sind auf der Zunge, ohne daß man weiß, wie sie dahin gerathen sind. Die Zunge scheint sie aus sich zu reden. Eigentlich müßte man dies: mit dem Geist reden, nennen. Allein es ist bildlicher hier die Zunge zu erwähnen, und da der Apostel dasjenige, was die Zunge so spricht, auch gewiß von einem fremden höhern Geist, dem heiligen selbst, eingegeben hält; so kann er das, was der Mensch so sagt, nur der Zunge beilegen. Der heilige Geist, das ist Gott selbst, legt dem Menschen die Wahrheit auf die Zunge, die er nicht mit seinem Verstande begreifen, oder doch nicht erfinden könnte. Man sagt wohl von einem Menschen, der spricht, was er nicht meint, daß

er mit der Zunge, nicht mit dem Herzen spricht. Hier ist der Ausdruck in einer ganz andern Beziehung ähnlich. Die Zunge spricht hier (durch innere Begeisterung oder göttliche Eingebung), ohne daß der Verstand, der blos nach menschlicher Weise raisonnirende und urtheilende, etwas davon weiß. Auf diese Weise liegt in dieser Lehre des Apostels etwas sehr Schönes. Man soll suchen, wenigstens sich wünschen, in fromme Begeisterung zu gerathen, mit sich und Gott zu reden, wie man es mehr ahndet, als deutlich einsieht, aber man soll noch mehr dahin streben, sich das auch im Verstande klar zu machen, und wenn man Andere unterrichtet, soll man es nur auf die letzte Weise thun. Ich weiß nicht, ob Ihnen dies genügen wird, aber so verstehe ich diese Stelle.

Dreißigster Brief.

Berlin, den 12. März 1824.

Ich habe Ihre Blätter vom 21. v. M. erhalten und danke Ihnen auf das herzlichste dafür. Es hat mir aber leid gethan, zu sehen, daß Sie sich wieder vergebliche Besorgniß und Unruhe gemacht hatten. Sie müssen das möglichst vermeiden, liebe Charlotte, und darin eine größere Herrschaft über sich gewinnen. Ich sage Ihnen das gewiß nur zu Ihrem Besten und zur Beförderung Ihrer innern Ruhe. Es ist so vielen Zufälligkeiten unterworfen, ob ein Brief einige Tage früher oder später geschrieben wird, ob er länger oder kürzer geht, daß, wenn eine solche Erwartung gerade einmal nicht zutrifft, Sie darum sich nicht beunruhigen müssen. Ich erkenne gewiß den ganzen Werth der Gesinnungen, die Sie gerade für mich besorgt machen, allein ich bin vollkommen wohl und Sie brauchen auf keine Weise für mich zu fürchten. Ich lebe den ganzen Tag mit ernsthaften und mir wichtigen Dingen beschäftigt, ich verlasse kaum mein Zimmer als in den späten Abendstunden, und bin ruhig, thätig und heiter. Bei solcher Stimmung würde sich selbst eine schwächliche Gesundheit erhalten. Die meinige aber ist bisher sehr gut gewesen. Ich weiß freilich, daß das sehr leicht und von einem Jahre, ja Tage zum andern ändern kann, indeß für jetzt ist kein Anschein dazu. Wenn es kommen wird, bin ich auch darauf vorbereitet. Auf meine Stimmung wird selbst Kränklichkeit keinen Ein-

fluß haben, ich habe mich von früher Jugend an gewöhnt und geübt, gegen mich selbst hart zu sein und meinen Körper als etwas meinem eigentlichen Selbst Fremdes anzusehen. Meinen Beschäftigungen werde ich schon eine Wendung geben können, daß ich sie nicht aufzugeben brauche, wenn sie auch gestört werden, und so dürften Sie sich wirklich mich auch dann nicht unglücklich denken, wenn einmal der Fall käme, daß ich wirklich leidend würde. Es freut mich sehr, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß auch Sie im Ganzen leidlich wohl sind und der sonderbare Winter Ihnen nicht geschadet hat, wie ich zuweilen fürchtete. Ich liebe im Grunde die Abwesenheit von strenger Kälte so, daß ich die andern Unannehmlichkeiten, die ein so gelinder und wechselnder Winter allerdings mit sich führt, leicht übersehe. Die recht eigentliche Kälte hat etwas mehr als blos physisch Erstarrendes, es kommt einem ordentlich vor, daß Menschen ihr nie ausgesetzt sein sollten, sie giebt der Natur selbst ein so einförmiges Ansehen, und hat etwas wahrhaft Unbarmherziges für die Armen. Das niedrige Volk, das nur wenig Mittel herbeischaffen kann, ist schon darum viel glücklicher in südlichen Ländern, weil es wenigstens von dieser Plage befreit ist. — Sie haben mir, liebe Charlotte, sehr lange nichts von Ihrer Lebensschilderung geschickt. Vermuthlich ist der Winter mit seinen Geschäften und kürzern Tagen daran schuld. Wenn Sie aber Muße und Stimmung haben, so ist es, wie ich Ihnen oft und immer sagte, mein Wunsch, daß Sie fortfahren, wenigstens bis zu Ihrer Verheirathung. Hernach will ich Sie dann weder bitten noch bereden. Aber bis dahin kann es Ihnen nur eine angenehme und unterhaltende Beschäftigung sein. Wenn Sie so viel haben, daß es ein mäßiges Paquet ist, so haben Sie die Güte, es

mir auf die gewöhnliche Weise zu schicken. Alles das aber nur, insofern es Ihnen Freude macht, denn das ist die Bedingung, unter der auch ich nur Vergnügen daran finden kann. Was Sie mir bisher geschickt haben, giebt ein erfreuliches, anziehendes, individuelles Bild, und es wäre schade, wenn das nicht, wenigstens bis zu einem natürlichen Ruhepunkte, einem wichtigen Lebensabschnitt, vollendet wäre. Es sind auch nur noch einige Jahre, die Ihnen bis dahin übrig bleiben.

Ich war heute einige Stunden in Tegel, und so wenig günstig das Wetter war, so hat es mir doch Vergnügen gemacht. Die Annäherung des Frühjahrs spürt sich immer und bringt auch in den Menschen eine Art von Erneuerung. Man ist lebendiger, man glaubt einem neuen Lebensabschnitt entgegen zu gehen, und vergißt gewissermaßen, daß die schöne Gestalt, die die Natur nun wieder annimmt, nur wenige Monate dauern und dann dasselbe wiederkehren wird, dem man sich jetzt entgangen zu sein freut. Wenn das aber auch eine Art von Selbsttäuschung ist, so bleibt es das ganze Leben hindurch eine immer und immer gleich freudig wiederkehrende. Seit meinen Kinderjahren erinnere ich mich des gleichen oder wenigstens ganz ähnlichen Gefühls. Da Sie in einem Garten wohnen, werden Sie diese Gefühle auch gewiß theilen. Denn in der Stadt gehen freilich die Jahreszeiten in traurigem Einerlei an einem vorüber.

Mit den Ihnen bekannten unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Im April 1824.

— — Allerdings gehört das vollkommene Gelingen unserer Unternehmungen der ursprünglichen Kraft wohl größtentheils an, die der Mensch nicht in seiner Gewalt hat. Ich theile ganz ihre Meinung, daß es noch mehr von einem nicht zu erklärenden höhern Segen abhängt, der Einzelne begleitet, und wohl, wie Sie sagen, auf der Lauterkeit ihrer Gesinnungen beruhet. Ihr Ausdruck, daß es scheine, als ob die Gottheit nur ihren Segen in reine Gefäße ergieße, hat mir ungemein gefallen. Der Mensch vermag diesen Segen, wenn er ihm entsteht, nicht herbei zu zaubern. Daß dieser Segen wirklich mit den Menschen zusammenhängt auf unsichtbare und geheimnißvolle Weise, das glaube ich mit Ihnen. Aber die Begriffe von Glück und Unglück sind selbst bei denen, die richtige Ideen zu haben pflegen, so unbestimmt und so irrig, daß ich von früh an immer gestrebt habe, mir darüber ganz klar zu werden, und wie ich dahin gelangt bin, habe ich gefühlt, daß man des Glückes bis auf einen gewissen Grad wenigstens, immer sicher ist, so wie man sich von den äußern Umständen unabhängig macht, so wie man lernt Freude aus allem Erfreulichen in Menschen und Dingen zu ziehen, aber in Menschen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen.

Gewiß hat man seinen Lohn dahin, indem alles Verdienst aufhört, wenn man der Folgen wegen etwas thut.

Wenn Sie, theure Charlotte, meinen vorletzten Brief nicht ganz richtig verstanden haben, so haben Sie dagegen in dem letzten meinen innigen Antheil an Ihnen und Ihrem Schicksal mit Vergnügen erkannt. Ich danke Ihnen sehr dafür und wiederhole Ihnen die Versicherung, daß Sie auf die unveränderte Dauer mit Gewißheit rechnen können. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie nach so vielen bestandenen Stürmen endlich wieder ein ruhiges, sorgenloses und Ihnen ganz zusagendes glückliches Leben führen möchten, daß Ihr Gesundheitszustand dem entspreche, daß Sie kräftig und heiter im Genusse der einfachen Freuden, die Sie sich selbst geschaffen haben, und in dem Andenken an alles, was Ihnen theuer, leben mögen. Ich weiß mit Zuversicht und freue mich dessen, daß auch vorzüglich bei mir Ihr Andenken verweilt. Was ich beitragen kann, Ihr Leben zu erheitern, werde ich immer mit Freuden nach meinen Kräften thun. Ich wiederhole Ihnen die Bitte, die ich mehrmals that, mir offen und vertraulich zu sagen, wenn Sie einen Wunsch haben, für den Ihre eigenen Mittel nicht hinreichen. Setzen Sie alle falsche Delikatesse bei Seite. Seien Sie vertrauend Ihrer und meiner würdig. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie in ununterbrochener Anstrengung sich abmühen, noch bei immer leidender Gesundheit. Obwohl ich das sehr zu ehren weiß, wünsche ich innig, Sie wieder in einer Lage zu wissen, die Ihrer ursprünglichen Bestimmung angemessen wäre. Bei Ihrem Gemüth und Ihrem Sinn würden Sie Ihre Muße schon

anzuwenden verstehen. Erlauben Sie mir den Rath, sich einmal einige Erholung zu gönnen in der schönen Jahreszeit; sollte Ihnen nicht eine Badekur zuträglich sein? Antworten Sie mir vertrauend, liebe Charlotte, niemand als Sie und ich weiß von dem, was Sie mir und ich Ihnen sage.

H.

Zweiunddreißigster Brief.

Im Mai.

Sie haben mir durch das mir übersandte neue Heft Ihrer Biographie eine viel größere Freude gemacht, als Sie es wohl geglaubt haben mögen. Ich habe es mit dem größten Antheil gelesen. Zuerst und hauptsächlich aus Antheil an Ihnen. In dieser Hinsicht ist es ein sehr erfreuliches Heft, weil es eine Zeit schildert, die Sie glücklich und froh verlebten und unter interessanten Menschen zubrachten. Es hat mich lebhaft in die Vergangenheit und in jene Zeit zurück versetzt. Wenn auch die verschiedene Lebensart, in von einander entfernten Provinzen Deutschlands, Sitten und Lebensweise sehr verschieden gestaltet, so spricht sich doch auch wieder der Eingeist der Zeit gleichmäßig in Allem aus. Allein auch mehrere Schilderungen, die Sie nicht unmittelbar berühren und betreffen, haben mich sehr angezogen. Unter diesen am meisten die von Baum, dem Lustschlosse des merkwürdigen und berühmten Grafen von Lippe-Bückeburg. Der Wohnort eines ausgezeichneten Mannes hat immer für mich etwas zugleich Erhebendes und Bewegendes, das ich z. B. allemal empfinde, wenn ich mich Potsdam nähere. Wenn, wie hier, von Regenten die Rede ist, kommt nun noch hinzu, daß sie gewöhnlich die Gegend, die sie bewohnen, auch mehr oder weniger umschaffen und ihr ihr Gepräge aufdrücken, oder doch Gebäude hinterlassen, die einen ähnlichen Ein-

druck gewähren. Dies vermehrt die Anschaulichkeit, und man kann sich ein lebendiges Bild von ihrem eigenen Leben und Wirken machen. Selbst der bloße Gedanke, daß sie da gewesen, da gegangen sind, hat etwas, das die Einbildungskraft, und mehr als blos sie, auch das Gefühl ergreift, was man auch darüber kalt mag vernünfteln können. Baum hatte nun aber von seinem Besitzer, nach Ihrer Ihnen sehr gut gelungenen Schilderung, ein so eigenthümliches und in sich anziehendes, schönes Gepräge bekommen, daß das Interesse daran dadurch um vieles erhöhet wird. Die Verbindung einer kräftigen und reizenden Natur mit Kunst und fürstlicher Pracht hat immer etwas eigenthümlich Gefallendes, und nach den wenigen Gegenden, die ich und nur kurz in Westphalen gesehen habe, müssen vorzüglich die Waldgegenden von ausnehmender Schönheit durch Fülle, Kräftigkeit und Frische des Baumwuchses sein. Noch viel interessanter aber ist mir die Schilderung des Lebens des Grafen gewesen und was man daraus auf seinen Charakter durchblicken sieht. Bei einem Manne, dessen Muth und Männlichkeit, verwebt mit einigen mehr sonderbaren, als gerade durch sich bedeutenden Zügen und Anekdoten, vorzugsweise bekannt sind, macht die Zartheit der Empfindung für seine kranke und schwächliche Frau und der Hang zu philosophischem und religiösem Nachdenken einen doppelt schönen Eindruck. Vorzüglich hat es mir gefallen, daß er sie niemals andern Händen anvertraut, sondern sie immer selbst getragen und gefahren hat, und immer um sie war. Ueberhaupt deutet schon die eng eingeschlossene Einsamkeit mit dem geliebten Gegenstande, die er nach ihrem Tode noch strenger fortsetzte, eine große und starke Seele an, reich genug, in sich selbst das Genügende zu finden, was das Leben oft meist vergeblich suchen läßt.

Daß der unglückliche Mann an Gift gestorben sei, halte ich doch für eine der Erzählungen, die ehemals in evangelischen Ländern über jeden gemacht wurden, der in südlichen Ländern gewesen war, zumal wenn ihn sein Geschick in feindselige Berührung mit der Geistlichkeit gebracht hatte. Man kennt eigentlich gar keine Gifte, von denen man auch nur mit der geringsten Sicherheit so langsame Fortschritte auf Jahre hin erwarten könnte, und Aqua Toffana ist ein bloßer bedeutungsloser Name, der Gott weiß wie entstanden ist und wer weiß welchem bekannten Gifte gegeben sein mag. Denn es ist ganz gewiß, daß es kein bestimmtes, am wenigsten ein ganz geheimes, nur wenigen bekanntes ist. In einem Saal des ehemaligen Hauses hier (in Tegel) hingen viele Bilder fürstlicher und anderer merkwürdiger Personen, die jedoch alle mit meinem verstorbenen Vater in näherer Berührung gestanden hatten. Unter diesen war auch ein Bild des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, den mein Vater vermuthlich persönlich gekannt hatte. Ich erinnere mich dessen noch sehr gut. Allein in der Zeit, wo die Franzosen hier im Lande waren und mein Haus, ich selbst war in Italien, viele Einquartirung hatte, sind die meisten dieser Bilder beschädigt worden oder verloren gegangen, und das des Grafen von Lippe-Bückeburg gehört namentlich zu den letztern. Ich bedaure jetzt doppelt den Verlust desselben.

Was Sie als Kind von sich erwähnen, daß Sie Bilder in der Phantasie getragen, für die Sie Wesenheit wünschten, ersehnten, erwarteten, ist mir genau eben so, und von der frühesten Kindheit an gewesen, ich glaube gewiß vom sechsten Jahre an, was doppelt früh bei mir ist,

da ich erst im dritten sprechen gelernt habe. Bei Ihnen war es die Sehnsucht nach einer Freundin, und zum Theil entstanden durch das Lesen der Clarisse. Bei mir hatte es keine äußere Ursache oder Veranlassung, wenigstens ist mir durchaus keine erinnerlich. Die Gegenstände, ich meine nicht eingebildete Personen, sondern die Sachen überhaupt, die sie betraf, waren allerdings verschieden, aber Eine blieb von dieser Zeit der ersten Kindheit bis jetzt und wird vermuthlich bis an meinen Tod bleiben; denn noch jetzt, wenn ich einmal eine schlaflose Nacht habe, oder allein im Wagen sitze, oder spazieren gehe, oder sonst eine Zeit habe, die man in bloßer Beschäftigung der Einbildungskraft zubringen kann, beschäftigt mich dieselbe Vorstellung noch immer, wie die in meiner Kindheit, aber natürlich in anderer, oft wechselnder Gestaltung. Da es ein Gegenstand ist, der gar nicht in das Leben übergehen, sondern nur auf die innere Denkweise einwirken kann, so berührt es mich auch im Leben nicht, sondern geht wie eine Dichtung neben der Wahrheit fort; allein im Innern verdanke ich, im besten Sinne des Worts, dieser Selbstbeschäftigung sehr viel. Es ist ja überhaupt die natürliche Folge aller innern Thätigkeit und jeder recht lebendigen Regsamkeit der Einbildungskraft und des Gefühls, daß dadurch die wirklichen Ereignisse des Lebens mehr in Schatten treten, und das zu große Gewicht dieser, ihr zu helles Licht zu vermindern, ist immer heilsam, das Unglück schadet und drückt dann weniger, und das Glück fesselt nicht an seinen Genuß, und macht den Gedanken erträglich, daß es immer leicht beweglich, vielleicht nicht immer bleiben wird.

Sie werden mir große Freude machen, wenn Sie fortfahren an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ganz der Ihrige. H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 15. Juni 1824.

Ich habe Ihren Brief vom 22. Mai und den letzten vor den Pfingstfeiertagen erhalten, liebe Charlotte, und danke Ihnen sehr für beide. Ich selbst schreibe Ihnen einige Tage später, als ich es sonst zu thun pflege; da Sie in Ihrem ersten Briefe eines zweiten erwähnen, der nachfolgen sollte, so wollte ich erst diesen abwarten, um beide zugleich zu beantworten. Daher rührt der kleine Verzug. Es ist mir sehr erfreulich, daraus zu ersehen, daß Sie wohl sind, aber zugleich erwähnen Sie, daß Sie an Schmerzen in den Händen leiden, und da diese sogar bei der schönen Wärme, die wir jetzt haben, nicht nachlassen, so ist es doch wohl zu besorgen, daß es Rheumatismus ist, der später in Gicht übergehen könnte. Ich möchte Ihnen doch rathen, ja Sie sehr bitten, dem zeitig durch den Gebrauch zweckmäßiger Mittel vorzubeugen. So lieb und so sehr lieb mir Ihre Briefe sind, so möchte ich sie nicht mit dem Gedanken erkaufen, daß Sie dabei gelitten und unangenehme Empfindungen dabei zu überwinden gehabt hätten. Stört Sie dieser Schmerz aber nicht hindernd bei Ihren künstlichen Beschäftigungen? Indeß kann ich mir doch denken, daß Sie ihn dabei weniger empfinden, eines Theils weil, wie Sie mir einmal schrieben, Sie das, was mehr Anstrengung erfordert, durch andere Personen verrichten lassen, und andern Theils, weil das Schreiben zwar eine

scheinbar gar keine Kraft erfordernde Arbeit ist, aber dennoch gerade durch das Festhalten der Feder bei so vielen kleinen Strichen sehr anstrengt. Mir ist es von jeher widerlich gewesen und auch jetzt schreibe ich ungern. Es klingt das sonderbar, da ich freilich in meinem Leben viel geschrieben habe; allein es ist darum nicht weniger wahr. Auch habe ich nicht so viel geschrieben, als man wohl denken mag. Von Kindheit an habe ich eine vielmehr innerliche Natur gehabt, wenig außer mir selbst bedurft, und nie daran Freude gefunden, mich anders, als wenn es ganz gelegentlich kam, Andern mitzutheilen. Vorzüglich habe ich nie Neigung zum Erzählen und Schildern in mir gefühlt, sondern beides so wenig als möglich gethan und so kurz als möglich abgemacht. Dagegen habe ich Mittheilungen und Erzählungen Anderer immer sehr geliebt. Wenn Sie finden, daß darin etwas ein wenig Selbstsüchtiges liegt, da man mehr empfangen, als geben will, so will ich es nicht leugnen, es ist nun aber immer einmal so in mir gewesen. Ich spreche sehr wenig und schreibe nicht viel, und habe es immer so gehalten. Wenn ich Ausnahmen mache, ist es nur, weil ich glaube, daß man Werth darauf legt, und ich dann, wie natürlich, jedem gern gefällig bin.

Mit Ihrer Arbeit scheinen Sie, liebe Charlotte, wieder sehr beschäftigt. Wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, freut es mich sehr, ich habe es immer sehr hoch geehrt als Stärke, Ausdauer und Eigenthümlichkeit Ihres Charakters, daß Sie sich nach erlittenen großen Verlusten durch diese Beschäftigung Ihre Unabhängigkeit erhalten haben, und indem Ihnen dies gelungen ist, Sie auf der andern Seite eine schöne Ausfüllung Ihrer Zeit gefunden haben, worin sich manches Schmerzliche, wenn auch nicht vergißt, doch weniger empfindet, da dies Ihren Neigungen angemessene

Streben nach dem Kunstvollen den Geist in Anspruch nimmt, und dies zugleich Ihrer vorherrschenden Neigung in die Betrachtung der Natur einzugehen entspricht. Daher ist es auch immer mein Wunsch gewesen, daß Sie dieser Arbeit eine solche Einrichtung möchten geben können, die Ihnen auch in spätern Jahren, bei weniger angestrengtem eigenen Antheil, die Fortsetzung derselben möglich machte.

Die Empfindung, daß Besuche dann am störendsten sind, wenn man sich einmal frei von eigentlichen Geschäften für kurze Zeit gemacht hat, theile ich ganz, wenn gleich aus früherer Erfahrung mit Ihnen. Es ist aber gerade die Art der gewöhnlichen Menschen, eben das für die beste Zeit zu halten, einen zu überlaufen. — Ich werde nun in einigen Tagen meine Reise antreten und bis gegen Ende Juli keinen recht steten Aufenthalt haben, daher muß ich Sie bitten, so ungern ich so lange Ihre Briefe entbehre, mir jetzt nicht eher zu schreiben, als so, daß mich Ihr Brief den 25. Juli finden kann, und ihn nach Ottmachau bei Neiße in Schlesien zu adressiren.

Leben Sie herzlich wohl; mit unveränderter Freundschaft der Ihrige. H.

Vierunddreißigster Brief.

Herrnstadt, den 9. Juni 1824.

Nehmen Sie nicht übel, liebe Charlotte, daß ich Ihnen mit lateinischen Lettern schreibe. Aber meine Augen sind schon seit geraumer Zeit so, daß ich sie sehr schonen muß, und da habe ich jetzt die Entdeckung gemacht, daß die kleinen deutschen Buchstaben sie mehr angreifen, als die größern lateinischen. An Deutlichkeit gewinnen auch Sie im Lesen bei dem Tausch. Es giebt aber Personen, welchen die lateinische Schrift mißfällig ist, und die wenigstens, weil sie ihnen fremd vorkommt, sie nicht gern im Briefwechsel mit Personen gebraucht sehen, die ihnen werth sind. Ich halte Sie, nach Ihrer übrigen Art zu sein, von solcher gewissermaßen eigensinnigen Ansicht frei. Wären Ihnen indeß doch diese Buchstaben weniger angenehm, so sagen Sie es mir ja, ich kehre dann zu den andern zurück. — Wenn ich Ihnen nicht einmal geschrieben habe, daß meine zweite Tochter hier verheirathet ist, so dürfte Ihnen der Ort der Ueberschrift dieses Briefes wohl kaum auf irgend eine Art bekannt sein. Ich denke aber, daß ich es Ihnen einmal aus Berlin, als ich Ihnen über die Meinigen schrieb, gesagt habe, so wenig es mir sonst eigen ist, über das, was mich umgiebt, oder mir begegnet, in Briefen zu reden. Dieser Ort, eine kleine, sehr unbedeutende Stadt, liegt kaum eine Tagereise von Breslau entfernt, ich bin seit einigen Tagen hier, gehe aber in wenigen andern von hier

nach Ottmachau auf mein Gut, wohin ich Sie bat, mir zu schreiben. Es hat, dünkt mich, immer etwas die Phantasie und das Gemüth angenehm Ansprechendes, wenn man weiß, daß an einem Ort und in einer Gegend, die einem sonst ganz und gar fremd ist und die man gar nicht oder kaum dem Namen nach gekannt hat, mit freundschaftlicher Theilnahme an einen gedacht wird. Diese Empfindung wünsche ich, daß die Ueberschrift dieser Zeilen auf Sie machen möge. Von Ottmachau habe ich Ihnen schon öfter geschrieben. — Wir haben hier eine warmnasse oder wenigstens feuchte Witterung, die leicht etwas Melancholisches haben kann, die ich aber sehr liebe. Die Natur hat dann eine doppelt wohlthätige Stille und ist wie mit einem nebligen Schleier überzogen, der indeß doch die Gegenstände nicht verdunkelt, sondern nur ihre Formen und Farben sanfter hervortreten läßt. Ich bin immer und doppelt auf Reisen auf die mannichfaltigen Modifikationen aufmerksam, welche die Verschiedenheit der Luft- und Wolken-Beschaffenheit dem Charakter der nämlichen Gegend giebt. Man kann eine Gegend immer, ihrem Charakter nach, nach Art eines Menschen betrachten, und jene Modifikationen entsprechen dann den verschiedenen Stimmungen des Gemüths, und sind, wie sie, ruhig und bewegt, sanft und hart, fröhlich oder traurig, ja auch wohl launen- und grillenhaft. Darnach machen sie denn auch ihren Eindruck auf den, der auf sie zu achten versteht, und ich kann wohl sagen, daß ich das Glück habe, diesen Eindruck nur immer so zu erfahren, wie er für die Seele Reiz hat, sie angenehm und lebendig spannt. Unangenehme Wirkungen macht das Wetter nie auf mich, und wenn es schwermüthig oder schauerlich ist, empfinde ich es ungefähr nur eben so, wie man auf dem Theater schwermüthige oder schauerliche Scenen auf-

nimmt. — Beim Theater fällt mir ein, daß Sie es vermuthlich auch gar nicht, oder doch höchst selten besuchen. Mein Fall ist das ganz und gar, vorzüglich seitdem meinen Augen der Glanz der vielen Lichter zu widrig und mein Gehör auch nicht mehr gut genug ist, um die, wenigstens nicht sehr gut und deutlich redenden Schauspieler zu verstehen. Hier ist jetzt gerade eine herumziehende Truppe, und ob man gleich hier vor allem Glanz und blendendem Lichte sicher und auch bei der Nähe der Sitze eher in Gefahr wäre, überschrieen zu werden, so bin ich doch noch nicht dazu gekommen, sie spielen zu sehen. An einem guten Schauspiel entbehrt man wirklich viel, wenn man darauf, freiwillig oder durch Umstände genöthigt, Verzicht leistet. Selbst wenn die Schauspieler nur mittelmäßig sind, hat das Vortragen eines guten Stücks (denn darauf kommt freilich alles an) durch Personen, die als selbst handelnd auftreten, immer etwas mehr Ergreifendes und Belebendes als selbst ein viel besseres, einzelnes Vorlesen. Auf der andern Seite aber liegt ein besonderer Reiz darin, sich von allen Gelegenheiten größerer Versammlungen zurückzuziehen. Schon jung, dann in männlichen Jahren hatte ich mir das lebhaft gedacht und gleichsam den Reiz vorher genossen, in den Jahren eine hinreichende Rechtfertigung zu finden, der Gesellschaft immer mehr und mehr zu entsagen, und jetzt, wo ich diesen Zustand wirklich erreicht habe, finde ich, was ich damals empfand, vollkommen bestätigt. Ich hatte mir das Alter immer reizend und viel reizender als die frühern Lebensepochen gedacht, und nun, da ich dahin gelangt bin, finde ich meine Erwartungen fast übertroffen. Daher mag es auch kommen, daß ich eigentlich in der Seele gewissermaßen älter bin, als körperlich und an Jahren. Ich bin jetzt 57 Jahre alt, und wer ohne große körperliche Er-

müdungen und meist gesund und immer höchst regelmäßig und ohne Leidenschaften gelebt hat, welche die Gesundheit untergraben, kann da noch keine merkliche körperliche Abnahme fühlen. Allein die Ruhe des Geistes, die Freiheit von allem, was die Seele unangenehm spannt und aufreizt, die Unabhängigkeit fast von allem, was man sich nicht selbst durch innerliche Stimmung und Beschäftigung geben kann: diese Dinge sind alle in frühern Jahren schwerer zu erreichen, sind alsdann oft nur dann vorhanden, wenn, was noch viel schlimmer ist, sie aus Kälte und Unempfindlichkeit entstehen. Dennoch sind sie es vorzüglich, welche ein innerlich glückliches Leben geben und sichern. Es ist daher nicht ganz richtig, wenn man glaubt oder sagt, daß das Alter abhängiger von andern Umständen und Zufällen mache. Körperlich und äußerlich ist es freilich wohl der Fall, allein auch nicht so viel, als man glaubt, da wenigstens bei gut gearteten und an Selbstbeherrschung gewöhnten Menschen, die Begierden und selbst geschaffenen Bedürfnisse noch vielmehr im Alter abnehmen, als die Kraft, ihnen Befriedigung zu verschaffen. Auf der andern Seite aber gewinnt eben dadurch die viel wesentlichere und das Glück weit mehr befördernde Unabhängigkeit ungleich mehr. Mangel an Ergebung und Ungeduld sind eigentlich die Dinge, welche alle Uebel, welcher Art sie sein mögen, erst recht empfindlich machen und sie wirklich vergrößern. Gerade von diesen beiden Uebeln heilt das Alter vorzüglich, immer eine Gemüthsart vorausgesetzt, die keine einmal eingewurzelten unartigen Gewohnheiten hat, die freilich ihr Gift sonst in jedes Alter hinüber tragen. Der größte Gewinn aber, der aus dieser größern geistigen Freiheit, aus der Begierden- und Leidenschaftslosigkeit, dem gleichsam wolkenlosen Himmel, den zunehmende Jahre über das Gemüth hin

führen, entsteht, ist, daß das Nachdenken reiner, stärker, anhaltender, mehr die ganze Seele in Anspruch nehmend wird, daß sich der intellectuelle Horizont erweitert und das Beschäftigen mit jeder Art von Wissenschaft und jedem Gebiet der Wahrheit immer mehr und mehr, ausschließend das ganze Gemüth ergreift und jedes andere Bedürfniß, jede andere Sehnsucht schweigen macht. Das nachdenkende, betrachtende, forschende Leben ist eigentlich das höchste; allein in gewisser Art läßt es sich doch nur im höhern Alter vollkommen genießen. Früher ist es im Streit mit der Aufforderung und sogar mit der Pflicht zu handeln, und erfährt nicht selten Störungen durch sie. Es wäre aber sehr unrichtig, wenn man in dem Wahne stände, daß ein solches Vergnügen an einem gar nicht mit dem Leben und dessen Weltlichkeit zusammenhängenden Nachdenken eine große Bildung oder viele Kenntnisse voraussetze. Wo diese gerade bei jemand zufällig vorhanden sind, da kann das Nachdenken vielfältige Gegenstände treffen, es ist da allerdings mehr Mannichfaltigkeit und ein wenigstens scheinbar weiterer Kreis. Allein gerade die dem Menschen nothwendigsten, heiligsten und wahrhaft erfreulichsten Wahrheiten liegen auch dem einfachsten, schlichtesten Sinn offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und selbst tiefer aufgefaßt, als von dem, den großer Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigene, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst Eingang in das Gemüth verschaffen, daß immer in ihnen Neues gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind. Sie knüpfen sich an jedes Alter an, allein doch am natürlichsten an dasjenige, was den endlichen Aufschlüssen über alle unendliche Räthsel, die eben diese Wahrheiten enthalten, am

nächsten steht. So stirbt zwar in höhern Jahren eine gewisse Lebendigkeit mehr ab; aber es ist dies nur eine äußere, oft sogar fälschlich geschätzte. Die viel wohlthätigere, schönere, edlere, die sich immer in fruchtbarer Klarheit entfaltet, gehört vielmehr erst recht eigentlich dem wahren Alter an. Ich weiß, liebe Charlotte, daß Sie über alle diese Gegenstände auch sehr übereinstimmend mit mir denken, und schmeichle mir also, daß es Ihnen nicht unangenehm sein wird, daß ich mich gewissermaßen gehen ließ, darüber zu sprechen. Diese Dinge, über die sich nur mit Wenigen reden läßt, sind ja wohl die natürlichsten Gegenstände für einen Briefwechsel, der frei von Geschäften und äußern einschränkenden Bedingungen, dann am meisten erfreut, wenn er ein recht ungezwungener, vertraulicher Austausch persönlicher Stimmungen und Gesinnungen ist. — In Ottmachau hoffe ich, unter der Ihnen neulich gegebenen Adresse, einen Brief von Ihnen zu empfangen. Mit der aufrichtigsten Herzlichkeit der Ihrige. H.

Fünfunddreißigster Brief.

Tegel, den 12. September 1824.

Ich bin seit einigen Tagen aus Schlesien wieder hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und eine meiner ersten Beschäftigungen ist Ihnen zu schreiben. Meinen letzten Brief aus Ottmachau werden Sie bereits empfangen haben. Der Herbst verspricht sehr schön zu werden, und ich habe mich darum doppelt gefreut, wieder hier zu sein, die letzten Monate der scheidenden bessern Jahreszeit zu genießen. Ich liebe bei weitem mehr das Ausgehen, als das Beginnen des Jahres. Man blickt dann auf so manches, das man gethan und erlebt hat, zurück, man meint sich sicherer, weil der Raum kleiner ist, in dem noch Unfälle begegnen können. Alles das ist freilich eine Täuschung, ein Augenblick reicht hin zu dem größten. Aber so vieles im Leben, im Glück und im Unglück sogar, ist ja nichts als Täuschung, und so kann man auch dieser stillere Momente verdanken. Ich bin zwar von Besorgnissen für mich sehr frei, nicht gerade, weil ich mich weniger Unfällen ausgesetzt glaubte, oder weil ich mich vor nichts Menschlichem fürchte, sondern schon früh das Gefühl in mir genährt habe, daß man immer vorbereitet sein muß, jedes, wie das Schicksal es giebt, durchzumachen. Man kann sich aber doch nicht entschlagen, das Leben wie ein Gewässer zu betrachten, durch das man sein Schiff mehr oder minder glücklich durchbringt, und da ist es ein natürliches Gefühl, lieber den kürzern

als den längern Raum vor sich zu haben. Diese Ansicht des Lebens, als eines Ganzen, als einer zu durchmessenden Arbeit, hat mir immer ein mächtiges Mittel geschienen, dem Tode mit Gleichmuth entgegen zu gehen. Betrachtet man dagegen das Leben nur stückweise, strebt man nur einen fröhlichen Tag dem andern beizugesellen, als könne das nun so in alle Ewigkeit fortgehen, so giebt es allerdings nichts Trostloseres, als an der Grenze zu stehen, wo der Faden auf einmal abgebrochen wird.

Das Laub der Bäume fängt schon an die Buntfarbigkeit anzunehmen, die den Herbst so sehr ziert und gewissermaßen eine Entschädigung für die Frischheit des ersten Grüns ist. Der kleine Ort, den ich hier bewohne, ist vorzüglich gemacht, alle Reize zu zeigen, welche große, schöne und mannichfaltige Bäume durch alle wechselnde Jahreszeiten hindurch gewähren. Um das Haus herum stehen alte und breitschattige, und umziehen es mit einem grünen Fächer. Ueber das Feld gehen in mehreren Richtungen Alleen, in den Gärten und dem Weinberg stehen einzelne Fruchtbäume, im Park ist ein dichtes und dunkles Gebüsch, und der See ist vom Walde umkränzt, sowie auch alle Inseln darauf mit Bäumen und Büschen eingefaßt. Ich habe eine besondere Liebe zu den Bäumen, und lasse nicht gern einen wegnehmen, nicht einmal gern verpflanzen. Es hat so etwas Trauriges, einen armen Baum von der Umgebung, in der er viele Jahre heimisch geworden war, in eine neue und in neuen Boden zu bringen, aus dem er nun, wie unwohl es ihm werden mag, nicht mehr heraus kann, sondern langsam schmachtend sein Ausgehen erwarten muß. Ueberhaupt liegt in den Bäumen ein unglaublicher Charakter der Sehnsucht, wenn sie so fest und beschränkt im Boden stehen und sich mit den Wipfeln, so weit sie können, über

die Grenzen der Wurzeln hinausbewegen. Ich kenne nichts in der Natur, was so gemacht wäre, Symbol der Sehnsucht zu sein. Im Grunde geht es dem Menschen mit aller scheinbaren Beweglichkeit aber nicht anders. Er ist, wie weit er herum schweifen möge, doch auch an eine Spanne des Raums gefesselt. Bisweilen kann er sie gar nicht verlassen, und das ist oft der Fall der Frauen, derselbe kleine Fleck sieht seine Wiege und sein Grab; oder er entfernt sich, aber es zieht ihn Neigung oder Bedürfniß immer von Zeit zu Zeit wieder zurück, oder er bleibt auch fortwährend entfernt, und seine Gedanken und Wünsche sind doch dem ursprünglichen Wohnsitz zugewendet.

Es freuet mich, daß Sie, liebe Charlotte, in Ihrem Garten auch in einiger Art wenigstens einen ländlichen Aufenthalt genießen. Ich weiß, wie sehr Sie daran hängen und jede damit verbundene Freude zu schätzen wissen. Für meine Beschäftigungen ist mir das Herannahen des Spätherbstes und Winters sehr angenehm. Meine Augen sind zwar durch den anhaltenden Gebrauch wirksamer Mittel um vieles besser, sie erfordern indeß doch noch viel Schonung, und bei Licht greife ich sie nicht an. Damit zieht sich aber der Tag enge zusammen, und wenn man noch abrechnen muß, was das häusliche Leben, Besuche, Zerstreuungen mancher Art, endlich wirkliche Geschäfte wegnehmen, so bleibt wenig übrig. Und je länger ich fortfahre, ausschließlich meine Zeit den Studien und dem Nachdenken zu widmen, je mehr kann ich sagen, vertiefe ich mich darin und verliere Neigung und Geschmack an allem andern. Die Ereignisse der Welt haben auch nicht das mindeste Interesse für mich. Sie gehen an mir vorüber wie augenblickliche Erscheinungen, die weder dem Geist noch dem Gemüth etwas zu geben vermögen. Den Kreis meiner Bekannt-

schaften ziehe ich immer enger zusammen, die Männer, mit denen ich früher den anziehendsten Umgang hatte, sind gestorben, und ich habe es immer für Glücksfälle gehalten, die man benutzen, nicht aber Bedürfnisse, die man suchen muß, wenn sich ein solcher Umgang von selbst anknüpfte. Dagegen ist das Feld des Wissens und Forschens unermeßlich, und bietet beständig neue Reize dar. Es füllt alle Stunden aus, und man sehnt sich, nur die Zahl dieser vervielfältigen zu können. Ich kann wohl sagen, daß ich in meinem Innern einzig darin lebe, oft Tage lang, ohne diesen Gegenständen mehr als flüchtige Gedanken zu entwenden. Naturwissenschaften haben mich nie angezogen. Es fehlte mir auch der auf die äußern Gegenstände aufmerksam gerichtete Sinn. Von früh an hat mich das Alterthum aber angezogen, und es ist auch eigentlich das, was mein wahres Studium ausmacht. Wo der Mensch noch seinem Entstehen näher war, zeigte sich mehr Größe, mehr Einfachheit, mehr Tiefe und Natur in seinen Gedanken und Gefühlen, wie in dem Ausdrucke, den er beiden lieh. Zu der vollen und reinen Ansicht davon kommt man freilich nur durch mühevolle und oft in mechanischer Beschäftigung zeitraubende Gelehrsamkeit; aber auch das hat seinen Reiz, oder wird wenigstens leicht überwunden, wenn man sich einmal an geduldiges Arbeiten gewöhnt hat. Zu den kraftvollsten, reinsten und schönsten Stimmen, die aus grauem Alterthum zu uns herübergekommen sind, gehören die Bücher des Alten Testaments, und man kann es nie genug unserer Sprache verdanken, daß sie, auch in der Uebersetzung, so wenig an Wahrheit und Stärke eingebüßt haben. Ich habe oft darüber mit Vergnügen nachgedacht, daß es möglich wäre, etwas so Großes, Reiches und Mannichfaltiges zusammen zu bringen,

als die Bibel, die Bücher des Alten und Neuen Testaments enthalten. Wenn sie auch, wie bei uns, dem Volke gewöhnlich das einzige Buch ist, so hat dieses in ihr ein Ganzes menschlicher Geisteswerke, Geschichte, Dichtung und Philosophie, und alles dies so, daß es schwerlich eine Geistes- oder Gefühlsstimmung geben könnte, die nicht darin einen entsprechenden Anklang fände. Auch ist nur weniges so unverständlich, daß es nicht gemeinem, schlichtem Sinne zugänglich wäre. Der Kenntnißreichere bringt nur tiefer ein, aber keiner geht eigentlich unbefriedigt hinweg.

Ich bleibe diesen und den größten Theil des künftigen Monats hier, ehe ich nach Berlin ziehe, und auch dann bringe ich wohl nur einige Wochen dort zu. Sie können darauf für Ihre Briefe mit Sicherheit rechnen. Im November und December werde ich zwar vermuthlich wieder, wie im vorigen Herbst, eine Reise machen, die sich mit einem Aufenthalt von einigen Wochen in Burgörner schließen wird; allein es ist an sich noch nicht gewiß, noch weniger der Zeitpunkt, und ich schreibe es Ihnen vorher. Ich habe immer Neigung zum Bleiben am nämlichen Ort, und zum Aufsuchen eines andern, wie Gewicht und Gegengewicht, in mir. Doch ist das Reisen und der Wechsel des Aufenthalts meist Nothwendigkeit, selten ursprüngliche Lust. Leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den herzlichsten Gefühlen der Ihrige. H.

Sechsunddreißigster Brief.

Burgörner, den 13. November 1824.

Ihr Brief vom 26. vorigen Monats hat mir, wie alle Ihre Briefe, viel Freude gemacht. — Es ist sehr liebevoll von Ihnen, daß Sie so viel Werth auf den Antheil legen, den ich allerdings fortwährend an Ihrer Lebenserzählung nehme und gewiß immer daran nehmen werde. Sie haben ganz recht, ihn in meiner Theilnahme an Ihnen und dem Interesse, das nicht gerade die Schilderung von äußern Ereignissen, sondern die Darstellung innerer Zustände weckt, zu finden. Es ist gerade das Beides, worin es liegt. Wenn auch das nun schon lange in Vergangenheit Getretene nicht mehr gegenwärtig auf den Gegenstand unserer Theilnahme einwirkt, so lesen wir doch alles, was diesen einmal betroffen hat, mit einem wahren Gefühl der Gegenwart. Es ist, als ginge es ihn noch an, als wirkten diese Empfindungen der Freude und der Wehmuth noch auf ihn, und im Grunde ist das auch wirklich so. Wie groß die Macht der Zeit ist, so entfremdet sie doch nie, auch nach so lange nicht mehr unmittelbar angeklungenen Gefühlen, dem Gemüthe ganz, in diesen giebt es vielmehr auch im wirklichen Dasein etwas, das man mit Recht zeitlos nennen kann. Ich meine damit nicht blos die Beständigkeit sich unverändert erhaltender Gefühle. In diesen unterscheidet sich doch immer Vergangenheit und Gegenwart, und nur die Art, die eine und die andere zu empfinden, bleibt

dieselbe. Aber auch das Ganze aller Empfindungen, die je die Seele bewegt haben, bildet ein so in sich zusammenhängendes Gewebe, daß der längst vergangene Schmerz und die längst vergangene Freude noch jetzt die Seele erschüttern, obgleich sie jetzt unmittelbar keinen Einfluß auf dieselbe ausüben können. Wie es dem eigenen Gefühl ist, eben so ist es auch dem Gefühl der Theilnahme an Andern. Die Entwickelung Ihrer ehemaligen Stimmungen, selbst derer, die so weit wie die ersten Jugend- und Kinderjahre vom gegenwärtigen Augenblick entfernt liegen, gelingt Ihnen, liebe Charlotte, immer ungemein gut, und was Sie davon erzählen, führt den, der sie liest, nicht blos in die äußern Umgebungen, sondern in Ihre Ansichten und Gefühle selbst ein. Es hebt sich darin nicht einseitig etwas Einzelnes heraus, sondern alles ist immer in seiner wahren Verbindung und Zusammenhang der Natur selbst geschildert. Dies beweist, daß Sie von jeher eine größere Innerlichkeit gehabt und bewahrt haben, als sonst dem Menschen gegeben ist, obgleich Frauen daran in der Regel einen größern Antheil besitzen als Männer. Die weiblichen Beschäftigungen, und selbst die ursprüngliche Bestimmung der Frauen, führt sie körperlich und geistig mehr auf ein inneres Wirken und Weben. Indeß ist selten damit auch die Klarheit der Ansicht und die Deutlichkeit des Selbstbewußtseins verbunden, die Sie so sehr auszeichnet. Gerade der nach innen zu wirkende Theil ist oft selbst gewissermaßen verdunkelnd und verwirrend, da die Anschaulichkeit ursprünglich ein Eigenthum der äußern Sinne ist. Ihnen aber legt sich, wie alle Ihre Selbstschilderungen beweisen, der Zustand Ihres Gemüths in jedem Zeitraum, an dem Ihre Erinnerung dazu lebendig genug ist, so bestimmt und so scharf gezeichnet dar, daß Sie nur aus Ihrer Seele abzuschreiben brauchen,

daß Sie nicht nöthig haben, Lücken durch die Phantasie auszufüllen, oder halb verwischte Züge unbestimmt zu lassen, sondern daß alles vollständig und doch in treuer Wahrheit dasteht. Die große, und bei Frauen sehr selten in dem Grade erreichte Uebung, die Sie sich im Schreiben erworben haben *), kommt hinzu, und durch das alles entsteht in Ihrer Erzählung ein lebendiges Bild innern und äußern Lebens, aber so, daß das letzte nur immer bestimmt ist, das erste noch vollständiger zu verdeutlichen und noch bestimmter zu charakterisiren.

Sie reden von Tadel, der Ihnen vielleicht zu Theil werden könnte bei Ihrer Lebenserzählung. Ich verstehe nicht, warum Sie glaubten, daß Sie diesmal ihn erwartet hätten. Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen. Es ist mir nichts in diesem Hefte aufgefallen, was meinem Urtheile nach irgend eine Mißbilligung verdiente. Was die Schilderung und Beurtheilung Ihrer nun längst verewigten Eltern betrifft, so glaube ich Ihnen schon darüber geschrieben zu haben. Es ist darin gar nichts, was mit irgend einer Billigkeit verargt werden könnte. Wenn man sich wirklich Charaktere und Handlungen vorstellt, wenn man sie zu zeichnen versucht, so muß man es nothwendig ganz und vollständig thun; die guten und trefflichen Seiten selbst würden vielleicht mehr, aber nicht wahr hervortreten, wenn man sich aller Züge enthalten wollte, die überhaupt, oder nach dieser und jener Beurtheilung, einen leichten Schatten darauf werfen könnten. Ehrfurcht und Liebe, noch mehr, wo Dankbarkeit zu beiden hinzutritt, hängen glücklicher Weise nicht von ängstlicher Abwägung des Verdienstes und der Schwächen derjenigen ab, denen sie gezollt werden. Sie beruhen

*) Nur um eine spätere Stelle zu erklären, ist dies aufgenommen.

auf ursprünglichen Banden, wie zwischen elterlicher und kindlicher Liebe, oder auf einem Gesammtgefühl des Wesens, das man hochschätzt und liebt, und das immer dasselbe bleibt, wenn auch kleine Mängel, ja oft selbst größere erkannt werden. Die Ehrerbietung, die das Kind den Eltern, und überhaupt jeder dem innerlich Höhern, dem er nahe kommt, schuldig ist, und die jedem gutgearteten und weichgebildeten Gemüth so leicht darzubringen wird, gründet sich mehr auf ein oft mehr geahndetes, als deutlich in Handlungen erkanntes Wesen, auf ein Etwas, das vielleicht nicht einmal zur völligen Ausbildung gekommen ist, aber in Mienen, Geberden und dem Ganzen des Charakters durchscheint. Es ist in der Menschheit, die so leicht fehlt, so schwer durch alle Verwickelungen des Lebens ihre Reinheit bewahrt, gerade das beruhigend und schön, daß Liebe und sogar Ehrerbietung noch auch dem werden können, an dem man wohl Schwächen kennt, oder der sich nicht immer vor Fehltritten bewahrt hat. Ist man sich aber dieses Gefühls wahrhaft bewußt, weiß man sich von der Kälte und nüchternen Strenge frei, die, ehe sie Achtung und Liebe zollen will, erst Fehler und Vorzüge wägt, so kann man auch verehrte und geliebte Personen, beides mit vollkommener Freiheit und ohne sich Vorwürfe zu machen, erwähnen. Ueberhaupt aber bin ich in mir selten zum Tadel fremder Handlungen und Fehler und fast eben so wenig zum Loben geneigt. Ich nehme die Dinge geschichtlich auf, wie sie sich im Innern und Aeußern gestalten, wo man selten recht bestimmt sagen kann, wie sie entstanden sind, und noch weniger preisen oder verdammen. Es ist so geworden und hat so werden müssen. Die sittliche Würdigung kann nur die die Handlung begleitende Empfindung treffen, und diese kann nur das Gewissen selbst richten. So

muß jeder sich selbst ein Richter sein, und ist es auch. Denn wo etwas Mißbilligung verdient, sagt dies die innere Stimme lauter und verwundender, als fremder Tadel es je thun könnte. Auf ähnliche Weise ist es auch mit dem Lobe. Wer es empfängt, thut immer wohl, es mehr als eine freiwillige Gabe anzusehen, denn als einen verdienten Lohn. Dies leuchtet auch daraus klar hervor, daß man selten sich selbst auf dieselbe Art loben würde, als man von Andern gelobt wird. Aber das Lob ist angenehmer zu hören, und auch zu ertheilen, und so ergießt es sich leichter, wenn man nicht mit Unrecht Anstand nimmt, Tadel, selbst leisen, geschweige denn bittern, auszusprechen. Darum ist aber auch nicht immer auf das Lob viel zu geben, und ich pflege es, wo es mich trifft, wie eine angenehme Empfindung zu empfangen, die man nicht so genau prüft, wie richtig sie sei, und mit der man es nur überhaupt in sofern streng zu nehmen hat, daß man nicht durch sie verdorben wird. Für heute nun leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher, unwandelbarer Theilnahme der Ihrige. H.

Ausgezogene Gedanken.

In der Vergangenheit ist reichlicher Stoff zur Freude und Wehmuth, zur Zufriedenheit mit sich und zur Reue, da hat man mit sich, mit Andern, mit dem Geschicke gekämpft, gesiegt und unterlegen; was da gefunden wird, das ist wahrhaft gewesen, das ist, wenn es schmerzlich war, untilgbar wie eine Narbe, und wenn es freudig war, unentreißbar wie ein der Seele eingewachsener Gedanke; es ist ferner rein von der Aengstlichkeit, der Besorgniß der Zukunft.



Ergebung und Genügsamkeit sind es vor allem, die sicher durch das Leben führen. Wer nicht Festigkeit genug hat zu entbehren und selbst zu leiden, kann sich nie vor schmerzlichen Empfindungen sicher stellen, ja er muß sich sogar selbst, wenigstens die zu rege Empfindung dessen, was ihn ungünstig trifft, zuschreiben.

Es giebt in der moralischen Welt nichts, was nicht gelänge, wenn man den rechten Willen dazu mitbringt. Der Mensch vermag eigentlich über sich alles, und muß über Andere nicht zu viel vermögen wollen.

Gegen Menschen und gegen Schicksale ist es nicht blos die edelste, und sich selbst am meisten ehrende, sondern auch die am meisten auf dauernde Ruhe und Heiterkeit berechnete Gemüthsstimmung, nicht gegen sie zu streiten, sondern sich, wo und wie es nur immer das Verhältniß erlaubt, zu fügen, was sie geben, als Geschenk anzusehen, aber nicht mehr zu verlangen, und am wenigsten mißmuthig über das zu werden, was sie verweigern.

Mit den sogenannten Ahndungen und Vorgefühlen ist es eine sonderbare Sache. Bisweilen trifft so etwas ein, bisweilen schlägt es fehl. Man möchte aber doch keinesweges weder das Eine noch das Andere als etwas blos Zufälliges ansehen, und darum, weil diese Vorgefühle oft ohne Erfolg bleiben, sie nicht auch, wenn sie eintreffen, dem Zufall beimessen, und ihnen das Verdienst wahrer Voranzeige der Zukunft nehmen. Es geht mit diesen Dingen

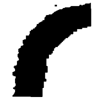


wie mit allem, was auf innerm Selbstgefühl beruht. Dies Selbstgefühl kann sich täuschen, man kann für Vorbedeutung halten, was es nicht ist, und kann auch wieder die wahre verkennen. Objektive Sicherheit läßt sich darüber nicht haben. Es kann keine sichern äußern Zeichen der Erkennung der Wahrheit geben. Es sind immer oft schwache Andeutungen, sie können in die Seele gelegt, sie können aber auch aus einem unbestimmten, durch Hoffnung oder Furcht irregeleiteten Seelenzustand erzeugt sein. Im erstern Falle läßt sich auf ihre Zuverlässigkeit bauen, im letztern Falle nicht. Das Weiseste ist immer, sie auf keine Weise herbei zu locken, bei ihrem Erscheinen sich die Möglichkeit ihrer Falschheit zu denken, und wenn sie ungünstig, auf ihre Wahrheit gefaßt zu sein. H.

Siebenunddreißigster Brief.

Berlin, December 1824.

Ich bin seit einigen Tagen hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und es ist eins meiner ersten Geschäfte, es Ihnen zu sagen, und der alten, lieben Gewohnheit, Ihnen zu schreiben, getreu zu bleiben. Ich weiß, daß das Ihnen wie mir Freude macht. Wir nahen uns dem Schluß eines Jahres, und das Ende desselben hat mir immer eine passendere Zeit geschienen, die innern Bewegungen des Gemüths für sich und für diejenigen, die einem nahe stehen, zusammen zu fassen, als der Anfang eines neuen. So sehe ich auf das vergangene Jahr zurück, und danke Ihnen recht lebhaft und herzlich für den Antheil, mit dem Sie mich durch dasselbe begleitet haben. Sie können mir gewiß glauben, daß ich die innige, sich immer gleich bleibende Ergebenheit, die Sie mir unausgesetzt beweisen, im höchsten Grade zu schätzen weiß, daß sie die entsprechenden Gesinnungen in mir befestigt, daß Sie immer auf meinen herzlichsten Antheil an allem, was Ihnen begegnet, und unter allen Umständen in Rath und That auf mich rechnen können. Sie verzeihen mir, daß ich Ihnen das so ausdrücklich wiederhole, ich fühle, daß es eigentlich nicht nöthig wäre, da sie es aus frühern und wiederholten Aeußerungen wissen, und aus keiner Zeile Ihrer Briefe ein Zweifel daran hervorgegangen ist. Aber ich spreche mich gern auch öfter darüber aus, da ich sehr gut fühle, daß es sonst vielleicht nicht so leicht ist,



mich zu jeder Zeit immer richtig zu verstehen. Ich weiß sehr wohl, daß ich eine andere Manier habe, mein Wohlwollen zu bezeigen, als Andere, aber wie ich nun einmal bin, wird das bleiben, und ich wüßte es nicht zu ändern, auch wenn ich es wollte. Ich erwähne dies alles nur, weil ich fühle, daß man leicht in gewisser Art, obgleich dieser Ausdruck eigentlich zu stark ist, an mir irre werden könnte, und weil es mir nur daran lag, Ihnen, theure Charlotte, noch beim Schlusse des Jahres schlicht und einfach, aber wahr zu versichern, daß Sie niemals werden mit Recht an meiner treuen und wahren Gesinnung für Sie zweifeln können, daß kein Eindruck in mir erlöscht, also auch nicht der jugendliche, den Sie auf mich gemacht haben, und daß die Gefühle der Schätzung, der Dankbarkeit und der vertrauenden Hingebung, die Sie mir ununterbrochen ausdrücken, in Wahrheit zu demjenigen gehören, was mein eigenes Lebensglück sehr erhöht. Hegen Sie, liebe Charlotte, nun auch heitere Hoffnungen von dem kommenden Jahre. — — — — — — — — — H.



Achtunddreißigster Brief.

Berlin, den 31. Januar 1825.

Sie werden sich wundern, liebe Charlotte, schon vor der Zeit, wo Sie gewohnt sind, meine Briefe zu erwarten, einen von mir zu empfangen. Aber ich bin krank, habe ziemlich starkes Schnupfenfieber und Zahnweh, und beides hindert mich am Arbeiten. Da suche ich gern im Briefwechsel, und am liebsten in dem mit Ihnen, eine ruhig-erheiternde und die Seele stimmende Beschäftigung. Ich gehöre zu den geduldigsten Kranken, ja ich kann mich oft nicht entschließen, das Kranksein ein Uebel zu nennen. Sie werden sagen, daß das nur beweist, daß ich nie oder selten ernsthaft krank war, und darin haben Sie ganz recht. Aber es giebt genug Leute, die auch schon bei kleinen Uebeln und blos belästigenden Unpäßlichkeiten klagen. Mir bringt das Kranksein immer eine gewisse Ruhe und Sanftheit in die Seele. Es ist nicht, daß ich gesund sehr das Gegentheil wäre. Aber das gesunde Streben hat, vorzüglich im Manne, doch einen Eifer und eine Lebendigkeit, die immer mehr oder weniger anspannen. Das fällt in Krankheit weg, man fühlt seine Thätigkeit gelähmt, und erwartet, bis es besser geht, keine Erfolge. Uebrigens beunruhigen Sie sich ja nicht über mein Unwohlsein. Es ist durchaus unbedeutend und geht gewiß in wenig Tagen vorüber. Es ist blos die Folge einer Erkältung, der ich nicht vermeiden konnte

mich auszusetzen; ich fühle gleich auf der Stelle das Entstehen des Uebels. Meine Augen — Sie denken oft liebevoll daran — haben sich sehr gebessert. Ich leide gar nicht in diesem Winter daran. Ich schreibe es doch der großen Schonung und selbst den lateinischen Buchstaben zu. Für Ihren letzten Brief habe ich Ihnen schon meinen herzlichsten Dank gesagt; ich habe ihn seitdem oft wieder gelesen, jedes Wort darin macht mir große und herzliche Freude, für die ich Ihnen schon im Stillen viel gedankt habe! Es ist Ihnen eine seltene und natürliche Gabe eigen, Ihre Empfindungen einfach und wahr auszudrücken, darin liegt die große Wirkung, die Ihre Worte haben. Ich wünschte immer, ja ich wußte, daß, wenn Sie mich erst näher kennen lernten, sich die Ueberzeugung mehr und mehr in Ihnen befestigen werde, wie herzlich mein Antheil an Ihnen und wie unwandelbar meine Gesinnungen gegen Sie sind. Dies hoffe ich jetzt erreicht zu haben. Es ist mir auch eine Angelegenheit, es Ihnen bestimmt zu sagen. Beim Schluß des Jahres drängen sich ganz natürlich die Empfindungen zusammen für diejenigen, die uns besonders werth sind, und wir fassen sie enger zusammen. Ich halte überhaupt sehr viel auf die Zeitabschnitte auch im gewöhnlichen Leben, und der Anfang einer neuen Epoche ist mir kein gewöhnlicher Tag. Ich passe alles, was ich thue, genau in die Zeit ein, und lasse sie über mich herrschen.

Daß die Zeit hingehe und geistig erfüllt werde, ist das Große und Wichtige im Menschenleben. Durchdringt man sich recht von dieser Idee, so wird man gegen Glück und Unglück, gegen Freude und Schmerz sehr gleichgültig. Was

sind Glück und Unglück, Freude und Schmerz anders, als ein Hinfliegen der Zeit, von der nichts übrig bleibt, als was sich davon geistig gesammelt hat? Die Zeit ist das Wichtige im menschlichen Leben; denn was ist die Freude nach dem Verfliegen der Zeit? und das Tröstliche, denn der Schmerz ist eben so nichts nach ihrem Verfließen, sie ist das Gleis, in dem wir der letzten Zeit entgegen wallen, die dann zum Unbegreiflichen führt. Mit diesem Fortschreiten verbindet sich eine reifende Kraft und sie reift mehr und wohlthätiger, wenn man auf sie achtet, ihr gehorcht, sie nicht verschwendet, sie als das größte Endliche ansieht, in der alles Endliche sich wieder auflöst.

Ihre Thätigkeit achte ich sehr hoch, sie macht Ihnen viel Ehre, und belohnt sich in der selbständigen Unabhängigkeit, die Sie sich nach großen und ehrenvollen Verlusten wieder geschaffen haben. Darum interessirt mich auch alles aufs Höchste, was Sie mir über Ihre schon an sich interessante Beschäftigung sagen.

Ich liebe überall die Arbeitsamkeit, sie ist mir besonders an Frauen sehr schätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß sie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feinere und schönere, oft selbst tiefere Bildung her, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen haben, meistentheils vor den Männern voraushaben, welchen

sie sonst in Kenntnissen nachstehen. Zum Theil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verletzbarkeit. Wie die Seele mehr, öfterer, tiefer und abgeschiedener in sich gekehrt ist, so berührt alles Aeußere sie rauher. Indeß ist das ein leicht zu verschmerzender Nachtheil.

Es hat immer einen unendlichen Nutzen, sich so zu gewöhnen, daß man sich selbst zu einem beständigen Gegenstand seines Nachdenkens macht. Man kann zwar auch, und mit gleicher Wahrheit, sagen, daß der Mensch wieder gerade sich gar nicht kennt, oder doch wenigstens nie recht. Beides ist wahr. Er weiß nämlich von niemanden so viel, er kennt bei niemanden so den geheimen Zusammenhang des Denkens und Wollens, die Entstehungsart jeder Neigung und jedes Entschlusses, und in dieser Art kennt er nur sich. Aber auf der andern Seite kann er, wie er es auch wollen möge, nie unpartheiisch gegen sich sein; denn der, den er beurtheilt, mit dem beurtheilt er auch. Er ist also in Einseitigkeit befangen, und ich habe daher nichts lieber, als wenn die, mit denen ich lebe, mich auf das Allerfreieste und ohne allen Rückhalt beurtheilen; man wird dadurch belehrt, man hört etwas, das man sich selbst so nun einmal nicht sagt, und auf irgend eine Weise, wenn es nicht mit Absicht verdreht wird, hat es doch Grund. — Es ist heute der letzte Tag im Monat, Sie wollten mir, liebe Charlotte, vor dem Ende ein neues Heft Ihrer Lebenserzählung schicken, ich habe es nicht erhalten, ich hatte mich darauf gefreut; heute kann es nicht mehr kommen. Sie haben vermuthlich den Gang der fahrenden Post nicht recht berechnet, der auch wegen der Jahreszeit und Wege Verspätungen ausgesetzt gewesen sein kann. Ich hoffe und wünsche es bald zu empfangen. Da ich Ihnen heute ge-

schrieben habe, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen am 12. oder später schreibe. In diesem Monat bekommen Sie gewiß noch einen Brief. Ich bitte Sie, mir auf jeden Fall mit umgehender Post zu antworten, und dann gleich nach dem 15. d. M. Leben Sie jetzt herzlich wohl, und lassen Sie sich, ich wiederhole es, meine Unpäßlichkeit nicht beunruhigen. Ganz mit den alten und sich nie ändernden Gesinnungen Ihr H.

Neununddreißigster Brief.

Berlin, den 8. Februar 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihr Heft mit Ihrem kurzen, und bald darauf Ihren ausführlichen Brief erhalten, und wollte Ihnen heute, wie gewöhnlich, schreiben. Nun ist aber ein Besuch gekommen und hat mich am Schreiben gehindert, so daß mir nur eine Viertelstunde bis zur Post bleibt. Ich schreibe Ihnen aber doch, theils um Ihnen zu sagen, daß ich wieder hergestellt bin, theils weil Sie sehr bald einen Brief zu haben wünschen. Es schmerzt mich sehr, daß mein Brief Sie traurig gemacht hat, und es ist mir wirklich ein angelegenes Geschäft, Sie zu beruhigen. Aber das schwöre ich Ihnen heilig, daß niemand Ihnen unschuldigen Kummer gemacht haben kann. Es wäre mir nicht entfernt eingefallen, daß, da Sie mich so lange kennen, Sie mich so mißverstehen, und was ich in der Freiheit aussprach, die nur die seelenvollste Vertraulichkeit und das höchste Vertrauen einflößen können, so anders, so (Sie müssen mir den Ausdruck verzeihen) äußerlich nehmen könnten. Sie hatten mich in allen Ihren Briefen nach Ihrer Empfindung so hoch gestellt, Sie hatten mich stets gebeten, Sie zu leiten, zu belehren. Hätte ich gedacht, die Worte mißfielen Ihnen, hätte ich mich darauf verlassen, daß Sie die Gesinnung zu unterscheiden wüßten; diese hat sich immer, und auch in jenem Briefe, liebevoll, theilnehmend, wohlwollend gegen Sie ausgesprochen. Hätten Sie

sich nun wohl so betrübt fühlen sollen? Wäre es nicht besser gewesen, mir gleich zu schreiben: ich weiß, Sie meinen es gut, aber ich mag diese Worte nicht. Liebe Charlotte, Sie können auf mich unverändert immer rechnen. Fassen Sie das in ein vertrauensvolles Herz und nehmen Sie einmal für allemal an, daß ich Ihnen keinen Kummer machen will, und weil ich das nie will, auch nicht kann. — Sie werden einen zweiten Brief von mir vor Ankunft des Ihrigen bekommen haben. Daß er in sehr freundlicher und liebevoller Stimmung geschrieben war, weiß ich, und haben auch Sie gewiß gefunden. Aber er war in der Meinung geschrieben, daß Ihnen der unmittelbar vorher gegangene nicht mißfallen haben würde. Und das kann Ihnen wieder wehe gethan haben. Es sollte mich sehr schmerzen, und es thut mir jetzt leid, ihn geschrieben zu haben. Ihre Antwort muß unterwegs sein. Wenn ich sie habe, schreibe ich wieder und breite mich über alles mehr aus. Heute muß ich schließen. Leben Sie herzlich wohl, und wenn noch Kummer in Ihrer Seele zurückgeblieben sein sollte, so lassen Sie ihn auf immer daraus schwinden. Ihr, Ihnen immer mit der herzlichsten und lebhaftesten Theilnahme zugethaner

H.

Vierzigster Brief.

Berlin, den 12. Februar 1825.

Sie haben mir, liebste Charlotte, durch Ihren Brief vom 6. d. eine sehr große Freude gemacht. Ich hatte Ihnen zwar gar nicht gezürnt, am wenigsten war ich Ihnen auch nur einen Augenblick böse. Ich war nur geschreckt und unsicher geworden, und meine erste Sorge war, Sie zu beruhigen, das werden Sie aus meinem kurzen Briefe gesehen haben. Ich war dann unschlüssig, was ich thun wollte. Wahrscheinlich hätte die Besorgniß, Ihnen weh zu thun, mich bestimmt, gegen meine Ueberzeugung Ihnen nachzugeben. Dies Alles hat Ihr lieber Brief glücklich verhindert. Ich wiederhole Ihnen, daß er mir eine große Freude gemacht hat, und danke Ihnen von Herzen dafür. Wenn Sie immer so gut bleiben, und ich weiß, das werden Sie, Sie fühlen nur das Wahre und Rechte, wie Sie es thun, so werden Sie erfüllen, was ich mir vom Anfange an von dem Briefwechsel mit Ihnen versprach, und diesen, der mir schon so, wie ich es dankbar erkenne, sehr viel Freude gegeben hat, für mich noch viel freudenvoller machen. Ich werde es nun ganz so machen, wie Sie mich darum bitten, Ihren vorletzten Brief vergessen, nie wieder erwähnen, ihn verbrennen, damit keine Silbe bei mir von Ihnen ist, welche die Freude, die ich an Ihren andern Briefen habe, stört. Zugleich werde ich den Ton behalten und ohne Zwang und Aengstlichkeit geradezu aussprechen, was ich für das Beste

unter uns halte, natürlich ist es, daß ich bestimme und Sie folgen. Dagegen soll und muß es immer von Ihnen abhängen, ob Sie mir diese Freiheit gestatten wollen.

Meine Gesundheit ist ganz wieder hergestellt und ich bin wieder im gewöhnlichen Zuge meiner Arbeiten. Es ist mir dies vorzüglich lieb, da ich mit Recht sagen kann, daß das mein Leben ist. Es sind lauter selbstgewählte Beschäftigungen und immer mit Ideen allgemeinerer Art. Da ich diese Beschäftigungen einen großen Theil meines Lebens hindurch geführt habe, so hab'en sie meinem Wesen auch die Richtung zum Ernst und zum Halten an Ideen und Gedanken gegeben, die es offenbar hat. Ich habe alles, was mich umgiebt und womit ich in Berührung komme, in ein gewisses System gebracht. Ich behaupte darum gar nicht, daß dies System immer richtig ist. Vielmehr ist nichts darin, was ich nicht von Zeit zu Zeit von neuem überdenke und in Betrachtung ziehe, und immer findet sich auch irgendwo ein Irrthum zu verbessern. Allein so lange ich das, was ich meine, für wahr halte, kann ich nicht leiden, daß um mich her, soweit ich Einfluß darauf habe, anders gehandelt wird. Ich kann alsdann die Grundsätze jedes Handelns aufweisen, und somit ist doch eine Grundlage vorhanden, auf die man fußen kann. Denn nichts ist mir so zuwider, als das bloße launige Wechseln der Ideen, oder das blinde Herumtappen. Es ist allerdings nicht immer möglich, jede Sache in ihrer Wahrheit zu ergründen, jeden Entschluß immer so zu nehmen, wie es am weisesten wäre. Aber man kann dem doch nahe kommen, und alles, auch das Unbedeutende in Regel und Norm zu pressen, nicht der wechselnden Lust oder Unlust zu diesem oder jenem zu folgen, sondern sich selbst zur Befolgung dieser Regel zu nöthigen, ist eine heilsame Weise für den

äußern Erfolg und für den innern Charakter. Es ist auch gar nicht richtig, daß eine solche Art des Seins den Aufschwung des Geistes hindern sollte, oder dem Erguß der Empfindung Schranken setzen. Der Geist bewegt sich vielmehr zuverlässiger in einem ihm gegebenen Gleise, in dem er eine feste Richtung und den gehörigen Antheil findet, und die Empfindung erlangt mehr Stärke, wenn sie aus ganz geläuterten und berichtigten Ideen hervorgeht.

Das mir übersandte neue Heft hat mir wieder sehr viel Freude gemacht, ich schreibe Ihnen indeß heute noch nicht darüber, versichere Sie aber, daß ich die Fortsetzung sehr wünsche, und ich bitte Sie, daß, so wie Sie Zeit haben, Sie ferner daran arbeiten. Ich erwarte nun in wenig Tagen einen Brief von Ihnen, und bitte Sie, mir auf diesen so zu antworten, daß diese Antwort am 26. d. M. abgeht. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte, und seien Sie überzeugt, daß ich sehr oft und immer mit herzlichster Theilnahme Ihrer gedenke. Auf Ihr Befinden, denke ich, hat der gelinde Winter, den wir haben, einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt. Je älter man wird, desto mehr wird man dem plötzlichen Wechsel und den Extremen der Witterung gram. Mit den alten, sich nie ändernden Gesinnungen der Ihrige. H.

Einundvierzigster Brief.

Berlin, den 8. März 1825.

Die Beschreibung Ihres Lebens und Ihres häuslichen Daseins vom Jahre 1786 hat mir, liebe Charlotte, eine viel größere Freude gemacht, als ich Ihnen sagen kann. Es ist auch dieser Lebensabschnitt in Ihrer Jugend, wie natürlich, ohne gerade wichtige Ereignisse vorüber gegangen, aber es ist Ihnen eine ganz besondere Gabe eigen, die innern Seelenzustände zu schildern. Immer aber sind es doch nur diese, welche die Begebenheiten selbst erst anziehend machen, sie mögen dieselben nun vorbereiten, begleiten, oder aus ihnen entstehen. Nichts aber ist gleich reizend, als der Zustand eines aufblühenden Mädchens in dem Alter, worin Sie damals gewesen sein müssen. Ich war damals 19 Jahr, und auch noch nicht aus dem mütterlichen Hause gekommen. Meinen Vater habe ich schon früher in meinem zwölften Jahre an einer Krankheit verloren, die blos zufällig war, da er seinem sonstigen Gesundheitszustande nach noch lange hätte leben können. Sie müssen ohngefähr vier Jahr jünger sein als ich. Ich erinnere mich aber hier, daß ich Ihr Geburtsjahr nicht genau weiß. Schreiben Sie es mir doch einmal. Mir ist es immer wichtig, ganz genau zu wissen, wie alt die sind, die ich gern habe, vorzüglich bei Frauen. Ich habe meine eigenen Gedanken über das weibliche Alter, und ziehe ein weiter fortgerücktes eigentlich einem jüngern vor. Sogar der bloße körperliche

Reiz erhält sich meiner Meinung nach viel länger, als man gewöhnlich annimmt, und was in dem Innern einer Frau vorzüglich fesselt, gewinnt offenbar bei fortgeschrittenen Jahren. Ich hätte auch in keinem Alter meines Lebens gern in engem Verhältniß mit einem Mädchen oder einer Frau stehen mögen, die viel jünger als ich gewesen wäre, am wenigsten hätte ich eine solche heirathen mögen. Ich bin auch in mir überzeugt, daß solche Heirathen im Ganzen nicht gut sind. Sie führen meistentheils dahin, daß die Männer die Frauen wie Unmündige und Kinder behandeln, und es kann bei einer solchen Altersverschiedenheit unmöglich der freie, gegenseitig erhebende und beglückende Umgang, das volle und reine Ueberströmen der Gedanken und Empfindungen aus einem Gemüth in das andere stattfinden, die in dem Umgange beider Geschlechter eigentlich das Beseligende ausmachen. Gleichheit in allen innern Bedingungen ist da unentbehrlich nothwendig, und der Mann kann nur daran große Freude finden, daß sich ihm die in jeder Art in Empfindungen und Denken, nach Maßgabe der Verschiedenheit der Geschlechter, in ihrer Art Gleiche, in der mit erlangter Reife vollen Selbständigkeit ihres Wesens hingiebt, und seinen Willen als den ihrigen erkennt.

Ich bin aber von Ihrer Lebenserzählung abgekommen. Es ist eine sehr eigenthümliche, aber in der Unschuld eines aufkeimenden, noch vor sich selbst gar nicht entfalteten Gemüths, natürliche und liebenswürdige Richtung in Ihrem Herzen, in jener Zeit, daß Sie sich nur nach einer Freundin sehnten, und jede andere Sehnsucht Ihnen fremd war. Man erkennt darin recht, was Freundschaft und Liebe unterscheidet. Beide theilen mit einander das innere Seelenleben, worin zwei Wesen einander entgegen kommen, und indem sie, jeder seine Art zu sein in

dem andern aufzugeben scheinen, dieselbe reiner und klarer zurück empfangen. Der Mensch muß etwas außer sich gewinnen, an das er sich anschließen, auf das er mit allen vereinten Kräften seines Daseins wirken könne. Allein wenn auch diese Neigung allgemein ist, so ist der Hang und die Sehnsucht nach wahrer Freundschaft und Liebe doch nur ein Vorrecht zarter und innerlich gebildeter Seelen. Weniger zarte oder durch die Außenwelt betäubte Gemüther heften sich wechselnd und vorübergehend an, und erreichen niemals den wahren Frieden, einer in dem andern. Unter sich aber sind Liebe und Freundschaft doch immer und unter allen Umständen in der Art verschieden, daß die erste immer zugleich eine sinnliche Farbe an sich trägt. Man thut dadurch ihrer Reinheit keinen Eintrag, denn auch die sinnliche Neigung kann die größte Reinheit in sich schließen, diese stammt aus der Seele selbst und verwandelt alles in ihren unbefleckten Glanz. Bei jungen weiblichen Gemüthern, die noch gar nicht bis zum Gefühl, oder vielmehr bis zum Bewußtsein der Liebe gekommen sind, ist es doch aber eigentlich diese, die das Gewand der Freundschaft annimmt. Die Gefühle sind da noch nicht so bestimmt und klar geschieden, aber die beginnende weibliche Reife spielt doch alles, ohne es zu wissen, in die Liebe hinüber. Die Freundschaft selbst von einem Geschlecht zu einer Person desselben wird dann lebendiger, leidenschaftlicher, hingebender, aufopfernder; wenn sie auch in spätern Jahren alles dasselbe der That nach leistet, so ist in der frühern doch die Art anders, die Farbe der Empfindung glühender, die Seele heftiger davon ergriffen, und gleichsam wärmer und heller davon durchstrahlt. So ist es gewiß auch Ihnen, liebe Charlotte, damals mit Ihrer Freundin gegangen. Ich wünsche sehr, daß Sie Ihre Lebens-

erzählung fortsetzen. Vorerst sehe ich keine Schwierigkeit, nachher kommen die Perioden ernsthafter und zum Theil trauriger und schwerer Prüfungen, und da, liebe Charlotte, werde ich es ganz Ihrer Empfindung überlassen, ob Sie weiter darin fortgehen wollen. Handeln Sie alsdann ganz frei. Es muß ganz von Ihnen abhängen, ob Sie es tragen können, Empfindungen zu wecken, die doch, wenn die Wirklichkeit gleich schon lange der Vergangenheit angehört, schmerzlich bleiben. Schonen Sie sich ja, denken Sie, daß dies auch zu meiner Beruhigung gehört. Ich besorge sehr oft, Sie strengen sich in Ihrer Arbeit zu sehr an — ich möchte das anders gestaltet wissen. — Nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, und gedenken Sie meiner, der Ihnen immer mit gleicher Theilnahme zugethan bleibt.

H.

Zweiundvierzigster Brief.

Berlin, den 22. März 1825.

Ich setze mich mit recht eigentlicher Freude hin, Ihnen zu schreiben, liebe Charlotte, und wünsche von ganzem Herzen, daß Sie dies Blatt körperlich recht wohl und heiter gestimmt finden möge. Bei dieser wunderbaren Witterung, wo der Winter es sich recht aufgespart hat, zum Frühjahr zu kommen, kann es selbst festen Gesundheiten leicht anders ergehen. Die meinige hat Gottlob! bis jetzt keinen Anstoß erlitten und ich denke, wenn nicht zum Osterfest, doch gleich nachher, nach Tegel zu gehen. Wenn man auch dies Jahr lange auf das Grünwerden der Bäume wird warten müssen, so ist es eine süße Erwartung, wie die alles Guten, das unfehlbar ist, weil es aus einer sich immer gleich bleibenden Güte quillt. Alle Freuden an dem Wechsel der Naturerscheinungen haben das, daß sie zugleich moralische sind, für das sie dankbar empfindende Herz. Diese Zuverlässigkeit, die in der Natur liegt und sich schon in ihrer Regelmäßigkeit ausspricht, durch die die gewöhnlichsten Begebenheiten, ja selbst der tägliche Sonnen-Auf- und Niedergang etwas Großes und Wunderbares erhalten, diese Zuverlässigkeit, sage ich, verbunden mit der Wohlthätigkeit alles dessen, was aus der Natur auf den Menschen herabfließt, ertheilt allen Empfindungen, die sich auf sie beziehen, eine erhebend beruhigende Fülle der Sanftheit. In unserm

rauhen Norden müssen wir freilich den Uebergang zum Frühjahr mit bittern Winter-Empfindungen erkaufen und das Bessere langsam erwarten. Aber dieser große Wechsel hat doch auch seine Vorzüge. Es schafft mehr und etwas Tieferes in dem Menschen, wenn er nach der Düsterheit, die doch immer den Winter begleitet, in die Milde heiterer Frühlingssonne übergeht. Man empfindet das recht, wenn man einige Jahre in südlichen Ländern zubringt. Der Winter ist da eigentlich Frühjahr und man kann fast nur drei Jahreszeiten unterscheiden, die der großen Hitze, den Sommer, die der Früchte, den Herbst, und die übrigen Monate des Jahres, wo man auch nicht Kälte oder unangenehme Witterung leidet, das Gras auf Angern und Wiesen frisch und schön, und bei vielen immer grünen Bäumen selbst wenige laublos dastehen. So kommt man in den Winter und Frühling, ohne eigentlich eine Veränderung zu bemerken, aber man entbehrt auch des ganzen, bei uns wahrhaft himmlischen Eindrucks, den diese Veränderung auf das Gemüth immer unfehlbar hervorbringt. Die Natur ist es aber auch allein, an der mir der Wechsel der Jahreszeiten bemerkbar wird. Die Menschen pflegen ihn sonst auch noch in ihrer veränderten Lebensweise zu spüren. Das ist nun bei mir nicht der Fall. Ich lebe, einigen Wechsel des Aufenthalts abgerechnet, ziemlich jeden Monat im Jahr auf die gleiche Weise. Es ist dies eine natürliche Folge meines wenigen Ausgehens im Winter und meines ununterbrochenen Arbeitens. Denn wenn Sie die Stunden von 3 bis 5 und von 8 bis 10 des Tages und die Nacht ausnehmen, können Sie sich mich, liebe Charlotte, immer in meiner Stube und da immer an meinem Schreibtische sitzend denken. Da die wenigen Gesellschaften, die ich besuche, auch noch meistentheils in die eben bezeichneten Stun-

den fallen, so giebt es kaum Ausnahmen. Je tiefer man in höhere Jahre tritt, je mehr reizt, wenn man dessen einmal fähig ist, der Ernst der Gedanken. Man kann sogar ohne Uebertreibung sagen, daß das das Einzige ist, was uns dann noch reizt. Und dieser Reiz steigt mit der Beschäftigung selbst. Es entspringt eines aus dem andern, es entspinnt sich neu zu Denkendes, aus bisher Halbgedachtem, oder nur Geahntem. Man wird dadurch, von dieser Seite will ich gar diese Art des einsamen Denkens nicht unbedingt loben, man wird dadurch nicht anziehender für andere, man gränzt sich vielmehr mehr ab, man weist gewisse Dinge zurück, man hat überhaupt eine Neigung und ein Bedürfniß, sich und seine Ansicht herrschend zu machen, und zieht sich leicht, wenn es auch nicht zu billigen wäre, zurück, wo man sieht, daß sie keinen Eingang findet, man fühlt gewissermaßen, daß man nur noch in einem gewissen Gleise fortgehen kann, und verlangt daher, daß die, welche einen noch begleiten wollen, sich demselben fügen. Alles das mag seine Unbequemlichkeiten haben, allein alles Menschliche ist damit verbunden und jenes beschauliche Leben in sich selbst, das sich seinen Kreis schließt und diesen Kreis nie wieder verläßt, hat und gewährt einen solchen Ersatz, daß man sich doch darum nicht davon trennen würde. Ja, wenn es recht die Weise erreicht, mit der sich ein sonst gut geartetes und tieferes Gemüth wahrhaft beruhigt, so darf man sich sogar aus Pflicht nicht davon trennen. Denn aus diesem nach eigenen Entschlüssen und eigener Wahl begonnenen Verfolgen von Ideen entsteht immer etwas, das weiter und wichtig wirkt, und ohne die Selbständigkeit des Mannes ist eine freie Anwendung seiner Thätigkeit nicht zu denken.

Sie werden, liebe Charlotte, in meinem Brief vom 8.

d. M. erkannt haben, mit welcher Freude und Interesse ich Ihr neuestes Lebensheft gelesen habe. Ich habe mich auch seitdem noch oft in Gedanken damit beschäftigt. Es kommt doch wohl jetzt seltener vor, als sonst, daß junge Leute zu ähnlichen Verbindungen gezwungen werden, gegen die sich ihre Neigung entschieden erklärt. Darin, möchte ich behaupten, ist die Welt besser, sanfter, gerechter geworden. Man geht eher über äußere Umstände und Verhältnisse weg, wenn man nur die innere Glückseligkeit gesichert weiß. Auch darin fallen freilich bisweilen falsche und trügerische Richtungen vor, indeß ist doch im Ganzen bei dieser Milde und Gerechtigkeit und der Anerkennung der Freiheit derer, für deren Leben die Bestimmung gilt, bedeutend gewonnen. Das Schlimmste aber, was in solchen Fällen geschehen kann, ist das, wozu sich Ihre Freundin entschloß, das eine Verhältniß einzugehen, ohne dem andern zu entsagen. Wenn es auch mit der reinsten Aufopferung geschieht, und mit der größten Sittlichkeit durchgeführt wird, so ist es eine unnatürliche Spannung des Gemüths und ein Verhältniß, das sich fast unmöglich eines höhern Segens, ohne den nichts gedeiht, erfreuen kann. Auch vermuthen Sie selbst, daß auch die zweite Verbindung nicht das von ihr gehoffte Glück gewährt habe. Es kann fast nicht fehlen. Der erste Zauber der Liebe, wenn man sich dem Wunsche gemäß gleich verbindet, der nicht rauschend verfliegt, sondern sich beglückend in alle Empfindungen verwebt, wird durch das Harren abgestumpft. In der Entfernung bildet sich ein Bild, dem hernach die Wirklichkeit nicht entspricht. Das Verhältniß mit einem Manne, dem das, der Sache und Verbindung angemessene, Eigene versagt ist, läßt auch nothwendig, wenn diesen nun das Grab umschließt, und er keine störende Em-

pfindung mehr erregt, einen Stachel in der Seele zurück. So ermangelt die innere Ruhe, ohne die kein Glück denkbar ist.

Heute nur so viel, ich schreibe bald mehr, liebe Charlotte. Mit der innigsten Theilnahme, unveränderlich Ihr

H.

Dreiundvierzigster Brief.

Berlin, den 6. April 1825.

Ich habe eine sehr große Freude an Ihrem ausführlichen Briefe vom 20. vor. M. gehabt, für die ich Ihnen recht herzlich danke. Ich fuhr am 24. Donnerstags aus und dachte daran, daß ich bei meiner Zurückkunft einen Brief von Ihnen finden müßte, und wirklich lag er auf meinem Tisch, als ich zurück kam. Ich erkenne sehr dankbar diese Aufmerksamkeit auf meine Wünsche und diese Pünktlichkeit. Es ist mir sehr erfreulich zu denken, daß die Zeit wohl vorüber ist, die so große Anstrengung von Ihnen forderte; wenn auch Ihre Einnahme dadurch vermehrt ist, so fürchte ich sehr für Ihre Gesundheit, und noch mehr thut es mir weh, Sie so bedrängt und belastet zu sehen, die ich gern in freierer Muße beschäftigt wüßte, so sehr ich auch Thätigkeit und Arbeit ehre. Ich werde mit dem größten Antheile mit Ihrem nächsten Briefe die genauere Uebersicht über Ihre Einnahme und Ausgabe empfangen; ich will, da ich ein so lebendiges und inniges Interesse daran nehme, wissen und im Einzelnen wissen, wie es Ihnen in dieser Hinsicht geht, wie gesichert Ihre Lage ist, und ich würde mich unendlich freuen, wenn ich Ihnen passende Vorschläge machen könnte, die in Rücksicht auf Ihre Gemächlichkeit und Muße Gewinn für Sie wären, und nach Ihrem Charakter Ihnen annehmlich erschienen. Im Laufe der Zeit kann sich das doch einmal treffen, und

so schön Arbeit ist, so erfreulich und wohlthätig ist auch Muße und vor allen für Sie, die Sie so gern in Ideen und Gefühlen leben und durch sinnige und gefühlvolle Naturanlage, durch mehr als irgend gewöhnliche Bildung und durch ursprüngliche Lebensbestimmung der ganz freien Muße entgegengingen, welcher der Mann, auch in den höchsten Ständen, nie ganz, die Frau in den höhern immer genießt. So entstand mein Verlangen und so ist meine Absicht dabei. Ich habe es Ihnen in dem Tone des innigsten Zutrauens, den Sie mir erlaubt haben, liebe Charlotte, ohne Umschweife gesagt, ja gefordert. Ich bin mir meines herzlichen Wohlwollens und meiner Empfindungen für Sie in meinen tiefsten Gesinnungen bewußt und weiß, daß so wie ich handle, es recht und gut ist. Haben Sie eine andere Ansicht, so wundert mich das nicht, weil verschiedene Standpunkte verschiedene Ansichten geben, es vermehrt nur meine Dankbarkeit, meine Zuneigung und meine recht innig empfundene Achtung für Sie, daß Sie dem, zu dem sich Ihre Empfindungen neigen, wie es immer der Charakter ächt edler, weiblicher Empfindung ist, auch darum seine Ansicht vorwalten lassen, und ihm nachgeben. So hat es mir recht wahre Freude gemacht, daß Sie auch hierin meinem Willen folgen, und es aussprechen, daß Sie gehorchen*). Denn ich wiederhole Ihnen unverholen, wie ich mich Ihnen immer nur ganz wahr zeige, daß ich, wie unbegreiflich es Ihnen auch sei, nicht blos die Sache, sondern auch das Wort und alles damit zusammenhängende ungemein liebe; und daß nicht blos die Willenlosigkeit und der Gehorsam, sondern auch die willige Aeußerung dieser Ge-

*) Dieser sonderbaren Grille sich willig zu fügen gegen einen so hochverehrten Freund, konnte mir nicht schwer sein. A. d. H.

sinnungen, für mich eine der liebenswürdigsten Seiten edler, seelenvoller Weiblichkeit ausmacht, der Weiblichkeit, die eine solche Sicherheit Ihrer Würde besitzt, daß sie weiß, daß sie sich durch keine Unterordnung das Mindeste vergeben kann. Sie wünschen zu wissen, wo ich die Jahre 1786 und die folgenden eigentlich lebte. Ich war in Berlin, da wohnte meine Mutter im Winter, im Sommer blieb ich in unserm Hause in Berlin mit meinem jüngern Bruder und einem Hofmeister. Wir ritten gewöhnlich nur zum Sonntag nach Tegel. So lebte ich bis 1788 im Herbst. Dann ging ich, auch mit meinem Bruder und demselben Hofmeister, nach Frankfurt an der Oder, wo damals eine Universität war, bis Ostern 1789. Um diese Zeit ging ich mit meinem Hofmeister, aber ohne meinen Bruder, nach Göttingen. Da verließ mich der Hofmeister; erst von diesem Augenblicke, vom 22. Jahre an, lebte ich allein und so sahen Sie mich im Jahre 1789 in Pyrmont, woran ich noch immer mit großer Freude denke. Der mich damals begleitete, stand in keiner Verwandtschaft mit mir und war blos ein freigewählter Umgang.

Ostern 1790 folgte mir mein Bruder nach Göttingen, aber bald nach Johannis reiste ich mit dem verstorbenen Campe, der mein erster Hofmeister war, und von dem ich im dritten Jahre lesen und schreiben gelernt hatte, nach Paris, bei der Rückreise trennten wir uns in Mainz, ich machte allein eine Reise in die Schweiz, kehrte am Ende des Jahres zu meiner Mutter zurück, wurde hier angestellt, nahm aber 1791 meinen Abschied und heirathete. So verstrichen die Jahre, die Sie zunächst, Ihrem gütigen Versprechen nach, beschreiben wollen.

Ich kam neulich nicht dazu, Ihnen noch ein Wort darüber zu sagen, warum gerade Ihnen wohl die Schilde-

rung innerer Zustände vorzüglich gelingt. Der Grund liegt doch darin, daß Sie eine der seltenern und schönern weiblichen Naturen selbst sind. Ohne eine an Gefühlen, Entschlüssen, Gesinnungen reiche und dabei zart und fein gebildete Seele, vernimmt man den Anklang nicht, der aus dem Andern in uns hinüber tönt; mit einer solchen aber entdeckt und unterscheidet man in ihm, wie in sich selbst, die leisesten und kaum vernehmbaren Töne. Dies ist ein Vorzug des Charakters, der tiefsten Anlagen, eine Naturgabe, aber ausgebildet durch frühe Stimmung, durch sich selbst regende Uebung, durch Scheu vor allem Unedeln, durch reine Sittlichkeit und einfache aber tief empfundene Frömmigkeit. Dadurch sind Sie überhaupt innerlicher, mehr auf geistige Zustände gerichtet, und dazu gesellt sich das Talent der Darstellung, der Sprache und des Schreibens. So erkläre ich mir die Thatsache, die in allen Ihren Briefen und in jedem Heft Ihrer Lebenserzählung offenbar ist.

Tegel, den 14. Ich bin seit einigen Tagen hier allein, da ich meine Familie bei dem stürmischen schlechten Wetter noch in der Stadt gelassen. Es ist wirklich ein einziges Stürmen und Regnen, aber es ist mir doch recht wohl, und wird es mir noch mehr sein, wenn erst meine Frau und Kinder wieder mit mir sind. Trotz dem schlechten Wetter bin ich gestern und heute spazieren gegangen. Im Walde und um die Zeit des Sonnenuntergangs leidet man weniger vom Sturm. Er wird meistentheils gelinder um diese Tageszeit und im Gebüsch hört man ihn nur in den Wipfeln sausen. Nun für heute genug, leben Sie herzlich wohl, mit unwandelbarer Theilnahme und Zuneigung Ihr

H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 1. Mai 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 19. April abgegangenen Brief bekommen und mit großem Vergnügen gelesen. Ich habe dieselben Gesinnungen darin wieder gefunden, auf die ich so großen Werth lege, ja diese Gesinnungen sprechen sich diesmal noch besonders liebevoll aus. Ich will Ihren Brief Punkt vor Punkt beantworten. Sie haben sehr Recht, daß ich mich irrte, wenn ich Ihnen schrieb, daß wir uns im Jahr 1789 in Pyrmont gesehen hätten. Es war ein ganzes Jahr früher. Ich war aber erst Ostern desselben Jahres nach Göttingen gekommen. Es war mir aber ganz fremd, daß Sie schon in demselben Jahre verlobt wurden. Ich dachte mir das viel später. Mit Campe aber bin ich nicht im Irrthum. Er war wirklich Hauslehrer, oder wie man damals sagte, Hofmeister, bei einem ältern Stiefbruder, den ich hatte, einem Sohn meiner Mutter aus erster Ehe. Er hat mich aber lesen und schreiben gelehrt. Er muß unser Haus etwa 1770 oder 1771 verlassen haben, gerade um Ihre Geburt. So konnten seine Kinderschriften, wie Sie Kind waren, recht gut in Ihren Händen sein. Wie er von uns wegging, wurde er erst Prediger, verließ aber seine Stelle bald, und trat mit Basedow im dessauischen Philanthropin zusammen. Seine Reise nach Paris aber, auf der ich ihn begleitete, war im Jahr 1789, also später, als wir uns sahen. Ich bin seitdem,

bis an seinen Tod nie wieder mit ihm zusammen gekommen. In diesen Tagen bin ich noch durch einen andern zufälligen Umstand an jene Jahre erinnert worden. In Jacobi's num herausgekommenem Briefwechsel steht ein Brief von ihm an Lavater, dem er mich 1789 empfiehlt. Ich machte damals gerade eine Reise nach der Schweiz. Ich habe eine große Freude daran in der Vergangenheit zu leben. Von dem Kleinsten, was mir begegnet ist, habe ich wenig vergessen, und ich verweile vor allem gern in Gedanken bei den Menschen, mit denen ich näher zusammen trat. Gerade in den Jahren, wo wir uns sahen, hatte ich eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen, viele zu sehen und diese genau, und mir in der Seele ein Bild ihrer Art und Weise zu machen. Ich hatte mir dadurch früh eine Menschenkenntniß verschafft, die andern sonst wohl viel später fehlt. Die Hauptsache lag mir an der Kenntniß. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, classificirte mir die Menschen, verglich sie, studirte ihre Physiognomien, kurz machte daraus, so viel es gehen wollte, ein eigenes Studium. Indeß hat es mir auch für die Behandlung der Menschen im Leben sehr viel geholfen. Ich habe gelernt, jeden zu nehmen, wie er nach seiner Sinnesart genommen werden muß, und was mir recht und dem Verhältniß gemäß scheint, mit jedem durchzusetzen. Was ich als junger Mensch zur Uebung versuchte, hat mir im männlichen Alter oft sichtbar genutzt. Jetzt kommt es mir längst nicht mehr vor, in dieser Art eine Wirkung auf einen Menschen zu bezwecken. Wenn man meine Jahre erlangt hat, kann man sich theils nicht mehr so in andere Verschiedenheiten finden, theils muß man es nicht wollen. Man muß seine Individualität frei gewähren lassen, mit denen fortwandeln, die sich ihr anpassen, und sich nach ihr

richten wollen, und die andern nur mit allgemeinem Wohlwollen begleiten. — —

Sie sind also auch von der schnellen, wunderartig plötzlichen Erscheinung des Frühjahrs in diesem Jahr so betroffen gewesen? Ich meine, ich hätte es noch nie so erlebt. In einer einzigen Nacht stand ein großer alter Kirschbaum hier, der den Tag vorher noch nichts als nackte Reiser hatte, mit Blüthen bedeckt da.

Die wehmüthige Empfindung, gerade in dem Aufleben der Natur, ist sehr begreiflich, und ist wohl allen Menschen eigen, die tiefer empfinden und genauer auf sich achten. Sie hindert darum das frühe Theilnehmen an der erwachenden Natur gar nicht. Sie sprießt vielmehr aus der Tiefe dieser Empfindungen selbst, denn jede wahrhaft tiefe Empfindung im Menschen wird von selbst wehmüthig. Sehr natürlich. Der Mensch fühlt seine Schwäche, sein dem Wechsel und der Vergänglichkeit unterworfenes Dasein; und indem er nun in diesem, ihn scheinbar nur mit Unglück und Widerwärtigkeiten bedrohenden Dasein, eine unendliche, ihn rund umgebende Güte erblickt, da die ganze Natur, gerade in diesem ersten Aufkeimen, überzuquellen scheint, um ihn mit Genüssen aller Art zu bereichern, so ist er darüber in seiner innersten Tiefe gerührt, was sich nur in wehmüthiger Freude aussprechen kann.

Eine andere Art der Wehmuth, und eine schmerzlichere, kann auch, nach Beschaffenheit der verschiedenen Stimmungen, daher entstehen, daß man den Eintritt einer so großen Menge, wenn auch nicht nach menschlicher Art lebender Wesen, in erneuertes Dasein oder erneuerte Regsamkeit nicht ansehen kann, ohne zugleich an ihre Rückkehr in

Winterschlaf und Tod zu denken, die eben so plötzlich eintreten wird. Daß alles Leben nur ein der scheinbaren Vernichtung Entgegengehen ist, wird einem nie so klar, als in dem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten. Die ganze Pflanzenwelt nun mit so harmlos zuversichtlicher Freude ins Leben treten zu sehen, als ahnete sie gar nicht das winterliche Ersterben, hat eben so etwas tief rührendes, wie das Leben eines, noch keine Gefahren ahnenden Kindes.

Leben Sie herzlich wohl. Unwandelbar mit der herzlichsten, unveränderlichsten Zuneigung Ihr H.

Fünfundvierzigster Brief.

Tegel, den 15. Mai 1825.

So sehr ich auch die Natur liebe und gern in ihr weile, bin ich doch, seit ich hier bin, nicht sehr viel ins Freie gekommen. Wenn nicht Besuch kommt, was bei diesen kalten und regnichten Tagen nicht so häufig der Fall ist, pflege ich von sechs bis acht Uhr Abends draußen zu sein. Ich ziehe den Abend dem Morgen besonders wegen des Sonnenuntergangs vor. Nicht leicht versäume ich diesen an irgend einem Tage zu sehen. Ich habe ihn immer werther gehalten als den Aufgang, obgleich das vielleicht nur daher kommt, daß man am Abend, nach vollendeten Geschäften, ruhiger und besser gestimmt ist, sich Natureindrücken zu überlassen. Den ganzen Tag über arbeite ich in meiner Stube, die aber nach der Mittags- und Abendseite die unmittelbare Aussicht nach dem Garten und hohen Bäumen hat. Dies Arbeiten in selbstgewählten Studien, unabhängigem Denken (denn meine eigentlichen Geschäfte kosten mir verhältnißmäßig sehr wenig Zeit) kann ich eigentlich als mein Leben ansehen. Meine Ideen, und dies in Büchern, in Anschauungen, in Erfahrungen, wodurch sie genährt werden, beschäftigen mich eigentlich allein und ausschließend; und ich kann mit Recht sagen, daß ich mein sehr heiteres und glückliches Dasein, wenn nicht

allein, doch größtentheils ihnen verdanke. Meine äußere Lage giebt mir eigentlich nur das, daß ich ihnen ruhig nachhangen kann. Das Uebrige schätze ich wenigstens nicht sonderlich in ihr. Allein als ich auch, wie es so viele Jahre während meines Geschäftslebens der Fall war, diese äußere Muße nicht hatte, habe ich darum nicht minder gefühlt, daß ich meinen Gleichmuth, meine beständige Ruhe, aus der natürlich auch Milde gegen Menschen und Verhältnisse entspringt, nur in dieser Richtung aus von aller kleinlichen Wirklichkeit entfernten Ideen schöpfte. Denn wenn sich die Seele in ihrem klaren und bewußten Zustande auch mit etwas anderm zu beschäftigen, durch die Umstände genöthigt ist, so bleiben jene Ideen doch, wie das Bett, in dem sich ein Fluß bewegt, und theilen der Seele ihre stille Klarheit mit. Die recht frommen Menschen leben eigentlich auch so, und wo in ihnen dieser Zustand von aller Heuchelei und Selbsttäuschung frei ist, wo er in einem ächten Hinwandeln in Wahrheit und Demuth besteht, da ist der Ruhe wohl kein Zuwachs zu geben, die daraus entspringt. Hat man sich einmal an dies Leben in Ideen gewöhnt, so verlieren Kummer und Unglücksfälle ihren Stachel. Man ist wohl wehmüthig und traurig, aber nie ungeduldig noch rathlos. Ich knüpfe, weil ich einmal diese Gewohnheit gefaßt habe, dies Nachdenken immer an gelehrte Beschäftigungen, aber ich suche mich immer, und an jedem Punkte darin zu freien Ideen zu erheben, die sich dann an alles, was nicht wirklich, und an alles, was in der Wirklichkeit ächten und wesenhaften Glanz, Gehalt und Reiz hat, knüpfen. In dieser höhern Region werden die Ideen, die als gelehrte Beschäftigungen nur für Wenige bestimmt scheinen, wieder

sehr einfach und knüpfen sich an alles allgemein Mensch=
liche an.

Ich freue mich zu denken, daß Sie diesen Brief, wie Sie es immer freuet, zum Pfingstfest bekommen. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige. H.

Sechsundvierzigster Brief.

Berlin, den 21. Mai 1825.

Die Vermählungsfeier der Prinzeß Louise nöthigt mich einige Tage hinter einander in die Stadt zu kommen. Da ich aber das Land sehr liebe, so fahre ich immer spät her, und kehre gleich von hier zurück. So kann ich Ihnen heute nur kurz schreiben. Ich fand Ihren Brief vom 15. hier und danke Ihnen auf das innigste dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß ich mich nicht darin geirrt hatte, zu erwarten, daß Sie mir heute schreiben würden. Daß Sie traurig waren und vielleicht noch sind, hat mich geschmerzt; das aber hat mir Freude gemacht, daß Sie es geradezu und offen sagen.

Das Pfingstfest ist vor allen andern dem Gemüth erfreulich, erhebend, von allem kleinlichen abwendend, zu größern Hoffnungen anregend und in würdigen Entschlüssen befestigend. Denn eine Befestigung in ernsthafter Thätigkeit und würdiger Beschäftigung geben die Feste immer in ihrem Ursprung und den Ereignissen, zu deren Andenken sie gefeiert werden. Aber auch die religiösen Beziehungen noch abgerechnet, bilden sie wohlthätige Abschnitte im Jahre, dessen langgedehnte Einförmigkeit sonst nothwendig ermüden würde. Das Leben erscheint länger, wenn es auf diese Weise in kleinere Theile zerfällt, und es ist dies doch mehr als eine bloße Täuschung der Einbildungskraft. Wäre es aber in der That nur eine solche, so muß

man auch diese nicht geringschätzen. Die bloße Wirklichkeit wäre unendlich arm ohne den Reiz der Einbildung, die freilich so gut eitle Schrecken als leere Hoffnungen in ihrem Schooße trägt, aber doch viel häufiger, wenn sie auch Täuschungen mit sich führt, ihnen schmeichelnd liebliche als zurückschreckende Farben leiht. Meist ist auch das in unsere Hände gegeben und hängt von der Seelenstimmung ab, auf die man auf vielfache Weise bei sich selbst einwirken kann. Ganz geht das aber freilich nicht. In jedem irgend tiefer bewegten Gemüth ist eine Hauptempfindung, von welcher die übrigen ganz oder mehr oder weniger abhangen. Ist es mit dieser licht und freudig, so wird es auch der Ton der ganzen Seele. Mischt sich dagegen in diese düstre Besorgniß, oder nicht in Erfüllung gegangene Erwartung, so wird dadurch auch die ganze Seele umdüstert und verfinstert.

Die Frage, die Sie aufwerfen, ist allerdings eine wichtige moralische Frage, nämlich, wie weit man in der Sicherheit Gott wohlgefällig zu bleiben, in dem Hingeben an eine geliebte Person gehen könne? Sie haben selbst sehr richtig die Gränzen bestimmt, ich glaube aber wohl, daß sich darüber noch einige Ansichten fassen lassen. Zuerst gehe ich davon aus, daß der Gottheit nichts mißfällig ist, was mit einer edeln, reinen, sittlichen Erkenntniß übereinstimmt. Dies ist gewiß auch Ihre Meinung. Die Gottheit hat daran die sittliche Erkenntniß und besonders das sittliche Gefühl, das noch feinere Unterschiede machend, wohl noch verwirft, was die Erkenntniß nicht mißbilligt. Wollten wir nun noch weiter gehen, und glauben, es könne unerlaubte Dinge geben, gegen die die Sittlichkeit nichts

sagte, so schiene mir das eine Uebertreibung, oder ein Beweis von Mangel an Feinheit des sittlichen Gefühls. Was ein wirklich feines sittliches Gefühl nicht mißbilligt, das halte ich auch nicht für Gott mißfällig. Der Mensch kann nur menschlich urtheilen. Ferner kann ich mir nicht vorstellen, daß man fürchten dürfte, in seiner Liebe ein Geschöpf gleichsam Gott gleich zu stellen. Gott will gerade in seinen Geschöpfen durch die Art, wie man für sie fühlt und gegen sie handelt, von uns geliebt sein. Eine abgöttische Liebe ist mehr ein Wort, als daß ihm wirklich ein Begriff entspräche. Kein vernünftiger Mensch kann das höchste Wesen auf irgend eine Weise mit einem schwachen und vergänglichen Menschen vergleichen. Dies kann nur ungeregelte Leidenschaft, und dann würde sich auch gewiß finden, daß diese Leidenschaft, auch gegen das Geschöpf nicht so rein und fleckenlos wäre, daß sie vor einem freien, geläuterten, sittlichen Gefühl vollkommen tadelfrei bestehen könnte. Alles kommt also immer auf diesen Punkt zurück. Indeß müssen Sie mich wohl verstehen, liebe Charlotte, daß ich unter einem sittlichen Gefühl immer ein durch wahre Frömmigkeit geläutertes verstehe. Denn von Religion entfernte Sittlichkeit könnte für sich wohl auf Abwege kommen. Ferner meine ich auch kein dunkles Gefühl. Dies Gefühl muß sich auf Erkenntniß und besonnene Einsicht gründen, nur gewissermaßen, um noch feiner zu entscheiden, darüber hinausgehen, so wie bei einem Gesange die gefühlte Musik immer noch etwas zu dem trocknen Begriff der Worte hinzusetzt. Eine Neigung nun, die von einem solchen Gefühle gebilligt wird, braucht sich nicht ängstlich Schranken in Absicht des Grades vorschreiben zu wollen. Welchen Grad sie auch erreichen möchte, bleibt sie eine reine und fromme Neigung, die nicht Ge-

schöpf und Schöpfer verwechseln wird, und von letztern nicht abführen kann. Daß die Gottheit auch den Gegenstand einer solchen Neigung jeden Tag abrufen kann, ist freilich gewiß. Wenn aber die Neigung so ist, wie ich sie geschildert habe, so wird ein solches Ereigniß den, der sie hat, in tiefen Schmerz versenken, aber nicht seiner Selbstständigkeit berauben. Denn die Neigung könnte nicht von einem religiös-sittlichen Gefühl gebilligt sein, wenn nicht schon in ihr läge, daß man sich bei einem solchen Fall mit Demuth in die Fügungen der Vorsehung ergeben werde. Alles übrige scheint mir nun sich von selbst zu verstehen.

Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe, hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Wollens mit gebildet.

Der stetige Zusammenhang aller Zustände des Menschen gehört zu den unbegreiflichsten und wunderbarsten in seiner Natur. Man kann sich unmöglich denken, daß Gedanken und Empfindungen gleichsam aufbewahrt im Geist oder Herzen liegen könnten. Sie müssen also alle nur so zusammenhängen, daß, indem der eine auf gewisse Weise in die Seele tritt, auch der andere, wie eine angeschlagene Saite anklingt. Es müssen daher auf diese Weise alle im Menschen längst vergangene Zustände gleichsam in seinem jedesmal gegenwärtigen vorhanden sein, und so bleibt der Mensch in seinem ganzen, durch alle Jahre seines Alters durchgegangenen Wesen, gleichsam immer gegenwärtig, da

wirklich, was in jedem Augenblicke in ihm vorgeht, auf eine viel nähere Weise, als man es sich gewöhnlich zu denken pflegt, mit allem Vorigen in Verbindung steht.

Bei dem, was aus tiefer Empfindung entspringt, hat man nie eine Absicht, kann aber von kalten und ruhigen Menschen schwärmerisch und überspannt genannt werden, weil es ganz aus dem Alltagsleben heraustritt und die Empfindung, ohne daß sie darum im geringsten an Zartheit einbüßen darf, stärker anspannt.

Siebenundvierzigster Brief.

Tegel, den 16. Juli 1825.

Ich wollte Ihnen vorgestern schreiben, liebe Charlotte, allein ich zog vor, erst Ihren Brief abzuwarten, weil ich dachte, daß es Ihnen lieber sein würde, wenn Sie ihn gleich beantwortet fänden, und da ich nun seinen Inhalt kenne, ist es mir doppelt lieb, es gethan zu haben. Denn ich zweifle nicht, daß mein Schreiben Sie zu größerer Klarheit führen wird, und wo Klarheit herrscht, ist auch Ruhe, oder entsteht doch nach und nach von selbst. Ich habe nämlich gestern Nachmittag Ihren Brief bekommen und danke Ihnen recht herzlich für alles Liebe- und Vertrauungsvolle, das er enthält und das ich gewiß erkenne und würdige, wie es sich gehört. Sie können sicherlich überzeugt sein, daß ich, weit entfernt, auch nur die leiseste Klage über Sie im tiefsten Herzen zu führen, Sie so klar durchschaue, als dies immer möglich ist, und ganz Ihre seltene, zarte, treue und feste Anhänglichkeit an mich und mit lebendiger Dankbarkeit fühle. Sie sehen auch aus jedem meiner Briefe, daß ich in Ihre Ideen eingehe, Ihre Zweifel löse, Ihre Fragen gern beantworte, und wenn ich das auch nicht gerade aus Erkenntlichkeit thue, sondern aus wahrer Zuneigung, aus freiem Interesse, das ich an Ihnen nehme, so ist es doch Ihnen vielleicht nebenher ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Ich vergesse nicht, und kann es nie vergessen, daß Sie mir Ihre ersten Empfindungen durch

ein langes Leben bewahrt haben, und eben so wenig, daß Sie mir vertrauungsvoll Ihr reiches Innere aufschließen. Es ist dies ein seltner Schatz für einen Mann, das sagte ich Ihnen schon oft. Es thut mir sehr leid, daß Sie immer über eine schwermüthige Stimmung, über tiefe Wehmuth klagen, die ich wirklich, wie Sie vermuthen, nicht billigen kann, und gegen die Sie, liebste Charlotte, selbst kämpfen müssen. Ich schreibe diese Stimmung, die wohl zum Theil körperlich ist, Ihrer zu angestrengten Arbeit im Winter zu. Wir dürfen nicht vergessen, daß man zu einer so anhaltenden Anstrengung erzogen, ja man möchte hinzusetzen, geboren sein muß. Das waren Sie aber keineswegs. Sie gingen einer freien Muße entgegen, und Verhängnisse gestalteten Ihre jetzige Lage, und in einem Alter, wo bereits die frischen Jugendkräfte entflohen waren. Obwohl ich nun Ihre Ausdauer und Ihren Entschluß ungemein hoch ehre, so thut es mir innig weh, daß es so ist, und eine totale Veränderung Ihrer Lage, Ersatz für Ihre Verluste, nicht zu erreichen war. Ich, wenn Sie mich recht verstehen, kann Ihre wehmüthige Stimmung nicht veranlassen. Sie müssen an jeder Zeile meiner Briefe sehen, daß ich voll inniger Theilnahme, voll liebevollen Wohlwollens für Sie bin, daß ich Sie um kein Haar anders verlange als Sie sind, daß es mich innig freuen würde, Sie glücklich und heiter zu wissen, daß ich gleich entferne, was Sie anders stimmt, und Ihre Heiterkeit, so viel nun einmal mein Wesen, ich möchte hinzusetzen, meine Jahre es möglich machen, mit Freuden befördere. Davon seien Sie auch immer fest überzeugt. Sie werden mich immer gleich finden, und es wäre wirklich recht unglücklich, wenn Sie sich Gedanken über nichts machten, wenn Sie Besorgnisse nährten, zu denen nicht der mindeste Grund ist. Unser Ver-

hältniß scheint mir so klar als immer möglich. Ihre Empfindungen kennen Sie selbst; ich habe aus frühen Jugendjahren, so flüchtig und vorübergehend auch unser Begegnen war, Erinnerung und Antheil ins Alter hinüber bewahrt, habe mich gefreut, Gelegenheit zu finden, diesen Antheil auszusprechen, erhalte ihn gleich lebendig und rege in mir, und habe, wie Sie sehen, eine unverkennbare Freude an der Mittheilung Ihrer Ideen und Empfindungen. Dies ruhige, schöne, meinem Alter und Neigungen angemessene Verhältniß können wir ungestört so lange fortsetzen, als wir mit einander im Leben fortwandeln, es ist von meiner Seite nichts da, was es unterbrechen könnte, und ich weiß nichts, was es von Ihrer Seite hindern könnte. Genügt Ihnen, wie ich denn sicher überzeugt bin, daß es Ihnen genügt, dies, so ist unser Verhältniß so klar und rein, wie es nur immer gedacht werden kann. Sie brauchen auch gar nicht zu denken, daß Sie darin blos die Empfangende sind; ich habe Ihnen oft gesagt, daß mir Ihre Briefe, Ihre natürlichen, weiblichen Aeußerungen Ihrer Ergebenheit, Ihre Lebensbeschreibung recht große Freude machen und gemacht haben. Glaube ich, daß Sie mir eine besondere machen könnten, so haben Sie ja gesehen, daß ich es Ihnen frei und natürlich geäußert habe. Sagt das Ihnen nicht zu, so trete ich davon zurück, und gewiß ohne Erbitterung, ohne Klage, ohne, wie ich Ihnen sagte, irgend eine Empfindung, die Ihnen unangenehm sein könnte, blos in dem Gefühle, daß nicht zwei Menschen ganz gleich denken können. Also auch so etwas müssen Sie, liebe Charlotte, nicht schwer aufnehmen. Es giebt schon sehr vieles, was auch das glücklichste Leben schwer machen kann, daß man es nicht willkürlich vermehren muß. Willkürlich ist nun zwar eine solche Mißstimmung nicht,



aber man kann doch gegen sie arbeiten. Das erfordert freilich Selbstbeherrschung, aber darauf muß ich auch zurückkommen, daß die allen Menschen nöthig ist. So glaube ich, liebe Charlotte, mich so rein ausgesprochen zu haben, daß Ihnen wenigstens in mir nichts dunkel und räthselhaft bleiben kann. Nun muß ich noch eine Stelle Ihres Briefes berichtigen, wo Sie mich ganz mißverstanden haben, indem Sie sagen, daß ich nichts zu meinem Glück bedürfe als mich. Es ist das allerdings wahr. Aber das kann ich, wie streng ich mich untersuche, nicht tadeln, es ist vielmehr in mir die Frucht eines langen und darauf gerichteten Lebens gewesen. Ich lebe nämlich in Gefühlen, Studien, Ideen; diese sind es eigentlich, die machen, daß ich nichts Fremdes bedarf, und sie sind auf unvergängliche Dinge gerichtet, sie lassen mich nicht sinken, wenn mir Erwartungen fehlschlagen, wie ich es oft, wenn mir Unglücksfälle zustießen, erlebt habe. Nur wenn man in diesem Sinne nichts bedarf, kann man möglichst frei von Egoismus sein, denn da man für sich nichts fordert, kann man andern hülfreicher sein. Man genießt auch dann jede Freude mehr, gerade weil sie kein Bedürfniß ist, sondern eine reine, schöne Zugabe zum Dasein. Alles, was dem Bedürfniß ähnlich ist, hat die Eigenthümlichkeit, daß man es viel weniger genießt, wenn man es hat, als es schmerzt, wenn man es entbehrt. Darum aber fühle ich (ich habe es ja mehr als einmal erfahren) den Verlust geliebter Personen wohl eher tiefer als Andere, wenn auch mit mehr Fassung und Ruhe. Nur die Wehmuth setze ich nicht dem Glücke entgegen, sondern theile das Glück in wehmüthiges und heiteres, und setze jenes nicht gegen dieses zurück. So meinte ich das, was Sie anders verstanden, und wenn Sie den Inhalt meiner Briefe im Ganzen durchgehen, werden Sie

immer dies darin ausgesprochen finden. Dafür daß einzelne Stellen anders erscheinen könnten, möchte ich nicht einstehen, da man nicht jedesmal alles begränzen kann, doch glaube ich es kaum. Wenn Sie sagen, daß Ihnen das Wort inkonsequent nicht sehr angenehm sei, so meinen Sie gewiß das oft mißbrauchte Wort. Die wahre Konsequenz billigen Sie gewiß und halten darauf gewiß eben so viel als ich. Sie ist ja nur das reine Befolgen für wahr erkannter Grundsätze. Leben Sie nun herzlich wohl, rechnen Sie fest auf die Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen, verscheuchen Sie vor allem jede unnütze Besorgniß, erheitern Sie sich. Denken Sie, daß Sie mir Freude damit machen, das thun Sie ja so gerne. Von Herzen Ihr H.

Achtundvierzigster Brief.

Burgörner, den 18. August 1825.

Ich bin seit einigen Tagen hier und habe mich schon sehr an dem Gefühle erfreut, das den Aufenthalt in der Provinz und in einer Gegend, wo man ganz und gar von größern Städten entfernt ist, begleitet. Ich finde mich immer sehr leicht darin und habe daran ein vorzügliches Gefallen. Es wandelt mich auch nicht die leiseste Neugierde an, und ich kann sehr gut selbst die Zeitungen entbehren. Ich pflege alsdann auch meine Beschäftigungen fast ganz einförmig einzurichten und so viel als möglich bei Einem Ideengange zu bleiben. Ich habe von jeher eine große Neigung gehabt, mich in eine Sache zu vertiefen, und habe oft Gelegenheit gehabt, die Vortheile und Nachtheile davon an mir selbst zu erfahren. Denn daß diese Vorliebe für eine und dieselbe oft wiederholte Beschäftigung, dies Grübeln über Eine Idee auch seine beschränkenden und daher schädlichen Eigenschaften hat, läßt sich nicht leugnen. Die Vertiefung bringt im Grunde dieselbe Wirkung hervor, als die Zerstreuung, sie läßt vieles nicht bemerken, manches ungeschickt betreiben. Der Unterschied ist nur freilich, daß der zerstreute Mensch sich in nichts zersplittert, und nichts findet, noch besitzt, an dem er zu haften vermöchte, daß aber der Vertiefte immer Eins hat, was ihn für die Vernachlässigung des Uebrigen entschädigt. Am nachtheiligsten empfinde ich diesen Hang, sich Einer Sache, die dann mei-

stentheils eine innere Idee ist, hinzugeben dann, wenn ich mich in der freien Natur befinde. Ich liebe sie unendlich, und der Genuß, oft selbst einer einfachen Gegend, geschweige denn einer schönen, hat für mich mehr Reiz als fast alles Uebrige sonst. Aber auch der Eindruck, den die Natur macht, schließt sich immer wieder an den mich innerlich beschäftigenden Gedanken an, und verwandelt sich selbst in eine allgemeine Empfindung; dagegen entgehen mir eine ganze Menge Einzelnheiten. Ich würde nie zum Naturbeobachter darum getaugt haben, und hätte sicherlich mitten unter Pflanzen und Steinen sehr vieles unbemerkt vorüber gehen lassen, was ich zu anderer Zeit mit Bedauern inne geworden sein würde. Indeß möchte ich darum diesen Hang zur Vertiefung nicht fahren lassen und ihn nicht blos nicht mit dem entgegengesetzten Extrem vertauschen, sondern mich nicht einmal gern mit der Mittelstraße zwischen beiden Extremen, die man sonst wohl als die weisere zu preisen pflegt, begnügen. Man lernt doch das, dem man sich so ganz, so ausschließend, so in fester Beharrlichkeit widmet, besser kennen, und je länger man dabei verweilt, desto mehr scheint an ihm in der Betrachtung hervorzutreten. Man kann in der That nicht sagen, daß die Dinge der Welt dasjenige, was an ihnen zu sehen ist, offen da liegen haben. Der Eine sieht, was dem Andern entgeht, und es ist, als wenn der Blick, wenn er durch gehörige Vertiefung geschärft wird, erst selbst den Gegenstand erschlösse. Die einfachsten Sachen können darum denjenigen, der einmal diesen Hang hat, sehr lange Zeit, und nicht auf eine leere, nutzlose Weise beschäftigen. Vorzüglich finde ich immer, geht bei dieser anhaltenden Betrachtung, wenn sie nicht blos Gedanken, sondern Gegenstände der Welt betrifft, dasjenige auf, was die Zeit an ihnen gearbeitet hat, die Spur

der Vergangenheit in der Gegenwart, ja oft auch die leise Ahndung der Zukunft, welcher die Gegenwart entgegen geht. Darin liegt auch einer der höchsten Reize. Denn alles was das Laufen und das ununterbrochene Fließen der Zeit versinnlicht, zieht den Menschen unendlich und unnennbar an. Sehr natürlich, da er selbst das Geschöpf der Zeit ist, da seine Schicksale auf ihr wie auf einem immer wogenden Meere schweben, da er nie weiß, ob er sich der Gegenwart sicher vertrauen darf, und ob nicht eine trügerische Zukunft seiner wartet. Das tiefere Eindringen in die Gegenstände, das man dem Hange zur Vertiefung dankt, wäre aber noch der mindeste Vortheil. Denn Sie könnten mir vielleicht mit Recht einwenden, daß es gar wenig Dinge giebt, die ein solches Eindringen verdienen. Das viel Wichtigere dabei ist der Gewinn, den der Geist in sich, aus diesem sich Sammeln auf Einen Punkt, aus dieser Genügsamkeit mit wenigen Gegenständen, auf die er sich vereinzelt, zieht. Es entspringt nothwendig daraus eine größere geistige Innigkeit, eine höhere Wärme, eine Liebe, mit der man das umfaßt, mit dem man sich gleichsam allein in der Welt fühlt. Dadurch wird auf den Charakter selbst gewirkt, oder vielmehr, da nichts Aeußeres hinzutritt, sondern dieser Hang aus dem Charakter selbst hervorgeht, so entwickelt sich der Charakter dadurch und bildet sich zu einer höhern Würde und gehaltvollern Schönheit aus. Denn es giebt Ideen, mit denen er gleichsam zusammengewachsen ist, die er nie aufgeben möchte, die ihn wie beständige Leiter, Freunde, Tröster begleiten, und diese Ideen, die so zu ihm treten, sind gerade immer die eigenthümlichsten, diejenigen, die ein Anderer oft gar nicht, oft erst nach Jahren, verstehen und begreifen kann, was gar nicht darin liegt, daß sie ihm, wie man es auszudrücken pflegt, zu hoch, zu verwickelt

wären, sondern nur darin, daß sie so unzertrennbar mit einem andern Individuum verbunden sind. In Ideen dieser Gattung würde ich nie von dem Allerkleinsten, ohne vollkommene Aenderung meiner frühern Ueberzeugung, zurückgehen; es kann nichts geben, was für dies Zurückgehen Entschädigung gewährte, und welches Opfer auch einer solchen zu tiefer Ueberzeugung gewordenen Idee gebracht werden müßte, so kann es nie, gegen sie selbst gehalten, zu groß sein. Die Festigkeit aber, die darin sich ausspricht, ist keine eigensinnige, sie entsteht nicht einmal allein aus Verstandesüberlegung. Denn ob sie gleich an sich freilich, wie die Ueberzeugung von demjenigen was von dieser Festigkeit begleitet ist, aus dem Verstande entspringt, so gesellt sich nun in einem Gemüthe, das den Hang besitzt, eine Idee und einen sich mit ihr verbindenden Gegenstand ganz und gewissermaßen anschließend zu umfassen, dazu Wärme, Empfindung und eigentliche Liebe. Das ganze Leben wird durch diese Stimmung innerlicher, und wo sie recht einheimisch geworden ist, dauert sie, wie ich in verschiedenen Perioden meines Lebens erfahren habe, auch in derselben Innerlichkeit mitten unter großen äußern Bewegungen fort. Sie macht alsdann denjenigen, welcher sie besitzt, von allen Aeußerlichkeiten unabhängig. Ueberhaupt wird durch dieselbe das Bedürfniß, sich gerade mit einem äußern Gegenstande zu verbinden, vermindert. Denn die Liebe, welche die bloße innere Idee erweckt, vertritt schon dessen Stelle. Wo aber etwas Aeußeres mit der Idee zusammentrifft, da ist nun auch die Wirkung doppelt stark und dauernd. Die Ideen, welche so durch das Leben begleiten, sind auch natürlich zugleich dann die, welche am besten vorbereiten, das Leben auch entbehren zu können. Denn da das Leben vorzüglich nur durch sie Werth hat,

sie aber fest mit den tiefsten Kräften des Gemüths und der Seele vereinigt sind, so kann ich mir wenigstens nicht denken, wie nicht mit ihnen gerade auch das Eigenste, was man besitzt, mit einem hinüber gehen sollte. Es ist wohl zu hoffen und mit Vertrauen zu erwarten, daß sie klarer, heller, und in neuer vielfacherer Anwendung den Geist umgeben werden. —

Recht herzlich habe ich mich gefreut, in Ihrem Briefe zu erkennen und ausgedrückt zu finden, daß Sie wieder ruhig und heiter werden, und aufs neue erkannt haben, daß ich nur beides zu befördern wünsche. Gewiß habe ich nur diese wohlwollenden Gesinnungen für Sie gehabt, wie ich vor einigen Jahren den Briefwechsel mit Ihnen wieder anfing. Ich glaube mir in meinen Gesinnungen stets gleich geblieben zu sein, und Sie können gewiß ferner darauf rechnen. Die Grundsätze, nach denen ich handle, stammen weder aus Eigensinn, noch sind sie eben so wenig auf eigene Wünsche berechnet. Sehr gefreut hat es mich auch, das volle feste Vertrauen, wie sonst bei Ihnen, zu diesen Ihnen mit liebevollem Antheil geweiheten Gesinnungen gefunden zu haben. Halten Sie dies unverbrüchlich fest, liebste Charlotte, und nie wird etwas Störendes in unserm Verhältniß entstehen.

Daß Sie der Konsequenz gram und feind sind, wenn sie nichts als Eigensinn ist, und nur diesen edlern Namen annimmt, darin haben Sie ganz recht. Es ist dies dann nur eine tadelnswerthe Scheinheiligkeit. Doch muß man nicht alles Eigensinn nennen, wovon man die Gründe nicht einsieht, oder was auf solchen Gründen beruht, für die man, wenn man sie auch kennt, keinen Sinn hat. Das wäre wieder auf der andern Seite und in einem andern Extreme gefehlt. Noch weniger könnte es Konsequenz genannt

werden, wenn man bei Meinungen beharren wollte, die man selbst abgeändert hätte und nicht mehr, wie ehemals, für wahr hält; das wäre nichts als Rechthaberei, oder die Schwäche, nicht vor Andern bekennen zu wollen, daß man früher Unrecht gehabt hat. Wenn man das selbst fühlt, muß man auch keine Schwierigkeit darin finden, es vor Andern einzugestehen. Ich halte gar nichts davon, in seinen Grundsätzen, Meinungen und Empfindungen so ein für allemal abgeschlossen zu sein, und zu denken, daß das nun alles darum so recht wäre, weil man es so lange dafür gehalten hat. Ich prüfe vielmehr immer alles aufs neue und würde es keinen Augenblick Hehl haben, wenn auch das, woran ich sehr gehangen hätte, mir plötzlich anders erschiene. Ich würde dann nicht nur selbst meine vorige Meinung ablegen, sondern es auch ohne allen Anstand bekennen. Gerade aber, wenn man so gestimmt ist, begegnet einem dies bei Andern viel weniger, denn man ist dann an sich dem Nachdenken geneigt, und die Grundsätze und Meinungen, die man hat, gründen sich dann auch auf das Nachdenken, solche aber vertauscht man nicht leicht mit andern, wenn man auch sich neuen Prüfungen noch so offen erhält. Sie sagen, daß Sie in den letzten Wochen zu sehr ernsthaftem Nachdenken über sich geführt worden sind, und Ihre Blicke sehr in die Tiefe Ihres Innern gerichtet haben. Sie werden dann dabei erfahren haben, wie wohlthätig es ist. Mir kehrt aus solchen Selbstbetrachtungen, die ich für die höchste und beste Beschäftigung halte, allemal eine große und nicht leicht wieder zu zerstörende Heiterkeit zurück. Man findet entweder, daß der Zustand des Gemüths von der Art ist, wie man nur wünschen kann ihn zu erhalten, und hat nichts nöthig gehabt, als ihn nur besser zu entwirren, mehr Licht und Klarheit in

ihn zu genießen — und das ist gewiß der Fall bei Ihnen — oder man muß sich selbst anklagen und unzufrieden mit sich sein; dann ändert man seinen Sinn, nöthigt das Gemüth zu dem, was es aus Irrthum, oder Schwäche, oder sonst einer Verkehrtheit versagte, und genießt gerade wieder in dem Gefühl, sich auf den rechten Weg zurückgebracht zu haben, einer neuen und nun wahrhaft befestigten Heiterkeit. Leben Sie herzlich wohl, bleiben Sie ruhig und heiter, und rechnen Sie auf die Gleichheit und Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen. H.

Neunundvierzigster Brief.

Burgörner, den 6. September 1825.

Es ist nahe an Mitternacht, da ich meinen Brief an Sie anfange, er kann aber, es ist heute Dienstag, erst am Freitag abgehen. Ich habe immer im Briefschreiben die Sitte, die ich aber nicht unbedingt loben will, mich im Schreiben nicht an die Posttage zu kehren, sondern meiner Neigung zu folgen. Bei vertraulichen Briefen, wie die unsrigen sind, ist das eigentlich nicht gut. Es ist natürlich, solche Briefe sobald als möglich in die Hände desjenigen zu wünschen, dem sie bestimmt sind. Aber mit andern Briefen, die Dinge betreffen, an denen das Gemüth keinen oder wenigen Theil nimmt, ist es nicht übel, sie einige Tage liegen zu lassen. Man kann dann noch vielleicht ändern.

Was Sie über den Einfluß des schnellern oder langsamern Umlaufs des Bluts auf das Gemüth sagen, ist vollkommen wahr, und darf bei Beurtheilung Anderer nicht aus der Acht gelassen werden. Indeß ist es eine schöne Eigenschaft im Menschen, und ein ihm von dem Schöpfer ausschließlich vor den übrigen Erdgeschöpfen eingeräumter Vorzug, daß er immer fühlt, daß er durch den Gedanken und durch den Entschluß jeden körperlichen Einfluß, wie stark er sein möge, hemmen und beherrschen kann. Es sagt dem Menschen eine innere Stimme, daß er frei und unabhängig ist, sie rechnet ihm das Gute und das Böse an, und aus der Beurtheilung seiner selbst, die

immer stärker und strenger sein muß, als die Anderer, muß man jene ganz körperlichen Einflüsse völlig hinweglassen. Es sind zwei verschiedene Gebiete, das der Abhängigkeit und das der Freiheit, und durch den bloßen Verstand läßt sich der Streit beider nicht lösen. In der Welt der Erscheinungen sind alle Dinge dergestalt verkettet, daß man, wenn man alle Umstände bis auf die kleinsten und entferntesten immer genau wüßte, beweisen könnte, daß der Mensch in jedem Augenblick gezwungen war, so zu handeln, wie er gehandelt hat. Dabei hat er aber doch immer das Gefühl, daß er, wollte er in das hemmende Rad greifen und sich von dieser ihn umstrickenden Verkettung losmachen, es vermöchte. In diesem Gefühl seiner Freiheit liegt seine Menschenwürde. Es ist aber auch das, wodurch er gleichsam aus einer andern Welt in diese eintritt. Denn im Irdischen allein kann nichts frei, und im Ueberirdischen nichts gebunden sein. Der Widerstreit ist nur dadurch zu lösen, daß es eine Herrschaft des ganzen Gebiets der Freiheit über das ganze Gebiet der Abhängigkeit giebt, die wir nur im Einzelnen nicht begreifen können, die aber die Verkettung der Dinge vom Uranfange so leitet, daß sie den freien Beschlüssen des Willens entsprechen muß.

Wie ich mir Ihren körperlichen Zustand denke, liebe Charlotte, so hängt er auch sehr von der Seele ab. Suchen Sie daher vor allem sich zu erheitern und von allen Seiten zu beruhigen. Es ist dies freilich leichter zu sagen, als zu thun, aber viel vermag es doch, wenn man sich nur alles, was einem besorglich scheint, recht klar macht und vollständig auseinandersetzt, und alles in sich zurückruft, worin man mit dem Geschick zufrieden sein oder es vielleicht sogar dankbar preisen kann. Gelingt es dem Geist, die Krankheit oder Kränklichkeit ganz aus sich zu entfernen

und blos in den Körper zu bannen, so ist unendlich viel gewonnen, und so erträgt sich danach körperliches Uebel mit Fassung und wirklicher, nicht scheinbarer Ruhe, und erträgt sich nicht blos, sondern hat sehr oft auch noch etwas die Seele schön und sanft Reinigendes. Ich selbst bin zwar mehrere Male, und ein Paar Mal sehr gefährlich krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Konstitution, habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hoffnung hatten, sich je anders als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in dem Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mittheilung und interessantem und selbst tiefem Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Uebel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

Wenn sich Schwäche mit Wallung des Blutes, Unruhe oder gar Beängstigung vereinigt, und dies Leiden mehrere Jahre dauert, so begreife ich freilich wohl, daß es Ueberdruß am Leben überhaupt hervorbringen kann, diesem aber sollte man doch mit allen Kräften immer entgegen arbeiten. Ich will nicht einmal darauf zurückgehen, daß dies offenbar sogar gebotene Religionspflicht ist, aber das Leben ist schon,

selbst wenn es am längsten währt, gegen die unendliche Zeit, wo man wenigstens keinen Begriff im voraus von der Art des Daseins hat, so kurz, daß man nicht mit seinen Wünschen die Schranken noch näher rücken, sondern sich vielmehr, so gut es irgend gehen will, darin betten muß, und gewiß ist es fast noch wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie sein Schicksal ist. Es ist eine sprichwörtliche Redensart, daß jeder sich das seinige schafft, und man pflegt das so zu nehmen, daß er es sich durch Vernunft oder Unvernunft gut oder schlecht bereitet. Man kann es aber auch so verstehen, daß wie er es aus den Händen der Vorsehung empfängt, er sich so hinein paßt, daß es ihm doch wohl darin wird, wie viel Mängel es darbieten möge.

Erhalten Sie mir Ihr liebevolles Andenken und seien Sie des meinigen unbezweifelt gewiß. Meine Gedanken begleiten Sie öfterer, als Sie es wohl denken. Der Ihrige.

H.

Wenn Sie mir den 20. hierher schreiben, trifft mich Ihr Brief noch hier. Später in Berlin.

Funfzigster Brief.

Burgörner, den 26. September 1825.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 4. d. M. angefangenen und am 6. geschlossenen Brief empfangen, und sage Ihnen meinen wärmsten Dank für alles Gute und Liebevolle, was er für mich enthält. Ich habe nur mit Bedauern bemerkt, daß Sie wieder in diesem Briefe über eine wehmüthige Stimmung und eine Oede, Dürre und Freudenlosigkeit klagen, und mich bitten, Sie zu tragen und wie eine Kranke anzusehen und Nachsicht mit Ihnen zu haben. Deswegen, liebe Charlotte, brauchen Sie kein Bedenken zu hegen. Sie bedürfen auf keine Weise der Nachsicht bei mir, da mir gar nichts in diesem Tone mißfällig ist, sondern es mich nur schmerzt, daß Sie durch eine solche Stimmung leiden. Entschuldigen Sie sich also ja nicht deshalb. Ich wünschte, daß Sie heiter, wohlgestimmt, mit Ihrer Lage und Thätigkeit zufrieden wären und den letzten Theil Ihres Lebens glücklich durchlebten. Aber ich begreife wohl, wie eine Reihe widriger Schicksale das Gemüth gleichsam einschüchtern und herabstimmen können, und wenn einmal es so in Ihnen ist, so ist mir das Vertrauen theuer, mit dem Sie sich mir so zeigen, wie Sie jedesmal sind. Ich glaube allerdings, daß der Mensch viel thun kann, um solche Stimmungen abzuwehren, oder wenn sie sich einstellen, sie in heitere umzuwandeln. Aber ich bescheide mich gern, daß, was einem unter gewissen Umständen möglich

und selbst nicht ungemein schwer ist, von Andern und unter verschiedenen Umständen kaum geleistet werden kann. So kann von Mißfallen nie die Rede sein, sondern nur von aufrichtigem Antheil an diesem Zustande. Ich bin indeß in mir überzeugt, daß er nicht lange dauern, sondern bald vorübergehen wird. Wenn Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, so achten Sie in solcher Zeit nur wenig auf sich und Ihr Inneres, und suchen Sie sich mehr äußerlich zu beschäftigen. Ich meine dait nicht sowohl Ihre eigentliche Arbeit, als andere selbst gewählte eigene Beschäftigung, auch mit Lesen und Schreiben, und übergebe das übrige der Zeit. Sie bemerken selbst sehr richtig, daß dies das beste und wirksamste Mittel gegen solche Stimmungen ist. Ich begreife übrigens sehr gut, von welchem Zustande Sie eigentlich sprechen. Sie bezeichnen ihn, so wie Sie sich überhaupt immer sehr treffend ausdrücken, ganz richtig durch eine unfruchtbare, dürre Stimmung. Es unterscheidet sich diese ganz und gar von einem einzelnen Kummer, selbst von dem Schmerz einer allgemeinen unglücklichen Liebe. Diese greifen das Gemüth allerdings heftiger an und zerstören es mehr, aber sie bringen auch eine große, gegen sie ankämpfende Kraft in Aufregung; dieser Kampf hebt die Seele, indem er sie betrübt, und die Entscheidung ist kurz und lebendig. Die unfruchtbare Stimmung hingegen müßte etwas finden, was sie von außen höbe und in Bewegung und Thätigkeit setzte, und dies findet sich um so schwerer, als diese öde Stimmung ihm selbst den Eingang wehrt. Indeß giebt es zwei Gegenstände, welche doch auch in solchen Stimmungen immer in der Seele willkommene Aufnahme finden: die Freude an der Natur, und die Beschäftigung mit Ideen. Sie werden mich hier fragen, was für Ideen ich meine, so wie Sie schon

in Ihrem Briefe sagen, daß ich Sie darüber in Ungewißheit gelassen habe. Einzelne, bestimmte Ideen verstehe ich darunter gar nicht, sondern die Beschäftigung mit innerm, tiefem Nachdenken selbst. Dieses Nachdenken kann von allem ausgehen und sich an alles heften, nur sein Ziel, sein Endpunkt, zu dem es allemal gelangt, ist immer nur ein und dasselbe, nämlich das menschliche Schicksal im Ganzen und seine Lösung in dem Augenblick, wo alles Irdische zurücktritt und seinen Werth verliert und nur das rein Geistige übrig bleibt, dasjenige, was man nur in so fern noch menschlich ansehen kann, als der Mensch auch zu dem Höchsten bestimmt ist. Bei Privatereignissen des Lebens, bei Weltbegebenheiten, die unter unsern Augen vorgehen, bei Erinnerungen an beide aus vergangener Zeit, folgt der Geist immer gern den oft verwickelten Ursachen nach, erforscht die schon sichtbaren oder noch zu erwartenden Folgen, und verweilt endlich bei dem Gedanken, wie viel zuletzt auf der wahrhaft richtigen Wagschale daran noch Werth haben, und welcher dies sein wird. Wenn ich also von Beschäftigungen mit Ideen, Vertiefung in sie, Richten auf einen Punkt rede, so meine ich damit nicht Einzelnes, aber das Beschäftigen mit Nachdenken selbst, das Entkleiden der Dinge von ihrem Schein, das Prüfen seiner selbst und Anderer, und das Sammeln aller Gedanken auf das, was allein seine Vortrefflichkeit in sich selbst trägt, was auch im vergänglichen Menschen nicht untergehen kann, weil es nicht aus dem Menschen stammt, und was nach richtigem Maßstab erwogen allein verdient, daß der Mensch sich ihm ganz und bedingungslos hingebe.

Gelehrte oder auch nur wissenschaftliche Betrachtungen begreife ich eigentlich darunter nicht. Diese können allerdings den Stoff zu jenem Nachdenken sammeln und zu-

bereiten, sie können dasselbe leiten, berichtigen, läutern, allein der letzte Zweck kann nicht in ihnen liegen. Das wahrhaft heilbringende Nachdenken bedarf nur der eigenen, in sich selbst gesammelten Gemüthskräfte, es kann es jeder erreichen, da die Endfäden des menschlichen Schicksals, an die es alles anknüpft, doch von jedem Menschen aufgenommen werden müssen, und die Ideen, die dabei in Anregung kommen, in jedem, dem Gebildeten wie dem Ungebildeten, vorhanden sind, nur in verschiedenen Graden der Klarheit und Bestimmtheit, da sich diesem Nachdenken zu widmen, nicht sowohl tiefe Verstandeskräfte erfordert werden, als nur ein durch Vertreibung aller unrichtigen Begierden, durch Entfernung alles Nichtigen, durch Gleichgültigkeit gegen Genuß und äußeres Glück und durch Selbstbeherrschung starkes und geläutertes Gemüth. Ueberhaupt aber hat die Beschäftigung der Verstandeskräfte auf den innern Menschen denselben wohlthätigen Einfluß, den die Sonne auf die Natur ausübt. Sie zerstreut die Wolken des Gemüths, erleuchtet und erwärmt, und hebt den Geist allmählig zu einer kraftvollen Ruhe. Wenn ich durch irgend etwas verstimmt bin (was mir freilich kaum dreimal des Jahres begegnet), oder wenn ich krank bin, heilt mich von beiden immer am sichersten eine den Kopf einseitig anstrengende Arbeit. Unter dem, was Sie in Ihrem Briefe Freudenlosigkeit nennen, verstehen Sie, glaube ich, nicht den Zustand, wo sich keine Freude im Leben einfindet, sondern den, wo die Seele für die Freude nicht mehr oder weniger empfänglich ist. Sie fragen mich: ob ich je einen solchen Zustand gekannt habe? Er ist mir in meinem ganzen Leben fremd gewesen. Menschen, die in einer gewissen leichten Befriedigung aller Wünsche leben, wie es mir selbst meistentheils ergangen ist, pflegen leicht den Sinn für Freude

und Genuß zu verlieren und eine Gleichgültigkeit dagegen zu erhalten. Dies ist bei mir nie der Fall. Ich kann vielmehr mit Wahrheit und mit inniger Dankbarkeit sagen, daß ich täglich die Erfahrung erneuere, daß für den, der sie herauszunehmen versteht, fast in jedem Dinge in der Natur ein Gegenstand der Freude liegt. Es schadet auch meiner Empfindung nicht, dieselbe oft hinter einander zu genießen. Es ist vielmehr, als würde sie dadurch nur lebendiger und der Seele eigenthümlicher.

Ich hoffe in den ersten Tagen einen Brief von Ihnen zu empfangen, und lasse darum den meinigen noch ungeschlossen, auch weil ich warte und auch hoffe, Sie schreiben mir offen und vertrauungsvoll über Ihre innere, wehmüthige Stimmung und deren Grund, den ich endlich gehoben wünsche. Zu lange hat sie schon gedauert.

Ich will doch lieber meinen Brief abgehen lassen, und nicht, wie ich willens war, erst den Ihrigen erwarten, da ich Sie in einer Stimmung weiß, worin Ihnen mein Zuspruch wohlthuend sein wird, da er Ihnen gewiß meine innige Theilnahme ausdrückt, womit ich Ihnen unwandelbar angehöre. Ihr H.

Einundfunfzigster Brief.

Ich habe Ihren Brief vom 20. erhalten, liebe Charlotte, wie eben der meinige an Sie abgegangen sein konnte. Ich schreibe Ihnen aber auf der Stelle, ob es nur wenig heute sein kann. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir, wie ich es von Ihnen erwartete, offen und freimüthig sagen, wie es Ihnen ist. Ja, liebe Charlotte, ich habe seit mehreren Wochen alles erkannt, was in Ihrer Seele vorging, und es war ein falsches Urtheil von mir, daß ich meinte, in einem so tiefen Gemüth als das Ihrige, würde sich das in sich verlieren. Sie legen mir alles, was in dieser letzten Zeit Sie so wehmüthig bewegte, klar und deutlich dar. Sie können das schmerzliche Gefühl nicht überwinden, daß Sie mir „die kleine Freude, die ich wünschte", nicht zurückgeben konnten, „für tausend Freuden, die Sie empfingen", wie Sie sich liebevoll ausdrücken. Sie bedauern zugleich, „daß Sie sich selbst der höhern Bildung beraubten, der Sie theilhaftig geworden sein würden, hätten Sie sich meiner Leitung unbedingt überlassen können"; Sie führen, ohne sich im geringsten rechtfertigen zu wollen, als ein betrübtes Hinderniß eine schmerzliche Erregbarkeit eines durch große und langjährige Leiden zerstörten Nervensystems an; endlich lassen Sie weislich liebevoll erkennen, was ich immer ahnete, daß Sie, immer noch auf mehr Stärke hoffend, das Zurückkommen und spätere Eingehen in meine Wünsche nicht haben aufgeben

wollen, aber doch auch nicht haben versprechen können. Durch das alles sei die tief-wehmüthige Stimmung entstanden, die sich Ihrer gänzlich bemächtigt habe. Liebe, gute Charlotte, ich habe alle diese Empfindungen seit mehreren Wochen in Ihnen erkannt, und ich darf sagen, ganz gewürdigt, meine tief empfundene, wahre Achtung ist dadurch noch erhöht. Es sind die natürlichen Regungen in einer edlen weiblichen Seele, sie sind Ihrer werth, und ich danke Ihnen aus innigem Herzen dafür, daß Sie mich werth halten, mir so ohne Rückhalt Ihr Inneres aufzuschließen. Hören Sie nun aber auf meine Bitte: ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen mehrmals gesagt habe, daß keine meiner Empfindungen für Sie verändert ist, alle Ihnen zugewendet sind in liebevoller Theilnahme, in Rath und That, so wie Sie beides wollen. Es wäre in der That recht traurig, wenn Sie das nicht endlich wieder in ein vertrauungsvolles Herz aufnehmen wollten. Ihre frühere, schöne, heitere Zufriedenheit muß endlich zurückkehren. Gern will ich Ihnen Beistand leisten, wie bisher, aber Sie müssen auch das Ihrige thun, vor allem sich nicht länger mit Wahnbildern quälen, denen Sie sich hingegeben haben, mit Ihrem sonst so gläubigen, frommen Herzen, das gewohnt ist, nicht nur seine Handlungen, sondern auch seine Empfindungen vor einem höhern, unsichtbaren Richter zu prüfen. Hören Sie, erwägen und befolgen Sie meine Bitte und meinen Rath, Sie machen mir dadurch eine große Freude. Leben Sie herzlich wohl und verzeihen Sie meine Kürze, ich bin im Begriff von hier abzureisen. Ihren nächsten Brief richten Sie nach Berlin. Ihr, Ihnen mit unwandelbarer Zuneigung angehörender H.

Nachschrift. Sie erwähnen im letzten Briefe einer Idee, die sehr ansprechend ist, und die Sie eine Hypothese nennen, wobei Sie gern und oft verweilen. Sie wissen, wie gern ich mich mit Ideen beschäftige, und wie mich die Ihrigen interessiren. Ich bitte Sie, setzen Sie mir Ihre Gedanken recht ausführlich auseinander, auf ein besonderes Blatt und recht bald. Es wird mir große Freude machen. Ich möchte, wie ich Ihnen schon oft sagte, alles genau kennen, was in Ihrer Seele aufsteigt und Sie bewegt, und Sie halten mich werth eines Vertrauens, das ich sehr dankbar erkenne und als eine hohe Gabe empfange.

Zweiundfunfzigster Brief.

Tegel, den 17. October 1825.

Ich bin seit Anfang October hierher zurückgekommen, und habe Ihren Brief vom 4. bald nach meiner Rückkunft bekommen, und danke Ihnen, liebe Charlotte, ganz besonders und aufs herzlichste für den ganzen Inhalt, der ganz meinen Erwartungen entsprochen hat. Ja, ich wußte und rechnete fest darauf, daß Sie mir die Freude machen würden, auf meine Bitten und Vorstellungen einzugehen, nun will ich auch nicht länger dabei verweilen, weil ich das am besten halte, sondern zu andern Gegenständen übergehen. Das aber muß ich noch sagen, daß ich mit Freude und inniger Theilnahme sehe, daß es auch besser mit Ihrer Gesundheit geht, und Sie einige Aenderungen in Ihrer Lebensdiät vornehmen. Auch ist es mir sehr lieb, daß Sie einmal einen Arzt befragt haben. Folgen Sie nun auch seinem Rath, wo es Ihnen nicht zu sehr zuwider ist. Die Krankheit des Gemüths, die ich Ihnen aber nicht zugebe, schwindet gewiß bald und von selbst. Eine so gesunde und klare Seele, wie die Ihrige ist, wird eingebildete Uebel durch ernste und angestrengte Selbstbehandlung leicht heilen, da ja Gott dem Menschen darum den freien Willen gegeben hat, um in sich aufzunehmen, und aus sich auszuscheiden, was die besonnene Vernunft dazu angemessen hält.

Gewiß haben Sie in den letzten September- und ersten Octobertagen auch die Schönheit des östlichen Sternenhim-

mels bemerkt? Drei Planeten und ein Stern erster Größe standen nahe beisammen, Mars und Jupiter im Löwen, die Venus später als Morgenstern nahe dem Sirius. Ich bemerke es nur, damit, im Fall Sie den herrlichen Anblick versäumt hätten, Sie noch nachholen können. Am schönsten war es zwischen drei und vier Uhr Morgens zu sehen. Ich bin mit meiner Frau fast alle Morgen aufgestanden und wir haben lange am Fenster verweilt, und haben uns jedesmal nur mit Mühe von dem schönen Anblick losreißen können. Ich habe von meiner Jugend an sehr viel auf die Sterne und das Beschauen des gestirnten Himmels gehalten. Meine Frau theilte, wie die meisten, so auch diese meine Neigung mit mir, und so habe ich mein ganzes Leben hindurch, zu Zeiten mehr, zu Zeiten weniger, in sternhellen Nächten zugebracht. Selten ist aber ein Jahr und eine Jahreszeit so günstig dazu gewesen, als dieser wunderbar schöne, helle und reine Herbst. Ich kann nicht sagen, daß an den Sternen mich so die Betrachtung ihrer Unendlichkeit und des unermeßlichen Raumes, den sie einnehmen, in Entzücken setzt, dies verwirrt vielmehr nur den Sinn, und in dieser Ansicht der Zahllosigkeit und der Unendlichkeit des Raumes liegt sogar sehr vieles, was gewiß nur auf menschlicher, nicht ewig zu dauern bestimmter Ansicht beruht. Noch weniger betrachte ich sie mit Hinsicht auf das Leben jenseits. Aber der bloße Gedanke, daß sie so außer und über allem Irdischen sind; das Gefühl, daß alles Irdische davor so verschwindet, daß der einzelne Mensch gegen diese in den Luftraum verstreuten Welten so unendlich unbedeutend ist, daß seine Schicksale, sein Genießen und Entbehren, worauf er einen so kleinlichen Werth setzt, wie nichts gegen diese Größe verschwinden; dann daß die Gestirne alle Menschen und alle Zeiten des Erdbodens verknüpfen, daß sie alles gesehen ha-

den vom Anbeginn an, und alles sehen werden, darin verliere ich mich immer in stillem Vergnügen beim Anblick des gestirnten Himmels. Gewiß ist es aber auch ein wahrhaft erhabenes Schauspiel, wenn in der Stille der Nacht, bei ganz reinem Himmel, die Gestirne, gleichsam wie ein Weltenchor, herauf- und herabsteigen, und gewissermaßen das Dasein in zwei Theile zerfällt. Der eine Theil, wie dem Irdischen angehörend, in völliger Stille der Nacht verstummt, und nur der andere heraufkommend in aller Erhabenheit, Pracht und Herrlichkeit. Dann wird der gestirnte Himmel, aus diesem Gesichtspunkte angesehen, gewiß auch von moralischem Einfluß. Wer, der sich gewöhnt hat, in dergleichen Empfindungen und Ideen zu leben, und oft darin zu verweilen, könnte sich leicht auf unmoralischen Wegen verirren. Wie entzückt nicht schon der einfache Glanz dieses wundervollen Schauspiels der Natur? Ich habe schon oft daran gedacht, daß Ihnen gerade, liebe Charlotte, ein kleines Studium der Astronomie besonders zusagen müsse; wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen gern einige Anleitung geben, und Ihnen Bücher nennen, die Ihnen behülflich sein können.

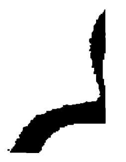
Sie fragen mich, ob ich allein, oder mit den Meinigen in Burgörner gewesen bin? Wir waren noch in diesem Sommer mit allen unsern Kindern und noch andern Verwandten in Burgörner, so daß im ziemlich großen Hause kein Zimmer zu viel war. Meine Tochter aus Schlesien kam aber erst später, und mein jüngster Sohn hatte uns früher verlassen. Ich aber bin nicht immer dort gewesen. Einmal bin ich meiner Tochter entgegen gereist, sie abzuholen, dann habe ich auf zwei andern Gütern meiner Frau

einige Tage allein zugebracht. Ich kann wohl sagen, daß ich beides, das Familienleben und die Einsamkeit genieße. Ich wünsche mich nie aus dem ersten in die letzte, aber bin ich allein, so füllt sich meine Zeit und mein Sein auch gehörig durch mich selbst aus. Indeß kann man nicht leicht einfacher, glücklicher und heiterer in seiner Familie leben, als ich, da alle mit mir zufrieden sind und ich mit allen. Es ist nie eine Uneinigkeit, nie eine Verstimmung und keine Störung, als die etwa Krankheit macht. Daher ist von diesem Leben auch wenig zu sagen, da es gar wenig reich an Begebenheiten ist. Von Krankheiten sind wir Gottlob! frei geblieben. Meine Frau, die zu Zeiten viel zu leiden hat, aber bei großer Geistesstärke und Willensklarheit wenig davon in ihre Aeußerungen übergehen läßt, ist seit einiger Zeit viel besser, und viel kräftiger in der That und im Aussehen gewesen. Hier haben mich meine Töchter mit ihren Männern her begleitet, aber mein ältester Sohn ist mit seiner Frau nach Schlesien zurück gegangen, wohin meine zweite Tochter auch bald zurückkehrt. So ist das Aeußere meines Lebens gewesen, und so ist es. Es ist nie meine Art gewesen in Briefen davon gern zu sprechen, und daher hatte ich auch vergessen Ihnen zu sagen, ob ich allein gereist sei oder nicht. Ich halte einmal nichts vom Erzählen, Ereignisse und Begebenheiten scheinen mir nur der Gefühle und Gedanken wegen, die sie hervorbringen, interessant. Auch im Gespräch erzähle ich nie, wo ich nicht muß, und trage nichts in meiner Familie, was mich und andere betrifft, herum, um es mitzutheilen. Es hat mir immer eine gewisse Ideenarmuth geschienen, wenn man schriftlich oder mündlich aufs Erzählen kommt, wiewohl ich's in Andern nicht tadle. Ich bin auch nie der Meinung gewesen, daß es zur Freundschaft gehört, sich mitzutheilen,

was einem Frohes oder Schmerzliches begegnet. Es mag dies wohl auch Freundschaft heißen und sogar sein, aber es giebt wenigstens Gottlob! eine höhere, auf Reinerm und Höherm beruhende Freundschaft, die dessen nicht bedarf und, weil sie mit etwas Edlerm beschäftigt ist, darauf nicht kommt.

Was ich Ihnen, liebe Charlotte, schon lange bestimmt hatte, werden Sie nächster Tage erhalten, nämlich eine Rolle Kupferstiche vom hiesigen Hause nebst einem Grundriß und Erklärung, so daß Sie dadurch eine anschauliche Idee von meiner hiesigen Existenz erhalten, da ich doch am meisten hier bin. Diese Kupferstiche gehören zu einem allgemein architektonischen Werke, und ich konnte sie mir bisher nicht einzeln verschaffen. Aber nun werde ich einen Weg dazu finden. Wenn Sie also eine Rolle mit Kupferstichen erhalten, so ist es von mir. Ich gehe noch einmal Ihren letzten Brief durch und verweile bei einer Stelle, die mir viel Vergnügen gemacht hat, und die ich mehr als einmal gelesen habe. An das zarte Verhältniß unserer dauerhaften Freundschaft knüpfen sich so manche schöne und, wenn man sie weiter verfolgt, höhere und selbst erhebende Ideen. Ich gehe zuerst davon aus, daß Sie mir diese Empfindungen von früher Jugend her gewidmet, und zart gesondert erhalten haben, bis ins Alter, ohne irgend eine Absicht, Wunsch oder Forderung daran zu knüpfen. Es giebt also schon hier, unter allem irdischen Wechsel, den Beweis von Dauer, Unvergänglichkeit, und man möchte sogar sagen Unendlichkeit; auf der andern Seite, von Festhalten des Unveränderlichen, von Würdigung des wahrhaft Werthvollen in würdiger Erfassung eines höhern Guts,

in Wegweisung kleinlicher, engherziger Beschränkung. Denn gerade diese Engherzigkeit, der man so oft begegnet, und worin sich der, der sie nährt, meist gefällt, beweist die sinnliche Unlauterkeit der Gefühle derer, die dergleichen Schranken bedürfen, um sich dahinter zu verstecken. Die wahre Liebe, die ihrer höhern Abstammung treu bleibt und gewiß ist, erwärmt gleich der Sonne, so weit ihre Strahlen reichen, und erhellt verklärend alles in ihrem lautern Glanz. Endlich erhebt eine solche Erscheinung die Seele in Hoffnung und Glauben. Begleiten uns schon hier in unserer Endlichkeit und Unvollkommenheit dauernde Treue und Liebe, besitzen wir schon hier unentreißbare Güter, die mit uns hinüber gehen, die wir nicht zurücklassen werden, wie sollte uns nicht die Hoffnung beseelen und erheben, daß wir im Ueberirdischen in höherer Klarheit wieder finden, was uns schon hier beseligen konnte, als freie Himmelsgabe. Zählen und rechnen Sie, theure Charlotte, aber auch fest auf die gleiche und unwandelbare Gesinnung, womit ich Ihnen angehöre. Ihr H.



Dreiundfunfzigster Brief.

Berlin, den 30. October 1825.

Ich schreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, um die Kupferstiche von Tegel nicht ohne Begleitung abgehen zu lassen. Die Bestimmung der einzelnen Zimmer steht zum Theil auf dem Plan. In dem als Bibliothek bezeichneten und den Kabineten nach dem Garten zu daneben wohne ich. Sonst sind im rez-de-chaussée nur Leutestuben. In dem Stockwerke eine Treppe hoch ist, wie es auch bezeichnet ist, über der Küche das Eßzimmer. Auf der entgegengesetzten Seite des Hauses, in dem runden Ausbau nach dem Hofe hin, schlafen wir. Die übrigen Räume dieses Stockes bewohnt meine Frau mit meiner unverheiratheten Tochter, und zugleich sind es die Gesellschaftszimmer. Der zweite Stock ist für meine Kinder, und sind mehr hier, als da Platz haben, so räumen wir ihnen Platz im ersten Stockwerk. Leben Sie herzlich wohl. Wie immer, Ihr H.

Vierundfunfzigster Brief.

Berlin, den 8. November 1825.

Sie werden, liebe Charlotte, die Kupferstiche von mir erhalten haben, und ich weiß zum voraus, daß sie Ihnen Freude machen werden. Sie sind so genau, daß sie ein sehr bestimmtes und deutliches Bild des Hauses geben müssen, wenn man sie durchgeht. Ich habe den Ort sehr gerne, bin aber doch im Grunde nicht viel da. In diesem Jahr verlebte ich kaum vier Monate dort. Im Winter habe ich mehrere Gründe, in der Stadt zu sein, obgleich meiner Frau und mir das Leben auf dem Lande auch dann sehr zusagen würde. Im Sommer nöthigen oder veranlassen mich wenigstens die Angelegenheiten der andern Güter, auch diese zu besuchen. So kommt man, bei aller anscheinenden Freiheit, doch nicht immer dazu, das zu thun, was einem das Liebste wäre. An Tegel hänge ich aus vielen Gründen, unter denen doch aber der hauptsächlichste die Bildsäulen sind, theils Antiken in Marmor, theils Gypse von Antiken, die in den Zimmern stehen, und die ich also immer um mich habe. Wenn man Sinn für die Schönheit einer Bildsäule hat, so gehört das zu den reinsten, edelsten und schönsten Genüssen, und man entbehrt die Gestalten sehr ungern, an denen sich das Vergnügen, wie unzählige Male man sie sieht, immer erneuert, ja steigert. So reizend auch Schönheit und Gesichtsausdruck an lebenden Menschen sind, so sind beide doch an einer vollende-

ten Statue, wie die antiken sind, so viel mehr, und so viel höher, daß es gar keine Vergleichung aushält. Man braucht, um das zu finden, gar keine besondern Kenntnisse zu besitzen, sondern nur einen natürlich richtigen Sinn für das Schöne zu haben, und sich diesem Gefühl zu überlassen. Die Schönheit, welche ein Kunstwerk besitzt, ist natürlich, weil es ein Kunstwerk ist, viel freier von Beschränkung, als die Natur, sie entfernt alle Begierde, alle auch auf noch so leise und entfernte Weise eigennützige oder sinnliche Regung. Man will sie nur ansehen, nur sich mehr und mehr in sie vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön von den Sternen sagt: „Die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts". Sie werden auf der Zeichnung des Hausflurs einige Statuen bemerken, unter andern einen weiblichen Körper ohne Kopf und Arme. Dieser steht nicht mehr da, sondern ist jetzt mit andern Statuen in meiner Stube. Ich besitze ihn schon lange, und hatte ihn auch in Rom immer bei mir. Es ist eine der vollendetsten antiken Figuren, die sich erhalten haben, und es giebt nicht leicht eine andere Bildsäule einen so reinen Begriff streng weiblicher Schönheit. Alle Figuren, die Sie in dem Flur gezeichnet sehen, stehen jetzt in den Stuben. Nur das runde Gefäß in der Mitte ist im Flur geblieben. Es wird Sie gewundert und Sie werden nicht errathen haben, was es ist. Es ist eine antike Brunneneinfassung von Marmor mit einem Basrelief rund herum, welches ein Bacchusfest vorstellt. Man sieht noch den Einschnitt, den nach und nach der Strick, an dem man die Eimer heraufzog, im Marmor gemacht hat. Der Himmel weiß, durch welche Umstände dies Stück in Rom in eine Klosterkirche gekommen war. Die Legende sagt, es

sei derselbe Brunnen, in dem der heilige Papst Calixtus den Märtyrertod gelitten habe. Man hielt sogar das Wasser für heilbringend. Indeß wollte der Papst den Marmor verkaufen, und so erhielt ich ihn. Es kostete anfangs Mühe, die Erlaubniß zu erhalten, ihn aus Rom auszuführen. Aber der Papst, der vorige, war mir sehr gewogen und gab mir die Erlaubniß. In dem Saal über meiner Stube, der die hauptsächlichsten Kunstwerke enthält, stehen drei sehr schöne Säulen, von äußerst seltenem Marmor, und ein Medusenhaupt von Porphyr, die mir der Papst geschenkt hat. Die zierlichste unserer Antiken, eine kleine bekleidete Nymphe, die eben Wasser zu schöpfen geht, steht in einer Nische im Salon, dicht am Antiken-Saal. Ich erzähle Ihnen, liebe Charlotte, diese Details, weil sie Ihnen ein Bild von dem Innern des Hauses geben werden. Gemälde sind gar nicht im Hause, wir haben die, welche wir besitzen, hier in Berlin.

Ich habe mich recht herzlich gefreut, in Ihrem letzten Briefe die ruhige, heitere, vertrauende Stimmung wieder zu finden, die Ihnen immer eigen war. Erhalten Sie sich nur ja in dieser Stimmung, und geben Sie keinen trüben Gedanken wieder Raum. Ich weiß wohl, daß das leichter gesagt, als gethan ist, und fühle allerdings, daß Ihre Lage Ihnen viel zu wünschen übrig läßt, aber außerdem, daß Sie eine schöne und seltene Genügsamkeit besitzen, haben Sie doch in Ihrer Lage selbst Eins, was Ihnen ein erhebendes Gefühl und eine große Genugthuung gewähren muß. Sie können sich nämlich sagen, daß Alles, was Ihre Lage auch wieder Gutes und Beruhigendes hat, Ihr Werk ist, daß Sie sich durch sich selbst ein unabhängiges Dasein geschaffen und wieder gesichert haben. Die Charakterseiten, die dazu im Innern gehörten, das Talent und die

Thätigkeit, die im Aeußern hinzukommen mußten, gewähren einen Lohn in sich, ganz abgesondert noch von dem, was dadurch hervorgebracht wird. Was mir nur immer leid thut, ist, daß eigentlich Ihr ganzes Wesen eine andere Art von Beschäftigtsein bedürfte. Man muß allerdings annehmen, daß auch äußere Lagen, die ganz heterogen erscheinen, wieder Charakterseiten ausbilden, die ohne dies vielleicht unentwickelt blieben, und darauf kommt es am Ende doch vor allem an. Ich lobe und billige sehr, daß Sie Einrichtungen getroffen, wodurch Ihnen, was Sie vor allem bedürfen, mehr Stille gesichert wird. Das Entbehren dessen, was unser innigstes Bedürfniß fordert, ist härter als äußere Entbehrungen, besonders für Sie.

Sie wollen meine Meinung über Walter Scott, und fragen mich, was Sie lesen sollen. Da weiß ich Ihnen aber schwer Rath zu geben. Ich lese schon an sich wenig Deutsch, und unter diesen meist solche wissenschaftliche Bücher, die doch nicht für Sie sein würden, ich bin also eigentlich darin ein schlechter Rathgeber. Sie bemerken, daß Sie, ob die Mode es wolle, Scott's Romanen keinen rechten Geschmack abgewinnen können, daß die Kerker-, Räuber- und Wirthshaus-Scenen und die schaudererregende Richtung seiner Phantasie sehr unangenehme Eindrücke auf Sie machen und hinterlassen; daß ein Paar seiner Bände Ihnen nicht Eine erhebende Idee geben, daß Sie seinen Romanen keine längere Dauer versprechen als den Lafontaine'schen. Wenn ich auch nicht ganz Ihrer Meinung sein kann, will ich Sie doch auch nicht widerlegen; ich begreife, daß sie den geschilderten Eindruck auf Sie machen, und Sie nicht alle lesen werden. Einige habe ich auf dem Lande den Abend bei meiner Frau vorlesen hören, und sie haben mir viel Vergnügen gemacht. Ich empfehle Ihnen vor allen

den Astrologen, den Kerker von Edinburg und Ivanhoe. Es ist eine schöne Lebendigkeit und eine sehr richtige Zeichnung und Durchführung der Charakter in diesen Romanen, und sie haben noch das Anziehende, daß sich mehrere derselben genau an wirklich geschichtliche Ereignisse anschließen, und eine in große Details eingehende Schilderung von Sitten und Gebräuchen verschiedener Zeitalter enthalten. Geschichtsbücher würde ich immer als Lectüre vorziehen, und ich denke mir oft, daß, wenn ich einmal das Schicksal haben sollte, wie es Personen, die ihre Augen viel gebraucht haben, häufig geht, ganz schwache Augen zu bekommen, oder ganz blind zu werden, wo das eigene Studiren nicht mehr geht, daß ich mir, sage ich, da würde lauter Geschichtsbücher vorlesen lassen. In der Geschichte interessirt nun einen mehr das Entferntere, den andern mehr das Nahe. Wenn Ihnen das letzte das liebste wäre, so sind seit einigen Jahren eine Menge interessanter Memoiren in Frankreich erschienen. Ich habe äußerst wenige davon gelesen, aber doch viel davon gehört, und anziehend sind diese Schriften gewiß. — Ich sehe nun mit Vergnügen dem neuen Heft Ihrer Lebenserzählung entgegen und es macht mir lebhafte Freude, daß Sie diese Arbeit fortsetzen wollen. Ich wiederhole Ihnen von ganzem Herzen, liebe Charlotte, die Versicherung meiner herzlichen und immer gleichen Gesinnungen. Ihr H.

Fünfundfunfzigster Brief.

Berlin, den 1. December 1825.

In der Zwischenzeit, wo ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht schrieb, habe ich Ihr letztes Heft nebst Ihrem Brief empfangen und gelesen, und danke Ihnen für beides, besonders Ihre Lebenserzählung, auf das herzlichste. Es hat mir dasselbe Vergnügen gewährt als die vorhergehenden, und recht eigentlich das Vergnügen dieser in mir erneuert. Es ist gerade die interessanteste Epoche des weiblichen Alters, welche Sie in diesem Hefte schildern, und darum ist das Interesse, das es erregt, noch lebhafter, wenn es auch eigentlich noch leer an dem ist, was man Begebenheiten zu nennen pflegt. Das Heranwachsen eines menschlichen Wesens, die innere, sich immer mehr und deutlicher entfaltende Eigenthümlichkeit, ihr Durchlaufen verschiedener Stufen, die alle an einander gereihet sind und eine zur andern führen, dies Alles ist selbst eine Begebenheit, und gerade für den, der es richtig aufzufassen und zu würdigen versteht, eine größere und interessantere, als irgend ein Wechsel äußerer Umstände, den man gewöhnlich mit diesem Namen zu belegen pflegt, und der dann doch am Ende nur als ein äußerer Anstoß wirkt. Diese innere Begebenheit nun, denn so kann man es nennen, ist auch in diesem Heft einfach und natürlich dargestellt, und so, daß man zugleich sieht, daß sie mit Freiheit und Scharfblick aufgefaßt ist. Dabei sieht man Sie sich doch immer auch in Ihren damaligen

Umgebungen bewegen, lernt die Personen kennen, die mit Ihnen in Verbindung standen, und hat also ein anschauliches Bild interessanter menschlicher Eigenthümlichkeiten in einer nun schon lange vergangenen Zeit. Wenn dieses Bild schon von ganz fremden und unbekannten Menschen Interesse erwecken würde, so gesellt sich zwischen Ihnen und mir freundschaftlicher Antheil dazu, und so werden Sie mir, wie ich Ihnen oft sagte, durch die Fortsetzung dieser Hefte recht großes Vergnügen machen, für das ich Ihnen recht lebhaften und aufrichtigen Dank fühle. Die Schilderung Ihrer damaligen Freundin Henriette L. ist Ihnen sehr gelungen, und alles, was sich um sie, ihr geheimes Verhältniß und ihr sichtbares Leben dreht, erhöht um so mehr das Interesse dieses Heftes, als Sie damals einen so innigen Antheil an ihr nahmen, und daher sie auch nicht ohne großen Einfluß auf Sie blieb. Es ist aber sehr hübsch, daß dies nicht sowohl ein Einfluß der Art, wie die Freundin selbst von Natur sein mochte und sich im Leben gestaltet hatte, sondern bei weitem mehr ein Einfluß Ihrer eigenen Empfindungen für die Freundin auf Sie selbst ist. Jene war dazu nur die Veranlassung. Sie haben sehr recht sich zu wundern, daß bei so großer Verschiedenheit eine solche Zuneigung und Vertraulichkeit unter Ihnen Beiden herrschen konnte. Allein es ist auch sichtbar, daß das, was Sie an die Freundin band, und ihre Gegenwart Ihnen zu einem so hohen Genuß steigerte, einestheils der romantische Eindruck der geheimnißvollen Leidenschaft derselben, und Ihr Bestreben, diese zu schützen, anderntheils das Bild war, was die äußere Erscheinung der Freundin, die Sie aber mit Augen des Geistes und des Gefühls aufnahmen, auf Sie machte. Beides war gleich rein und edel in Ihnen empfunden. Ich glaube aber mit Ihnen, daß das letzte wirk-

lich wahres Gefühl, weibliche Liebe in Ihnen war. Die Sehnsucht nach dieser Empfindung steigt in der Jugend in beiden Geschlechtern, in dem einen so, im andern anders dunkel und unverstanden auf, und wenn das Schicksal es nicht so fügt, daß sie gerade den Gegenstand trifft, der ihr angemessen ist, so geht sie in andere verwandte Gefühle über und leihet aber dann diesen mehr ihre Farbe, als daß sie die ihrige annimmt. Nun kam aber allerdings bei Ihnen dazu, daß Sie das größte Lebensglück in Freundschaft und in dem Besitz einer Freundin ahndeten und ersehnten, daß dies aufs höchste gesteigert war durch das frühe Lesen der übrigens ganz von Ihnen unverstandenen Clarisse, so trugen Sie ein solches Ideal in der Seele, und ihre Freundin Henriette war die Form, worin Sie es übertrugen. Eigentliche Freundschaft konnte unter Ihnen Beiden nicht leicht stattfinden. Sie erfordert wirkliche Uebereinstimmungen in den Hauptcharakterseiten, und wenn, wie es doch nach Ihrer eigenen Erzählung unter Ihnen war, große Verschiedenheiten der Art die Dinge anzusehn und zu empfinden vorhanden sind, bleibt es immer ein vergebliches Bemühen, in sehr große Nähe zu treten oder sich darin zu erhalten. Schwerlich gelingt dies wenigstens unter Personen von gleichem Alter, wie Sie waren, es müßte denn die eine das innere Bedürfniß fühlen, sich der andern, als der höhern, ganz unterzuordnen. Die Liebe aber empfängt nicht sowohl den Eindruck von dem Gegenstande, als sie den letztern vielmehr selbst in den Glanz kleidet, der ihr angemessen ist. Was Sie in den Zügen der Freundin, ihrem Wesen sahen, lag wohl in den ersten Anlagen in ihr, wurde aber von Ihnen anders, als es in der Wirklichkeit geworden war, aufgefaßt und in einen Zauber gehüllt, der eigentlich nur Ihrer Empfindung angehörte. Die Eigen-

thümlichkeit, geliebte Personen gern schlafen zu sehen, hat etwas überaus Ansprechendes. Aber der Schlaf ist auch charakteristisch. Wie reizend in holder Unschuld sind Kinder, wie engelgleich in ihrer blühenden Farbe! Wie bange und quälend ist der Schlaf und der Ausdruck des Gesichts eines nicht schuldlosen Gewissens.

Leben Sie herzlich wohl, mit dem liebevollsten Antheil

Ihr H.

Sechsundfunfzigster Brief.

Berlin, den 25. December 1825.

Ich habe seit Abgang meines letzten Briefes zwei von Ihnen empfangen, liebe Charlotte, einen vom 6., den andern vom 20. d. M., und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es hat mich sehr gefreut, daß die Kupferstiche von Tegel Ihnen Freude gemacht haben, ich hatte das gewünscht und erwartet, aber nicht, daß Ihnen das Haus ein so stattliches Schloß scheint. Das alte Gebäude, aber kleiner als das jetzige, wie Sie sehen, war ein Jagdschloß des großen Kurfürsten, das nachher an meine Familie kam. Wegen dieses Besitzes, seiner Kleinheit, und da es noch ein mir nicht gehörendes Dorf Tegel giebt, heißt es in der Gegend das Schlößchen Tegel. Jetzt fangen die Leute an, es Schloß zu nennen. Ich habe das nicht gern. In Schlesien habe ich ein mehr als noch einmal so großes altes Schloß mit Thurm und Gräben, ich nenne es aber das Wohnhaus. Das Tegelsche Haus aber ist bequem und eigenthümlich. Das dankt es dem Baumeister, dem ich freie Hand gelassen. Mein größtes Verdienst bei dem Hause ist, daß ich nicht meine eigenen Ideen in den Bau gemischt habe.

Wir sind nun wieder am Schlusse eines Jahres. Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, den 3. Januar, wo wir dann ein neues begonnen haben. Das jetzige ist mir heiter und glücklich, aber ungeheuer schnell verflossen, so daß es mir ist, als hätte ich lange nicht so viel darin gethan, als ich

mir vorgesetzt hatte, und als auch eigentlich wohl ausführbar gewesen wäre. Daß ich die herzlichsten Wünsche für Sie, auch besonders beim Wechsel des Jahres hege, das wissen Sie, gute, liebe Charlotte. Möge vor allem Ihre, doch oft leidende, Gesundheit sich stärken und Ihre innere heitere Ruhe sich erhalten. Auf die Unveränderlichkeit meiner Theilnahme für Sie, und aller Gesinnungen, auf die Sie so gütig Werth legen, können Sie mit Zuversicht immer rechnen. Ich möchte Ihnen immer nach allen meinen Kräften, wo sich Gelegenheit zeigt, mit Rath und That nützlich sein, und es würde mich ungemein freuen, wollten Sie sich mit mehr Vertrauen noch als Sie thun, im Innerlichen und Aeußerlichen an mich wenden. Sie werden mich in allem immer gleich finden.

Ich klagte erst über das schnelle Verfliegen der Zeit, und wie ich es sagte, so ist es in Absicht der Arbeiten, die mich beschäftigen, auch wahr. Sonst aber kann ich nicht sagen, daß mich diese Schnelligkeit beunruhigt, oder mir lästig ist. Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich, durch eine sonderbare innere Stimmung, vielleicht von meiner Jugend an, nicht blos als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weit aussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber sehr thöricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdaure. Meine Gedanken, meine Empfindungen, sind doch eigentlich der Kreis, in dem ich lebe und durch den ich genieße, von außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindun-

gen sind zu sehr mein, als daß ich sie nicht mit mir hinübernehmen sollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsicht in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichthum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternhimmels bringt mir das mit einer innern Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zu Theil geworden ist, vor das Gefühl, und so erscheint mir das Ende des Lebens, so lange es von Krankheit und Schmerz frei ist, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der schönste und heiterste Theil.

Für diese Jahreszeit fürchte ich immer die zu große Anstrengung für Sie doppelt, bei den wenigen Tagesstunden. Schonen Sie, liebe Charlotte, Ihre Augen, arbeiten Sie nicht zu tief in die Nacht, schonen Sie sich überhaupt, und denken Sie daran, daß mich der Gedanke beunruhigt, daß gerade Sie, mit Fähigkeit und Bedürfniß im Höhern zu leben, sich für das Leben so abmühen. Sie klagen nicht darüber, und wenn Sie es thäten, würde es mich vielleicht weniger rühren. — Auch wünsche ich, Sie könnten bald mit freierer Muße an Ihre Lebenserzählung denken, die mir so viel Freude macht. Es schien Ihnen, als Sie diese Hefte anfingen, als würden Sie nie endigen. Nun haben Sie doch aber schon Ihre ganze Kindheit geschildert, und so, wenn Sie mit Liebe zu der Arbeit fortfahren, wird sich auch nach und nach das Uebrige daran reihen. — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sagen mir, daß Sie über manche Ihnen sehr wichtige

Wahrheiten und Meinungen die meinige und meine Ansichten haben möchten. Ich bin dazu mit Freuden immer bereit. Sagen Sie mir immer ohne Umstände, was in Ihrer Seele aufsteigt. — — — — — — — — — — — —

Denken Sie beim Schluß des Jahres meiner, und seien Sie versichert, daß ich mit der aufrichtigsten Theilnahme und Zuneigung Ihrer gedenke. Der Ihrige. H.

Siebenundfunfzigster Brief.

Berlin, den 14. Februar 1826.

Ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Charlotte, für Ihren langen und ausführlichen Brief vom 25. und 29. Januar. Er hat mir eine ganz besondere Freude gemacht, und mein Dank ist daher wirklich ein recht lebhaft empfundener. Ihre Blätter sprechen nicht allein wieder in gleicher Wärme die liebevollen Gesinnungen aus, auf die ich einen so großen Werth lege, sondern sie sind auch in der ruhigen Stimmung und Heiterkeit geschrieben, die ich besonders gern habe. Es ist dies auch nicht blos eine Eigenheit meiner Gesinnung oder meiner Jahre, diese heitere Ruhe allem andern vorzuziehen, sondern es ist doch wirklich wahr, daß, wo sie gestört ist, die Harmonie des Lebens nicht mehr rein und voll erklingt. Ich meine nämlich die innere Harmonie, die die nothwendige Bedingung des glücklichen Lebens, ja die wahre Grundlage desselben ist. Wo diese Störung durch Kummer, durch Unruhe, durch irgend ein inneres Leiden, welcher Art es sein möge, entsteht, begreift sich das von selbst. Aber ich möchte sagen, auch wo diese Ruhe durch Kummer und betrübende Ursache, durch Sehnsucht, durch Stärke eines Gefühls in Schwanken geräth, ist der Seelenzustand, wenn er auch augenblicklich süß sein mag, doch nicht so schön, so erhebend, so der innersten und höhern Bestimmung, nach und nach, und so viel es dem Menschen hier gegeben ist, sich in die Ruhe

und Unveränderlichkeit des Himmels einzuwiegen, angemessen. Alles Heftigere und Leidenschaftliche trägt mehr Irdisches an sich. Doch bin ich weit entfernt, darum selbst wahre Leidenschaft, wenn sie wirklich aus der Tiefe des Gemüths stammt und auf einen guten Zweck gerichtet ist, gewissermaßen zu verurtheilen. Was ich ausspreche, mag auch mehr eine Abendansicht des Lebens sein, und überhaupt war ich nie leidenschaftlich, und habe früh die Maxime gehabt, was davon die Natur in mich gelegt hatte, durch die Herrschaft des Willens zu besiegen, was mir auch, wenn auch mit Anstrengung, nicht mißlungen ist. Wie dem aber sei, so halte ich die Ruhe und die sie hervorbringende und aus ihr fließende Stimmung immer für wohlthätiger und beglückender als eine bewegtere, welcher Art sie sei, und da ich den innigsten Antheil an Ihnen und Ihrem Glück nehme, so reicht mir das hin, am liebsten diese Stimmung in Ihren Briefen ausgedrückt zu finden. — Sie erwähnen in Ihrem letzten Schreiben nicht, liebe Charlotte, ob Sie darauf denken, weiter an Ihrer Lebensbeschreibung zu arbeiten. Ich hoffe es indeß. Jedoch wissen Sie einmal für allemal, wie ich darüber denke. Ich wünsche, daß Sie dieselbe fortsetzen und zu Ende führen, ich lese sie immer mit großem Interesse und lebhaftem Vergnügen, allein ich will Ihnen auch nicht lästig damit werden, wenn Sie überhaupt nicht, oder zu einer bestimmten Zeit nicht Freude hätten, sich damit zu beschäftigen. Daß ich, wie Sie sagen, den Briefwechsel mit Ihnen angefangen hätte, um Sie genauer kennen zu lernen, kann ich nicht sagen. Ich bin aber immer gern in die Vergangenheit zurück gegangen, und in der Erinnerung an Sie und meine Bekanntschaft mit Ihnen, und in meinem frühern Briefwechsel lag Grund des Wiederanknüpfens genug,

um keines andern zu bedürfen. Allein das ist gewiß, daß durch Fortdauer desselben Stärke der Theilnahme und der Freude am wieder aufgenommenen Briefwechsel sehr bestätigt und erhöht werden mußte durch die Offenheit, mit der Sie mir gestatteten, in Ihr Inneres und in die Schicksale Ihres Lebens zu sehen. Ich bin Ihnen immer auf das Aufrichtigste und Lebhafteste für die Art dankbar gewesen, mit der Sie es thaten, und gewiß können Sie, wie Sie danach erscheinen müssen, nur unendlich gewinnen. Von Ihnen, und von jedem, der sich der Reinheit seiner Gesinnungen und Gefühle bewußt ist, versteht sich das von selbst. Aber ich möchte auch allgemein behaupten, daß, wenn man das Gewebe von Empfindungen, Gedanken und Gesinnungen eines Menschen ganz kennte, sich viele Unebenheiten ausgleichen würden, und immer sehr vieles, was man, einzeln und abgesondert betrachtet, verurtheilt, oder doch mit Strenge mißbilligt, leicht tragen und selbst entschuldigen würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe, daß Sie die Cadet de Vaux'sche Heilmethode gebraucht, setzen aber hinzu, daß Sie solche nicht ganz durchgeführt haben. Das glaube ich wohl, denn die Kur ist, wie man versichert und wie man es sich auch von selbst denken kann, entsetzlich angreifend, so daß es wohl nicht viel Leute giebt, die sie ganz ausgebraucht haben. Sie meinen doch die Kur, die darin besteht, daß man so lange, bis das Uebel vergeht, heißes Wasser, so heiß, als man es ertragen kann, trinkt, und zwar in sehr kurzen Zwischenräumen. Ich bitte Sie, schreiben Sie mir genau, wie Sie es gebraucht, wie viel, in welcher Zeit und Zwischenräumen Sie getrunken, und wie Sie sich während des Trinkens befunden haben. Daß es Ihnen eine Zeit lang geholfen, nachher aber wieder das Uebel sich erneuert hat, sehe ich leider aus Ihrem Briefe. Ich

bin überzeugt, daß diese Kurart ungemein wirksam ist, und habe auch hier mehrere Beispiele erzählen hören, wo sie hartnäckige Uebel ganz geheilt hat. Allein es läßt sich darum doch nicht sagen, daß sie unbedingt jedem helfen wird.

Sie bemerken, daß es mit dem Berufen doch nicht ohne allen Grund ist. Obwohl ich indeß diesen Aberglauben nicht habe, ist er sehr alt und wohl unter den meisten Völkern verbreitet. Mich können Sie immer glücklich nennen, ohne daß ich daraus eine üble Ahndung ziehe. Ich erwähnte nur, daß mir der mir wohlbekannte Aberglaube dabei eingefallen wäre. Diesem Aberglauben liegt indeß doch wohl eine tiefere Idee zum Grunde. Das Preisen des Glücks, freilich noch mehr, wenn es der Beglückte selbst thut, ist wohl überall als ein Ueberheben über den unsteten Gang der menschlichen Dinge, oder als etwas Anmaßendes, der Demuth und Scheu Entgegenlaufendes, angesehen worden. Daran hat sich der Begriff geknüpft, daß diesem Ueberheben die Strafe nachfolgt, an die sich die häufige Erfahrung eines solchen Wechsels der Dinge gesellt hat. In furchtsamen, oder von solcher Scheu sich zu überheben durchdrungenen Gemüthern hat das also ein Streben hervorgebracht, sein Glück lieber zu verbergen, wenigstens nicht laut werden zu lassen, das Schicksal nicht daran zu erinnern, daß es wohl Zeit sei, nun auch einen Wechsel eintreten zu lassen. In Beziehung auf Andere hat sich der Begriff des Neides, der Schadenfreude hineingemischt, man hat befürchtet, es sei dies Anpreisen wohl nicht redlich gemeint, habe wohl gar die heimliche Absicht, eine Umwandlung herbei zu führen. Dadurch ist das Anpreisen auch als ein Zaubermittel angesehen worden, und daher muß man wohl das allerdings alberne Verwahrungsmittel des „Unberufen“ herleiten. Vor geläuterten, auch religiösen Ideen fällt das

alles über den Haufen. Wer sein oder Anderer Glück aus reiner Freude daran, mit Dankbarkeit gegen den Ursprung desselben rühmt, ist gewiß Gott wohlgefällig und setzt sich dadurch, wenn dies nicht sonst in unerforschlichen Planen liegt, keiner Umwandlung als Strafe aus. Vielmehr ist es eine schöne Empfindung, fremdes Glück ohne Neid zu preisen, und sich des eigenen als einer unverdienten Gabe zu freuen.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie heute einen Brief an mich werden abgehen lassen; da ich diesen aber erst in drei Tagen erhalten kann, so denke ich mir, daß es Ihnen lieber ist, daß ich den gegenwärtigen nicht, bis dieser ankommt, aufhalte. Es wird mir angenehm sein, wenn Sie mir etwas von Ihrem Geschäft sagen. Sie wissen, wie ich an allem Theil nehme, was Sie betrifft, also auch daran aufrichtig und herzlich, und wünsche ich, daß es recht im Detail sei. Ich bitte Sie mir zunächst den 28. Februar zu schreiben. Nun leben Sie wohl, liebe Charlotte. Mit den Gesinnungen unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Achtundfunfzigster Brief.

Berlin, den 3. März 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihre beiden Briefe vom 13. und 26. v. M. zur Beantwortung vor mir liegen. Sie können sich kaum vorstellen, wie viel Freude mir der ruhige und vertrauungsvolle Ton macht, der in beiden herrscht, und der ein treuer Abdruck Ihrer Gesinnung und Seelenstimmung ist. Es hat mich auch sehr gefreut zu sehen, daß es doch mit Ihrer Gesundheit leidlich zu gehen scheint. Es ist sehr viel, daß Ihnen die Cadet de Vaux'sche Kur zum zweitenmal nicht nur möglich, sondern ausführbar geworden ist. Ich weiß Personen, denen das warme Wasser so viel Erbrechen verursacht hat, daß sie das Trinken haben aufgeben müssen. Andern hat es das Blut so zum Kopf getrieben, daß beinahe ein Schlagfluß zu fürchten gewesen ist. Doch kenne ich auch hier Beispiele von Männern und Frauen, die ohne zu große Beschwerde das Trinken haben, wie Sie, durchsetzen können, und die dann ganz geheilt worden sind. Ich habe übrigens keinen besondern Grund, nach dem Gebrauch, den Sie von dieser Kur gemacht haben, zu fragen. Ich bat Sie nur, mir darüber zu schreiben, weil mich alles interessirt, was Sie und Ihre Gesundheit betrifft, und weil auch diese Heilmethode meine Aufmerksamkeit auf sich zog, da sie so vielseitig besprochen worden ist, und ich gleich eifrige Anhänger und Widersacher derselben gefunden habe. Es genügt mir daher auch dasjenige voll-

ständig, was in Ihrem Briefe darüber enthalten ist, und ich danke Ihnen sehr für die Mittheilung. Bei Ihnen wirkt nun aber die einfache und regelmäßige Lebensart, die Sie führen, gewiß sehr zur leichtern Besiegung aller Krankheiten mit, und damit verbinden Sie eine Ausdauer, die man gewiß selten findet. Es ist unglaublich, wie viel es thut, wenn der ganze Körper in einer steten und immer ununterbrochen fortgesetzten Ordnung bleibt und von dem Wechsel der Eindrücke frei ist, der doch immer die körperlichen Funktionen mehr oder weniger stört. Durchgängige Mäßigkeit ist gewiß doch am Ende dasjenige, was den Körper am längsten erhält und am sichersten vor Krankheiten bewahrt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, tritt nur ein Uebermaß ein, wovor ich Sie so gern sicher wüßte, das nämlich der Arbeit. Ich habe mit lebhafter Freude gesehen, daß Sie darauf bedacht sind, sich mehr Hülfe und eigene Ruhe zu verschaffen. Sie haben aber sehr recht und ich habe deutlich erkannt, daß auch der Theil der Arbeit, den Sie sich vorbehalten haben, noch über einzelne Kräfte ist. Wenn Sie durch dieselbe, wie Sie mir sagen, stets genöthigt sind, bis tief in die Nacht bis 1—2 Uhr zu arbeiten, und doch um 6 Uhr Morgens wieder auf zu sein, so ist das gewiß eine zu große Anstrengung. Ich bleibe zwar auch immer, bis auf wenige Ausnahmen, bis 1 Uhr Nachts auf, und jetzt, wo ich Ihnen schreibe, ist es nahe an Mitternacht. Aber ich bin es aus langer Zeit gewohnt, stehe auch Morgens vor 8 Uhr nicht auf, und suche vor dem Schlafengehen in den letzten Stunden nur leichte, nicht anstrengende Beschäftigungen. Gewöhnlich schreibe ich nur Briefe und besorge meine Geschäfte. Eigentliche wissenschaftliche, oder sonst anstrengende Arbeit behalte ich mir immer für den Tag, meistentheils für den Morgen vor. Die ganze Schilderung,

die Sie mir von Ihrer schönen, und unter den Verhältnissen, die eine entschiedene Wahl verlangten, wohl gewählten Arbeit und dem Ertrag derselben machen, hat mich mit dem größten Interesse erfüllt. Es ist wirklich bewundernswürdig zu sehen, daß, wie Sie es auf dem kleinen Blättchen mir zur Uebersicht zusammengestellt haben, vom Jahre 1820 bis 25, also in 6 Jahren, Ihre Einnahme verdreifacht ist. Es macht nicht nur Ihrer Ausdauer und Thätigkeit, sondern auch Ihrem Talent und Geschmack die größte Ehre. Das, was Sie aber jetzt erstreben müssen, ist, daß Sie selbst nicht mehr mit zu arbeiten brauchen, sondern sich auf die Anordnung und Aufsicht beschränken können, sonst laufen Sie doch Gefahr, an Gesundheit und Erwerb zugleich zu leiden. Ich bitte Sie recht sehr, diesen Punkt zum Hauptgegenstand Ihres aufmerksamen Nachdenkens zu machen.

Es ist sehr lieb und gut von Ihnen, daß Sie meine Briefe des letzten Jahres wieder der Reihe nach durchgelesen haben. Es thut mir aber leid, daß Sie bei denen verweilt haben, die Ihnen mißfällig waren. Das war ohne Nutzen. Es war ein reines Mißverstehen, das wir Beide können ganz ruhen lassen. Wichtiger und nach Ihren Gesinnungen für mich beruhigend muß es Ihnen sein, daß sich in mir gegen Sie nichts von dem, was vorher war, geändert hat, daß sich nichts ändern wird, daß Sie meiner lebhaftesten Theilnahme und Anhänglichkeit immer gewiß sind. Ohne Ihnen dies als einen Vorwurf zu sagen, ist es doch gewiß, und ich sehe es aus Ihren Briefen durchscheinen, daß Sie sich noch immer manchmal Sorge und Kummer deshalb ohne Ursache machen, das thut mir leid, ob ich die Gesinnung zu ehren weiß, da es die stille Heiterkeit hindert, die Sie doch jetzt haben könnten. Auf mich,

meinen Antheil, meine Bereitwilligkeit Ihnen zu helfen, können Sie rechnen und sicher rechnen, da in meinem Alter unmöglich mehr etwas Leidenschaftliches, was immer unsicher ist, liegen kann, und in meinem Charakter nichts Launenhaftes liegt, noch je gelegen hat. Wie ich gegen Sie bin, so bleibe ich. Auch sehe ich mit Rührung, daß Ihr Kummer noch immer zuweilen der ist, mir vielleicht in Ihren Aeußerungen mißfällig gewesen zu sein. Nichts davon liegt in meiner Ihnen in der innigsten Theilnahme zugewendeten Seele. Wollen Sie mir aber einen Beweis geben, daß Sie mir gern einen Gefallen erzeigen, so lassen Sie diese Sache ruhen und erwähnen derselben nicht wieder. Sie können mir auch offen alles sagen, ich nehme am Kleinsten wie am Größten Theil, und werde Ihnen immer mit Ruhe, Vernunft und herzlicher Theilnahme in allen Dingen rathen, sie mit Ihnen prüfen und Ihre innere Zufriedenheit, wie Ihr äußeres Wohlsein nach meinen Kräften befördern. In unserm Briefwechsel thue ich es mit Fleiß, daß ich Ihre Gedanken aufnehme, die meinigen entwickele und ausspreche, ob beide übereinstimmen oder nicht. Es ist das der Hauptvorzug eines Briefwechsels, der keinen äußern Gegenstand betrifft, sondern nur Mittheilung von Gedanken und innern Stimmungen enthält. Aber ich habe darum gar nicht die Anmaßung, daß ich gerade immer Recht habe, und selbst wo ich es glaube, fordere ich nicht, daß Sie es finden sollen; vielmehr ist mir jeder Widerspruch immer erwünscht. So, liebe Charlotte, sehen Sie mein Verhältniß zu Ihnen an, und gewinnen und bewahren Sie ungestörtes Vertrauen, Zufriedenheit und Heiterkeit, verbunden mit der Ruhe, die jedem Alter, vorzüglich aber, wie ich an mir selbst fühle, dem höhern so wohlthätig ist.

Ich muß in Geschäften auf einige Wochen, ich weiß nicht wie lange, nach Schlesien reisen. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu schreiben, unter der gewöhnlichen Adresse nach Ottmachau bei Neiße in Ober-Schlesien. Abzugeben an Hrn. A. M. Leben Sie herzlich wohl. Mit den liebevollsten Gesinnungen der Ihrige. H.

Neunundfunfzigster Brief.

Ottmachau, den 10. April 1826.

Ich bin heute hier angekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vorgefunden, der hier gewiß schon lange gelegen hat. Denn obgleich ich den 29. März aus Berlin abgereist bin, so habe ich mich, ehe ich hierher kam, an mehrern Orten aufgehalten. Zuletzt war ich acht Tage lang bei einer Verwandtin, die noch eine Gespielin meiner Kindheit ist, und als Wittwe mit ihren zwei Söhnen, davon einer verheirathet ist, ein großes Schloß im Gebirge bewohnt. Es ist ein angenehmer Ort, durch die Natur und die Bewohner, und ich bin sehr angenehm dort gewesen. Das Wetter war allerdings, wie auch Sie von Ihrer Gegend sagen, rauh und naß, aber die letzten drei Tage auch so schön, daß heute eine ordentliche Sommerwärme war. Ich fuhr schon um 5 Uhr aus, und als ich aus dem tiefen Thal, wo das Schloß meiner Verwandtin liegt, langsam hinauf fuhr, sah man die Strahlen der Sonne immer heller, bis sie endlich ganz da stand, und die sehr schöne Gegend so überglänzte, daß man die Ränder der fernsten Bergspitzen sah. Allein heute Abend ist alles bewölkt; eine so große Wärme kann sich in dieser Jahreszeit nicht halten. Ich bin diesen ganzen letzten Winter nicht oft, ja vielmehr höchst selten, kaum ein Paar Tage auf dem Lande gewesen, und so ist es mir ganz neu, jetzt auf einmal ganz allein in tiefer Einsamkeit zu sein. Denn ich habe niemand von meiner Familie mitgenommen, und wohne mit einem Be-

dienten, der aber weit von mir ist, ganz allein im Hause. Es ist eine Grabesruhe. Mir mißfällt die indeß niemals, vielmehr sagt sie meinen innersten Neigungen und Empfindungen zu, und ich bleibe dann noch lieber bis spät in die Nacht auf, gleichsam als wollte ich die Einsamkeit des Orts noch durch die Einsamkeit der Nacht vermehren.

Den jungen Rosen kenne ich recht gut und liebe ihn sehr, er ist liebenswürdig, fleißig und talentvoll zugleich, und wirklich schon jetzt ein gelehrter junger Mensch. Er wird einmal sehr viel leisten. Es würde mir recht angenehm gewesen sein, wenn er Ihren Neffen zu mir gebracht hätte. Ich habe es immer zum Grundsatz gehabt, daß man in jedem Alter und jeder Lage sehr zugänglich sein muß, und ich weise auch Unbekannte nie zurück. Man hat gegenseitig Vortheile davon, ein lebender Mensch ist immer ein Punkt, an den sich wieder anderes anschließt, und wo man nicht berechnen kann, wo und wie es sich wieder zu etwas Erfreulichem gestaltet. Leute aber, die sich mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, haben immer, auch wenn sie im Anfange ihrer Laufbahn sind, ein höheres Interesse als andere, und man geht mit ihnen leicht auch in Dinge ein, die einem nach seiner eigenen Lebensweise und Bildung fremd sind. Denn am Ende hängt doch, wäre es auch nur in den höchsten und allgemeinsten Punkten, alles, was mit Ideen ausgemessen werden kann, zusammen, und die Berührung mit Personen verschiedenartiger Ausbildung, wenn diese nur irgend einen bedeutendern Grad erreicht hat, wirkt vorzugsweise belebend auf den Geist und verhindert die Einseitigkeit, der man sonst selten, und selbst dann nicht entgeht, wenn man auch im Leben sich mit Menschen aller Stände gemischt hat und reich an wechselnden Erfahrungen gewesen ist.

Sie haben Unrecht, liebe Charlotte, wenn Sie sagen, daß ich jetzt gegen Sie einen zu höflichen, gleichsam alles billigenden Ton annehme. Meinem Gefühle nach ist das nicht der Fall, und daß ich nicht jede Ihrer Meinungen theile, oder in alle Ihre Ideen eingehe, hat Ihnen noch mein letzter Brief bewiesen, wo ich ganz verschiedener Meinung mit Ihnen war. Dies zeigt Ihnen deutlich, daß ich Ihre Ansichten und Ideen prüfe. Oefterer freilich kommt es vor, daß ich wirklich auch selbst, und gänzlich nach eigener Prüfung, mit Ihren Meinungen übereinstimme, und dann sage ich es allerdings gern und erwähne der Uebereinstimmung besonders, weil ich mir nicht nur denke, sondern es auch weiß, daß sie Ihnen Freude macht. So ist es in dem, was den Gehalt Ihrer Meinungen, Empfindungen und Wünsche betrifft. Die Form ist wenigstens gewiß von allem Zwange der Höflichkeit frei, von aller Absichtlichkeit, aber der Wunsch kleidet sich in Bitte, und der Widerspruch, wo er eintritt, schleift wenigstens das ab, was er Schroffes und Eckiges haben könnte. Das alles ist natürlich in einem Verhältniß, dessen Grundlage Gleichheit der Persönlichkeit ist. Der wahre, aufrichtige und herzliche Antheil, den ich, liebste Charlotte, an Ihnen und Ihren Schicksalen nehme, bürgt schon dafür, daß diese Herzlichkeit sich auch im Ausdruck wiedergiebt, und die Kälte vermieden wird, welche eine gewisse Höflichkeit allerdings mit sich führt. Diese Kälte ist mir, wenn nicht das Verhältniß zu den ganz und absolut gleichgültigen gehört, in der Seele verhaßt, und ich verstatte ihr nur in Geschäften und im alltäglichsten Gesellschaftsleben Raum. Außer diesen Sphären, die es außerdem gut ist, so fern es immer gehen mag zu halten, dulde ich diese Kälte, die noch dazu immer mit Leerheit verbunden ist, gewiß nicht. Aber in der Art der Höflichkeit, die

gerade dem Vertrauungsvollen und Herzlichen nichts nimmt, gehe ich allerdings vielleicht weiter als Andere. Das ist mir angeboren, und wenn mich jemand mit meinen Töchtern sähe, würde er, außer am Du nennen, auch nicht gleich merken, daß ich der Vater wäre. Ich meine es darum nicht weniger vertrauungsvoll, habe auch keine Grundsätze darüber, aber wüßte es kaum anders zu machen.

Ich will hier schließen. Für Ihr nächstes Schreiben weiß ich Ihnen leider in diesem Augenblicke keine bestimmte Adresse zu geben. Hier bleibe ich zu kurz, um noch einen Brief zu empfangen; es thut mir sehr leid, daß ich diesmal länger Ihre Briefe entbehren werde. Ich bitte Sie mir zu schreiben, aber erst den Brief abzuschicken, wenn ich Ihnen wieder schreibe. Dies geschieht unmittelbar nach meiner Ankunft in Berlin, oder auch früher, wenn ich meine Ankunft sicher berechnen kann.

Mit den Gesinnungen der herzlichsten Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Sechzigster Brief.

Glogau, den 9. Mai 1826.

Meine Reise, liebe Charlotte, hat sich über meine Erwartung verzögert, ich bin aber nun auf der Rückreise nach Berlin, und schreibe Ihnen von hier, da ich früher, als ich dachte, hier angekommen bin, und doch nicht weiter reisen mag, sondern hier übernachten will. Es ist sehr lange her, daß ich keinen Brief von Ihnen erhalten habe. Es war mir, so sehr leid es mir that, unmöglich, Ihnen einen Ort anzugeben, wo mich Ihre Briefe mit Gewißheit gefunden hätten. Mein Aufenthalt war wechselnd, und obgleich ich vierzehn Tage in Ottmachau war, sah ich auch das nicht voraus, sondern meine Geschäfte zogen sich nur so von einem Tage zum andern hin. Jetzt bitte ich Sie, liebe Charlotte, mir den 23. dieses Monats zu schreiben, da trifft mich der Brief gewiß in Berlin, wohin Sie wie gewöhnlich adressiren. Ich hoffe, daß alsdann nicht wieder eine solche Unterbrechung unsers Briefwechsels stattfinden soll, da ich immer sehr ungern Ihre Briefe und Nachrichten entbehre. Ich fürchte, daß Ihnen das kalte und unfreundliche Wetter Uebelbefinden zugezogen hat. Es war hier wenigstens — ich meine in Schlesien — sehr rauh und gar nicht der Jahreszeit gemäß. Aus Berlin höre ich dieselben Klagen, aber seit drei, vier Tagen hat es sich geändert, und heute war ein warmer, schöner Sonnenschein, der mich von früh bis Abend im Fahren begleitet hat.

Himmel und Erde boten einen sonderbaren Contrast dar. Die Luft war ruhig, der Himmel blau, nur mit leichten Wolken hie und da bedeckt, die Sonne selten, nur auf Augenblicke, versteckt. Dagegen hatte die Erde keinen so friedlichen Anblick. Ich mußte auf einer Fähre über die Oder gehen, und mein Weg führte mich auch stundenlang an dem Ufer des Stromes hin, den ich erst hier verlassen habe. Vorgestern und gestern war der Fluß ungewöhnlich gestiegen, große Felder waren überschwemmt, Dörfer wurden ausgeräumt, die Menschen waren überall in Bewegung, der Flut zu wehren, die Dämme zu erhöhen und Vorkehrungen aller Art zu treffen. Menschen konnte nicht leicht ein Unglück begegnen, da die weite Wasserfläche, außer in der Strömung selbst, ruhig und still war. Es sah wunderbar aus, wie das Gebüsch aus dem Wasser hervorblickte. Seit dem Jahr 1813 hat man keine so große Flut hier gehabt. Die unfreundliche kalte Jahreszeit hat vermuthlich den Schnee in den hohen Gebirgen vermehrt und die Wärme einiger darauf folgenden Tage zu schnellem Schmelzen gebracht. So erklärt man sich wenigstens hier das schnelle unbegreifliche Anschwellen des Wassers. Die Zeitungen erwähnen diese Ueberschwemmungen gewiß, und Sie werden darin davon lesen. Es ist aber wohl möglich, fällt mir ein, wie ich dies schreibe, daß Sie, liebe Charlotte, keine Zeitungen lesen. Ich würde dies wenigstens sehr begreiflich finden, schon wenn ich Sie nach mir beurtheile. Ich habe wirklich seit dem 29. März, wo ich Berlin verließ, keine Zeitung angesehen, wenn ich ein paar Blätter ausnehme, die mir zufällig in die Hand gefallen sind. Mein Leben kann innerlich und äußerlich recht gut fortgehen, ohne daß ich in Berührung mit dem bin, was man Weltbegebenheiten nennt. Wenn die wirklich großen

sich ereignen, und die Kunde davon gewiß ist, erfährt man es, ohne die Zeitungen zu lesen, und alle kleinen aufzusammeln, oder die großen von ihrem Entstehen an zu verfolgen, oder dem Schwanken der Nachrichten über sie Monate lang nachzugehen, hat kein erhebliches Interesse für mich und ermüdet bald meine Geduld. Auch in den Weltbegebenheiten und den Ereignissen, die ganze Staaten erleben, bleibt doch immer das eigentlich Wichtige dasjenige, was sich auf die Thätigkeit, den Geist und die Empfindung Einzelner bezieht. Der Mensch ist einmal überall der Mittelpunkt und jeder Mensch bleibt doch am Ende allein, so daß nur, was in ihm war und aus ihm ausgeht, auf ihn Wichtigkeit ausübt. Wie der Mensch im Leben auf Erden mitempfindend, wirksam, theilnehmend, immer sich gesellig entwickelnd ist, so macht er den größern Weg, der über die Grenzen der Irdischkeit hinaus reicht, doch allein, und keiner kann ihn da begleiten, wenn auch freilich in allen Menschen die Ahndung liegt, jenseits des Grabes die wiederzufinden, die vorangegangen sind, und die um sich zu versammeln, die nach uns übrig bleiben. Kein gefühlvoller Mensch kann dieser Ahndung, ja dieses sichern Glaubens entbehren, ohne einen großen Theil seines Glückes und gerade den edelsten und reinsten, aufzugeben, und auch die heilige Schrift rechtfertigt ihn. Ja, man kann ihn in einigen Schriftstellen als eine ausgemachte und zu den trostreichen Lehren des Christenthums wesentlich gehörende Wahrheit aufgestellt finden. Allein, das ändert in dem, was ich erst sagte, nichts ab. Ich meinte nämlich, daß hier auf Erden alles, was sich auf andere, und im Ganzen auf künstlich eingerichtete Institute bezieht, doch nur in sofern dem Menschen wahren Gewinn bringt, als es in den Einzelnen eingeht. Alles Erhöhen der Bildung, alles

Verbessern der Dinge und der Einrichtungen auf Erden, alle Vervollkommnung der Staaten und der ganzen Welt selbst besteht nur in der Idee, in sofern es sich nicht im einzelnen Menschen ausspricht, und darum nehme ich in allen, auch den größten Weltbegebenheiten immer den Einzelnen, seine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln heraus. Die Allgemeinheit der Begebenheit macht nur, daß sie zugleich auf Viele so wirkt, oder durch ein solches Wirken Vieler entsteht, und die Größe der Begebenheit, daß sie außerordentliche und ungewöhnliche Kräfte in Bewegung setzt oder zu Urhebern hat. Dadurch verknüpft sich denn auch das Privatleben mit dem öffentlichen. Was man in diesem an dem einzelnen Menschen bemerkt, findet sich auch, nur anders, durch andere Triebfedern in Bewegung gesetzt, zu andern Handlungen anregend, in jenen. Es ist nur der Schauplatz, der sich ändert, das Schauspiel, der Gegenstand, an dem man sich erfreuet, ist derselbe. Sieht man so die öffentlichen Ereignisse an, so gewinnen sie, wenigstens in meinen Augen, ein höheres und lebendigeres Interesse. So aber können die Zeitungen sie eigentlich gar nicht, oder nur höchst selten liefern. — Bei dem, was ich vorher von dem Wiederfinden nach dem Tode sagte, fällt mir ein rührender Vers ein, den ich vor einigen Tagen beim Spazierengehen auf einem Dorfkirchhofe fand. Eine Frau, die Mutter und Großmutter gewesen war, war mit ihren Kindern und Enkeln redend und für sie betend eingeführt, und das Gebet schloß mit den Worten: „Behüte sie, Gott, vor Ungemach, und bringe sie mir stille nach!" Dieser Ausdruck hat etwas ungemein Naives und Ergreifendes. Ich vermuthe, daß die beiden Verse schon in ältern Gesangbüchern vorkommen, die in der Regel schönere und kräftigere Lieder, als die neuern haben, und so sind sie

Ihnen vielleicht bekannt. Ich habe eine eigene Neigung zu Kirchhöfen, und gehe nicht leicht an einem vorüber, ohne ihn zu besuchen. Vor allem liebe ich sie, wenn sie mit großen und alten Bäumen bepflanzt sind, auch nur einer oder der andere solcher Bäume darauf steht. Das grünende Leben verbindet sich so schön mit den schlummernden Todten. Die schönsten Kirchhöfe sah ich in dieser Art in Königsberg in Preußen. Sie haben ganze Reihen der schönsten, größten und kräftigsten Linden. Ich brachte einen Theil des Jahres 1809 in Königsberg zu, und versäumte nicht leicht einen schönen Sommernachmittag, auf einem dieser Kirchhöfe herumzugehen. In Rom liegt der der Fremden, die nicht katholisch sind, auch sehr schön, und hat auch eine antike Pyramide, auch ein Grabmal, die zufällig da stehen.

Wenn ich nach Berlin komme, bleibe ich nur kurze Zeit da, und gehe dann nach Tegel, theils weil ich den Ort liebe und von dem umgeben bin, was ich liebe, theils der ungestörten Ruhe wegen, in der ich dort wieder arbeiten kann. Auf der Reise und bei wechselndem Aufenthalt thut man immer wenig, und hat nur eine solche Geschäftigkeit, bei der man für den Geist eigentlich immer unthätig ist.

Leben Sie wohl, liebe Charlotte, mit herzlicher Theilnahme und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Einundsechzigster Brief.

Berlin.

Ich bin sehr wohl, aber unendlich beschäftigt, da ich Arbeiten, die ich schon seit Jahren vorbereitet habe, endlich zu endigen denke. Ich habe mir für die nächsten Jahre einen regelmäßigen Plan darüber gemacht, und werde ihnen jetzt, wie ich es seit einigen Wochen thue, alle meine freie Zeit widmen.

Die Witterung ist so schön, wie sie selten bei uns, in unserm nördlichen Klima ist; man fühlt sich dann geistig wie körperlich heiter, und mehr als gewöhnlich aufgelegt zu geistigen Beschäftigungen. Es ist gewiß ein beneidenswürdiger Vorzug der südlichern Himmelsstriche, sich einer größern Gleichheit der Temperatur zu erfreuen. In anderer Hinsicht ist diese Gleichheit der Natur wieder freudenloser und vielleicht gar in geistiger Hinsicht nachtheilig. Die Ankunft des Frühlings ist keine solche reine und mit Ungeduld erwartete Begebenheit, da ihm der Winter gar nicht so unähnlich ist. Dies wirkt natürlich auf die Seele, und wenn man annehmen kann, wie ich es wenigstens für sehr wahr halte, daß jede leidenschaftliche oder doch tiefere Empfindung ihren ursprünglichen Grund in Eindrücken der äußern großen Natur, auch ohne daß wir es selbst im Einzelnen bemerken, hat, so kann einen es wohl bedünken, daß die Sehnsucht gar nicht so in der Seele und

dem Gemüthe südlicher Völker tiefe Wurzeln schlagen könne, wie unter uns, wo seit unserer Kindheit jedes Jahr die große und tiefe, aus der dumpf verschließenden Starrheit des Winters nach dem neu sprießenden und grünenden Erwachen der Natur zurückführt. Dies muß dann aber, da nichts in der Seele allein steht, auch auf die ganze Empfindungsart zurückwirken, und so mag es entstehen, daß auch in unsern Dichtern alles mehr in contrastirenden Farben, mehr mit Schattenmassen, die das Licht bekämpfen, aufgetragen wird, daß vieles freilich düsterer, finsterer ist, aber auch alles tiefer, ergreifender, und bei jeder noch so kleinen Veranlassung mehr aus dem Licht der äußern Natur in das Dunkel und in die Einsamkeit des innern Gemüths zurückführend erscheint. Die Stärke der Empfindung und der Leidenschaft, die dort als Glut flammt, hat hier eine andere Art des Feuers, ein mehr innerlich geheim kochendes und langsam verzehrendes. Diese Empfindung, diese Sehnsucht wird noch dadurch vermehrt, daß wir in diesen wenig Reize darbietenden Himmelsstrichen auf jene immer wie auf ein Paradies hinblicken, das uns, wenigstens auf längern und beständigen Wohnsitz, versagt ist. Das bringt in allen, hauptsächlich mit geistigen Dingen beschäftigten Menschen eine zweite große Sehnsucht hervor, die nur wenigen fremd ist. Denn wer sich hier auch noch so wohl fühlt und auch nie einen andern Himmelsstrich gesehen hat, kann doch nichts anders, als empfinden, daß es schönere giebt, und in jeder Art von der Natur reicher begabte. Es kann damit immerhin verbunden sein, daß er doch nicht seinen Aufenthalt mit einer Reise vertauschen würde, er kann in Dingen, die er wieder dort entbehren müßte, eine Entschädigung finden, allein darum ist das Anerkennen, daß ihm das minder Schöne zu

Theil geworden ist, immer gleich gewiß, und davon kann eine Sehnsucht, wenigstens auf Augenblicke, nicht getrennt sein. Auch ist sie in allen deutschen und englischen Dichtern und spricht sich gleich aus, wie der Zusammenhang Gelegenheit dazu darbietet. Es hat, wenn man das viel Größere mit dem viel Geringern vergleichen dürfte, eine Aehnlichkeit mit der Sehnsucht nach einem mehr von sinnlichen Schranken befreiten Dasein, die in jeder höher gestimmten Seele wirklich vorhanden ist, ohne daß man doch darum gerade das Leben augenblicklich zu verlassen wünscht.

Die Einseitigkeit ist etwas ganz Relatives, und im Manne, der sich nach einer großen Menge von Gegenständen hinwenden soll, kann sie wohl zu fürchten sein. Frauen aber haben, wie man es recht eigentlich nennen kann, das Glück, vielen Dingen ganz fremd bleiben zu können, sie gewinnen meistentheils gerade dadurch, daß sie den Kreis ihres Erkennens und Empfindens zu kleinerm Umfang und größerer Tiefe zusammenziehen, und es ist also bei ihnen in der Art, wie beim Manne, Einseitigkeit nicht schädlich. Ich erinnere mich früher zwei Frauen gekannt zu haben, die mit allen Mitteln versehen, sich in dem bewegtesten Leben zu regen, aus reiner Neigung und ohne Unglücksfälle eine solche Einsamkeit bewahrten, daß es auch dem Einzelnen schwer wurde ihnen zu nahen, und die dadurch gewiß nicht das Mindeste an Interesse eingebüßt hatten.

Sie berühren mit Widerwillen manche Laster in gewissen Beziehungen und Folgen, und wollen meine Ansichten darüber. Ich gestehe, daß ich die Ansicht nicht liebe und nicht sonderlich billigen kann, wo man die Sittlich-

keit so in einzelne Tugenden zerlegt, welche man einzelnen Lastern gegenüberstellt. Es scheint mir eine durchaus verkehrte und falsche. Ich wüßte nicht zu sagen, wer unter den Hoffärtigen, Geizigen, Verschwenderischen, Wollüstigen mir der am meisten Verhaßte sei. Es kann es nach Umständen jeder sein; denn es kommt auf die Art an, wie es jeder ist. Ich gehe in meiner Beurtheilung der Menschen gar nicht darauf, sondern auf die Gesinnung, als den Grund aller Gedanken, Vorsätze und Handlungen, und auf die gesammte Geistes- und Gemüthsstimmung. Wie diese pflichtmäßig oder pflichtwidrig, edel oder unedel ist, das allein entscheidet bei mir. Haben zwei oder drei Menschen in demselben Grade eine unedle, selbstsüchtige, gemeine Gemüthsart, so ist es mir sehr einerlei, in welchem Laster sich diese äußert. Das eine oder andere kann schädlicher oder unbequemer sein, aber alle diese Untugenden sind dann gleich schlecht und erbärmlich. Und eben so ist es mit den Tugenden. Es kann Einer gar keine Unsittlichkeit begehen, manche Tugend üben, und dagegen ein anderer z. B. durch Stolz oder Heftigkeit oder sonst fehlen, und ich würde doch, wenn der Letztere, was sehr gut möglich ist, eine höhere und edlere Gesinnung hegt, ihn vorziehen. In der Gesinnung aber kommt es auf zwei Punkte an, auf die Idee, nach und aus welcher man gut ist, und auf die Willensstärke, durch die man diese Idee gegen die Freiheit oder Leidenschaftlichkeit der Natur geltend macht. Die erbärmlichen Menschen sind die, die nichts über sich vermögen, nicht können, was sie wollen, und die, welche selbst, indem sie tugendhaft sind, niedrige Motive haben, Rücksichten auf Glück und Zufriedenheit, Furcht vor Gewissensbissen, oder gar vor künftigen Strafen. Es ist recht gut und nützlich, wenn die Menschen auch nur aus diesen Gründen nicht sündigen, aber

wer auf Gesinnung und Seelenzustand sieht, kann daran keinen Gefallen haben. Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbst erkanntes und empfundenes Gesetz aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend. Nur diese Motive beweisen, daß wirklich die Gesinnung selbst groß und edel ist, und nur sie wirken auch wieder auf die Gesinnung zurück. Tritt, wie das bei gutartigen Gemüthern immer der Fall ist, die Religion dazu, so kann auch sie auf zweierlei Art wirken. Die Religion kann auch nicht in ihrer wahren Größe gefühlt, noch von einem niedrigen Standpunkte aus gewonnen werden. Wer Gott selbst nur in Rücksicht auf sich dient, um wieder dafür Schutz, Hülfe und Segen von ihm zu erhalten, um gleichsam von ihm zu fordern, daß er sich um jedes einzelne Lebensschicksal kümmern soll, der macht doch wieder sich zum Mittelpunkt des Alls. Wer aber die Größe und väterliche Güte Gottes so mit bewundernder Anbetung und mit tiefer Dankbarkeit in sein Gemüth aufgenommen hat, daß er alles von selbst zurückstößt, was nicht mit der reinsten und edelsten Gesinnung übereinstimmt wie der Gedanke, daß, was Pflicht und Tugend von ihm fordern, zugleich der Wille des Höchsten und die Forderung der von ihm gegründeten Weltordnung ist, der hat die wahrhaft religiöse und gewiß tugendhafte Gesinnung.

Ihrer fortgesetzten Lebenserzählung sehe ich, nach dem, was Sie mir sagen, in den nächsten Tagen mit großer Freude entgegen. Leben Sie herzlich wohl. Mit unveränderlicher, antheilvoller Anhänglichkeit, der Ihrige H.

Zweiundsechzigster Brief.

Tegel, den 10. September 1826.

Ich habe, liebste Charlotte, Ihre Briefe, nebst dem mit Ungeduld erwarteten neuen Heft Ihrer Lebensgeschichte empfangen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Es sind allerdings wenige Blätter, sie umfassen einen kurzen, aber inhaltreichen Zeitraum, aber ich habe sie nicht nur mit großem Interesse, sondern mit inniger Theilnahme gelesen.

Sie hatten mir schon einmal gesagt, daß, als ich Sie in Pyrmont kennen lernte, Sie eigentlich schon versprochen waren, nur noch nicht öffentlich. Es fiel mir damals sehr auf. Ich hatte, wie wir uns sahen, keine Ahndung davon. Die Art, wie diese Verbindung sich anknüpfte, hat etwas ganz Eigenes und Sonderbares. — Allein, was man in solchen Fällen auch denken und sagen mag, es scheint allerdings, wie Sie sehr richtig bemerken, ein ewiges Verhängniß im Zusammenhang zu walten, worin niemand dem Schicksal entgehen kann, was ihn für seine höhere Bestimmung entwickeln soll, worauf es doch eigentlich ankommt. Ich theile ganz ihre Meinung, daß es nicht denkbar ist, daß die Vorsehung das, was wir Glück und Unglück nennen, einer Berücksichtigung würdige. So trostlos das auf den ersten Blick scheint, so erhebend ist es zugleich, einer höhern Ausbildung werth gehalten zu werden. Es ist in solchen Schicksalen, wie das Ihrige war und sehr früh begann, ein wunderbarer Zusammenhang.

Auch wenn man nicht von Andern gestoßen und getrieben wird, wenn man nicht einmal sich selbst recht deutlich machen kann, was einen innerlich stößt und treibt, nähert man sich doch einem Ziele, oder zieht eine Fügung über sich heran, von der man beinahe das Gefühl hat, es sei besser, man stieße sie zurück. Wirklich haben Sie auch weniger gethan, sich in das Schicksal, das sich für Sie bereitete, zu verwickeln, als Sie nur sich haben aus Liebe zu Ihrer Freundin gehen lassen, und nicht entgegen gearbeitet. Es ist ungemein häufig der Fall, daß Verbindungen ohne alle Neigung, ja selbst gegen die Neigung, aus allerhand Gründen, mit Empfindungen eingegangen werden, die man oft gar nicht in sich tadeln kann, die aber doch bei einem solchen Schritte nicht leitende sein sollten. In mir und nach meiner Weise kann ich mir das zwar wenig begreiflich machen. Mir wäre es durchaus unmöglich gewesen, auch nur den Gedanken einer solchen Verbindung zu fassen, wenn ich nicht wirklich die tiefe Ueberzeugung der Empfindung gehabt hätte, daß die, mit der ich mich verbände, die einzige sei, mit der ich ein solches Band eingehen könnte. Der Gedanke der Ehe, selbst auf eine recht gute und verträgliche Weise mit gegenseitiger Achtung und Freundschaft geschlossen, aber ohne das tiefe und das ganze Wesen ergreifende Gefühl, das man gewöhnlich Liebe nennt, war mir immer zuwider, und es wäre meiner ganzen Natur entgegen gewesen, sie auf eine solche Weise zu schließen. Es ist zwar wahr, daß die so, wie ich es da von mir sage, geschlossenen Ehen die einzigen sind, in welchen die Empfindungen bis zum Grabe im gleichen Grade, nur in den Modifikationen, welche Jahre und Umstände herbeiführen, dieselben bleiben. Es ist indeß doch recht gut, daß diese Art die Sache anzusehen, nicht die allgemeine

ist, da sonst wenig Ehen zu Stande kommen würden. Auch gelingen so viele Ehen, die anfangs recht gleichgültig geschlossen werden, so daß sich dagegen nicht viel sagen läßt. In Ihrem Fall war es offenbar das Gefühl für Ihre Freundin, das Sie leitete und das war allerdings ein edles und aus dem besten und reinsten im menschlichen Herzen sprießendes. Gerade das aber zeigt sich recht oft, daß die besten, edelsten, aufopferndsten Gefühle gerade die sind, die in unglückliche Schicksale führen. Es ist, als würden durch eine höhere und weise Führung die äußern Geschicke absichtlich in Zwiespalt mit den innern Empfindungen gebracht, damit gerade die letztern einen höhern Werth erlangen, in höherer Reinheit glänzen, und dem, der sie hegt, eben durch Entbehrung und Leiden theurer werden sollten. So wohlthätig die Vorsehung waltet, so kommt es ihr nicht immer und durchaus auf das Glück der Menschen an. Sie hat immer höhere Zwecke, und wirkt gewiß vorzugsweise auf die innere Empfindung und Gesinnung *).

Die Geschichte der geisterartigen Warnung ist sehr sonderbar — sie wurde Ihnen in dem Moment, wie Sie zuerst bestimmt Ihre Zustimmung zu einer Verbindung niederschrieben, die Sie in unendliche Leiden verwickelte. Noch sonderbarer, da sie zugleich eine Todesanzeige Ihrer Mutter war **).

Daß Sie wirklich sich haben so rufen hören, ist nicht abzuleugnen. Es ist auch eben so sicher, daß kein sterbli-

*) Das Folgende müßte, als ganz unverständlich außer dem Zusammenhange, wegbleiben, allein die dadurch veranlaßten Folgerungen sind zu schön, um sie auszuscheiden. A. d. H.

**) Diese starb genau acht Tage darauf, in demselben Moment, wo die warnende Stimme sich hatte vernehmen lassen.

cher Mensch Sie gerufen hat in der totalen, abgeschiedenen Einsamkeit, worin Sie die warnende Stimme vernahmen. In Sich haben Sie die Stimme gehört, wenn Sie gleich Ihr äußeres Gehör zu vernehmen schien, und in Ihnen ist die Stimme erschallt. Es giebt gewiß Viele, die das nur als eine Selbsttäuschung erklären würden, die denken, daß der Mensch auf natürlichen Wegen, ohne alle Verknüpfung des Irdischen mit dem Geisterreich, blos durch die innere Bewegung, die in seinem Gemüth, seiner Einbildung, seinem Blut selbst waltet, so etwas äußerlich zu vernehmen glaubt. Daß es so sein kann, bisweilen so ist, möchte ich nicht leugnen, wohl aber, daß es nicht auch anders sein kann, und bei gewissen Menschen unter gewissen Umständen anders gewesen ist. Sie sagen: Ihrer Seele habe sich in späterer Zeit und nach und nach die Meinung bemächtigt, die Jung-Stilling in seiner Theorie der Geisterkunde (ich habe sie nicht gelesen) aufstelle, daß die uns Vorangegangenen, heller sehenden, mit Liebe uns umgebenden, uns oft gern schützenden, warnend uns erkennbar zu werden suchten, und dies gern, um tiefere Eindrücke zu bewirken, an bedeutende und wichtige Ereignisse knüpften, wo es nur darauf allein ankomme, daß sie sich mit uns in Rapport zu bringen vermöchten, was allein davon abhänge, in welcher Entbundenheit der geistige Zustand von den äußern Sinnen sich befinde. In diesem entbundenen Zustand, worin sich gewiß niemand eigenwillig bringen kann, glauben Sie vielleicht in jener Stimmung gewesen zu sein, wo Sie über alle gewöhnlichen Rücksichten hinaus Ihre Entschließungen niedergeschrieben haben. Diese Ihre Bemerkungen sind tief gedacht und empfunden. Es giebt unleugbar ein stilles, geheimnißvolles, mit irdischen Sinnen nicht zu fassendes Gebiet, das uns, ohne daß wir es ahn-

den, umgiebt, und warum sollte da nicht auf Augenblicke der Schleier reißen und das vernommen werden können, wozu in diesem Leben keine vernehmbare Spur führt? Sie wurden hier in dem Augenblicke gewarnt, wie Sie einen bis dahin nur Ihnen bekannten Gedanken niederschreiben wollten, einen Federzug thun, der Ihr Leben in vielfache und unglückselige Verwickelung ziehen sollte, Sie wurden mit der Stimme gewarnt, die bald nicht mehr sein sollte, und es wurde, wie Sie bemerken, um sicherer Sie zum Nachdenken zu führen, der Moment bedeutend bezeichnet, da Ihre Mutter gerade in demselben Moment acht Tage nachher starb. Das war offenbar nicht von dieser Welt. Es war eines der Zeichen, die selten, aber doch bisweilen kund werden, von dem, was eine im Leben unübersteigbare Kluft von uns trennt. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie dies nicht übergangen haben.

Es ist unverkennbar, sichtbar und begreiflich, daß Sie sich zu sehr angestrengt haben, um der übernommenen Bestellung zu genügen. Obwohl ich Ihre Ausdauer sehr hoch ehre, thut es mir zugleich leid; schonen Sie sich, ich bitte Sie. Ich würde gern dazu beitragen. Ich möchte Sie einer größern Muße theilhaftig wissen, woran Sie von allen Seiten Anspruch haben — ich fürchte immer, Sie werden eine größere Ausdehnung Ihres Unternehmens nicht durchführen können, es gehört dazu mehr merkantilischer Geist, und jüngere Kräfte und Jahre. Es ist gewiß besser in dem beschränkten Wirkungskreis, wie bisher zu bleiben. Ich bitte Sie, mir den 26. d. M. zu schreiben. Für heute Adieu, liebste Charlotte. Mit unwandelbarem Antheil und Anhänglichkeit, der Ihrige. H.

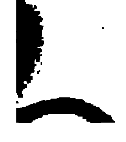
Dreiundsechzigster Brief.

Tegel, im October 1826.

Ihr ausführlicher Brief vom 16. September ist schon mehrere Tage in meinen Händen. Er hat mir sehr viel Freude gemacht, und es ist mir sehr angenehm gewesen, daraus zu ersehen, daß der meinige Ihnen Stoff zu regem Nachdenken und zu tröstenden, erhebenden und heitern Empfindungen gegeben hat. Ich selbst lebe wenig oder gar nicht in äußern Dingen, es begegnet mir, außer in wissenschaftlichen Dingen, die eigentlich ausschließlich meine Thätigkeit in Anspruch nehmen, selten etwas von Andern, woraus ich etwas für mich zu nehmen wüßte. So entsteht, was ich von Grundsätzen, Maximen und Lebensansichten in mir trage, im genauesten Verstande aus mir, und so begreife ich, daß, wie Sie von einigen in meinem letzten Brief enthaltenen Ideen sagen, Andern in meiner Vorstellungsweise manches neu sein kann. Es ist darin durchaus kein Verdienst einer höhern oder tiefern Ansicht, es entspringt nur aus der Abgeschlossenheit, in der ich, wie ich im buchstäblichen Verstande sagen kann, außer wissenschaftlichen Beschäftigungen, blos mit mir selbst lebe, und blos mit mir selbst beschäftigt bin. Wer mit mir lebt, würde diese Aeußerung vielleicht in einer Art von Widerspruch finden mit meinem Leben. Denn meine äußere Lage bringt es mit sich, daß ich doch viel Leute sehe, daß ich, theils mit ihnen, theils entfernt von ihnen, für mich in ihre Lage

und Bedürfnisse eingehe, und mich also momentan, auch wenn sie mir nicht näher stehen, mit ihnen beschäftige. Allein ich habe eine Gewohnheit darin erlangt, daß mich das in meinem innern Leben wenig oder gar nicht stört, oder nur unterbricht, ja daß oft, indem ich ein langes Gespräch führe, meine innere Ideenreihe darum immer ganz entfernt vom Gespräch fortgeht, ohne daß ich deshalb zerstreut erscheine.

Sie fragen mich, liebe Charlotte, wie ich das meinte, wenn ich sagte, daß die Stimme, die Sie an jenem Novemberabend rief, eigentlich in Ihnen erschallte, da Sie dieselbe doch deutlich hinter sich vernahmen. Recht ordentlich zu erklären ist so etwas eben nicht, ich möchte hierin auch meine Ansicht nicht für die ausgemacht wahre ausgeben, aber ich habe über alles, was man Geister und Geistererscheinungen nennt, einen Glauben, der, wenn ich so sagen darf, den Glauben und Unglauben daran gewissermaßen mit einander vereinigt. Ich glaube, daß Menschen solche Erscheinungen in Tönen und Gesichten und auf jede Weise haben können, und daß dies gar nicht Einbildungen einer blos erhitzten Einbildungskraft, Täuschungen und so zu sagen wachende Träume sind. Ich würde es kaum sonderbar finden, wenn mir selbst etwas dieser Art begegnete. Ich halte also diese Erscheinungen für etwas Wirkliches, durch eine überirdische Macht Hervorgebrachtes, nur daß man freilich sehr genau prüfen muß, ob in dem einzelnen Fall die Erscheinung wirklich eine von der gewöhnlichen Ideenverbindung verschiedene und keine bloße Abirrung dieser Ideenverbindung, oder bloße Vorstellung der Phantasie war. Dagegen glaube ich nicht, daß solche Töne oder Gesichte eben so außer demjenigen vorgehen, welcher sie vernimmt, als wie wenn ein leiblicher Mensch ruft oder auftritt. Daher bin ich auch etwas ungläubiger gegen solche



Geschichten, wo ein Geräusch von mehrern gehört wird. Sind es nur zwei, so kann die Gleichheit der innern Seelenstimmung wohl gleichzeitige innere Erscheinungen hervorbringen. Für innerlich halte ich also Erscheinungen, von denen nicht wirkliche Beweise des Gegentheils da wären, aber so für innerlich, daß sie im Innern immer auch durch eine überirdische Macht eingeführt und geweckt werden, und daher der Mensch, der sie erfährt, weil ihn das Bewußtsein überirdischer Gegenwart und von nicht aus ihm kommender Einwirkung ergreift, sie nothwendig außer sich setzt. Wie viel auch schon über diese Sache gestritten worden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß etwas wirklich Innerliches von dem, dem es begegnet, als durchaus äußerlich betrachtet werden kann, und der höhern überirdischen Macht ist die Hervorbringung einer Erscheinung eben so möglich, wenn sie in der That eine gewissermaßen körperlich äußere, als wenn sie eine idealisch innere ist.

Der Gedanke einer verfolgenden Macht würde mir immer fremd sein. Ich habe mich niemals mit den Vorstellungen vertragen können, die eines solchen, allem Guten feindseligen, am Bösen Gefallen findenden Wesens Dasein annehmen. Im Neuen Testament halte ich die dahin einschlagenden Stellen nur für bildliche, sich an die Vorstellungen des Judenthums anschließende Ausdrücke, für das Böse, das der Mensch, auch wenn er gut ist, und sich ganz schuldlos glaubt, doch immer in sich zu bekämpfen hat. Es giebt unleugbar Personen, welchen mehr Widerwärtiges, als Glückliches begegnet, und auch die sehr Glücklichen haben kürzere oder längere Perioden, wo der Verlauf der Umstände ihnen nicht zusagt, und sie gegen den Strom zu schwimmen genöthigt sind. Dies liegt aber, auch wo es gar nicht eigene Schuld, oder Folge unrichtig berechne-

ter Verfahrungsweise ist, in der natürlichen Verkettung der Umstände, wo das allgemein Nothwendige oder Unvermeidliche dem Interesse des Einzelnen zuwider ist. Sehr oft, und dies ist mir bei weitem wahrscheinlicher, kann es auch Fügung der mit weiser und immer wohlthätiger Strenge heilsam züchtigenden und prüfenden Vorsehung sein; denn die Züchtigung überirdischer und übermenschlicher Weisheit setzt nicht gerade immer Schuld voraus. Es kann in den Wegen und Pfaden der über alle menschliche Vernunft hinausreichenden Einsicht liegen, auch ohne Verschulden, zur bloßen heilsamen Zurückführung auch den ganz Schuldlosen zu züchtigen. Auch ist der Beste, wenn er nur die Selbstprüfung mit gehöriger Strenge anstellt, nicht von Flecken rein, und es können in seinen bewußtlosen Empfindungen solche liegen, die ihn zur Schuld führen würden, wo aber der Schuld durch die heilsam angebrachte Züchtigung vorgebeugt wird. Der Mensch selbst ist zu kurzsichtig und sein Blick zu trübe, dies einzusehen, allein die in der Höhe waltende Macht durchschaut es, und weiß es zu lenken und zum Besten zu kehren. Alles dies pflege ich mir zu sagen, oft ohne äußere Veranlassung, allein auch besonders da, wo, wie's auch mir geschieht, das Schicksal den Wünschen entgegenwirkt, und eine Periode der Widerwärtigkeit oder des wahren Unglücks eintritt. Ich werde dann vorsichtiger als sonst im Handeln, und ohne mich im geringsten beugen oder betrüben zu lassen, suche ich durchzusteuern, so gut es gehen will. Wenn ich sage, ohne mich zu betrüben, so meine ich damit nicht, daß mich die einzelnen Unfälle nicht betrüben sollten (was unvermeidlich ist), sondern nur, daß ich ihr Eintreten überhaupt, die Wendung von Glück zum Gegentheil nicht als etwas Feindseliges, sondern als etwas Natürliches, mit dem Weltgang und der menschlichen Natur eng Ver-

bundenes, oft sogar Heilbringendes nehme. Nach dieser in mir festgewordenen Ansicht kann ich an eine verfolgende oder gar nur neckende Macht nicht glauben. Ich gestehe, daß ich einen solchen Glauben nicht einmal bei Andern dulden oder unangefochten lassen könnte. Es ist eine finstere, beengte Vorstellung, die der Güte der Gottheit, der Größe der Natur und der Würde der Menschheit widerspricht. Dagegen hat der Glaube an eine, unter Zulassung und Leitung der höchsten, untergeordnete, schützende Macht etwas Schönes, Beruhigendes und den reinsten und geläutertsten Religionsideen Angemessenes. Ich möchte ihn daher niemand rauben, der durch seine Natur angeregt wird, ihn zu haben und zu hegen. Mir ist er jedoch nicht eigen, und er gehört auf alle Fälle zu denjenigen religiösen Vorstellungen, die nicht allgemein geboten sind, sondern bei denen es auf die individuelle Neigung und Stimmung ankommt.

Es wird mich sehr freuen, wenn Sie Zeit und Stimmung haben, Ihre Lebenserzählung fortzusetzen. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie fest auf die Dauer der Gesinnungen, die Ihnen immer von mir gewidmet bleiben. Ihr H.

Vierundsechzigster Brief.

Berlin, den 8. November 1826.

Sie sehen an der Ueberschrift dieses Briefes, liebe Charlotte, daß ich das Land verlassen habe und wieder in die Stadt gezogen bin. Es wäre dies schon eine Woche früher geschehen, wenn nicht außergewöhnliche Abhaltungen eingetreten wären. Ich verlasse das Land immer ungern, auch der Winter hat seine Freude, und ich entbehre ungern den Anblick der Marmor- und Gypsgestalten, die mich in Tegel umgeben. Indeß hindern mich andere häusliche Umstände, den ganzen Winter auf dem Lande zu bleiben, und im Grunde lebe ich hier viel mehr noch an meine Stube gebannt, da ich auf dem Lande öfterer im Freien bin. Auch haben wir unsere Gemälde in der Stadt. Denn um nicht beides zugleich zu vermissen, lassen wir die Gemälde das ganze Jahr hier, so wie die Bildhauerwerke fest in Tegel stehen.

Ihr lieber Brief hat mir große Freude gemacht, weil er in den Inhalt meines letzten eingeht und demselben Gründe und Behauptungen entgegenstellt. Es ist sehr natürlich und begreiflich, daß unsere Ansichten bisweilen aus einander gehen müssen, es liegt das zuerst im Geschlecht, dann in der Lebensweise und den einmal angenommenen Gewohnheiten. Ein Mann, und noch mehr einer, der oft in Verhältnissen war, in denen er gegen Gefahr und Ungemach nur bei sich Schutz und Rath suchen konnte, muß mehr

von der Selbständigkeit erwarten und mehr auf sie bringen. Er muß sich zutrauen, mehr ertragen, Schmerz und Unglück (von denen kein Mensch frei ist, und zu denen Geschäfte und für Andere übernommene Verantwortlichkeit auch empfindlichere Gelegenheiten darbieten, als in einfachern Lagen vorkommen können) mit mehr Gleichgültigkeit ansehen, um sie mehr durch sich selbst bezwingen zu können. Indeß müssen Sie nie denken, daß dies die Theilnahme an fremdem Unglück schwächt, oder daß es hindert zu begreifen, daß jeder die verschiedenartigen Ereignisse des Lebens nach seiner Weise und seiner Eigenthümlichkeit aufnimmt. Sind Sie aber auch in vielem von dem, was mein voriger Brief enthielt, anderer Meinung mit mir, so stimmen wir ganz in dem Wunsche überein, eine Anzeige des bevorstehenden Todes zu haben. Bis jetzt denke ich mir den Tod als eine freundliche Erscheinung, eine, die mir in jedem Augenblick willkommen wäre, weil, wie zufrieden und glücklich ich lebe, dies Leben noch immer beschränkt und räthselhaft ist, und das Zerreißen des irdischen Schleiers darin auf einmal Erweiterung und Lösung mit sich führen muß. Ich könnte darum stundenlang mich Nachts in den gestirnten Himmel vertiefen, weil mir diese Unendlichkeit fernher flammender Welten wie ein Band zwischen diesem und dem künftigen Dasein erscheint. Ich hoffe, diese Freudigkeit der Todeserwartung soll mir bleiben, ich würde mich dessen, da sie tief in meiner Natur (die nie am Materiellen, immer nur an Gedanken, Ideen und reiner Anschauung gehangen hat) gegründet ist, sogar gewiß halten, wenn nicht der Mensch, wie stark er sich wähne, sehr vom augenblicklichen Zustande seiner körperlichen Gesundheit und selbst seiner Einbildungskraft abhinge. Ich wähne mich aber nicht einmal stark, sondern fordere nur

unbedingt von mir es zu sein. Ich würde daher, bliebe ich wie jetzt gestimmt, den Tod ohne Schrecken herannahen sehen, und mein Bemühen würde nur sein, mit Besonnenheit den Uebergang in einen andern Zustand, so lange es möglich ist, schrittweise zu verfolgen. Darum würde ich auch für mich einen langsamern Tod nicht für ein Unglück erachten, obgleich ein schneller sowohl für den Sterbenden selbst, als für die Zurückbleibenden Vorzüge hat. Ich trage mich auch seit einer Reihe von Jahren, und nach einer Begebenheit, die mich, als ich in Rom war, traf und sehr ergriff, mit dem Glauben, oder, wenn dies zu viel gesagt ist, mit der Ahndung, daß ich nicht anders sterben werde, als bis eine bestimmte Erscheinung es mir vorher verkündet. Wie das nun sein wird, will ich erwarten, aber erwünscht wäre mir, wie Ihnen, die Vorandeutung.

Sie schreiben, daß Sie Jahre lang vorausgesehen, daß Ewald früher als Sie sterben würde. Das schlossen Sie wohl blos aus der Beschaffenheit seiner Gesundheit, oder hatten Sie andere Anzeichen? — Die biblischen Stellen, die Sie anführen, waren mir, als ich sie nachschlug, wohl bekannt. Sie sind allerdings tröstend, weil sie Hoffnung gewähren, Vertrauen hervorrufen, und auf Liebe, die sich erbarmt, zählen lassen. Ich meine aber, diese Ansicht läßt sich sehr gut mit derjenigen vereinigen, die ich in meinem Briefe aussprach. Denn jene Stellen, sie mögen nun, wie doch wohl eigentlich der Fall ist, von einem künftigen Leben reden, oder vom gegenwärtigen, verweisen doch alle auf eine ferne Zukunft. Indeß dauert die Empfindung des Unglücks und der Schmerzen fort, und da in dieser Zwischenzeit können, außer jener Aussicht auf die Umänderung des Geschickes, die von mir berührten Gründe, die Sie die philosophischen nennen, von großer Wirksamkeit sein. Es ist



aber auch nicht ganz richtig, diese Gründe blos und ausschließlich philosophische zu nennen. Es liegt in der religiösen Gesinnung, die menschlichen Schicksale als einen zusammenhängenden, von der höchsten Weisheit angeordneten Plan anzusehen, in welchen eben diese Weisheit auch menschliches und unverschuldetes Unglück aufgenommen hat, und wie man dies, philosophisch oder religiös, nehme, so ist es allerdings, da jener Plan in beiden Ansichten die tiefste Ehrfurcht weckt und gebietet, ein Trost und ein erhebender Gedanke mitten im Schmerz und Unglück, auch mit diesen Leiden in jenen unendlichen Plan zu gehören. Ich muß aber doch, wenn ich meine innere Empfindung erschließe, sagen, daß gerade die von Ihnen angeführten Stellen nicht diejenigen sein würden, bei denen ich Trost suchen würde. Sie gehören in die Reihe der Verheißungen, Hoffnungen, und in dieser Art in der Zukunft zu leben, ist nie mein Sinnen und Trachten gewesen. Ich habe immer mehr gesucht, mich gleich selbst in der Gegenwart zu bearbeiten, daß daraus soviel mögliche innere Besiegung des Unglücks hervorgeht. Gerade in dieser Hinsicht aber ist das Lesen der Bibel eine unendliche und wohl die sicherste Quelle des Trostes. Ich wüßte sonst nichts mit ihr zu vergleichen. Der biblische Trost fließt, wenn auch ganz verschieden, doch gleich stark, auf eine doppelte Weise im Alten und Neuen Testament. In beiden ist die Führung Gottes, das Allwalten der Vorsehung, die vorherrschende Idee, und daraus entspringt in religiös gestimmter Gesinnung auch gleich die tiefe innere, durch nichts auszurottende Ueberzeugung, daß auch die Schicksale, durch welche man selbst leidet, doch die am weisesten herbeigeführten, die wohlthätigsten für das Ganze und den dadurch Leidenden selbst sind. In dem Neuen Testament hernach ist ein solches überschwäng-

liches Vorwalten des Geistigen und des Moralischen, es wird alles so einzig auf die Reinheit der Gesinnung zurückgeführt, daß was den Menschen sonst innerlich und äußerlich betrifft, wenn er jenem mit Ernst und Eifer nachstrebt, vollkommen in Schatten zurücktritt. Dadurch verliert auch das Unglück und jedes Leiden einen Theil seiner drückenden Einwirkung, und es schwindet auf jeden Fall alle Bitterkeit davon. Die unendliche Milde der ganzen Neutestamentlichen Lehre, die Gott fast nur von der erbarmenden Seite darstellt, und in der überall die aufopfernde Liebe Christi für das Menschengeschlecht vortritt, lindert, wie ein wohlthätiger Balsam, verbunden mit Christi Beispiel selbst, jeden Körper= und Seelenschmerz. Im Alten Testament kann sich dies allerdings nicht finden. Aber da erscheint wieder und doch auch immer mehr tröstend, als schreckend, die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers und Erhalters der Dinge, die durch die Größe und Erhabenheit der Vorstellung über das einzelne Unglück hinaushebt.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir den 21. d. M. zu schreiben, und muß diesmal wünschen, daß es nicht viel später sei, weil ich in den ersten Tagen des Decembers verreise, und dann Ihren Brief, der mir nachgeschickt werden müßte, später erhielte.

Leben Sie herzlich wohl. Mit den Gesinnungen, die, wie ich weiß, Sie lieben, und die nie in mir ändern werden, Ihr H.

Fünfundsechzigster Brief.

Tegel, den 6. December 1826.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren inhaltreichen Brief vom 19. v. M., den Sie am 21. geschlossen haben, bekommen und mit großem Interesse gelesen, und danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie sagen, daß mein letzter Brief Ihnen einige Tage später zugekommen, als es nach dem Datum hätte sein sollen. Der Fehler liegt gewiß am unrichtigen Abgeben. — — — — Verzeihen Sie, daß ich hierüber etwas weitläufig geworden bin. Es ist ein für allemal geschehen, und es ist mir wichtig, daß Sie nicht durch solche Verspätung beunruhigt werden.

Sie bemerken in Ihrem Briefe, daß vor dem Erscheinen Christi ein Umgang zwischen der Gottheit und einigen gleichsam bevorrechteten Personen stattgefunden, durch das Christenthum aber jeder, der in seinen Schooß aufgenommen sei, ein näheres Verhältniß zu dem höchsten Wesen erhalten habe. Ich halte dies für ungemein richtig. Zwar möchte ich nicht sagen, was eigentlich von jener engern und persönlichen Gemeinschaft der Erzväter mit Gott, wie sie das Alte Testament schildert, zu halten sei. Diese Erzählungen des ersten Theils der Schrift haben in jeder Rücksicht, welches auch ihr Ursprung sein möge, eine so ehrwürdige Heiligkeit, daß man dem Zweifel an der Wahrheit keinen Raum giebt, wohl aber ungewiß bleiben kann, was Eigenthümlichkeit der Vorstellungs- und Darstellungs-

weise, bildlicher oder eigentlicher Ausdruck sei. Denn bei so alten Ueberlieferungen, und die sich doch auch wiederum vermuthlich Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt haben, ehe sie aufgezeichnet worden sind, läßt sich der wahre Sinn von der äußern Einkleidung schwer und wenig unterscheiden. Das aber ist eine gewisse und tröstliche, und im höchsten Grade heilsame Wahrheit, daß durch das Christenthum alle Segnungen der Religion eine durchaus allgemeine Wohlthätigkeit erlangt haben, daß alle innere und äußere Bevorrechtung aufgehört, und jeder ohne Unterschied Gott so nahe zu stehen glauben kann, als er sich ihm durch seine eigene Kraft und Demuth im Geist und in der Wahrheit zu nähern vermag. Es ist überhaupt in Allem, im Religiösen und Moralischen, der wahrhaft unterscheidende Charakter des Christenthums, die Scheidewände, die vorher die Völker wie Gattungen verschiedener Geschöpfe trennten, hinweggeräumt, den Dünkel, als gäbe es eine von der Gottheit bevorrechtete Nation, genommen, und ein allgemeines Band der Nächstenpflicht und Nächstenliebe um alle Menschen geschlungen zu haben. Hier ist nun nicht mehr von bildlichen Darstellungen und nicht mehr von Wundern die Rede. Es herrscht hier die geistige Gemeinschaft, welche die einzige ist, deren der Mensch wahrhaft bedarf, und zugleich diejenige, der er immer durch Vertrauen und Wandel theilhaftig werden kann. Ich gestehe daher auch, daß ich nicht in die Idee eingehen kann, als wäre oder als könnte nur noch jetzt eine engere Gemeinschaft zwischen Gott und Einzelnen sein, als die allgemeine, der schlichten Lehre des Christenthums angemessene, in die jeder durch Reinheit und Frömmigkeit der Gesinnung tritt. Es wäre ein gefährlicher Stolz, sich einer solchen andern und besondern theilhaftig zu glauben, und das Menschengeschlecht be-

darf dessen nicht. Frömmigkeit und Reinheit der Gesinnung und Pflichtmäßigkeit des Handelns, selbst schon Streben nach beiden, da das vollendete Erreichen keinem gelingt, sind alles, den Menschen, einzeln und in der Gesammtheit, Nothwendige, und alles dem höchsten Wesen, wie wir es uns denken müssen, Wohlgefällige. — Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. December nach Hadmarsleben bei Halberstadt, und bemerken auf dem Couvert, daß der Brief bis zu meiner Ankunft aufgehoben wird. Hadmarsleben ist ein Gut meiner Frau, wo ich mich einige Tage aufhalten werde. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Sechsundsechzigster Brief.

Rudolstadt, den 2. Januar 1827.

Das neue Jahr hat begonnen, und ich wünsche Ihnen, liebe Charlotte, von ganzem Herzen Glück dazu. Mögen Sie es heiter, sorglos und vor allem in ungestörter Gesundheit durchleben. Ich hoffe, daß die Erfüllung dieser Wünsche wahrscheinlich ist. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Was Ihre übrige Zufriedenheit betrifft, so ist sie Ihnen größtentheils durch die stille Beschäftigung gesichert, die Sie sich durch Ihren Geist und durch die Gefühle Ihres Herzens zu geben wissen, und was ich durch unsern Briefwechsel oder sonst zu Ihrer größern Heiterkeit beitragen kann, das werde ich auch in diesem Jahr, wie immer, mit herzlicher Freude thun. Meine Gesinnungen für Sie sind keiner Aenderung fähig, und Sie können mit Sicherheit auf die gleiche Fortdauer derselben rechnen. Ich bitte Sie mir auch die Ihrigen unverändert zu erhalten, da ich nie aufhören werde, einen großen Werth darauf zu legen. Unser Verhältniß hat einen so frühen Ursprung, und hat sich auf eine so seltene Weise erhalten und erneuert, daß ich es immer zu den merkwürdigen und sehr erfreulichen Ereignissen meines Lebens rechnen werde. Niemand kann leicht der Vergangenheit größere Rechte einräumen, die Erinnerung daran mehr ehren, und lieber in die Tage der Jugend zurückgehen, als ich. — — — — — — —

Ein Jahr scheint ein so kleiner Abschnitt des Lebens, und ist es auch gewissermaßen, da Tage, Wochen und Monate so unglaublich schnell verschwinden. Es ist aber doch wieder ein so wichtiger Abschnitt, da auch der längst Lebende nicht so viele dieser Abschnitte zusammensetzt. Es fängt auch freilich mit jedem Tage gewissermaßen eben so gut, als mit dem ersten Januar, ein neues Jahr an, aber es ist dennoch nicht abzuleugnen, daß das Schreiben einer neuen Jahreszahl immer etwas in sich trägt, das den Bedächtigen und gern Ueberlegenden in Nachdenken versetzt. Es ist überhaupt sehr meine Art, mich von Epoche zu Epoche zusammen zu fassen, und irgend etwas Neues in meinen Vorsätzen zu beginnen, und ich habe oft gefunden, daß es immer seinen Nutzen hat, wenn auch nicht immer alle Vorsätze in Erfüllung gehen oder durchaus dauerhaft sind. Es giebt auch mehr oder minder günstige Jahre, und das beweist sich, wie ich oft im Leben bemerkt habe, manchmal an gewissen Anzeichen, wenn sie auch augenblicklich unbedeutend und vorübergehend scheinen, in den ersten Tagen, wo die neue Jahreszahl beginnt. Sie werden das vielleicht etwas abergläubig finden, aber es ist es doch nicht so ganz und so sehr. Die Unfälle, die den Menschen betreffen, kommen weit mehr, als man es denken sollte, aus ihm selbst. Es giebt ein geheimes und unbemerktes Einwirken des Menschen auf die Dinge, was man ihm nicht Schuld geben kann, weil es nicht innerhalb seines Bewußtseins liegt, aber was doch von ihm kommt. Ist nun die Stimmung innerlich eine ungünstige, düstere, von Heiterkeit fern, so bringt sie auch so etwas im Aeußern hervor; wenn man das Leben nicht leicht, oder doch wenigstens ruhig und gleichmüthig mit einer gewissen Kälte, als wäre einem Glück und Unglück ziemlich gleich, aufnimmt, so stellt es sich nicht

blos in sofern noch drückender und lastender, daß man es schwerer empfindet, sondern es begegnet einem, meiner Erfahrung nach, auch mehr Widerwärtiges. Auf große Dinge mag das, wie ich wohl glauben will, keinen Einfluß haben, aber auf die kleinern, die doch auch überwunden sein wollen, scheint es mir nicht abzuleugnen zu sein. — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Der Ort, von dem ich Ihnen, liebste Charlotte, schreibe, wird Ihnen wohl dem Namen nach, sonst aber wahrscheinlich nicht bekannt sein. Er liegt so, daß man selten und nur durch besondere Veranlassungen hinkommt, und in dem halb gebirgigen Lande ist auch der Zugang rauh und unwegsam. Ich bin allein hier, ohne jemand der Meinigen und gehe übermorgen wieder fort. Die verwittwete Fürstin ist eine der Frauen, wie man sie sehr selten findet. Ich kenne sie seit meiner Verheirathung. Wir heiratheten in derselben Zeit, und ich war unmittelbar nach meiner Verheirathung mit meiner Frau, mit der sie sehr freundschaftlich verbunden ist, einige Wochen hier, so daß mir der Ort auch wegen dieser Erinnerung sehr lieb ist. Die Fürstin war sehr jung, ungemein liebenswürdig und schön. Als ich mit meiner Frau später in Rom war, kam sie mit dem Fürsten auf einige Monate hin, und wir lebten auch da viel mit einander. Bald nachher wurde sie Wittwe, und während der Minderjährigkeit des Prinzen Regentin des Landes. Sie führte in den schwierigsten Zeiten diese Regentschaft mit großer Klugheit, und stets mit der Güte und Wohlthätigkeit, durch welche Fürsten, besonders in kleinen Ländern, sich von ihren Unterthanen auch persönlich verehrt und geliebt machen können. Seit der Fürst die Regierung übernahm, und die Erziehung der andern Kinder vollendet

ist, lebt sie blos sich selbst, arbeitet und studirt für sich, sie besitzt sehr viele Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eigenen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher auch eigentlich kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freisten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch nur noch mehr eigen wird. Sie leidet jetzt sehr an den Augen, was sie unglücklicherweise sehr am Lesen und Schreiben hindert. Sie hat dabei noch einen andern, ganz wunderbaren Zufall, nämlich daß sie seit mehrern Jahren durchaus nicht fahren kann. Sie hat das Unglück gehabt, damals durch ein wunderbares Ungefähr unmittelbar vor ihrem Schlosse sehr gefährlich umzuwerfen. Sie hat dabei nichts gebrochen, aber einen so heftigen Stoß und eine so gewaltsame Erschütterung bekommen, daß ihr seitdem, so oft sie versucht hat in den Wagen zu steigen, kurz darauf übel wird und sie in Ohnmacht fällt. Sie hat also ganz auf alles Fahren verzichtet und entfernt sich nur so weit von ihrem Wohnort, als sie zu Fuß gehen kann. Vermuthlich haben die Nerven des Rückgrates gelitten, und gerathen durch die Erschütterung, die der Wagen doch immer giebt, in eine krankhafte Stimmung, die sich dem Gehirn mittheilt. Rudolstadt selbst ist eine der schönern und sehr schönen Gegenden Deutschlands, ich habe es in allen Jahreszeiten gesehen, und es ist sogar jetzt mitten im Winter sehr schön, obgleich dann blos ernst und feierlich, durch den prächtigen Kreis schöner und nahe liegender Waldgebirge. Ganz vorzüglich ist die Ansicht vom Schloß, das

auf einem bedeutend hohen Berge liegt. Der Fürst hat aber ein anderes Schloß, etwa 3 Meilen von hier, das alte Stammhaus der Familie Schwarzburg. Das liegt noch eigenthümlicher, mitten in Wäldern auf einer mäßigen Anhöhe, die eine schöne Wiese voll Wildpret und einen rauschenden Bergbach, die Schwarze, vor sich hat, aber in sehr kleiner Ferne von hohen, meist mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Ich war dort einmal vor vielen Jahren mit der Fürstin und ihrer Familie eine Woche im Sommer, und fand es ungemein schön. Wenn die edle Fürstin jetzt dies Schloß besuchen will, geht sie zu Fuß in zwei, drei Tagereisen dahin.

Ihren lieben Brief werde ich erst in mehrern Tagen empfangen, es thut mir immer sehr leid, auch habe ich gern einen Brief von Ihnen bei mir, wenn ich selbst schreibe; aber meine Reise hat sich gegen meinen Willen verlängert. Ich bitte Sie mir jetzt so zu schreiben, daß Ihr Brief den 25. oder nur wenige Tage später in Berlin eintrifft. Leben Sie wohl, beste Charlotte. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Siebenundsechzigster Brief.

Berlin, den 28. Januar 1827.

Ich habe, liebste Freundin, Ihre beiden Briefe richtig empfangen, obgleich den ersten vom 20. December v. J. sehr spät, da ich meinen Reiseplan nicht so, wie ich ihn machte, ausgeführt habe, und gar nicht nach Hadmarsleben gekommen bin. Er ist mir hierher nachgeschickt worden. Nun bleibe ich bis zur Mitte des Sommers hier und in Tegel, und unser Briefwechsel ist bis dahin gegen Störungen dieser Art gesichert. Es hat mich sehr gefreut zu sehen, daß Ihre Gesundheit wenigstens leidlich ist, und daß die Veränderlichkeit der Witterung und der viele Sturm, der sonst reizbaren Konstitutionen zu schaffen macht, Ihnen nicht sehr nachtheilig geworden ist. Ich liebe den Winter zwar gar nicht, und habe von Kindheit an für die angebliche Schönheit eines Wintertags keinen Sinn gehabt. Die Kälte ist mir in sofern gleichgültig, als ich mich ihr nie anders als so verwahrt aussetze, daß sie mir nichts anhaben kann, und als ich mir sogar im Zimmer den traurigen und einförmigen Anblick des Schnees durch Gardinen verschließe. In der Stadt ist es mir überhaupt heimlicher, wenn ich von meinem Zimmer aus nichts davon erblicke. Es ist da nur die Nacht schön, wo der Mensch und das gewöhnliche Treiben des Gewühls verschwinden und der gestirnte Himmel den Anblick der reinen Natur giebt. Am

Tage freut der Anblick aus dem Fenster nur auf dem Lande. Diese Gewohnheit, mich in der Stadt auf den Genuß der Nacht zu beschränken, habe ich schon sehr früh gehabt. Schon als ganz junger Mensch saß ich, so oft ich die Stadt bewohnen mußte, die Tage über, wenn ich nicht in Gesellschaft war, in meinem Zimmer, durchstrich aber fast regelmäßig, sogar im strengen Winter, mehre Stunden lang des Nachts die einsamen Straßen. Es freut mich ungemein, daß Sie die gleiche Neigung mit mir für den gestirnten Himmel haben. Wem dieser innere Sinn nicht erschlossen ist, entbehrt eine sehr große, und eine der reinsten und erhabensten Freuden, die es giebt. Auch eignet sich dieser höhere Genuß recht eigentlich für Ihr Gemüth und Ihr Stillleben. Mit großem Interesse habe ich wieder bei dem Ueberblick Ihrer arbeitenden Beschäftigung verweilt, den Sie so gut sind, mir allemal beim Abschluß des alten und Beginn des neuen Jahres zu geben. Es hat mich aber geschmerzt zu sehen, daß Sie bei sehr großer und übermäßiger Anstrengung weniger Gewinn davon gehabt haben, als die frühern Jahre. Solche Bemerkungen thun mir immer unendlich weh. Wie sehr ich Fleiß und Arbeit liebe, wie hoch ich beides besonders an Ihnen, gute, liebste Charlotte, ehre, so möchte ich Sie doch am Abend Ihres Lebens nach einem heißen Mittag gern in einer ruhigern Lage wissen, und darum kann ich es auch nicht billigen, wenn Sie Ihrem Geschäfte noch eine größere Ausdehnung zu geben bemüht sind. Glauben Sie mir, theure Charlotte, daß ich Ihr Zartgefühl empfinde und ganz würdige, aber sprechen Sie sich mit Vertrauen über Ihre äußere Lage aus. Sie halten mich ja werth, mir das Höhere, Ihr Inneres, zu zeigen, woran ich eine wahre und große Freude habe. Sie können sich in Wahrheit ge-

gen niemand aussprechen, der einen größern Antheil an allem nehme. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

In einer Korrespondenz, wo weder von wissenschaftlichen Gegenständen, noch von Geschäften die Rede ist, berührt man Begriffe, Ideen, Gesinnungen und Empfindungen, und theilt sich offen mit, was in dem Geschriebenen besser, was weniger zu billigen wäre. Es versteht sich, daß so etwas immer nur die eigene Meinung ist, die auch eine irrige sein kann. Man kann aber nun einmal nur aus der eigenen Meinung heraus so lange urtheilen und schreiben, bis man sie durch eine bessere berichtigt findet.

Die Vorsehung begünstigt gewiß nicht Einzelne, sondern die tiefe Weisheit ihrer Rathschläge dehnt sich auf die Zurechtweisung und Veredlung Aller aus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zulassung des Bösen in der Welt, die Straflosigkeit des Lasterhaften, so wie das Unglück der Guten in der Welt, sind von jeher Aufgaben gewesen, die der Mensch bald so, bald anders in der Weltregierung zu lösen versucht hat.

Mir ist es immer als das sicherste Mittel vorgekommen, sich in inniger Demuth auf die unerforschliche, aber sichere Weisheit der göttlichen Rathschläge und auf die natürliche Betrachtung zu beschränken, daß wir in diesem Le-

ben nur einen so kurzen Theil des menschlichen Daseins übersehen, daß derselbe gar kein Urtheil über das ganze zuläßt.

Sie bemerken sehr richtig, daß ein Wintertag doch auch seine Freuden habe. Einförmig ist der Schnee freilich, aber auch rein, und wie ein Bild unberührter Fleckenlosigkeit, wenn er frisch gefallen und noch unbetreten ist. In der Schweiz sehen jene weißen Decken an den hohen Gebirgen, die nicht leicht ein Menschenfuß erreicht, sehr schön aus. Ihr Vergleich mit einem Leichentuch ist mir aufgefallen. Er war mir neu. Aber wenn nun der Schnee ein Leichentuch wäre, ist es keine unerwünschte Erinnerung. Die Natur liegt wie in Todesstarrheit im Winter, und wenn die große Natur in ihrem regelmäßig wiederkehrenden Laufe die Erinnerung an den Tod herbeiführt, erscheint er dem Geist und der Einbildungskraft nur wie eine nothwendige Verwandlung, eine Enthüllung eines neuen, vorher nicht geahndeten Zustandes.

Ich muß mich neulich nicht deutlich ausgedrückt haben, wenn Sie, liebe Charlotte, glauben, ich hätte gewissermaßen bestritten, daß die allwaltende Vorsehung die Schicksale der Menschen auch ganz im Einzelnen leite. Auch nach meiner festen Ueberzeugung kann darauf der Mensch mit Sicherheit bauen, es liegt in der Idee des Weltschöpfers und Welterhalters, es geht aus vielen Stellen der Bibel, des Alten und Neuen Testaments, hervor, und ist nicht nur eine sichere und fest gegründete, sondern auch tiefe und trostreiche Wahrheit, über welche kein Zweifel bleibt, und Sie haben gewiß recht, wenn Sie sagen, der Glückliche bedarf den Glauben, um nicht übermüthig zu werden, der

nicht Glückliche aber als Halt, und der Unglückliche um nicht zu erliegen. Wenn auch jeder auf seine Weise sich diese göttliche Theilnahme und Fürsorge denkt, so sind das nur unbedeutende Verschiedenheiten der individuellen Ansicht. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, zu der wir gehören, daß unsere kleinsten und größten Schicksale darin mit verwebt sind, daß daher alles, was geschieht, gut und uns, sei es auch schmerzhaft, wohlthätig sein muß, endlich daß sein Wohlgefallen an uns, und wo nicht aus andern gleich weisen Gründen Ausnahmen eintreten, auch der Segen oder Unsegen, der uns trifft, von der Pflichtmäßigkeit unserer Handlungen, noch mehr aber von der Reinheit unserer Gesinnung abhängt. Darin können unsere Meinungen nicht von einander abweichen. Was ich sagte, bezog sich nur auf das, was Ihr früherer Brief enthält, wo Sie anzunehmen schienen, daß die Gottheit gleichsam einen Unterschied unter den Menschen zu machen scheine und manche durch eine strengere Schule leite. Sie hatten dies nicht einmal als Ihre Meinung ausgesprochen, sondern nur als eine der versuchten Erklärungsarten der von Ihnen erwähnten Erscheinungen. In die Ansicht nur könnte ich nie einstimmen, daß die Gottheit sich um Einige weniger kümmert, als um Andere. Gott kann, und das liegt in der Sache selbst, sein Wohlgefallen mehr auf die richten, die dadurch, daß sie ihm anhängen, eine größere Liebe, Innigkeit und Reinheit des Gemüths beweisen, aber eine ungleiche Vertheilung seiner leitenden, sorgenden, belohnenden und strafenden Fürsorge läßt sich nicht, weder mit den Begriffen von seiner Allmacht, noch mit denen von seiner Gerechtigkeit in Vereinigung bringen. Im Alten Testament kommt allerdings von Auserwählten Gottes vielleicht auch

in diesem Sinne vor, allein diese Stellen hängen auch zum Theil mit der jüdischen Idee des auserwählten Volkes Gottes zusammen, und dann braucht auch dieser Begriff der Auserwählung nicht gerade jenen ausschließenden Sinn, sondern nur den zu haben, daß die Auserwählten diejenigen waren, welche sich durch ihre Herzensreinheit und Frömmigkeit am meisten der Liebe Gottes würdig gemacht und sein Wohlgefallen auf sich gezogen hatten. Im Neuen Testament kommen Stellen, aus denen man auf eine ungleiche Sorge Gottes in den waltenden Fügungen seiner Vorsehung schließen könnte, wohl nicht vor. Wenn es bei einer oder der andern dies Ansehen haben sollte, ist sie wohl anders zu erklären. Der tröstende Gedanke aber bleibt fort und fort, daß Gott auch widrige und schmerzliche Schicksale nur aus Liebe sendet, um unsere Gesinnungen zu läutern. So, liebe Charlotte, habe ich die Sache verstanden, die in ein Paar unserer Briefe von uns besprochen worden ist, und so sollte ich denken, stimmte sie auch mit Ihren Ansichten und Ueberzeugungen vollkommen überein.

Achtundsechzigster Brief.

Tegel, den 18. März 1827.

Sie kennen schon meine Neigung bisweilen auf dem Lande zu sein, und so wird es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen von Tegel jetzt schreibe. Ich bin indeß nur auf ein Paar Tage hier und habe eigentlich die Stadt noch nicht verlassen. Wenn gleich die Witterung rauh ist, so hindert mich das nicht, alle Tage spazieren zu gehen, nämlich hier und so lange und so oft ich hier bin.

Der See, der in meinen Besitzungen ist, ist natürlich jetzt wieder ganz frei von Eis. Das ist immer ein Schauspiel, an dem ich mich sehr erfreue, dies Befreitwerden des Wassers von den Banden, die ihm im Winter seine schöne Beweglichkeit rauben und es dem festen Lande gleich machen. Man fühlt ordentlich die wiedergegebene freie Bewegung mit und ist der rauhen Starrheit gram, welche das zarte, hingleitende Element, so tief sie ihren Einfluß auszuüben vermag, um den schönsten Theil seiner eigenthümlichen Natur bringt. Man sagt gewöhnlich, das Wasser trennt die Länder und Orte, aber es verbindet sie eher, es bietet eine viel leichter zu durchschneidende Fläche dar als das feste Land, und es ist ein so hübscher Gedanke, daß, wie weit auch die Ufer von einander entfernt sind, die Welle, die mir die Füße bespült, in kurzer Zeit am gegenüberstehenden Gestade sein kann.

Mit Vergnügen lese ich in Ihrem Briefe, daß Sie mit dem Plan einer kleinen Reise nach Offenbach beschäftigt sind, und bitte Sie, doch ja Ihren Vorsatz nicht aufzugeben,

auch glaube ich, daß Sie, liebe Charlotte, einmal einer Erholung bedürfen, oder eine solche wenigstens sehr wohlthätig auf Sie wirken würde. Ich empfinde recht wohl, daß Sie darum auf keine Weise unzufrieden mit Ihrer Lage, oder Ihrer Beschäftigung überdrüssig sind. Allein es ist doch in den Menschen so. Wenn sie eine lange Zeit hindurch dieselbe Sache, auch ohne Widerwillen, sogar mit Vergnügen getrieben haben, so bemächtigt sich ihrer dennoch eine durch die Einförmigkeit bewirkte Ermüdung, und neue, auch nur auf eine kurze Zeit genossene Gegenstände geben den Gedanken und der Empfindung eine neue Spannung, die gewöhnlich auch auf den Körper zurückwirkt. Die Wahl von Offenbach finde ich sehr angemessen, da Sie dort eine innig mit Ihnen verbundene, liebe, vertraute Freundin haben; es ist ein angenehmer Ort in einer sehr hübschen Gegend, auch nicht sehr weit von Ihnen entfernt. Ich war sehr oft da, zum erstenmal in demselben Jahre, wo ich Sie in Pyrmont sah, im Jahre 1788. Ich besuchte dort die als Schriftstellerin bekannte Frau von La Roche, die ich auch viele Jahre später dort wieder sah, als ich mit meiner Frau und Familie von Paris zurückkam. Sie war eine geistreiche und noch im hohen Alter unendlich lebendige Frau, und hatte etwas ganz besonders Angenehmes und Liebenswürdiges, wenn man sie mitten im Kreise ihrer Kinder und Enkel sah. Ein Sohn, wenig älter als ich, lebt noch hier in Berlin in sehr genauer Freundschaft mit mir, ist glücklich verheirathet und in jeder Rücksicht ein trefflicher Mensch. — Ich wünsche von Herzen, daß Sie das Vorhaben ausführen.

Neunundsechzigster Brief.

Berlin, den 10. April 1827.

Ich habe Ihren Brief, liebe Charlotte, den Sie nach meinem Wunsch am 3. abgeschickt haben, richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Der heitere, zufriedene Ton, der darin von der ersten bis zur letzten Zeile herrscht, hat mir eine ganz besondere Freude gemacht. Da ich, wie Sie wissen, an Ihnen und Ihrem Wohlergehen so lebhaften Antheil nehme, so ist mir das natürlich das Wichtigste, woraus ich Ihre Stimmung erkenne. Wenn auch Ihre Lage jetzt durch Ihre Talente, Fleiß und Anstrengung so ist, daß sie nicht außerordentliche Störungen fürchten läßt, so läßt sie doch sehr viel zu wünschen übrig, und selbst in der gleichförmigsten Lage können doch Dinge vorkommen, welche selbst ohne Krankheit und Mißgeschicke die Stimmung verändern und wehmüthig machen. Die wehmüthige Stimmung aber begegnet gerade den edelsten Gemüthern am meisten, und es läßt sich nichts dagegen sagen, wenn man sie auch des Glücks der Personen selbst wegen, die sie befällt, wegwünscht. Es scheint mir aber, als wären Sie schon seit längerer Zeit viel gleichförmiger gestimmt, als im Anfang unsers brieflichen Umgangs. Es ist sehr gütig und liebevoll von Ihnen, und gereicht mir zur Freude, daß Sie es dem Einfluß zuschreiben, den Sie mir so willig gestatten. Das Verdienst ist auf Ihrer Seite; Ihre Seele ist so klar und empfänglich wie Ihr Gemüth, und so sind Sie jeder Ueberzeugung und jeder Wahrheit immer offen. Ich liebe die Heiterkeit ungemein. Es ist nicht gerade die

laute, die sich wie genießende Fröhlichkeit ankündigt, sondern die stille, die sich so recht und ganz über die innere Seele ergießt. Ich liebe sie in Andern und mir vorzüglich der größern Klarheit wegen, die in der Heiterkeit immer die Gedanken haben, und die für mich die erste und unerläßliche Bedingung eines genügenden Daseins im Leben für sich und im Umgange mit Andern ist. Die Wehmuth führt auch bisweilen eine und oft noch größere Klarheit mit sich. Man sieht und empfindet die Dinge in ihrer Nacktheit, wenn das Gemüth so tief in sich bewegt ist, daß der Schleier zerreißt, der sie sonst verhüllt. Aber es ist dies, wie ich es nennen möchte, eine schmerzliche Klarheit, die theuer erkauft werden muß, und sie zeigt die Gegenstände auch nur im Augenblicke und vorübergehend, wie man auch augenblicklich in die Tiefe des Himmels schaut, wenn der Blitz die Wolken zerreißt. Davon ist die leichte Klarheit ruhiger Heiterkeit himmelweit verschieden. Diese zeigt die Dinge theils, als gingen sie fremd vor einem vorüber, theils als besitze man Stärke genug, sich nicht von ihnen bewegen zu lassen. Auf beide Weisen geht die Masse der Ereignisse wie ein Schauspiel vorüber, und das ist eigentlich die des Menschen würdigste Art, sie anzusehen, ohne lange bei ihnen zu verweilen oder sich gar in sie zu vertiefen, immer eingedenk, daß es ein ganz anderes und würdigeres geistiges Gebiet giebt, in dem der Mensch wirklich sich heimathlich zu fühlen bestimmt ist. Wenn man das Fremde so nimmt, und dasjenige, was Antheil der Freundschaft und Zuneigung nur in der That zur Wirklichkeit macht, die sich auf keine Weise mehr als Schauspiel behandeln läßt, nicht mehr blos die Phantasie und den Gedanken in Anspruch nimmt, sondern warm und lebendig das Herz ergreift, so behandelt man das Leben vielleicht auf die unter allen zweckmäßigste

Art. Es ist mir für die Erhaltung und Fortdauer Ihrer Heiterkeit, liebste Charlotte, sehr lieb, daß Sie sich mit dem Plane Ihrer kleinen Reise beschäftigen. Es würde Ihnen diese Beschäftigung selbst zur Entschädigung dienen, im Fall sich der Ausführung des Projects etwas entgegenstellte. Ich kann mir aber das nicht denken, da die Sache so ungemein einfach ist. Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über Offenbach sagen, hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich wußte nicht, daß der Isenburger Hof das ehemalige Haus der Frau von La Roche war. Es ist sehr hübsch und sehr natürlich von Ihnen, daß Sie alles lebhaft bei Ihrem Dortsein und Wohnen in dem Hause interessirte, so daß Sie bei allen Details verweilten, da die Schriften der La Roche, wie Sie mir sagen, Ihnen in der Jugend nicht nur großes Vergnügen gewährten, sondern bildend auf Sie wirkten. In gut gearteten Gemüthern bewahrt und erhält sich dann eine dankbare Anhänglichkeit. Gerade der Garten, von dem Sie reden, ist das Einzige, dessen ich mich deutlich erinnere. Ich sah die Frau von La Roche zum letzten Male darin, als ich im Jahre **1801** mit meiner Frau und Familie aus Paris zurückkam. Es war eine Laube im Garten, in der wir saßen. Sie erinnern mich an das, was Goethe in seiner Biographie, Wahrheit und Dichtung, von der Familie La Roche sagt, wo er bei seiner Rückkehr von Wetzlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte und freundschaftlich aufgenommen war. Sie sind, wie es scheint, nicht ganz zufrieden mit Goethe, und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienglieder darstellt.

Leben Sie für heute herzlich wohl, und schreiben Sie mir doch den 24. d. M. Mit der herzlichsten und immer unveränderlichen Theilnahme Ihr H.

Siebenzigster Brief.

Berlin, den 2. Mai 1827.

Tausend Dank, liebe Charlotte, für Ihren mir sehr erwünscht gewesenen Brief vom 24. v. M. Ich habe es immer sehr gern, wenn ich, indem ich einen Brief schreibe, einen zur Beantwortung vor mir habe. Wenn auch unser Briefwechsel selten etwas enthält, worauf eigentlich eine Antwort erforderlich wäre, so ist doch ein Briefwechsel seiner Natur nach immer eine Erwiderung, und man schreibt weniger gern, wenn der Faden für den Augenblick abgerissen ist und von neuem angeknüpft werden muß. Das begegnet mir nun durch Ihre liebevolle Aufmerksamkeit nie, sondern unsere Briefe wechseln sich regelmäßig ab. Ich bin überzeugt, daß wenn manche Menschen wüßten, daß wir uns so regelmäßig schreiben, ohne über wissenschaftliche oder Geschäftsgegenstände zu reden, noch uns Thatsachen mitzutheilen, sie gar nicht begreifen würden, was man sich sagen könne, wenn man sich scheinbar nichts zu sagen hat. Recht wenige Menschen haben einen Begriff und einen Sinn für die Mittheilung von Gedanken, Ideen und Empfindungen, wenn es ihnen auch auf keine Art an Verstand, Geist und Regsamkeit für alle Gefühle fehlt, für welche der Mensch empfänglich zu sein pflegt. Es gehört zum Gefallen an solchen Mittheilungen noch mehr, nämlich die Neigung, das, was man selbst denkt und fühlt, gern außerhalb des eigenen Seins im Andern zu erblicken. Bei

einem Umgange, wie es der zwischen uns Beiden ist, ist es nicht eben der Wunsch, etwas in den Andern zu verpflanzen, Meinungen in ihm zu begründen, zu befestigen oder zu zerstören, wenigstens fühle ich keinen solchen Hang und solches Bemühen in mir. Aber was ich deutlich fühle, ist ein großes und in der Liebe zu gefaßten Meinungen selbst gegründetes Verlangen, was ich über Gegenstände innern Bewußtseins meine und empfinde, mit den Erfahrungen und der Vorstellungsweise Anderer zu vergleichen. Es kommt einem nun gewissermaßen in sich gesicherter vor, was man mit dem Vorstellen und dem Denken Anderer zusammen hält, und wenn es keinen andern Grund gegenseitiger Mittheilung im Menschengeschlecht gäbe, so wäre schon dies gewiß ein hinlänglicher. Es hat auch gewissermaßen das Schreiben darin einen Vorzug vor dem mündlichen Gespräch. Es vereinigt die Vorzüge des letztern mit denen des einsamen Nachdenkens, die doch gleichfalls unverkennlich sind. Man hat für alles, was die Mittheilung der Gedanken und Empfindungen betrifft, den Andern nicht wieder gegenwärtig, als wenn man persönlich bei einander ist, und zu der Sammlung und dem Festhalten der eigenen Gedanken trägt doch unfehlbar das Alleinsein, und selbst, daß man den Faden seiner Gedanken ruhig ausspinnen kann, ehe ein Anderer dazwischen tritt, bei.

Es ist mir sehr erfreulich gewesen zu sehen, daß es Ihnen lieb war, meinen Brief gerade in den Feiertagen zu erhalten. Es war das meine Absicht. Ich weiß, daß Sie sich in den Festtagen Muße, Ruhe und Erholung erlauben, die Sie, gute Charlotte, so oft ersehnen — und ihrer so selten theilhaftig werden, — ich weiß auch, daß Ihnen das Pfingstfest besonders lieb ist in seiner geistigen Bedeutung, und nun erkenne ich mit Vergnügen, daß so die Tage in

Heiterkeit still an Ihnen vorübergegangen sind, und mein Brief und dessen Beantwortung Ihre zufriedene, heitere Stimmung vermehrt hat. Ich gestehe Ihnen, daß Ihre einfache Zufriedenheit mir stets erfreulich, oft rührend ist. Sie geht aus Ihrem Innern hervor, wodurch sich das Aeußere gestaltet. Ich theile ganz Ihre Meinung, daß die Einrichtung bestimmter Ruhetage, selbst wenn sie gar nicht mit religiöser Feier zusammenhinge, eine für jeden, der ein menschenfreundliches, auf alle Klassen der Gesellschaft gerichtetes Gemüth hat, höchst erfreuliche und wirklich erquickende Idee ist. Es giebt nichts so Selbstisches und Herzloses, als wenn Vornehme und Reiche mit Mißfallen, oder wenigstens mit einem gewissen verschmähenden Ekel auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbst die Wahl des siebenten Tages ist gewiß die weiseste, welche hätte gefunden werden können. So willkürlich es scheint und bis auf einen Punkt auch sein mag, die Arbeit um einen Tag zu verkürzen oder zu verlängern, so bin ich überzeugt, daß die sechs Tage gerade das wahre, den Menschen in ihren physischen Kräften und in ihrem Beharren in einförmiger Beschäftigung angemessene Maß ist. Es liegt noch etwas Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menschen behülflichen Thiere diese Ruhe mit genießen. Die Periode wiederkehrender Ruhe über die Maße zu verlängern, würde eben so unhuman als thöricht sein. Ich habe dies sogar einmal an einem Beispiel in der Erfahrung gesehen. Da ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, so habe ich dort es erlebt, daß man auch diese Einrichtung, sich an die göttliche Einsetzung nicht kehrend, dem trocknen und hölzernen Decimalsystem untergeordnet hatte. Der zehnte Tag erst war es, was wir einen Sonntag nennen, und alle gewöhnliche Betriebsamkeit ging neun Tage lang

fort. Wenn dies eigentlich sichtbar viel zu viel war, so wurde von Mehreren, so viel es die Polizeigesetze erlaubten, der Sonntag zugleich mit gefeiert, und so entstand wieder zu vieler Müßiggang. So schwankt man immer zwischen zwei Aeußersten, wie man sich von dem regelmäßigen und geordneten Mittelwege entfernt.

Wenn dies nun aber blos nach schon vernunftgemäßen und weltlichen Betrachtungen hiermit der Fall ist, wie anders stellt sich noch die Sache nach den religiösen Beziehungen dar; dadurch wird die Idee, wie der Genuß der Feiertage zu einer Quelle geistiger Heiterkeit und wahren Trostes. Die großen Feiertage sind überdies mit so merkwürdigen Geschichtsereignissen verbunden, daß sie dadurch eine besondere Heiligkeit erhalten. Es ist gewiß die angemessenste Feier dieser Tage, in der Bibel selbst, in allen vier Evangelisten, die Erzählung derjenigen, auf welche sich das Fest bezieht, zu lesen, wie Sie mir schreiben, daß Sie zu thun pflegen seit vielen Jahren. In den Evangelisten ist namentlich die Uebereinstimmung in der Erzählung eben so merkwürdig als die Art, wie die Erzählung der einzelnen von einander abweicht. Die Uebereinstimmung bürgt für die Treue und Wahrheit, und in ihr liegt das Gepräge des Geistes, in dem alle diese unmittelbaren Zeugen, die Christus selbst sahen und begleiteten, schrieben. Allein dieser Geist, ob er gleich ein Geist der Einheit war, der Alle beseelte, hinderte doch nicht, daß sich nicht die eigenthümliche Aechtheit und Schönheit jedes einzelnen Erzählers hätte gehörig entfalten und darstellen können. Wirklich kann man, wenn man gewohnt ist die vier Evangelisten oft zu lesen, nicht leicht verkennen, von welchem eine Stelle ist, wenn man nur irgend eine solche auswählt, in der sich das Charakteristische einigermaßen zeigen läßt. Es scheint

mir auch aus Ihrem letzten Briefe, wie ich schon öfter bemerkt zu haben glaube, daß Sie dem Evangelium Johannis den Vorzug geben. Dieser Ausdruck ist zwar nicht passend, da in diesen Schriften mit Recht alles gleich geachtet werden muß. Allein es ist doch natürlich, daß der eine Erzähler das Herz und die Empfindung auf eine andere Art, als der andere anspricht, und alsdann läßt sich auch nach Individualitäten ein Unterschied im Eindruck fortsetzen. Ich theile ganz Ihre Meinung hierüber. Es ist gerade im Johannes, wenn man es so nennen darf, etwas vorzüglich Seelenvolles.

Sie erinnern mich, liebste Charlotte, daß ich Ihnen noch Antwort schuldig bin auf eine Stelle Ihres frühern oder vorletzten Briefes, und nennen es sehr gütig Berichtigung Ihrer Meinungen über wichtige Wahrheiten. Lassen Sie es mich richtiger sagen, es ist der Wunsch, daß wir auch hier gleicher Meinung sein mögen, wie wir es gewiß meist sind über wichtige Wahrheiten. Ich erkenne, und immer mit großer Freude, daß Ihre Ansichten die Resultate eines geläuterten tiefen Nachdenkens sind, das sich die Gegenstände, die es auswählt, mit dem Lichte eines klaren Verstandes beleuchtet. Unter dem Frieden, dessen ich erwähnte und worauf Sie zurück kommen, verstehe ich allerdings den, welcher an den beiden von Ihnen angeführten und sehr gut gewählten Stellen bezeichnet ist, nur auf die Weise, wie ich die Stellen nehme. Ich muß aber beide Stellen eigentlich mit einander verbinden, da eine allein die von mir damit verbundene Idee wenigstens nicht unmittelbar ausdrückt. Zuerst ist, wie es im Jesaias heißt, der Friede das Werk der Gerechtigkeit, er ist unmöglich ohne strenge Pflichterfüllung, unmöglich in jedem, da Strenge der Pflichterfüllung das Erste und Nächste ist. Dies aber

möchte ich nur den irdischen menschlichen Frieden nennen. Er muß die Grundlage sein, aber er ist nicht alles. Er wird gepredigt durch den Propheten, durch das voraus gehende Alte Testament; das Neue giebt erst die Vollendung. Das allein ist der Friede, den die Welt nicht giebt; ein unübertrefflicher Ausdruck. Was diesem Frieden angehört, ist von der Welt, dem äußern Glück und dem äußern Genuß geschieden, es stammt von einer unsichtbaren Macht her, allein die Gesinnung muß im Gemüthe vorhanden sein, daß man sein ganzes inneres Wesen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demuth und innerm Gehorsam wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Ausübung der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung des selbstischen Daseins unter das Gesetz und noch weit mehr unter das Anerkenntniß der höchsten alles beherrschenden und alles durchdringenden Liebe muß so vorwaltend sein, daß das ganze Wesen darin aufgelöst ist. Nur bei dieser Gesinnung kann man den von Jesus dargebotenen Frieden sich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Auslegung der schönen biblischen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmlische Friede senkte sich so von selbst und ohne alles Zuthun auf den Menschen herab. Wohl zwar senkt er sich also nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichsam wie Erdengüter durch eigenes Thun erworben werden. Er ist eine freie, himmlische, immer nur der Gnade entströmende Gabe. Allein der Mensch kann sie nicht erfassen ohne jene Gesinnung, er kann des Himmlischen nicht theilhaftig werden, so lange er irdisches Glück sucht. Besitzt er aber diese Gesinnung, so ist er wieder jenes Friedens gewiß, denn es ist recht eigentlich

von den himmlischen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdische muß schon, so viel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu Theil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Friede immer vom Menschen selbst ab, der Mensch braucht zu seinem Glücke im wahren Verstande nichts als ihn, und er braucht, um ihn zu besitzen, nichts als sich.

In dem, was Sie über das Glück sagen, haben Sie mich doch einmal mißverstanden, wie das ja auch bei den meisten und großen Uebereinstimmungen unter uns manchmal nicht anders sein kann. Was ich darüber denke, wende ich übrigens nur für mich an. Ich finde es für mich tröstend und ausreichend. Ich liebe es auf mir selbst zu stehen, und entbehre lieber, als ich an Hoffnungen hänge, die auch fehlschlagen können. Jeder mag darin seine Weise haben. Mit innigster Theilnahme Ihr H.

Einundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 23. Mai 1827.

Sie haben mir, liebe Charlotte, mit Ihrem Brief vom 12., 13. und 14. d. M. eine große Freude gemacht, für welche ich Ihnen herzlich danke. Ich habe mit großem Vergnügen daraus ersehen, daß Sie wohl und heiter sind, und das schöne und wirklich ungewöhnlich schöne Frühjahr genießen. Sie wundern sich nicht mit Unrecht, daß ich dieses Jahr später, als es die Jahreszeit zu erlauben schien, hierher gegangen bin. Indeß pflege ich gewöhnlich erst im Juni die Stadt zu verlassen. Es ist jetzt sehr schön hier, und eigentlich war es vor acht Tagen noch schöner. Es blühete da der Lila oder spanische Flieder, der gerade hier in großer Menge und Schönheit ist, er giebt für Auge und Geruch dem Garten immer einen großen Reiz. Ich entbehre das indeß wenig, denn ich kann nicht sagen, daß ich gerade auf einzelne Blumen sehr viel hielte. Die ganze Gartenkunst läßt mich ziemlich gleichgültig. Ich suche die großen Bäume, und ziehe noch mehr die eines freien Waldes den gepflanzten vor, und mein Vergnügen am Landleben ist mehr das freie und weite Herumgehen in einer angenehmen Gegend, als das Bekümmern um Pflanzungen und Blumenanlagen. Dies weite Herumgehen und die Freude an Bäumen habe ich nun hier sehr. Um mein Haus unmittelbar herum sind schöne, alte und doch noch in voller Kraft stehende Bäume in bedeutender Menge, und will ich weiter gehen, so habe ich dicht hinter meinem Park

einen großen, dem König gehörenden Wald. Die Bäume haben darin etwas so Schönes und Anziehendes, auch für die Phantasie, daß, da sie ihren Ort nicht verändern können, sie Zeugen aller Veränderungen sind, die in einer Gegend vorgehen, und da einige ein überaus hohes Alter erreichen, so gleichen sie darin geschichtlichen Monumenten und haben doch ein Leben, sind doch wie wir, entstehend und vergehend, nicht starr und leblos, wie Fluren und Flüsse, von denen sonst das im vorigen Gesagte in gleichem Maße gilt. Daß man sie jünger und älter und endlich nach und nach dem Tode zugehend sieht, zieht immer näher und näher an sie an. Gewiß aber ist es, um diesen Eindrücken offen zu bleiben, nothwendig, von Kindheit an oft und anhaltend auf dem Lande gewesen zu sein. Nur auf diese Weise verschwistern sich Gedanken und Empfindungen mit den uns in der Natur umgebenden Gegenständen. Sonderbar aber ist es, daß meine Liebhaberei nur auf die Bäume geht, die, da sie keine eßbare Frucht tragen, gewissermaßen wilde heißen können. Obstbäume haben höchstens in der Blüthe einen Reiz für mich. Es giebt zwar sehr große, und deren Wuchs in der That malerisch ist. Aber sie sagen mir nichts, ohne daß ich mir weiter einen Grund davon angeben könnte. Es liegt indeß vermuthlich darin, daß man die Obstbäume gewöhnlich nahe an Gebäuden findet, oder, daß sie doch immer die Kunst und Sorgfalt des Menschen verrathen, da die Seele und die Einbildungskraft die freie Natur fordert, an welcher der Mensch nichts gemodelt und nichts geändert hat. Es ist schon schlimm genug, daß so oft Bäume, die wirklich auf große Schönheit Anspruch machen können, durch Menschenhände und ewiges Behauen ganz um ihren freien und großartigen Wuchs gebracht werden. So ergeht es z. B.

den Weiden. Sie werden, wenn man sie frei und ungehindert wachsen läßt, zu starken, hohen und malerisch schönen Bäumen. Noch in meiner Kindheit gab es in Berlin selbst drei solche wirklich wundervolle Bäume, die aber auch jetzt nicht mehr vorhanden sind. Aber ich sehe, daß ich zwei volle Seiten über meine Liebhaberei an Bäumen geschrieben habe. Wüßte ich nicht, wie gut Sie sind, liebe Charlotte, so müßte ich fürchten, Sie zu ermüden, so aber rechne ich darauf, daß Sie gern lesen, was ich schreibe, meist meinen Ideen gern folgen, und sie in sich fortspinnen. Mir ist es ein sehr angenehmes Gefühl, mich so vor Ihnen ganz zwanglos gehen zu lassen, und zu Ihnen zu reden wie zu mir selbst. Aber ich habe Ihnen noch das Eine und Andere heute zu sagen, so werden Sie diesmal noch einen längern Brief, als gewöhnlich erhalten.

Ihr letzter Brief hat mir darin besonders Freude gemacht, daß Sie meine Meinung theilen in dem, was ich über den Werth einer schriftlichen Mittheilung, wie wir sie in unserm Briefwechsel aufgenommen, sagte. Auch haben Sie darin vollkommen recht, daß ein solcher brieflicher Umgang, der nie unterbrochen wird, zu einer gegenseitigen tiefern Kenntniß des Charakters führt. Wenn es gewiß nur Wenige sind, die an einem Briefwechsel wie der unsrige ist, Gefallen finden würden, so möchten ihn auch vielleicht wenig Frauen führen können. Es sind dazu doch Individualitäten erforderlich, die nicht Jedermanns Sache sind, vor allen andern auch eine Innerlichkeit des Lebens. Ich kenne Frauen, denen Niemand Geist absprechen kann, noch absprechen wird, sie besitzen viele und selbst gelehrte Kenntnisse. Im Gebiete der Wissenschaften ist Ihnen wenig fremd; sie haben alles gelesen, was in die neuere und frühere Zeit fällt, und selbst die Schriften und Schriftsteller

der Vorzeit sind ihnen bekannt, und ihre Unterhaltung ermüdet und ihre Briefe sind kaum zu lesen. Man fragt wohl, woran das liegt, und die Antwort ist nicht leicht. Gewiß aber ist die Sprache ein Haupterforderniß, und sie ist nicht Allen verliehen, und in der That mehr angeboren als angebildet. Sie haben die Sprache wohl das Kleid der Seele genannt. Es ist das eine ungemein richtige Bezeichnung, die mir sehr gefallen hat. Ihnen, liebe Charlotte, ist die Sprache vor vielen Andern geworden, und wenn auch, wie Sie mir wohl gesagt haben, Sie mit der neuen, modernen Lektüre unbekannt geblieben sind, zu der Ihnen keine Zeit übrig blieb, indem Sie auch nicht durch ihre Neigungen dahin gezogen wurden, so hat Ihnen das gar nicht geschadet, vielleicht ist das Eigenthümliche Ihnen dadurch gerade mehr erhalten. Ich selbst bin auch ganz unbekannt mit diesen Büchern. Es ist aber unverkennbar, daß Sie bei früherer, größerer Muße nur unsere besten Schriften gelesen, ja mit ihnen gelebt haben, so hat sich Charakter und Denkweise zugleich mit Sprache und Styl gebildet. Leben, Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Heft Ihrer Biographie. Es hat mich gar nicht überrascht, daß Sie mir sagen, wie Sie schon sehr früh die Neigung gehabt, in „ernsthafte" Korrespondenz zu treten, die nicht Erzählung von erlebten Begebenheiten, sondern Betrachtungen, Gedanken und dergl. enthalte. Jede Gelegenheit dazu haben Sie schon als Kind mit einer Art Leidenschaft ergriffen, und Ihre empfangenen Briefchen, wohl geordnet, mit Wichtigkeit bewahrt. Früh schon, wohl mit zwölf

Jahren wären Ihnen manche Briefe übertragen, z. B. in der Familie, auch die Krankenberichte an den verwandten Hausarzt. Ueberhaupt bemerken Sie, wären Ihnen unter allen Beschäftigungen die mit Crayon und Feder die liebsten gewesen, ob Ihnen doch auch eine vielleicht seltene Kunstfertigkeit in weiblicher Arbeit angeboren sei; gewiß angeboren meinen Sie, da Sie nie in irgend etwas Unterricht bekommen oder auch bedurft haben, da der scharf unterscheidende Blick Ihres Auges hinreichend gewesen, Sie zu belehren. (Diese Fähigkeit, bemerken Sie, wäre in dem letzten Theil Ihres Lebens von der größten Wichtigkeit für Sie geworden.) Ob nun dies Talent oder Kunstfertigkeit Sie auch erfreuet habe, und Ihnen viel Lob gewonnen, hätten Sie sich doch noch lieber Ihrem kleinen Schreibtisch zugewendet, und Auszüge aus allen Büchern gemacht, mit denen Sie nach und nach bekannt geworden.

Ich rufe Ihnen, liebe Charlotte, diese Selbstschilderungen aus einem Heft Ihrer Biographie nicht ohne Absicht zurück. Die frühe Uebung im Schreiben mag beigetragen haben, Ihnen eine ungewöhnliche Leichtigkeit, Fertigkeit, Gewandtheit, Richtigkeit und Gefälligkeit des Ausdrucks zu geben, nicht weniger aber sind auch die intellektuellen Kräfte erforderlich, die als Grundlage jenen den Werth geben.

Durch alle diese, sich stets erneuernden Bemerkungen ist schon mehr als einmal ein Gedanke in mir erregt, den ich Ihnen heute aussprechen will, über den Sie lachen werden, der aber mein Ernst ist. Hören Sie mich denn aufmerksam an, liebe Charlotte. Ich weiß, wie Sie in jener, nun schon lange vergangenen Zeit, nach den Ihnen leider unersetzt gebliebenen Vermögensverlusten ganz niedergebeugt waren. Ich habe es nicht vergessen, wie Sie

damals mit sich, Verhängniß und Entschlüssen kämpften, und endlich, da Sie etwas ergreifen mußten, die Kunstarbeit wählten, mit der Sie Ihre Neigung in einige Harmonie zu bringen dachten. Ich habe nicht vergessen, wie Sie nun unermüdet allen Fleiß und Nachdenken anwendeten, und sich so eine seltene Geschicklichkeit gewannen, so daß Ihre Fabrikate den ausländischen gleich gestellt, sehr gesucht und versendet wurden. So gelang es Ihrer Anstrengung und Ausdauer sich eine unabhängige Selbständigkeit zu schaffen, die Ihnen noch die Freiheit gab, nach Ihrer Neigung ein halb ländliches Leben zu führen. Es macht Ihnen viel Ehre, und erregt meine volle und wahre Achtung. Nicht allein das Talent weiß ich zu würdigen, mehr noch die Charakterseiten, die dazu erfordert werden.

Gern möchte ich Sie indeß in einer freiern Lage und in Beschäftigungen wissen, worin Sie bei zunehmenden Jahren weniger angestrengt, mehr sich selbst lebten: das müßte, denke ich, zu erreichen sein. Ja, theure Charlotte, ich möchte Sie so gern aus Ihrer sehr angestrengten Lebensweise herausgehoben wissen, und weiß zugleich, daß, was für viele Andere paßt, doch nicht für Sie ist.

Sie haben sehr oft in Ihren Briefen des schönen Verhältnisses gedacht, worin Sie von Kindheit an, durch alle wechselnden Schicksale Ihres Lebens, bis an sein Grab, zu Ewald gestanden; Sie gedenken mit gerührter Dankbarkeit des Einflusses, den er auf Sie gehabt, und der unendlichen Theilnahme, die er Ihnen in Rath und That durch ein langes Leben trostvoll bewiesen. Hat er nie die Idee in Ihnen geweckt, Vortheil aus Ihrer Feder zu ziehen? Wie viele Frauen thaten und thun das, die vielleicht weniger dazu berechtigt sind als Sie. Denken Sie nur an Therese Huber, deren Sie schon mehrmal mit Liebe er-

wähnt haben, die Ihnen durch gemeinschaftliche Freunde näher bekannt war. Es war wirklich Nothwendigkeit, was sie bestimmte zum Schreiben. Anfangs war sie gewiß weniger dazu befähigt als Sie. Sie wenden mir hier vielleicht ein, Therese Huber arbeitete an der Seite ihres Mannes, unter seinem Schutz, Forthülfe und Korrektur. Wenn Sie einen solchen Entschluß fassen auf meinen Rath, so ist es billig, daß ich Ihnen hülfreich bin. Schreiben Sie Ihre Ansichten, Gedanken, Betrachtungen über freigewählte Gegenstände. Ihre eigenen Schicksale und Mancher, die Ihnen näher standen, bieten Ihnen gewiß Stoff genug, mehr noch Ihr reiches, inneres Leben, das auch in der sehr einfachen und angestrengten Lebensweise, die Sie führen, sich nie erschöpfte. Die Schilderungen innerer Seelenzustände gelingen Ihnen ganz vorzüglich.

Denken Sie meinem Vorschlage nach, prüfen Sie Ihre innern Kräfte, seien Sie nicht zu bescheiden, und sagen mir mit dem Vertrauen, das Sie mir ja immer und unwandelbar so gütig zeigen, und worauf meine Theilnahme an allem was Sie angeht, auch gerechten Anspruch hat, Ihre Meinung.

Und nun leben Sie herzlich wohl, liebe Charlotte, ich erschrecke selbst über die Länge meines Briefes, aber Sie finden darin einen Beweis der innigen Theilnahme, womit ich Ihnen angehöre und unwandelbar angehören werde.

Ihr H.

Zweiundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 12. Juni 1827.

Ihr lieber Brief, am 5. d. M. zur Post gegeben, hat mir, wie alle Ihre Briefe, wieder viel Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich dafür, liebe Charlotte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrer Gegend auch so viele Gewitter haben. Neulich dauerte hier eins die ganze Nacht hindurch, und ich erinnere mich nie so schöne und mannichfaltige Donner gehört zu haben. Alle Arten des fernen und langsamen und dann beschleunigten Rollens und der Schläge, die mit Krachen immer die Höhe verrathen, kamen hinter einander vor. Ich saß, wie ich gewöhnlich thue, bis nach ein Uhr an meinem Schreibtisch beschäftigt, ging aber noch während des Gewitters zu Bette, und schlief ein, als es noch in voller Stärke war. Ich liebe unter allen Naturerscheinungen die Gewitter vorzugsweise. Ob sie gleich freilich oft großen Schaden anrichten und schmerzliche Verluste herbeiführen, so sind sie doch auch durch Kühlung und den Regen, den sie gewähren, höchst wohlthätig. Hier in Tegel kommen sie selten recht herauf, weil der sehr große See das ist, was die Leute eine Wetterscheide nennen. Haben sie aber den Uebergang über den See gemacht, so ist es ein Beweis, daß sie groß genug waren, um den Abgang an Elektricität, welche die Wassermasse ihnen nimmt, ertragen zu können, und dann pfle-

gen sie sich nachher noch lange zu halten. Sie sagen mir in Ihrem Brief, daß Sie im letzten strengen Winter einige Akazien verloren haben, die Sie zum Schirm vor der Sonne in Ihrer Gartenstube hatten pflanzen lassen, und betrauern den Verlust der so schön herangewachsenen Bäume. Das glaube ich Ihnen gern und verstehe es ganz. Es ist nicht nur verdrießlich, Bäume zu verlieren, sondern es kann sogar schmerzlich sein, wenn man sich an einen Baum gewöhnt hat. Durch den Frost habe ich keinen Baum verloren, aber der Sturm hat mir eine Akazie entwurzelt und einen Ahorn gespalten. Beides waren alte, wunderschöne Bäume. Die Akazie habe ich nirgends größer gesehen. Sie hatte einen sehr dicken Stamm und weit verbreitete Aeste. Im Grunde aber bleibt die Akazie selten gesund, wenn sie ein Alter, wie diese gewiß hatte, von 45 bis 50 Jahren erreicht. Auch diese war schon einmal gespalten, ich hatte aber durch eine angelegte starke Klammer ihr wieder Festigkeit gegeben. Der Sturm hat sie langsam niedergebeugt, und die Wurzeln mit aus der Erde gerissen. Der Ahorn war noch größer und schöner, aber leider so gespalten, daß ich den ganzen Baum habe müssen abhauen lassen. Nun ist eine Lücke entstanden, die man, wenn man nicht die Ursache weiß, für absichtlich hält, da sie gerade vom Hause eine hübsche Aussicht auf den See giebt, die mir aber leid thut, so oft ich hinblicke. Die Bäume sind darin eigentlich unglücklich, zu allem Wind und Wetter, allen Verunglimpfungen der Vögel und Insekten, der Beschädigungen durch Menschen gar nicht zu gedenken, gerade zu still halten zu müssen, und sich nicht vom Fleck rühren zu können. Thieren steht es doch frei, einen Schutz zu suchen, und doch kann man sich kaum erwehren, die Bäume auch als empfindende Wesen anzusehen. Lebende sind sie

offenbar. Ihr Neigen sieht oft wie eine Klage aus, daß sie so unbeweglich da stehen müssen, der Sturm ist ohnehin die unerfreulichste, ja man kann wohl sagen, fürchterlichste Naturerscheinung. Schon daß er eine so furchtbare Gewalt unsichtbar ausübt, und man gar nicht einmal begreift, wie er plötzlich entsteht und sich wendet, macht ihn viel schauerlicher, als die andern Naturerscheinungen, die mehr in die Augen fallen. Bei Stürmen denke ich noch allemal mit größerer Theilnahme, wie Sie darunter leiden, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Ihr Gartenhaus so wenig Sie sichert.

Sie haben es sich schon wieder müssen gefallen lassen, daß ich mich in meiner Liebe für die Bäume habe gehen lassen, aber Sie sind zu gut und unendlich gut, und sagen mir sehr freundlich, daß Ihre eigenen Empfindungen für meine Lieblinge der freien Natur sehr gesteigert seien, und Sie jetzt die belaubten Mitbewohner Ihres kleinen Gebiets mit größerer Liebe betrachten als früher. Das sind so schöne und zart weibliche Aeußerungen, daß ich sie mit Vergnügen gelesen habe, und Ihnen recht innig dafür danke, liebe, gute Charlotte.

Sie sprechen in Ihrem Brief davon, daß ich wohl in diesem Sommer nach Schlesien gehen würde, und dies Ihnen minder lieb sei, weil es Ihnen eine so weite Entfernung dünke. Ich gehe aber leider, obgleich ich Schlesien nicht berühren werde, in diesem Sommer noch weiter. Ich begleite nämlich meine Frau ins Bad nach Gastein. Dies Bad liegt hinter Salzburg und ist also nahe an 120 Meilen von hier. Wir gehen aber erst im Julius fort, und ich werde Ihnen in meinem nächsten Briefe, den ich noch vor meiner Abreise von hier

schreiben werde, sagen, wohin ich Sie bitten werde, die Briefe an mich zu richten. Ich werde auch bei dieser Gelegenheit einmal wieder München besuchen, wo ich seit sehr langen Jahren nicht war. Unsere Abwesenheit wird bis in den September hinein dauern, da mit der Hin- und Rückreise schon bedeutende Zeit verloren geht, und der Aufenthalt in München hinzukommt. Gastein ist eine der interessantesten Gegenden Deutschlands. Ich habe es zwar noch nicht selbst gesehen, da im vorigen Jahr meine Frau ohne mich da war, aber ich kenne Salzburg und dort fängt das Gebirge an, von dem das Bad Gastein gewissermaßen die letzte und äußerste Schlucht ist. Gastein wird vom Norden Deutschlands wenig besucht, von Oesterreich und Baiern aber, und selbst aus Italien sehr viel. Dennoch sind alle Anstalten zum Wohnen und Leben dort sehr schlecht, und man denkt auch wenigstens nur sehr langsam darauf, sie zu verbessern. Da ich Tegel sehr liebe, so gehe ich eigentlich immer ungern weg. Doch ist das überwunden, wenn man im Wagen sitzt, und in vieler Rücksicht freue ich mich auf diese Monate. Ich habe sehr lange keine Berge und überhaupt keine wahrhaft große, schöne Natur gesehen, und so versetzt man sich immer gern in eine solche. Das Gasteiner Wasser gehört übrigens zu den wirksamsten, die man kennt. Was aber die Gesundheit betrifft, so gehören die Badereisen zum Theil auch zu den Moden der Aerzte. In meiner Kindheit und ersten Jugend war es höchst selten, daß jemand, wenn er auch bedeutend leidend war, sich in Bewegung setzte, um seine Gesundheit durch ein Bad wieder herzustellen. Jetzt sind die Menschen beweglicher geworden und finden mehr Vergnügen an dem Hin- und Herwandern, wissen sich auch, obgleich Alles jetzt kostbarer ist, die Mittel dazu zu schaffen, und so ent-

steht in jedem Sommer eine eigentliche Auswanderung nach den Bädern. Doch glaube ich, daß es auch hier mehr Mode ist, als anderswo, und z. B. bei Ihnen und in Ihrer Gegend.

Es thut mir sehr leid, daß die große Wärme dieses Jahres, die sehr Vielen und auch mir so erwünscht und erfreulich ist, ganz entgegengesetzt auf Sie wirkt, und Ihnen Beängstigungen, das schlimmste von allem, erregt. Ich werde mich sehr freuen, wenn Ihr nächster Brief mir bessere Nachrichten giebt.

Es ist mir sehr merkwürdig, daß Sie sich einer so großen Reihe von Sommern erinnern, worin sehr wenig Sommerwärme war. Allerdings war ich, wie Sie bemerken, in den Jahren abwesend und in südlichen Ländern. Es geschieht mir überhaupt leicht, das zu vergessen, was in der Zeit vorgefallen ist, die ich selbst erlebt habe. Ich bin in der viel ältern Geschichte viel besser bewandert. Ich besinne mich theils nicht auf das Geschehene, theils setze ich es in Zeiten, in die es nicht gehört. Es bleibt mir nur dasjenige, woran sich mir im Geiste oder im Gefühl etwas Tieferes geheftet hat. Aber die Ereignisse, die eigentlichen Vorgänge der Dinge entgehen mir leicht. In diesem Sommer aber ist alles merkwürdig früh. Die Rosen sind schon vorüber, die Lilien werden es bald sein. Zu den Lilien habe ich eine besondere Zuneigung, Farbe, Wuchs, Geruch, alles ist unendlich lieblich, und mehr als das, sie haben eine Pracht, die allen andern Blumen fehlt. In Italien und Spanien sieht man viele Blumen wild, die man bei uns blos in Gärten sieht. Aber Lilien sind sehr selten. Auf der Insel Ischia bei Neapel giebt es eine Art Lilien, sehr gewürzreich an Duft, aber die Farbe ist nicht so strah-

lend weiß und fällt mehr ins Graue. Sie wachsen nur an einer Stelle der Insel, und gerade, da sonst die Lilie einen guten Boden fordert, im allerdürresten Sande am Ufer des Meeres. Die Bewohner erzählen, daß dies eine Art Wunder sei, das man der heiligen Rosalia, der Schutzheiligen der Insel, danke. An der Stelle, wo sie dort den Märtyrertod gelitten, wüchsen jetzt diese Lilien.

Sie sagen mir, daß Sie einen lieben Brief von der Tochter des Direktors der rheinisch-westindischen Compagnie, Becher, erhalten haben; wie kam das? Der Vater ist ein sehr angenehmer, interessanter Mann, der einem, wie man ihn sieht, Vertrauen zu seiner Einsicht, Thätigkeit, Geschicklichkeit und Gewandtheit einflößt. Ein Theil seiner Kinder wird wohl in England geboren sein. Er hielt sich lange dort auf, theils in London, theils in Manchester, er hatte große Anlagen in Fabriken dort gemacht, allein in der Zeit des Kriegs mit Frankreich hat er sie aufgeben müssen, und hat sich erst dann wieder nach Deutschland gezogen. Er hat eine überaus zahlreiche Familie. Indeß hat es ihm in England, trotz seines sehr langen Aufenthalts dort, doch nicht recht gefallen. Er findet sich jetzt viel glücklicher in Deutschland. Es muß doch wohl in Lebensweise, Umgebungen, dem Eindruck, den die Nationalgesichtszüge machen, endlich an der Sprache liegen, daß es recht selten Menschen giebt, die ihr Leben in der Fremde beschließen mögen. Einzelne Ausnahmen findet man freilich, sogar Italiener, die in Petersburg zu leben vorzogen, aber selten sind sie immer. Selbst diejenigen, die durch allerlei Umstände festgehalten, nicht in ihr Vaterland zurückkehren, behalten eine Sehnsucht danach, und gehen mit Plänen um, sich wirklich wieder dahin zu versetzen.

Sie schreiben, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Brief

viel von Gewittern, indem Sie auf etwas antworten, was ich in einem meiner Briefe darüber gesagt hatte. Ich bekam Ihre lieben Blätter gerade bei einem heftigen Gewitter. Daß es Ihnen ist, als könnten Sie den Wunsch hegen, gerade durch einen Blitz zu sterben, bin ich weit entfernt zu tadeln, ich finde es, wenn man den Tod leicht gegenwärtig hat, sehr natürlich, und würde den Wunsch ohne Anstand selbst theilen. Es ist ein so reiner, gar nicht verstümmelnder, kaum verletzender Tod, und wenn man auch immer, welche Todesart einem auch bestimmt sein mag, durch eine höhere Fügung stirbt, so ist es doch in der Einbildungskraft nicht auszutilgen, was Sie auch von Ihren Kinderjahren sagen, daß dieser Tod als einer angesehen wird, der gleichsam unmittelbar vom Himmel kommt. Unter den Elementen giebt es kein reineres und schöneres Feuer, als das blos durch die elektrische Naturkraft entstehende. Man wird auch bei dieser Todesart in einem so majestätischen Schauspiel hinweg genommen, daß darüber das Gewaltsame verschwindet. Kein durch äußere Umstände herbeigeführter Tod ist dem natürlichen so nahe kommend, als dieser. Unstreitig aber sehen die vom Gewitter Erschlagenen weder den Blitz, noch hören sie den Donner. Es kann nur eine Sekunde sein, wo Leben und Bewußtsein dahin sind. Es ist indeß sonderbar, daß Personen, die sich vor dem Gewitter fürchten, gerade bei dem Donner am meisten in Schrecken zu gerathen pflegen: wenn man den Donner hört, ist alle Gefahr vorüber. Wie viel man ihnen das sagen mag, es hilft nichts. Es liegt das gewiß darin, daß der Donner durch sein furchtbares Krachen und langsam steigendes Rollen die Nerven erschüttert und damit alle ruhige und verständige Ueberlegung raubt, oder wenigstens schwächt. Es mag überhaupt die Gewit-

terfurcht nicht immer sowohl Furcht und ängstliche Besorgniß vor der drohenden Gefahr, sondern öfterer eine Wirkung des Blitzes und Donners auf reizbare Nerven sein. Es ist aber überhaupt eine nicht so leicht zu beantwortende Frage: ob vorzuziehen ist, schnell hinweggerufen zu werden, oder langsam zu sterben, und das Bewußtsein seines Todes zu haben? Ich setze freilich dabei immer voraus, daß auch der langsame Tod ein schmerzloser sei. Selbst theologisch hat man die Frage aufgeworfen. Der Grund, den man sich dabei gedacht hat, ist wohl kein anderer gewesen, als daß man Zeit haben soll, sich auf den Tod vorzubereiten, damit man nicht unbußfertig sterbe. Davon gestehe ich, würde ich wenig halten, und bin ohne Ihre Erklärung darüber gewiß, daß wir gleicher Meinung sind. Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben sein, so wie das Leben selbst, und wirklich von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist. Allein wenn ich auch in diesen Grund nicht eingehen kann, so läßt sich sonst, wenigstens im individuellen Gefühl, manches zu Gunsten eines voraussehenden, mit Bewußtsein verknüpften Todes sagen. Es hat immer etwas sehr Gewaltsames, so plötzlich hinweggerufen zu werden, auch wenn es ein bloßer Schlagfluß ist, und in der That noch so sanft. Dann aber liegt noch etwas Menschliches darin, sich dem Gefühl des Todes nicht entziehen zu wollen, ihn kennen zu lernen, bis auf den letzten Hauch das scheidende Leben in sich zu beobachten.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihre Antwort auf diesen Brief nach München zu adressiren: abzugeben an Hrn. v. Küster, königlich preußischen Gesandten in München. Nachher bitte ich Sie wieder, den 31. Julius zu schreiben, und dann den Brief wie gewöhnlich und nach Bad Gastein über Salzburg zu adressiren.

Leben Sie recht wohl, liebste Charlotte, und suchen Sie sich gegen den Ihnen so nachtheiligen Einfluß der Hitze zu verwahren. Ihre Meinung, immer durch Aderlässe sich zu erleichtern, beunruhigt mich. Sie können dadurch nur geschwächt werden, und noch mehr bei Ihrem Mangel an Eßlust. Der Ihrige. H.

Dreiundsiebenzigster Brief.

Landshut, den 19. Julius 1827.

Ich bin früh genug hier angekommen, was mich sehr freut, so kann ich Ihnen, liebe Charlotte, noch von hier aus schreiben. Ich hoffe übermorgen nach München zu kommen. Wenn ich unterwegs kein ungewöhnliches Hinderniß antreffe, so denke ich übermorgen Abend im Besitz eines Briefes von Ihnen zu sein. Denn ich weiß gewiß, daß Sie an dem Tage, an dem ich Sie darum bat, den Brief abgeschickt haben. Es ist von hier nach München nur eine, und nicht einmal große Tagereise, und ich könnte sehr füglich schon morgen Abend dort sein. Aber ich besuche einen Bekannten auf dem Lande, der etwas seitwärts wohnt, und halte mich bei ihm eine Nacht auf. Ich entschließe mich jetzt überhaupt ungern zum Reisen, und thue es nicht ohne erhebliche Gründe. Die Unbequemlichkeiten scheue ich gar nicht, ich liebe aber die Anstalten dagegen nicht, sondern gehe darin sehr einfach zu Werke. Von der Seite also wäre mir das Reisen nicht zuwider. Aber die Störung in meinen Geschäften ist es mir. Man kann es nicht vermeiden, daß nicht das Reisen zu einer Art Nichtsthun, oder wenigstens zu einer Art geschäftigen Müssigganges werde. Ich wehre mich zwar, so viel ich kann dagegen, und wenn ich auch freilich nicht dieselben Arbeiten fortsetzen kann, so suche ich es wenigstens dahin zu bringen, daß es nur ein Wechsel von Arbeiten sei. Das

Arbeiten ist, meinem Gefühle nach, dem Menschen so gut ein Bedürfniß, als Essen und Schlafen. Selbst diejenigen, die gar nichts thun, was ein vernünftiger Mensch Arbeit nennen würde, bilden sich doch ein, etwas zu thun. Einen Müssiggänger, der es seiner Meinung nach wäre, giebt es wohl nicht auf der Welt. Auf der Reise aber giebt es eine andere Weise der Beschäftigung, nämlich das stille Denken ohne einen Finger zu rühren, ohne zu lesen oder zu schreiben. Das kann man zwar auch zu Hause haben, aber die oft sogar unrichtige Geschäftigkeit erlaubt es nicht, man ist zu pedantisch, um es sich eben anders zu gestatten, als vielleicht bei einem einsamen Spaziergange. Ich halte sehr viel davon, und habe darum sogar schlaflose Nächte recht gern, nur daß ich zu diesen, da ich einen guten, gesunden Schlaf habe, kaum anders, als in Krankheiten komme. Beim Reisen aber tritt die Nothwendigkeit ein, und man hat den Genuß, indem der Wille gerechtfertigt ist. Wenn man, wie ich jetzt, mit jemand reist, mit dem man gerne spricht, wie ich mit meiner Frau, wo das Gespräch nicht ausgeht, und wo man auf eine mehr anziehende Weise angeregt wird, als man selbst anregt, da fällt dies natürlich weg. Aber ich sprach nur erst vom Alleinreisen. Wirklich aber ist es wahr, daß Männer sich nicht genug im müssigen Denken gehen lassen. Sie thun eher alles, als denken, auch wenn sie ganz unbeschäftigt sind, oder sie geben sich, wenn sie gerade zu keinen höheren Beschäftigungen berufen sind, lieber noch ganz leeren und nichtigen hin. Die Beschäftigungen der Männer sind leider so, daß sie das gleichzeitige innere Denken ausschließen, und doch den Geist gar nicht auf eine irgend würdige Weise in Anspruch nehmen. Auf diese Beschäftigungen haben doch Viele die Albernheit, einen Werth zu setzen,

und sich etwas darauf einzubilden. Dies ist offenbar eine der Ursachen, warum in der Regel Frauen interessanter zu sein pflegen als Männer. Denn bei den Arbeiten der Frauen wird das stille Sein der Seele für sich viel seltener durch die Arbeit gestört. Beides geht neben einander fort, und der Werth der Gedanken und Gefühle wird mehr empfunden. Eine Frau, die dessen sonst fähig ist, hängt beiden mit mehr Liebe nach.

Die Gegenden, durch die man von Berlin bis hier kommt, sind nicht gerade von vorzüglicher Schönheit. Nur in einzelnen Strecken zeichnet sich die Natur aus. Die wahrhaft großen Gebirgsgegenden kommen erst zwischen München und Salzburg, und von da weiter bis Gastein. In München und Salzburg war ich schon mehrmals, doch machte ich nie einen längern Aufenthalt daselbst. Bis hierher und zwischen hier und München geht zwar der Weg durch Provinzen, die überaus reich an mannichfachen Naturschönheiten sind, aber sie liegen nicht an der Straße, theils zufällig, theils weil man diese mehr durch das ebene Land geführt hat. Baireuth ist ein vorzüglich schönes Land und auch noch der reizendste Strich, durch den ich seit Berlin bis jetzt gekommen bin. Es hat Seltenheiten, die sich sonst nicht leicht in irgend einem Lande finden. Es werden nämlich in großen, weiten, unterirdischen Höhlen ganze Haufen von Knochen großer Thiere, ja ganze Theile von Skeletten angetroffen. Sie erinnern sich gewiß davon gelesen zu haben. Es war eine Zeit lang sehr viel, selbst in den gewöhnlichen Zeitungen die Rede davon. Theils waren die Knochen von Thieren, die man zwar sehr gut kennt, die aber jetzt nicht dort leben, theils aber gehören sie auch Thieren an, deren Gattungen verloren gegangen zu sein scheinen, da man in keinem Lande Kenntniß von

ihnen hat. Auch eine Menge versteinerter Pflanzen und Thiere aller Arten giebt es im baireuthischen Gebirge, mehr als in den meisten andern. Eine schwer zu erklärende Sache ist es, daß man noch niemals versteinerte Menschen gefunden hat, nicht blos hier nicht, sondern in keinem Theil des Erdbodens. Die menschlichen Knochen werden eben sowohl versteinern, als thierische, und nach der Schöpfung läßt sich doch kein eigentlicher Zwischenraum zwischen der Bevölkerung des Erdbodens mit unvernünftigen Thieren und zwischen der mit Menschen annehmen. Denn sonst könnte man glauben, daß die Epoche, wo thierische Substanzen in Stein übergingen, der Zeit vorhergehend gewesen sei, wo Menschen auf dem Erdboden verbreitet waren. Die nächste Poststation von hier aus jenseits Baireuth hat eine überraschend anziehende, merkwürdige Lage, heißt Berneck, ist nur ein kleiner Marktflecken, aber ringsum von anmuthigen, mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben, von denen man sich in einem ganz engen, kreisrunden Thal umschlossen sieht. Die Berge ragen weit, auch über den Kirchthurm des Orts hervor und an ihrer sonst grünbewachsenen Seite stehen viele ganz nackte, zackige Felsstücke heraus. Auf einem dieser Berge steht ein hoher, viereckiger Thurm, der sich ganz sonderbar ausnimmt. Er ist unten alt, oben aber größtentheils neu aufgeführt. Er hat eigentlich keinen Zweck. Es ist zwar eine Uhr darin, aber es verdient kaum die Mühe, daß man, wie man es thut, sie regelmäßig aufzieht, da eine andere Uhr im Orte ist. Man hat aber, was eine lobenswürdige, hübsche Sorgfalt ist, den Thurm blos hergestellt, um ein Stück des Alterthums zu erhalten. Ich weiß, Sie, liebe Charlotte, begleiten mich mit Ihren Gedanken, und wissen gern, durch welche Gegenden ich komme, und wobei ich

verweile; Sie kennen und theilen auch meine Neigung für die Schönheiten der Natur, und wie ich oft da gern verweile, was gewiß Vielen keines Blickes werth scheint. Wäre das nicht, so müßte ich um Verzeihung bitten, daß ich mich so oft vor Ihnen gehen lasse, um so mehr, da Sie mir wohl gesagt haben, daß Sie eigentlich überhaupt keine Reisebeschreibungen lieben, und auch lieber von mir solche Briefe empfangen, die Sie mehr in meinen Ideengang hineinziehen. Ich bin Ihnen für beides sehr dankbar, und es ist eine mir gar liebe Vorstellung, daß Sie meine Beschreibungen, wie Gemälde, gern betrachten, eigentlich, weil sie von mir sind. Es ist das so rein weiblich, den Ansichten eines Mannes gern zu folgen, für den im Busen liebevolle Ergebenheit wohnt, daß dies selbst von einer Fremden angenehm sein würde, wie sollte es mich nicht von Ihnen herzlich freuen! —

Ich bitte Sie, mir so nach Gastein zu schreiben, daß Sie den 10. August den Brief abgehen lassen unter der gewöhnlichen Adresse. Nachher aber sollen Sie mir nicht eher schreiben, als bis ich es Ihnen anzeigen werde. Die Briefe gehen sehr langsam nach Gastein, und ein später abgehender Brief könnte mich leicht nicht mehr dort treffen. Ueber meine Rückkunft nach Berlin kann ich noch nichts bestimmen.

Leben Sie herzlich wohl, mit immer gleicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundsiebenzigster Brief.

Bad Gastein, den 5. August 1827.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, von unterwegs, ich denke von Regensburg, gewiß am 19. v. M. geschrieben, und hoffe, daß Ihnen der Brief, wenn auch später, zugekommen sein wird. Die Erfahrung hat mich gelehrt im vorigen Jahr, daß die Post hierher ungemein langsam geht. Seitdem habe ich nun Ihren sehr lieben, freundlichen Brief vom 10. Julius in München durch Hrn. v. Küster empfangen, und sage Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür. Ich hatte Sie gebeten, Ihren nächsten Brief am 10. d. M. abzuschicken, daran ist nun nichts mehr zu ändern. Leicht kann ich Ihnen einen zu späten Tag bestimmt haben, denn es scheint, daß unsere Badekur schon eher beendigt sein wird, wie ich es früher nicht dachte. Wesentlich schadet es nicht, da er mir auf jeden Fall nachgeschickt wird. Es sollte mir nur leid thun, so lange von Ihnen ohne Nachrichten zu sein. — Der Ort hier liegt schon den höchsten Bergen Deutschlands sehr nahe. Man befindet sich selbst hier im Bade 2000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thal ist überaus lieblich und schön. Von Salzburg hierher geht eine große, sehr bequem angelegte Straße. Doch ist das Thal sehr enge. Im Grunde dankt man dies Thal nur dem Lauf des Flusses, welcher darin sein Bett hat. Von Salzburg aus ist es den größten Theil des Wegs über die Salza, einige Meilen von hier aber die Ache, die in die

Salza fließt. Sehr selten aber kann der Weg neben dem Fluß in der Thalebene hinlaufen. Meistentheils hängt er hoch an dem Felsen, und geht nur da hinunter, wo er sich mittelst einer Brücke auf die andere Seite des Flusses schlägt. An den Felsen hinlaufend, ist er mit hohen Mauern, mitunter auch nur mit hölzernen Pfeilern gestützt. Dieser Weg dauert aber nur bis in das Bad. Hier streckt sich eine Bergkette quer vor. Von hier weiter kann man nur mit ganz kleinen Landwagen noch etwa eine Stunde weit fahren, nachher nur mit Lastthieren oder reitend übers Gebirge kommen. Dies macht eben den schönen Anblick des Orts, da man, wenn man mit dem Gesicht gegen das Ende des Thals steht, mehrere Stufen von Bergen über einander sieht, deren unterste mit dunkeln Tannen bewachsen und die obersten mit Schnee bedeckt sind. Unmittelbar an diesem Berge liegt das Haus, wo wir mit andern Badegästen wohnen, und das ein vom letzten Erzbischof von Salzburg gebautes Schloß, aber weder prächtig noch groß ist. Ueber diese das Thal beschließende Bergreihe fällt nun die Ache, und bildet einen in seiner ganzen Länge sehr hohen, aber eigentlich aus mehreren einzelnen Fällen bestehenden Wasserfall. Die ganze Höhe beträgt 630 Fuß. Von beiden Seiten ist er von steilen Felsen eingeschlossen, über die aber an einigen Stellen der Schaum in der Ferne sichtbar hervorspritzt. Die Lage des Schlosses ist darin wunderbar, und für mich sehr angenehm, daß die Hinterseite so nahe an dem Felsen und dem Gebirge liegt, daß man keine volle zwei Schritte Raum hat. Die Vorderseite, die nach dem Orte zu liegt, hat hingegen eine hohe Treppe, die vom Platz in das untere Stockwerk führt. Hinten herum gehen Treppen und kleine mit Geländern versehene Pfade den Berg hinauf, neben dem Wasserfall

hin, dieser ist kaum zwanzig Schritte vom Hause entfernt, und macht ein großes, donnerartiges Getöse, das die Badegäste vom Augenblick ihrer Ankunft bis zur Abreise nicht einen Moment verläßt. Vielen, besonders nervenschwachen Personen ist dieser Lärm sehr zuwider, sie machen weite Spaziergänge, um sich auf Augenblicke davon zu befreien, können nicht schlafen und haben ein großes Wesen damit. Mir thut er nichts, vielmehr habe ich ihn gern. Ich bewohne das Zimmer, dem er am nächsten ist, und arbeite und schlafe vortrefflich. Das einzige Unbequeme ist, daß, wenn man Besuch hat, man, um sich vor dem Rauschen zu verstehen, viel lauter, als sonst angenehm ist, reden muß. Die kleinen Felsenwege hinter dem Schloß führen auf eine über den Wasserfall weg an seinen höchsten Punkt gehende Brücke. Man hat dieser sehr unrichtig den Namen der Schreckensbrücke gegeben. Sie ist angenehm und gewährt einen lieblichen und ewig den Blick anziehenden Anblick, hat aber im geringsten nichts Schreckliches. Geht man über diese Brücke, so steigt man noch eine Zeit lang zur Seite der eben ihrem Fall zustürzenden Ache, und gelangt dann in ein viel freieres Thal, als das hiesige, das von noch höhern Bergen umgeben ist. Es ist meiner Empfindung nach bei weitem nicht so malerisch als das hiesige, aber man kann eine große Strecke lang ohne zu steigen fortgehen, weshalb ich es gern zu Spaziergängen wähle, auf denen ich mich mehr mit mir, als mit der Gegend beschäftigen will. In dem Thale des eigentlichen Bades, das der Vorderseite des Schlosses gegenüber liegt, sind sehr schöne Pfade und Gänge aller Art, aber kein Platz, wo man nur 200 Schritte, ohne hinauf oder hinab zu steigen gehen könnte. Für Personen, die an den Füßen leiden, ist das schlimm, da es ihnen leicht an Be-

wegung mangelt. Indeß wird auch die Bewegung hier gar nicht als nothwendig zur Kur angesehen. Man legt sich vielmehr gleich nach dem Bade auf eine oder zwei Stunden ins Bette, und es wird für zuträglich gehalten, wenn man schläft. Die ersten Tage, ehe man die Wallung und Aufregung des Bades gewohnt wird, will das nicht gelingen, jetzt aber schlafe ich immer. Ich bade nämlich schon um vier Uhr Morgens. Man bleibt gewöhnlich eine Stunde im Bade. Die Quelle ist sehr heiß, wohl 40 Grad Hitze; man läßt es früh ein, damit es abkühlen kann; 27 bis 28 Grad ist die gewöhnliche Badewärme. Getrunken wird das Wasser auch, doch ist das Baden die Hauptsache. Einigen bekommt auch das Trinken nicht. Ohne den Wasserfall wäre das Thal seiner größten Schönheit beraubt. Ich kann Stunden lang dabei stehen, und dies Treiben, Kochen und Sprudeln mit ansehen, in dem sich das Wasser bis zu bloßem Schaum verarbeitet. An den weniger jähen Stellen rollt es dann in länglichen, grünen Wölbungen fort, deren Säume nur mit Schaum eingefaßt sind, und überall ist eine Eile, eine Emsigkeit, als gelte es das Leben, das ruhige und stille Thal zu erreichen. Ich habe in der Schweiz und Italien viel größere und eigentlich auch schönere Wasserfälle gesehen, der hiesige gehört doch nur zu den kleinern. Aber seine Länge und die Verschiedenheit, bald senkrecht steiler, bald blos einer mehr und minder schiefen Fläche ähnlicher Abhänge giebt ihm wieder eine Mannichfaltigkeit, welche jene nicht haben. Ich bin in meiner Erzählung sehr ausführlich gewesen, weil ich weiß, daß es Ihnen an sich interessant sein wird, noch mehr aber weil ich gewiß bin, daß Sie mich gern mit Ihren Gedanken begleiten, und darum gern ein anschauliches Bild von einem Ort empfangen, der, so viel ich weiß,

noch wenig beschrieben ist. Sie sehen zugleich, die Sie meine Neigung, mich an einer schönen Gegend zu erfreuen, kennen, daß mir die Zeit recht angenehm hingeht.

Auf der Herreise besuchte ich auch München und blieb vier Tage dort. Es ist von Kunstschätzen sehr viel und unendlich Schönes da zu sehen. Der König hat sehr viel antike Statuen und Gemälde zusammengekauft, und läßt Gebäude mit königlicher Pracht aufführen, um sie darin aufzustellen. Dem Klima nach ist allerdings, wie Sie sagen, München keine angenehme Stadt. Im Sommer kann man das zwar nicht eben merken, allein es liegt auf einer sehr hohen Fläche, und hat daher nicht blos einen sehr strengen Winter, sondern auch sehr scharfe und unangenehme Winde. Vorzüglich klagt man über die Frühjahre und Herbste. Die unmittelbare Gegend rund herum ist auch nicht schön, sondern eher häßlich zu nennen. Blos der englische Garten gewährt einen angenehmen Spaziergang und ist eine wirklich schöne Anlage.

Eine Antwort hierher würde mich nicht mehr treffen. Ich bitte Sie also, Ihren nächsten Brief an mich am 28. August auf die Post zu geben, und nach Berlin wie sonst gewöhnlich zu adressiren. Leben Sie recht wohl. Mit herzlicher Freundschaft und Theilnahme Ihr H.

Fünfundsiebenzigster Brief.

Bad Gastein, den 21. August 1827.

Ich habe bereits vor mehrern Tagen, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 5. d. Monats empfangen, und mich gefreut zu sehen, daß Ihnen auch der meinige, den ich, denke ich, aus Regensburg abschickte, richtig zugekommen ist. Ich hoffe, Sie werden seitdem auch den empfangen haben, den ich Ihnen von hier aus geschrieben. Es ist sehr gut, daß Sie diesmal den Ihrigen haben früher abgehen lassen, als ich es bestimmt hatte. Ich habe darin mit großem Vergnügen eine Sorgfalt gesehen, mir die Nachrichten von sich, von denen Sie wissen, wie sehr sie mich interessiren, früher zuzubringen.

Obwohl mich in Ihren Briefen alles interessirt, so habe ich mit besonderm Antheil in Ihrem letztern gelesen, was Sie mir von einer französischen Familie sagen, die Sie vor Jahren gekannt haben, und die jetzt nach Deutschland zurückgekehrt ist. Vor allem hat die junge, vor wenigen Jahren verheirathete Frau meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die auch Sie unverkennbar und vorzugsweise interessirt. Nach allem, was Sie mir von ihr sagen, wenn auch Liebe die Feder führte, muß sie voll wahrer Anmuth sein. Es wird mir sehr lieb sein, wenn Sie mir mehr von ihr und dieser Familie überhaupt erzählen. Ich liebe immer, wie Sie wissen, und in allen Beziehungen das Individuelle; es bereichert beständig, eine Gestalt mehr zu kennen, sei es, daß man sie selbst sah, oder daß man ihr

Bild nur durch Schilderung in der Einbildung trägt. Ich glaube aus Ihrem Briefe recht zu verstehen, daß dies eine ausgewanderte Familie ist, die in der Zeit der Revolution sich, wie alle Emigrirte, einen Zufluchtsort vor den Gefahren, die ihnen im Vaterlande droheten, im Auslande suchend, in Deutschland in Erwartung günstiger Veränderungen aufhielt, dann, als diese in der That eintraten, nach Frankreich zurückkehrte, und nun eine Reise in Ihre Gegend gemacht hat. Wenn unter diesen Emigrirten Kinder waren, welche einige der Jahre, in welche man mit Recht am meisten die geistige Entwickelung des jugendlichen Alters setzen muß, unter uns zugebracht haben, so dächte ich, könnte der Einfluß deutscher Sitten, deutscher Bildung und deutscher Umgebung nicht ganz unbemerkt an ihnen vorübergegangen sein. Das jugendliche Alter stößt das Verschiedenartige nicht feindselig von sich zurück. Dies ist offenbar mehr eine Unart des spätern. In der Jugend öffnet offenbar der bemerkte Kontrast mehr und eher die Empfänglichkeit, als er derselben im Wege steht. Es ist aber allerdings wahr, daß ein Umstand bei den meisten französischen Emigrirten gemacht hat, daß ihr Aufenthalt in Deutschland kaum fruchtbarer für sie geworden ist, als wenn sie nie unter uns den Fuß gesetzt hätten. In vielen Familien hat sich das auch auf die Kinder erstreckt, obgleich andere allerdings auch wieder die deutsche Erziehung sehr zweckmäßig benutzt haben. Ich kenne sogar Beispiele, wo die, welche als Kinder die Auswanderung theilten, sich so mit allem Deutschen verbunden und verschmolzen haben, daß sie ganz bei uns geblieben sind, und daß ihnen die Sprache ihres Vaterlandes selbst minder geläufig geworden ist. Jedoch sind diese Fälle freilich die seltnern. Der Umstand, von dem dieser ganz verschiedenartige Einfluß abhängt, ist nämlich der, wie weit

diese Leute in die deutsche Sprache eingegangen sind, und sich mit ihrer bessern Ausbildung vertraut gemacht haben. Was Sie in Ihrem vorletzten Brief darüber schreiben, war sehr wahr und richtig bemerkt. Die wahre Heimath ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich. Nur gewisse klimatische Verhältnisse wirken gewissermaßen körperlich. So ist wenigstens das Heimweh der Schweizer zum Theil, daß alle Bewohner großer Gebirge bis auf einen gewissen Grad mit ihnen gemein haben. Wer an die reine, feine, kräftigende Bergluft gewöhnt ist, kann nicht wohl im Thale ausdauern. Gerade das Weite beengt ihn durch die schwere, dumpfere und feuchtere Atmosphäre, in welcher er sich bewegen soll. Doch auch in diesem Falle bemerkt man die Macht, wenn auch nicht der Sprache, aber doch der Eindrücke, welche der Mensch durch das Ohr empfängt. Diese haben auf jede Weise eine eindringendere Schärfe, als die uns durch das Auge zukommen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß nichts so sehr das Heimweh der Schweizer weckt, als die ganz eigenthümliche und nur dort übliche Reihe von Modulationen, welche den sogenannten Kuhreigen bildet, der von Worten ganz getrennt, und auf keine Melodie oder Musik beschränkt ist. Um auf die französischen Ausgewanderten zurückzukommen, so hat sich im Ganzen der Einfluß deutscher Art und Sprache, wo er noch Statt gefunden hat, wohl mehr auf die Männer als die Frauen bezogen. Die Knaben und jungen Leute kamen nicht nur überhaupt mehr in Umgang mit gebildeten Klassen, sondern sie benutzten auch häufig deutsche Schulen, Gymnasien und Universitäten, was sie dann in volle Gemeinschaft mit der Sprache führte. Die Mädchen, mehr an

den Kreis ihrer ganz französisch bleibenden Eltern gefesselt, lernten unsere Sprache nur auf todte und künstliche Weise durch Lehrmeister, oder gar aus dem Umgange mit dem Gesinde. Auf keinem dieser Wege konnte dasjenige in ihnen lebendig werden, was gerade sie hätten Wohlthätiges für sich aus unserer Denk- und Empfindungsart ziehen können. Denn wohlthätig halte ich jede Verschmelzung mit einer der Individualitäten der gebildeten europäischen Nationen. Es bricht die Einseitigkeit, und wo dies auf die rechte Weise geschieht, da giebt man die eigene Eigenthümlichkeit nicht auf, sondern glättet nur ihre schroffern Ecken ab, behält aber ihren ächten und edlen Charakter nur auf eine noch festere und sich mit allen innern Gefühlen inniger verschlingende Weise bei.

Da die Badekur beendet scheint, so reise ich vermuthlich übermorgen, den 23. d. M., auf dem geradesten Wege von hier nach Tegel zurück. Die Rückreise braucht 10—12 Tage, so kann ich am 2—3. September dort angelangt sein. Es können sich indeß Verhinderungen für ein paar Tage finden, denen man um so lieber nachgiebt, da der Aufenthalt hier sehr schön ist. Willkürlich hier seinen Aufenthalt verlängern, würde schwer sein bei dem großen Andrange der Badegäste und der geringen Zahl der Wohnungen. Ich habe Sie, liebe Charlotte, schon in meinem letzten Brief gebeten, mir am 28. August, wie gewöhnlich, nach Berlin zu schreiben. Ihr Brief kommt dann entweder mit mir zugleich, oder unmittelbar vorher an. Leben Sie herzlich wohl. Mit freundschaftlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Sechsundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 5. September 1827.

Ich bin am 3. d. M. hierher zurückgekommen, liebe Charlotte, und habe Ihren lieben Brief vom 25. und 28. August, für den ich Ihnen herzlich danke, hier, so wie ich es erwartete, vorgefunden. Ich halte viel auf die Regelmäßigkeit, und selbst Briefe, die ich, wie die Ihrigen zu jeder Zeit mit Freude empfange und lese, sind mir doch doppelt lieb, wenn sie gerade zu der Zeit, wo ich sie erwarten kann, eintreffen. Ich rechne daher Ihnen die Regelmäßigkeit Ihres Schreibens sehr an, und weiß sie zu erkennen und zu schätzen. Beim Empfang dieser Zeilen werden Sie wohl auch gewiß meinen Brief vom 21. August bekommen haben. Mein voriger war, wie ich aus dem Ihrigen sehe, zwölf Tage gegangen, und so müßte er Ihnen diesen Morgen zukommen. Es ist bei dem Tage meiner Abreise, wie ich Ihnen denselben darin schrieb, geblieben, und auch die Reise habe ich Tag für Tag so machen können, wie ich es beschlossen hatte. Sie ist aber lang, und wenn man jede Nacht in größern Städten bleiben will, muß man oft kurze Tagereisen machen. In Baireuth habe ich mich einen Tag aufgehalten, sonst nirgends. So kam ich am 2. d. Abends in Berlin an, und ging am 3. hierher. Hier bleibe ich nun bis zum Ende October, und wenn das Wetter zusagt, wohl auch etwas länger, ehe ich in die Stadt gehe. Es ist sehr gütig von Ihnen, bei dem in der letzten Zeit rauhen Wetter

an meine Reise gedacht zu haben. Wirklich war das Wetter vom 23. August Morgens, wo ich abreiste, bis zum 30., wo ich in die Ebene von Leipzig kam, sehr unangenehm. Der Regen ging zwar noch an, er war weder lang, noch anhaltend, noch heftig, ob er gleich mehrmals täglich erschien. Allein kein Sonnenblick, ein ewig umwölkter Himmel. Glücklicherweise hatte ich noch in Salzburg einen leidlichern und wenigstens etwas freiern Tag und Himmel, was dort sehr wichtig ist. Denn es giebt nicht leicht eine schönere Lage und Gegend, eine große fruchtbare Ebene, in der man gerade in der Nähe und Ferne, die beide gleich wohlthätig sind, die in schöne Massen vertheilten Gebirge sieht. Einzelne kleine Berge, die man überall sonst groß nennen würde, die aber den hohen Gebirgen gegenüber nur Hügel scheinen, sind in der Nähe der Stadt und machen selbst einen Theil derselben aus. Auf einem liegt die Citadelle, auf einem andern ein Kapuziner-Kloster, ein dritter ist blos mit anmuthigen Gärten bedeckt. Dieser begränzt die Stadt und eins der Thore ist durch ihn hindurch gesprengt. Man erzählt, daß der Erzbischof, der es machen ließ (man arbeitete Jahre daran), es that, um seinem Kammerdiener einen nahen und bequemen Zugang zu einem Garten zu verschaffen, den er ihm früher geschenkt hatte. Hinter Salzburg und bis Baireuth hin bietet der Weg nichts vorzüglich Schönes dar. Baireuth aber hat wieder eine anziehende und liebliche Lage, wenn es sich freilich auch nicht mit Salzburg messen darf.

Vor dem Gasteiner Wasserfall scheinen sie einen großen Respect zu haben. Ich bleibe dabei, daß er mich nicht gestört hat. Sie wundern sich, daß nach der Milde meines Wesens eine Gegend, wie die Gasteiner, mir gerade vorzugsweise gefällt. Es liegt auch allerdings ein gewisser

Gegensatz darin, aber auf der andern Seite wieder nicht. Denn gerade wer eine furchtlose Milde in sich trägt und bewahrt, sieht auch die umgebende Natur mit dem Auge seiner Gesinnung an, und das Andern furchtbar und beengend Erscheinende ist ihm nur groß, feierlich und ernst. Dagegen fordern finstere, verschlossene, harte Gemüther eher Freundlichkeit und Lieblichkeit in blos beschwichtigender Gestalt um sich, weil, wenn sie auch ihre Sinnesart nicht zu ändern gemeint sind, sie nicht wollen, daß ihnen selbst auf gleiche Weise gewissermaßen feindselig entgegen gekommen wird.

Ich habe also vergessen, Ihnen zu sagen, nach welcher Himmelsgegend das Schloß, in dem ich wohnte, liegt. Sie haben ganz recht, es zu erinnern, jede Schilderung, in der die Natur die Hauptrolle spielt, sollte nothwendig davon beginnen. Ich will es also nachholen. Sie erinnern sich aus meiner Beschreibung, daß das Thal von Gastein nur nach einer Seite hin offen ist, indem sich gerade der Oeffnung gegenüber eine Querwand von Felsen, von denen der Wasserfall herunterkommt, davor stellt. Die Oeffnung nun ist nach Nordwest, doch mehr nördlich als westlich, und der Wasserfall geht von Süden nach Norden. Die Vorderseite meines Zimmers ging nach Norden, die Querseite, es war eine Eckstube, nach Westen. Auf den beiden andern Seiten stießen andere Zimmer daran. Da die gegen Morgen das Thal begränzenden Berge weniger hoch sind als die abendlichen, und auch weiter von den Gebäuden abliegen, so kam die Morgensonne schon immer ziemlich früh in das Thal, wenigstens vor acht Uhr. Wie lange vorher weiß ich nicht, da ich nach meinem Bade, wie es in Gastein Vorschrift ist, immer wieder ein paar Stunden schlief. Aber Abends verließ sie das Thal zwischen vier und fünf

Uhr. Dies war das einzige Unangenehme im dortigen Aufenthalte, denn nach Sonnenuntergang wurde es bald auch kühl und windig. Eigentlich rauh und kalt war es während meines Aufenthalts nur wenige Tage. Nur einen habe ich eingeheizt. Darin ist aber die Ebene nicht besser daran. Hier kann man sich über die Höhe der Berge nicht beklagen, und doch habe ich gestern einheizen müssen. Heute aber war es ein schöner, warmer und sonniger Tag, an dem man sich einmal wieder sehr erfreut. Was in meiner Gasteiner Wohnung weniger angenehm war, war, daß ich den Mond, wenn ich nicht ausdrücklich hinausging, nicht sah. Nach Norden hin war das unmöglich, und nach Westen zu war er zu kurz am Himmel bei dem beschränkten Horizont, und ging auch so viel tiefer auf, und mehr südlich als die Sonne, daß der Mondschein nie mein Zimmer berührte. Doch habe ich ihn ein paar Mal sehr schön gesehen, einmal, wie er gerade über den Berg kam, und wie ein goldener Nachen unmittelbar darauf zu ruhen schien.

Alles, was Sie mir, liebe Charlotte, von Ihren Empfindungen und Gesinnungen für mich sagen, hat mir, wie immer, die größte Freude gemacht. Die tief und wahr empfundene, liebevolle Ergebenheit und Verehrung, die seltene, zart-innige Treue, die aus allen Ihren Ausdrücken spricht, ist mir ungemein wohlthätig, und bleibt mir ein erfreulicher Beweis, daß Sie gerade das in mir sehen, und bei demjenigen in mir verweilen, an dessen Erhaltung und Bewahrung ich immer am eifrigsten gearbeitet habe. Ich kann auch sagen, daß die große und lebendige Dankbarkeit, in der Sie sich gegen mich aussprechen, gerecht ist, aber Sie können auch sicher glauben, daß es mich unaufhörlich und recht innerlich freut, den Briefwechsel mit Ihnen wieder aufgenommen zu haben. Ich that es in dem Vor-

satze, ihn nun nicht wieder unterbrechen zu lassen, und das wollen wir als unumstößlich ansehen. Ich bitte Sie, mir den 11. d. M. wieder zu schreiben, wenn dies nach der Ankunft dieses Briefes möglich ist. Ist es das nicht, so bitte ich Sie, nicht den nächstfolgenden Dienstag abzuwarten, sondern den nächsten Posttag nach Empfang dieses Ihren Brief abgehen zu lassen. Mit den herzlichsten Gesinnungen unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 21. September 1827.

Ihre beiden Briefe vom 4. und 15. d. M. sind mir, liebe Charlotte, richtig zugekommen, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie haben mir beide besondere Freude gemacht, da sich die Gesinnungen, die Sie mir schenken, darin gerade auf die angenehmste und mir gefälligste Art aussprechen. Es war mir auch eine erfreuliche Ueberraschung, daß mir der erste dieser Briefe unerwartet kam, also eine liebe Zugabe außer der Regel, weshalb Sie gewiß nicht um Verzeihung bitten dürfen. Ich erbitte mir nur Ihre Briefe auf einen bestimmten Tag, weil Sie das gern haben. Wenn ich neulich äußerte, daß es mir lieber sei, auf den Tag, nicht früher und nicht später, den Brief zu erhalten, so sagt das nicht, daß mir nicht immer einer mehr, welchen Tag er eintreffen möge, angenehm sei.

Die Erzählung von der Familie, die ich ohne allen Grund für eine ausgewanderte (französische) Familie hielt, hat mich sehr interessirt, und Sie haben dieselbe auf Ihre Art recht hübsch in beide Briefe vertheilt. Ich bitte, fahren Sie damit fort. Von der Tochter, die Sie jetzt vor allen interessirt, und die Sie Therese nennen, enthält Ihre Erzählung bis jetzt noch zu wenig, als daß ich mir ein anschauliches Bild von ihr machen könnte. Das Hauptsächlichste, was sie betreffen wird, muß erst kommen. Bis

jetzt gefällt mir der Vater besonders in der Art, wie Sie ihn thätig, hülfreich und menschenfreundlich kennen lernten. Es freut mich, daß Sie mit dieser Familie wieder in Verbindung gekommen sind. Personen wieder zu sehen, von denen man lange Zeit getrennt gewesen war, ja, wo das Verhältniß ganz aufgelöst schien, gewährt immer ein großes und das Dasein belebendes Gefühl. Denn im Grunde sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Werth geben, und je tiefer eingehend sie sind, desto mehr fühlt man, worin doch zuletzt der eigentliche Genuß steckt, die Individualität. Selbst wo man den Menschen nicht unmittelbar nahe tritt, wo man nur von ihnen durch Andere, wie ich durch Sie, von dieser Familie hört, genießt man schon dies mit, wenigstens wenn, wie Sie das immer thun, die Schilderung gerade in ihren wesentlichen, wenn auch scheinbar kleinen Zügen zusammengesetzt wird. Es ist mir daher sehr angenehm gewesen, und ich danke Ihnen besonders dafür, da Sie in diese Erzählung eingegangen sind. Ich werde mit gleichem Interesse die Fortsetzung in Ihren nächstfolgenden Briefen aufsuchen, ja eigentlich noch mit größerm, da in dieser Fortsetzung Therese mehr ausgemalt und charakterisirt erscheinen muß.

Was mir aber am erfreulichsten in Ihrem Briefe ist, ist vor allem das, was Sie mir über Ihre immer zunehmende Heiterkeit und Zufriedenheit sagen. Es ist das ein sicheres Zeichen, daß Ihre Seele jetzt in einer Stimmung ist, die aus einer, Ihnen ziemlich zusagenden äußern Lage und Schicksalen hervorgeht. Erhalten Sie sich so viel als möglich darin, liebe Charlotte. Der Mensch kann immer sehr viel für sein inneres Glück thun, und was er äußern Ursachen sonst abbetteln müßte, sich selbst geben. Es kommt nur auf

Kraft des Entschlusses und auf einige Gewöhnung zur Selbstüberwindung an. Diese aber ist die Grundlage aller Tugend, so wie aller innern größern Gesinnung. Sie sagen in Ihrem Briefe vom 15. September: „ich weiß, daß alles, was mich eigentlich jetzt beglückt, so bleibt, wie es ist.“ Gewiß, liebe Charlotte, dürfen Sie nicht fürchten, daß ich je anders gegen Sie werden würde, als ich jetzt bin. Sie besorgen es einmal, und obgleich auch damals Ihre Besorgniß unbegründet war, konnte sie dennoch damals eher entstehen. Es sind seitdem über zwei Jahre verflossen, und Sie haben gesehen, wie unnöthig Ihre Besorgnisse waren, und nicht die leiseste Umänderung eingetreten ist, und das Verhältniß unter uns dadurch zu dem geworden ist, was Ihnen das liebste ist, und die Gestalt angenommen hat, die Ihnen am meisten zusagt. In mir ist eine Aenderung wahrhaft unmöglich. Ich nehme den herzlichsten Theil an Ihnen und Ihrem Schicksal, wünsche Ihr Glück, trage gern zu Ihrer Freude bei, gebe gern Ihren Wünschen nach, wo es sich so thun läßt und so geschehen kann, daß ich nicht aus meinem innern Kreise herausgehe. Für mich erwarte ich nichts, Sie können Ihrem Charakter und Ihren Gesinnungen nach, mich nie täuschen, aber ich kann auch von niemanden getäuscht werden, da ich von Keinem auf etwas Anspruch mache, mich Keinem mit Erwartungen nähere, sondern mein inneres Bedürfniß so mit meinem eigenen innern Vermögen in Gleichgewicht gesetzt habe, daß sich das erstere nie nach außen zu wenden braucht. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich nie auf Dank rechne, sondern das, was ich für Andere thue, wenn es mir nicht gewissermaßen gleichgültig erscheint, aus Ideen und Grundsätzen fließt, die für mich einen von der Wirkung auf den Andern ganz unabhängigen Werth haben.

Ich werde auch nie durch etwas gereizt. Was mein Wesen ausmacht, ist abgeschlossen in sich und unabhängig von allen solchen das Leben so Vieler kleinlich bewegenden Zufälligkeiten. Ich tadle diese darum nicht; sie haben ihre Weise und ich die meinige. Aber die meinige ist die sichere und beglückendere. Dabei ist mir jede Anerkennung, jede mir erwiesene Theilnahme, jede mir geäußerte Gesinnung erfreulich, und ich bin gern dankbar. Ich schätze sie besonders als ein Zeichen dessen, was in der Seele derer ist, die sie hegen. Wird nun eine solche anhängliche, treue, verehrende Gesinnung seit langer und sehr langer Zeit, wie in Ihnen, liebe Charlotte, fortgetragen, so steigt natürlich der Werth derselben., Es freut mich daher immer, zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verleugnende Ernst und die in sich geschlossene Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußern Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück mir nur selbst aus meinem Innern zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran herauf blicken und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen, wo sie einer Berichtigung bedürfen. So wird es auch gewiß ferner und immer bleiben. Mein inniger Antheil, meine Bereitwilligkeit, meine Freude Ihnen nützlich und erfreulich zu sein, werden Ihnen stets unwandelbar bleiben. Ich bitte Sie, mir den 2. October und nicht später zu schreiben. Der Herbst ist wunderschön; ob er gleich immer unsere sicherste und beste Jahreszeit ist, scheint es mir doch, daß er in diesem Jahr sich selbst übertrifft. Leben Sie recht wohl. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Achtundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 8. October 1827.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 2. October vor einigen Tagen erhalten, und er hat mich aufs neue erfreut, und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Was sagen Sie zu diesem prachtvollen Wetter? man kann unmöglich es so ungerührt an sich vorüber gehen lassen. Indeß liebe ich an unserm nördlichen Klima das, daß die Jahreszeiten sich von einander unterscheiden, und nicht in Gleichförmigkeit in einander fließen. In südlichen Ländern ist das nicht so, der Frühling trennt sich nicht bestimmt wie bei uns vom Winter, er ist mehr nur der noch mildere Theil desselben. Gerade aber der Uebergang aus der Erstarrtheit und der Dumpfheit des Winters in die heitere Lauigkeit des Frühlings macht einen tiefen und anregenden Eindruck auf das Gemüth. Verbunden mit dem Herbst, durch den hindurch die Natur in die Gebundenheit des Winters übergeht, schließt sich der Wechsel und die Folge dieser drei Jahreszeiten an die großen Ideen an, die dem Menschen immer die nächsten sind, das Erstarren im Tode und das Auferstehen zu neuem Leben. Was man um sich sieht und empfindet, und was einer in der innern Tiefe seines Gemüths denkt, stellt unter ganz verschiedenen Formen immer diesen Wechsel und diese Uebergänge vor. Am lebendigsten aber thut es die Natur im Wechsel der Jahreszeiten, in allem Begraben des Samens in die ihn

mütterlich verdeckende Erde, und dem wieder Hervorkeimen aus derselben und vielen andern Erscheinungen, die man symbolisch und allegorisch also deuten und darauf hinziehen kann. Es ist der große Gedanke der Natur selbst, die nur dadurch besteht, daß sie sich ewig wieder erneuert. Wäre man immer recht durchdrungen von dieser Idee, so würde man sehr oft seinen Handlungen, Empfindungen und Gedanken eine andere Richtung geben, als man jetzt oft thut. Man würde nämlich fühlen, daß alles darauf hinausgeht, eine gewisse Reife zu erlangen, mit welcher allein jener Uebertritt aus dem gebundenen und unvollkommenen Zustande in den freiern und vollkommenern gedacht werden kann. Denn man kann sich doch das Sterben und wieder zu neuem Dasein Erstehen nicht als blos zufällig geschehend, oder auf irdische Ereignisse berechnet, vorstellen. Das Verlassen dieses Lebens steht gewiß, es geschehe früh oder spät, in unmittelbarer Beziehung auf das innere Wesen des Dahingehenden, und ist immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, der nichts verborgen ist, eine fernere Entwickelung auf dieser Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Eben so kann auch der Tod nicht auf Alle gleiche Wirkungen haben; den, welcher im Leben mehr und höher zu geistiger Stärke gereift war, nicht so als den führen und stellen, der darin zurück geblieben. Der Tod und das neue Leben ergreifen nur immer das für sie Gereifte. So muß also auch der Mensch diese Reife in sich befördern, und die Reife für den Tod und das neue Leben ist nur eine und eben dieselbe. Denn sie ist eine Trennung vom Irdischen, eine Gleichgültigkeit gegen irdischen Genuß und irdische Thätigkeit, ein Leben in Ideen, die von aller Welt entfernt sind, ein sich Losreißen von dem Sehnen nach Glück, es ist mit einem Wort die Stimmung,

daß man unbekümmert um die Art, wie man hier vom Schicksal behandelt wird, nur auf das Ziel sieht, dem man zustrebt, daß man also Stärke und Selbstverleugnung übt und wachsame Herrschaft über sich selbst. Daraus entsteht die heitere, furchtlose Ruhe, die nichts Aeußeres bedürfend, sich wie ein zweiter Himmel, ein geistiger, neben dem körperlichen in unbewölkter Bläue über den so in sich gestimmten Menschen ausbreitet.

Die Erzählung von Ihrem Wiedersehen mit der Familie von S. hat mich auch in dem Beschluß sehr interessirt. Die jüngste Tochter Therese muß ein unendlich liebenswürdiges Wesen von innerer und äußerer Anmuth und Grazie sein, und selbst wenn große und vielleicht selbst parteiische Liebe den Pinsel führte, ist ihr Bild höchst anziehend, und danke ich Ihnen wiederholt herzlich dafür. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunundsiebenzigster Brief.

Tegel, den 26. October 1827.

Entschuldigen Sie sich nie, liebe Charlotte, wenn sie einmal einen Posttag später schreiben, als ich Ihnen meinen Wunsch nach einem Briefe ausgedrückt hatte. Sie sind immer so pünktlich und aufmerksam, daß ich gewiß bin, daß dann ein Hinderniß eintrat, das Sie nicht beseitigen konnten. Auch bestimme ich ja nur die Tage, weil Sie es wünschen.

Sie haben sehr recht, in Ihrem letzten Briefe zu sagen, daß der 18. October, den man gleich nach dem Ereigniß, welches damals so ungeheuer schien, ewig feiern wollte, jetzt schon beinahe vergessen ist. Wahrhaft als ein Erinnnerungstag gefeiert wird er noch im Hamburg, aber ich glaube, auch nur da. Es liegt indessen in der Natur der Dinge, daß ein Ereigniß das andere treibt, und daß es kaum möglich ist, eins auf sehr lange fest zu halten. Man empfindet die wohlthätigen Folgen noch dankbar im Innern der Brust, man gedenkt der wundervollen Fügung des Schicksals, wodurch die menschlichen Pläne an einem so denkwürdigen Tage ein solches Gedeihen gewannen, aber der frohe, über alles hinweghebende, sich im allgemeinen Jubel ergießende Sinn erstirbt; was kurz nach der Gegenwart als eine ganz außerordentliche Begebenheit, ein wahres Wunder erschien, tritt nun in den gewöhnlichen Lauf der Begebenheiten zurück. Wenn das auch nicht recht sein mag, so ist es doch natürlich, und ist, so lange die Welt steht, so ge-

wesen. Ich kann es selbst nicht so sehr tadeln. Alles, was man Staats- und Weltbegebenheiten nennt, hat in allen äußern Dingen die größte Wichtigkeit, stiftet und vernichtet im Augenblick das Glück, oft das Dasein von Tausenden, aber wenn nun die Welle des Augenblicks vorüber gerauscht ist, der Sturm sich gelegt hat, so verliert sich, ja so verschwindet oft spurlos ihr Einfluß. Viele andere ganz geräuschlos die Gedanken und Empfindung stimmende Dinge sind da oft weit mehr von tiefem und dauerndem Einfluß. Der Mensch kann sich überhaupt sehr frei halten von allem, was nicht unmittelbar in sein Privatleben eingreift, und dies ist eine sehr weise Einrichtung der Vorsehung, weil so das individuelle Glück unendlich mehr gesichert ist. Gerade auch je mehr der Mensch sich in seine Individualität einschließt, desto mehr geht aus ihr hervor, was segenvoll auf das Gemüth und das innere Glück Vieler wirkt. Diese Betrachtungen verrücken zwar sehr die gewöhnlich über das, was richtig und unrichtig ist, herrschenden Ideen; das für das Wichtigste Gehaltene wird fast zur Gleichgültigkeit herabgesetzt und dem Unscheinbaren große Bedeutung beigemessen. Sie sind aber darum doch nicht minder wahr, und werden auch gewiß so von Allen empfunden, welchen das äußere Weltleben nicht allen innern Sinn abgestumpft hat. Auch die verschiedenen Epochen des Lebens verändern hierin die Ansicht sehr. Dem Jugend- und frühern Mannsalter sagt alles mehr zu, was auf einen größern Schauplatz versetzt; im Alter fällt der falsche Glanz von den Dingen, aber sie erscheinen darum nicht ohne Bedeutung, hohl und leer. Man lernt nur das Reinmenschliche in ihnen suchen und schätzen, und dies bewährt sich ohne Wandel, so lange man Kraft behält, sich mit ihm in Berührung zu setzen.

Achtzigster Brief.

Im December 1827.

Wir stehen wieder am Schlusse eines Jahres. Der Monat, in dem das Jahr zu Ende geht, wir haben schon oft in unsern Briefen dabei verweilt, hat immer etwas zugleich Feierliches und Anregendes für mich. Man sagt sich wohl tausendmal, daß die Jahreseintheilungen etwas ganz Unbedeutendes und Unwesentliches sind, und in der That ginge die Zeit eben so leer und eben so bewegt, wie sie jeder ergreift und wie jeder sie aufnimmt, hin, wenn man ganz vergäße, welche Woche, welcher Monat und welches Jahr es wäre. Allein diese trocken vernünftige Philosophie verliert sich doch im Leben, und wer nur irgend Empfindung in sich trägt, geht immer ganz anders vom 31. December zum 1. Januar, als von zwei andern auf einander folgenden Tagen über. Es ist als wenn der Mensch versucht, durch die Zeiteintheilungen der Flüchtigkeit der Zeit Einhalt zu thun, wenigstens ihren ununterbrochenen und ungeschiedenen Lauf zu unterbrechen. Sie selbst zwar geht immer fort, aber der Mensch steht wie auf einer schmalen Grenze zwischen der Vergangenheit und Zukunft still, er sammelt sich, nimmt in seinen Gedanken den zuletzt verflossenen Zeitabschnitt zusammen, und umspannt den nächst folgenden mit neuen Vorsätzen, Entwürfen, Hoffnungen und Besorgnissen. Ich möchte die Veranlassungen dies zu thun, nie aufgeben. So wenig man ihrer eigentlich bedarf, so willkommen ist es gewahr zu

werden, daß sie einen mahnen. Denn eine Mahnung liegt ganz eigentlich in der Zeit, sie straft mit der Unwiederbringlichkeit der Schritte, die sie einmal gethan; sie drängt zugleich auf die Gegenwart mit der Ungewißheit der Zukunft und zwischen dieser Unwiederbringlichkeit und Ungewißheit steht der Mensch beständig, immer mit dem Gefühl, das Versäumte nie zurückführen zu können, und nicht voraus zu sehen, ob es die Zukunft nachzuholen gestatten wird. Dann halte ich auch sehr viel auf das Charakteristische gewisser, ja jeder Epoche des Lebens. Jedes Jahrzehend bringt seine Sitten, Gewohnheiten, Schicklichkeiten mit, jedes seine Genüsse und seine Entbehrungen, und die Weisheit ist nur, das nicht zu verwechseln, nicht in ein Alter überzutragen, was einem andern angehört.

Ich habe, wie Sie, liebe Charlotte, wissen, eine eigene Liebe für die sternhellen Winternächte, und es freuet mich nicht allein, daß Sie auch diese Neigung, wie so viele andere mit mir theilen, sondern auch, daß Sie mir oft gesagt haben, daß ich Sie noch mehr dahin geführt, und Ihnen meine Anleitungen nützlich waren. Ja, es macht mir oft Freude zu denken, daß sich unsere Blicke wohl oft in einem Planeten oder andern Gestirn begegnen in den tiefdunkeln, hellen, schönen Winternächten, die wir jetzt haben, da Sie, wie Sie mir wohl gesagt haben, aus Ihrer Wohnung einen freien weiten Horizont nach allen Seiten haben. Die Freude daran ruht wirklich bei mir mit auf Gewohnheit. In meiner Jugend, als ich 20 Jahr und darüber war, ging ich ganze Nächte hier, und wo ich war, auf den Straßen herum. Wenn ich dann so die Gestirne hinziehen und ihre Stellungen verändern sehe, fällt mir immer ein, daß es nur die Abtheilungen der Zeit sind, von denen ich eben sprach, die uns an jene fernen Welten heften, durch die wir ihre

gegenseitigen Stellungen zu Bestimmungspunkten in uns, und uns zu einer Epoche in ihrem Gange machen.

Das Versenken in diese Ferne, das sich Verlieren in dieser Menge der Weltkörper, die sich dem Auge selbst wie ein einziges Lichtmeer darstellen, macht mich ganz eigentlich glücklich und fesselt mich, daß ich mich stundenlang nicht davon losreißen kann. Ist der Jupiter eben sichtbar, suche ich ihn immer zuerst auf und erfreue mich an seinem hellen, milden, weißen Lichte; dann verfolge ich die so unendlich fernen Fixsterne, und habe es gern, wenn das Auge zuletzt sich in dem für unser Auge unentschiedenen Glanzschimmer der Milchstraße verliert. Selbst das bloße Schauen in die tiefe Nacht, wo gerade sternlose Räume sind, ist schön, zumal gerade jetzt, wo die mondlosen Nächte so ganz und unaussprechlich dunkel und finster sind. Ueberhaupt ist es bewunderungswürdig, welchen Genuß der anhaltend verweilende Anblick ganz einfacher Gegenstände in der Natur macht. Gewiß haben auch Sie bisweilen am Wasser gesessen, blos um die Blicke und die Gedanken darin recht zu versenken. Für mich ist es einer der belohnendsten Genüsse, und der kleinste Bach, der stillste Teich, der sonst unbedeutendste See reicht dazu hin. Es ist das reine, klare, unbewegte Element, das diese Kraft ausübt. Es ist mir immer sehr begreiflich gewesen, wie man sich einbilden konnte, daß Wassernixen den am Ufer Sitzenden herabzögen. Es zieht wirklich hinab und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen, als müßte man es. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde, kein Ueberdruß an dem, was sie bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Es ist überhaupt ein Vorurtheil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine schöne Gegend

erfordere. So unleugbar es ist, daß diese den Reiz unendlich erhöhet, so ist der Genuß überhaupt nicht daran gebunden. Es sind die Naturgegenstände selbst, die ohne auch für sich auf Schönheit Anspruch zu machen, das Gefühl anziehen und die Einbildungskraft beschäftigen. Die Natur gefällt, reißt an sich, begeistert, blos weil sie Natur ist. Man erkennt in ihr eine unendliche Macht, größer und wirksamer als alle menschliche, und doch nicht furchtbar. Denn es ist, als strahlte einem jeder Naturgegenstand immer etwas Mildes und Wohlthätiges entgegen. Denn der allgemeine Charakter der Natur ist Güte in der Größe. Wenn man auch wohl von schauderhaften Felsen, schrecklichschönen Gegenden spricht, so ist die Natur niemals furchtbar. Man wird bald mit der wildesten Felsenschlucht vertraut und heimisch in ihr, und empfindet, daß sie dem, der einsiedlerisch zu ihr flüchtet, gern Ruhe und Frieden beut.

Die gedrückte und schwermüthige Stimmung, deren Sie erwähnen, thut mir sehr leid, und es rührt mich, wie unverkennbar sie durchscheint, daß Sie dabei so wenig und kurz verweilen, um sie mir zu entziehen. Ich weiß und fühle sehr wohl, daß in einem nicht sorgenfreien, eher sorgenvollen Leben unangenehme, verdrüßliche Vorfälle widrige Störungen hervorbringen, und der nach Ruhe schmachtenden und der Ruhe so innig bedürfenden Seele schmerzlich entgegen treten — aber es sind diese Stimmungen dennoch den Wolken zu vergleichen, die auch, bald licht bald hell, bald dicht und finster gethürmt einherziehen. Es läßt sich auch da nicht immer sehen, woher sie kamen, wohin sie ziehen, aber die Sonne verscheucht sie. Die Sonne für

das Gemüth ist der Wille. Allein wenn dies sehr leidet, reicht er nicht aus. Wir bedürfen dann Glauben. Glaube kann uns allein über das kleinliche tägliche Leben und irdische Treiben erheben, der Seele eine Richtung aufs Höhere geben und auf Gegenstände und Ideen, die allein Werth und Wichtigkeit haben. Es giebt etwas das Ihnen nicht fehlt, ja, das Ihnen, liebste Charlotte, inwohnt, das Sie auch gewiß höher achten, als alles, was man äußerlich und innerlich Glück zu nennen pflegt. Es ist der Friede der Seele. Er wird nach Verschiedenheit der menschlichen Richtungen auf sehr verschiedenen Wegen gewonnen und erhalten. Der im äußern Glück und selbst Glanz Lebende bedarf dieses Friedens eben so sehr, als der mit Kummer und Sorgen Beladene. Aber er erlangt ihn schwerer. Denn jeder Friede ist ein einfaches Gefühl, das in verwickelten Verhältnissen schwerer gewonnen wird. Es beruht freilich auf Ruhe und Reinheit des Gewissens, damit allein aber ist es nicht errungen. Man muß sich zufrieden mit seinem Schicksale empfinden, sich mit Ruhe und Wahrheit sagen, daß man das Schicksal nicht anklagt, sondern wenn es glücklich ist, mit Demuth, und wenn es unglücklich ist, mit Ergebung und mit wahrem Vertrauen in Gottes weise Führung empfängt. Da die schwerere, sorgenvollere Lage auch das Verdienst erhöht, sich ohne Klage zu finden und sich in ihr zu erhalten, oder aus ihr herauszuarbeiten, so gelangt man auf diesem Wege zur harmonischen Uebereinstimmung mit dem Geschicke, wie es auch sein möge. Sie, liebe Charlotte, wissen und üben das alles selbst. Sie brauchen nur in sich und mit Vertrauen auf ihre innere Kraft davon Gebrauch zu machen, und Sie werden gewiß die schwere und niederbeugende Stimmung, über die Sie jetzt klagen, überwinden, wenn

sie nicht anders einen äußern Grund hat, den ich nicht kenne, der aber freilich sehr einwirkend sein kann und von mancherlei Art. Wie sehr wünsche ich, daß alles, was Sie in Wahrheit oder in der Vorstellung drückt, im alten Jahr zurückbleibe, und das neue heiter und froh beginne. Mit diesen herzlichen Wünschen Ihr H.

Einundachtzigster Brief.

Berlin, Januar 1828.

— — — — — — Der Abschnitt eines Jahres hat immer eine gewisse Feierlichkeit, meiner Empfindung nach mehr und ganz anders, als ein Geburtstag. Dieser bezieht sich immer nur auf Eine Person, und für den, der ihn selbst erlebt, ist er nur ein Abschnitt im Abschnitte des ganzen Jahrs. Für Alle eine Erneuerung der Epochen ist nur das erneuerte Jahr selbst, und es erregt daher auch eine allgemeine Theilnahme. Das Jahr selbst, das abgeschiedene und das neu eintretende, wird wie eine Person betrachtet, von der man Abschied nimmt und die man begrüßt. Jedes Jahr hat seine eigenen geschichtlichen Ereignisse, die sich in die Reihe der individuellen Schicksale verweben, selbst wenn man gar keinen Theil daran nimmt, da man sich beinahe unwillkürlich daran erinnert, bei diesem oder jenem nur einen selbst betreffenden Vorfall gerade auch von diesem oder jenem öffentlichen Ereigniß gehört zu haben. Es ist aber auch keine Einbildung, daß die Jahre glücklich oder unglücklich für die Menschen sind, und daß man es ihnen gleichsam ansieht, wie sie sich in dieser Hinsicht gestalten werden. Ich meine damit nicht große Unglücksfälle, aber so das kleine Mißrathen aller Unternehmungen, das Fehlschlagen der frohen Erwartungen, die man sich auf diese oder jene Weise gebildet hatte, in der Art, wie es auch Tage so giebt, wo man z. B. in allem ungeschickt ist,

alle Augenblicke etwas fallen läßt, sagt was man nicht sagen soll, und wie es so oft in Träumen geschieht, niemals zu dem kommt, was man in der Absicht hat. Alles das liegt freilich weniger noch im Schicksal als im Menschen, der sich immer selbst sein Schicksal macht. Es kommt wohl oft von den ersten Eindrücken her, die man beim Beginnen des Jahrs bekommt, und die gleich das Vertrauen auf sein Glück schwächen, oder gar Furcht vor Unglück oder wenigstens Besorgnisse erwecken. Bisweilen ist es auch blos phantastisch. So halte ich viel von der Jahreszahl. Wenn sie viele ungerade Zahlen enthält, hat man bei aller Vernunft eine Art Scheu davor. Wenn dagegen so schöne gerade Zahlen wie in 1828 sind, so flößt das eine gewisse freudige Sicherheit ein. Man schließt sich in das Jahr mit heiterm Muthe ein, wie in ein Fahrzeug, das schon durch sein Ansehn verspricht, einen sicher an das Ufer des nächsten Jahres zu bringen. Wenn ich sagte, daß jeder sich selbst sein Schicksal macht, so ist das ein altes Sprichwort, freilich ein heidnisches, das aber auch, christlich genommen, einen richtigen Sinn hat. Es ist nämlich hier von dem innern Schicksal die Rede, von der Empfindung, mit der man das Aeußere aufnimmt, und das hat der Mensch in seiner Gewalt. Er kann immer Ergebung, Fassung, Vertrauen auf wohlthätige höhere Macht in sich erhalten, und wenn es ihm noch daran fehlt, in sich hervorbringen. Wenn der Mensch nicht darin allein von sich selbst abhinge, so gäbe es keine Freiheit.

Indem die Vorsehung die Schicksale der Menschen bestimmt, ist auch das innere Wesen des Menschen dabei in Einklang gebracht. Es ist eine solche Harmonie-hierin,

wie in allen Dingen der Natur, daß man sie auch gegenseitig aus einander ohne höhere Fügung erklären und herleiten könnte. Gerade dies aber beweist um so klarer und sicherer diese höhere Fügung, die jener Harmonie das Dasein gegeben.

In der letzten Hälfte des Märzes werde ich eine größere Reise machen und wohl erst in sechs Monaten zurück kommen. Meine jüngste Tochter ist, wie Sie wissen, an Herrn von Bülow verheirathet, und dieser ist jetzt preußischer Gesandter in London. Er ist schon seit mehrern Monaten dort, und meine Tochter will ihm nun mit ihren drei kleinen Mädchen nachgehen. Dahin nun werde ich, meine Frau und meine älteste Tochter sie begleiten. Wir gehen über Paris und halten uns dort einige Wochen auf, dann gehen wir nach London über und bleiben dort etwa anderthalb Monate. Von da reisen wir, ich, meine Frau und älteste Tochter, wieder über Paris, und dann über Straßburg und München nach Gastein und brauchen dort die gewöhnliche Badekur. Ende September können wir auf diese Weise wieder hier sein. Ich mache die Reise sehr gern, und das Einzige, was mir daran unlieb ist, ist die Nothwendigkeit, schon in der Mitte Augusts wieder in Gastein sein zu müssen. Ich liebe zwar Gastein sehr, und bin gern da, aber ich würde diesmal die Zeit lieber länger in London zubringen und dann auch später hierher zurück kommen. So setzt mir das Bad zu bestimmte Grenzen in meinem Aufenthalt. Paris und London sehe ich mit großer Freude wieder. Wenn ich nicht auf dem Lande bin, bin ich am liebsten in den größten Städten. Mitten im Gewühl ist man wieder in der Einsamkeit. Solch eine Reise

scheint sehr groß, und ist es auch der Meilenzahl nach, aber am Ende ist die Zahl der Tage, die man im Wagen zubringt, doch so groß nicht. Nachts werden wir nie fahren, und so ist es viel weniger unbequem, als es auf den ersten Anblick scheint. Das Wetter kann freilich im März noch kalt und unangenehm sein, doch ist in Deutschland der April gewöhnlich gut, und sollte der Mai Rücken von Rauhheit haben wollen, so sind wir dann schon im mildern Frankreich. Meinen Schwiegersohn finden wir in London schon in einem ganz eingerichteten Hause und so entgehen wir den Unbequemlichkeiten, die man sonst in einer fremden Stadt erfährt. Paris nenne ich nicht fremd. Ich habe es mit meiner Frau und Kindern in den frühern Jahren meiner Heirath einige Jahre hindurch bewohnt. Es sind mir zwei Kinder dort geboren und eins gestorben. Nachher war meine Frau einige Monate ohne mich dort, und ich während des Kriegs zweimal ohne sie. Jetzt sind es freilich elf Jahre, daß ich nicht nach Paris gekommen bin, und als ich das letzte Mal, es war bei Nacht, herausfuhr, dachte ich bei mir, daß ich nie wieder hinkommen würde. Mit demselben Gefühl sah ich die felsigen Ufer von England, als ich es im Jahre 1818 verließ. Das Schicksal hat es sonderbar gefügt, daß ich nun wieder ganz unerwartet dahin komme, und daß mein Schwiegersohn die Stelle bekleidet, die ich damals hatte. Er bleibt vermuthlich lange dort, und so wird mir das eine Veranlassung werden, auch öfterer hinzureisen. Thäte ich es aber je allein, so würde ich nicht den weiten Weg über Paris, sonder gewiß den kurzen über Hamburg nehmen. Man ist alsdann in wenig Tagen in London, und kann in drei Wochen hin- und herreisen und beinahe vierzehn Tage in London zubringen. Wie wir es mit unserm Briefwechsel

einrichten, will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe schreiben. Sein regelmäßiger Gang wird nicht dadurch unterbrochen werden. Natürlich brauchen die Briefe längere Zeit um anzukommen, aber dies ist vorzüglich nur das erste Mal unangenehm und fühlbar. Hernach bleibt, welche die Entfernung sei, der Zwischenraum derselbe. Ich werde es übrigens so einrichten, daß Sie Ihre Briefe ganz wie gewöhnlich hierher schicken. Hier ist ohnehin ein Mensch, der mir die Briefe, wo ich bin, nachsendet. Auch die meinigen werden Sie in der Regel wohl von hier aus bekommen, so wird alles im gewohnten Gleise bleiben. Bei meinem Wiederkommen nach Paris und London fällt mir ein, daß irgendwo sehr hübsch gesagt ist, daß man immer nur die Orte gern besucht, die man schon von früher her kennt. Das ist aus sehr richtiger Beobachtung geschöpft, es ist wirklich so und macht den Empfindungen des Menschen Ehre. Man behandelt Orte wie Menschen, und kehrt nur zu den schon bekannten gern zurück. Die Freude, die Sie in Ihrem stillen Leben am Sternhimmel haben, macht mir wiederum Freude, da sie durch die meinige mehr erhöht und vermehrt ist; gern beantworte ich Ihre Fragen, so viel ich es selbst kann. Daß Ihnen früher die Zahllosigkeit der Gestirne, das Unendliche des Weltraums, mit einem Wort, die Unermeßlichkeit der Schöpfung furchtbar erschien, habe ich sonst kaum begreifen können, und es freut mich, daß sich diese Empfindung in Ihnen verloren hat. Die Größe der Natur schon ist eine erhebende, heitere, die ich gerade zu den am meisten beglückenden rechnen möchte. Noch mehr aber ist es die Größe des Schöpfers. Wenn man auch zugeben könnte, daß sie als Größe niederdrückend wäre, so würde sie wieder erhebend und beglückend sein durch die unermeßliche Güte, die sich zugleich für alle



Geschöpfe darin ausspricht. Ueberhaupt ist es doch nur die physische Macht und Größe, welche als gewissermaßen niederdrückend Furcht einflößen kann. So unendliche physische Macht aber auch diejenige ist, welche sich in der Schöpfung und dem Weltall verherrlicht und darstellt, so ist sie doch noch weit mehr eine moralische. Diese aber, das wahrhaft Erhabene, erweitert immer das Innere, macht freier athmen und erscheint allemal in Milde, als Trost, Hülfe und Zuflucht. Man kann mit Wahrheit sagen, daß diese schaffende allmächtige Größe überall sich in gleicher, gleiche Bewunderung auf sich ziehenden Stärke sehen läßt. Aber man kann mit Wahrheit behaupten, daß am Himmel in den Gestirnen sie in einfachern Verhältnissen erscheint. Sie drängt sich der Phantasie mehr auf, es ist Alles nur durch Zahl und Maß zu ergründen, und es flieht doch wieder durch seine Unendlichkeit alle Zahl und alles Maß. Gerade weil man an den Himmelskörpern lauter Verhältnisse findet, die sich auf mathematische zurückbringen lassen, kennt man die Räume des Himmels in einigen Stücken besser, als die Erde und ihre Geschöpfe. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 26. d. M., und seien Sie überzeugt, daß Alles, was Sie mir sagen, großes Interesse für mich hat und mir immer willkommen ist. Leben Sie herzlich wohl und zählen Sie auf meinen unwandelbaren, unveränderlichen Antheil.

H.

Das Leben ist eine Gabe, die immer so viel Schönes für einen selbst, und wenn man es nur will, so viel Nützliches für Andere enthält, daß man sich wohl in der Stimmung erhalten kann, es nicht nur in Heiterkeit und innerer Genugthuung fortzuspinnen, sondern daß man auch aus

wahrer Pflicht alles thun muß, was von einem selbst abhängt, es zu verschönern und es sich und Andern nützlich zu machen.

Der Ernst und selbst der größte des Lebens ist etwas sehr Edles und Großes, aber er muß nicht störend in das Wirken im Leben eingreifen. Er bekommt sonst etwas Bitteres, das Leben selbst Verleidendes.

Wenn man auch das Ende des irdischen Daseins gar nicht fürchtet, wenn man ihm sogar mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit entgegensieht, muß man dem Gedanken daran doch keinen, auf irgend eine Weise störenden Einfluß auf das Leben einräumen.

Wir reisen nach Paris über Weimar und Frankfurt a. M. Weimar ist die nähere und in Wegen und Wirthshäusern die bessere Straße. Wir bleiben übrigens wegen des Hofes, mit dem wir sehr bekannt sind, einige Tage dort.

Zweiundachtzigster Brief.

Berlin, den 21. März 1827.

Es freut mich, Ihnen, liebe Charlotte, sagen zu können, daß sich unser Reiseplan so geändert hat, daß wir über Kassel gehen werden. Unser Plan ist, am 31. von hier abzureisen, und hiernach können wir am 2. April in Kassel sein. Eine Nacht bleiben wir dort auf jeden Fall, ob den folgenden Tag und also zwei Nächte, weiß ich noch nicht. Ueberhaupt ist kein Platz gewiß, wenn man mit Mehrern reist.

Ich freue mich sehr Sie zu sehen. Es wird freilich nur auf eine oder zwei Stunden sein können, aber es ist immer schön sich wieder zu sehen. Komme ich früh genug an, so komme ich noch denselben Abend zu Ihnen; ist es zu spät, so komme ich den folgenden Tag, wenn es auch vielleicht erst am Abend sein sollte; komme ich früh genug und bleibe doch den folgenden Tag, so sehe ich Sie beide Tage. Ich glaube nicht, daß mich eine Antwort auf diesen Brief noch hier finden kann, sonst wäre es mir sehr lieb, wenn Sie mir noch einige Zeilen herschrieben.

Leben Sie herzlich wohl!

Dreiundachtzigster Brief.

Unterweges.

Ich glaubte gestern noch bis 5 Uhr noch einmal zu Ihnen zu kommen, aber es kam mir etwas dazwischen. Hätten Sie näher gewohnt, hätte ich Sie dennoch auf eine halbe Stunde gesehen. So war es unmöglich.

Sie in Ihrem Hause gesehen zu haben, hat mir große Freude gemacht und hat mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen. Ich schreibe Ihnen, liebe Charlotte, gewiß bald aus Paris, und hoffe auch dort einen Brief von Ihnen zu finden.

Vierundachtzigster Brief.

Paris, den 23. April 1828.

Ich habe bei meiner Ankunft hier, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 26. v. M. gefunden und darin Ihre Sorgfalt erkannt, mir Ihre Wohnung zu bezeichnen. Noch lebhafter als für diese Sorgfalt aber danke ich Ihnen für den lebendigen Ausdruck der Freude, der in Ihrem Briefe herrscht. Ich bin hernach Zeuge dieser Freude selbst gewesen, und Ihre Freude, die dieser Brief ausdrückt, hat mir dieselbe noch lebhafter zurückgerufen. Sie ist mir ein neuer sehr angenehmer Beweis Ihrer Gesinnungen gewesen, oder vielmehr ich habe, da mir bisher nur immer Ihre Briefe diese Gesinnungen aussprachen, sie nun in ihrer lebendigen, noch unendlich mehr erfreuenden Aeußerung gesehen. Es ist mir sehr viel werth, selbst bei Ihnen gewesen zu sein, es hat mir einen anschaulichen Begriff Ihres Lebens gegeben, noch außer der Freude, Sie wieder gesehen zu haben. Das Leben, wie Sie es sich dort eingerichtet haben, ist sehr hübsch, und spricht für den Geist und die Weise, die Sie hineinlegen. Sie genießen einer freundlichen und heitern Einsamkeit, und alles in Ihrem kleinen Hause, aber gar nicht so kleinen Garten, spricht einen gleich beim Hereinkommen so an, daß einem wohl darin wird. Und doch habe ich beides nur bei rauhem Wetter und ohne Frühlings- und Sommerschmuck gesehen. Wie viel muß der Garten durch beides gewinnen, wo Sie dann im vollen, dichten Grün

wohnen. Ich kann mir Sie jetzt in allen Momenten denken, da ich alle die Plätze gesehen habe, worin Sie Ihr Leben zubringen, und ich finde es eine sehr hübsche Einrichtung, daß Sie das geräumige und freundliche Zimmer unten, in dem wir waren, von Ihrer Arbeit abgesondert halten, und es nur besuchen, wenn Sie mit jemand sind oder frei allein sein wollen. Eine Stube nimmt immer für den, der sie bewohnt, die Farbe dessen an, was gewöhnlich darin vorgeht, und man sollte mehr darauf denken, sich einen Ort aufzubewahren, der einen blos an das erinnern kann, was man frei von anderer Beschäftigung oder Zerstreuung darin gedacht oder empfunden hat. Wie man dann nur die Wände erblickt, erscheinen dieselben Gedanken und Empfindungen wieder, an die sich andere anreihen. Es ist eben so auf dem Lande mit Spaziergängen. Mir wenigstens geht es immer so, daß ich nach kurzem Aufenthalt in einer Gegend, sie mir zu verschiedenen Gedanken und Gefühlen bestimme, und je länger man sie in dieser Bestimmung braucht, desto mehr erwachen diese Gefühle und Gedanken mit ihnen. Aber auch oben, wo Sie arbeiten, sind Ihre Zimmer hübsch und bequem, wenn auch klein. Diese Kleinheit kann auch nichts Drückendes da haben, wo man gleich in einen freien und großen Garten hinaus kann. In der Stadt wäre das viel anders. Ihre ganze Einrichtung, in der sichtbar so viel Verstand, Ordnung und Genügsamkeit herrscht, hinterläßt darum einen noch viel angenehmern und erfreulichern Eindruck, weil es sichtbar ist, daß Sie sich dieses Dasein selbst geschaffen haben und es erhalten; ich hoffe auch gewiß, daß Ihre besonnenen Einrichtungen ferner von glücklichem Erfolg sein werden, ob zugleich die Idee immer bei mir wiederkehrt, daß Sie ein weniger angestrengtes Leben bei Ihnen zu-

sagender größern Muße genießen möchten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welchen lebhaften und aufrichtigen Antheil ich an der Erfüllung dieses Wunsches nehmen würde. — — — — — — — —

Unsere Reise ist zwar recht glücklich gewesen, in sofern als sich kein sonderlich unangenehmer Zufall beigemischt hat. Aber wir sind von Kassel aus viel langsamer gereist als bis dahin. Worüber wir uns sehr zu beklagen gehabt haben, war das Wetter. Unterwegs, namentlich zwischen Kassel und Frankfurt, war es wahrhaft winterhaft. Auf einer langen Reise mit Frauen und Kindern ist das beschwerlich. In Frankfurt hielten wir uns drei Tage auf, diese Verzögerung war aber nicht willkürlich dasmal, sondern nöthig. Theils war es meiner Frau und den Kindern nothwendig auszuruhen, theils waren Reparaturen am Wagen vorzunehmen. Der längere Aufenthalt in Frankfurt war mir verdrießlich, weil er immer so viele Tage dem hiesigen entriß, sonst hatte ich ihn nicht ungern, denn ich habe Frankfurt immer geliebt, und es giebt wirklich nur sehr wenige Städte in Deutschland, welche die Vergleichung damit ertragen können. Es zeichnet sich hauptsächlich durch zwei Vorzüge aus. Einmal hat es so äußerst hübsche Umgebungen. Ich rede hier nicht blos von den schön angelegten Pflanzungen, die die Stadt umgeben, sondern von der Gegend selbst. Das Taunus-Gebirge gewährt von mehrern Punkten einen höchst reizenden Anblick, und der Fluß kommt dazu. Ich bin immer mit großer Freude dort spazieren gegangen. Dann aber bringt auch die Stadt den Eindruck hervor, daß die Bewohner fast im Allgemeinen eines großen oder wenigstens hinreichenden Wohlstandes

genießen. Der wahre, große Reichthum, der sich daselbst befindet, ist nicht so, wie oft an andern größern Orten, von Armuth und schreiendem Elend begleitet. Das gehört aber sehr dazu, wenn einem an einem Orte wohl werden soll. Man fühlt an jedem immer, bis auf einen gewissen Punkt, mit der ganzen Volkszahl, und es ist einem nicht behaglich, wenn man in dieser Noth und Armuth in zu großem Kontrast mit dem Wohlstande antrifft.

Von Frankfurt bis Saarbrück aus haben wir wieder größere Strecken Weges zurückgelegt, und sind am vierten Tage noch vor der hier gewöhnlichen Stunde des Mittagsessens, die allgemein 6 Uhr ist, angekommen. Das Reisen durch Frankreich ist nicht mit großen Annehmlichkeiten verbunden. Die Wege sind jetzt zum Theil schlecht und sehr schlecht, im Ganzen mittelmäßig und nirgends recht gut. Gute Wirthshäuser findet man nur in den größten Provinzialstädten, wie Lyon u. s. w. Der Anblick des Landes und der Bewohner hat von der Seite, von der wir kamen, gar nichts Anziehendes und Fesselndes. Die Gegenden sind vielmehr höchst gewöhnlich und bieten nicht einmal große Fruchtbarkeit oder Stärke der Vegetation dar. Was mir aber immer am meisten in Frankreich mißfallen hat, ist der Anblick der Dörfer gewesen. Sie lassen sich gar nicht mit unsern deutschen vergleichen. Sie bestehen entweder aus wenigen Häusern, die auf einmal, ohne daß man es erwartet, an einer, oft an beiden Seiten des Weges einander gegenüber stehen, und die von keinem Baume, von keinem Garten umgeben oder angekündigt sind, oder sie gleichen unsern kleinen Marktflecken, und haben nicht das mindeste Ländliche. Die Bewohner sind nicht anders. Sie haben entweder ein sehr ärmliches oder städtisches Ansehen. Vorzüglich sind die Frauen und Mädchen gar nicht hübsch und

anziehend. Allerdings trägt aber auch ihr Anzug dazu bei, sie weniger anmuthig erscheinen zu lassen, vor allem die schweren und ungeschickten Holzschuhe. Dieser wenig reizende Anblick des Landvolks und seiner Wohnungen nimmt der Annehmlichkeit des Reisens in Frankreich sehr viel, und wird von allen Reisenden bemerkt.

Hier in Paris hingegen befinde ich mich sehr wohl. Ich führe hier ein meinem gewöhnlichen ganz entgegengesetztes Leben. Ich gehe den ganzen Tag herum oder fahre, und bin im eigentlichsten Verstande nur eine Stunde nach dem Aufstehen, einige vor dem Schlafengehen, und bisweilen, obgleich auch selten, den Mittag zu Hause. Da ich so verschiedene Male, zum ersten Mal schon 1789, hier war, so habe ich sehr viele Bekanntschaften, und es fehlt nicht, daß sich nicht immer neue dazu gesellen. Dann sind auch eine Menge Dinge zu besehen, und so vergeht der Tag, wie lang er scheinen mag. Es wird Ihnen wunderbar vorkommen, daß mir ein Leben nicht eher zuwider ist, von dem ich zu Hause aus Wahl gerade das Gegentheil führe, allein ich habe in den verschiedenen Perioden meines Alters so verschieden gelebt, daß ich das jetzige Leben nicht weniger neu nennen kann. Es ist auch überhaupt nicht meine Art, so an einer Weise zu hängen. Mir ist ziemlich jede lieb, in die ich geworfen werde oder selbst übergehe, und ich befinde mich immer körperlich und geistig gleich wohl dabei.

Paris hat sich in den 13 Jahren, daß ich es nicht gesehen habe, ungemein verschönert. Es sind viele einzelne schöne neue Gebäude, ja ganze Straßen und Quartiere entstanden. Der Wohlstand, der Luxus, die Volksmenge hat zugenommen, die Bewegung, die schon immer so groß war, ist dadurch größer geworden. Auch in Wissenschaften und

Künsten ist das Leben und alles Interessante gestiegen. Eine solche Stadt ist mit keiner bei uns zu vergleichen. Auch die größten deutschen haben dagegen etwas Kleinstädtisches. Wenn man einmal nicht auf dem Lande wohnt, ist allerdings eine solche Stadt jeder andern vorzuziehen.

Ich hoffe jetzt bald einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu bekommen. Sie sehen, daß ich die Briefe auf dem Ihnen angegebenen Wege richtig bekomme. Den meinigen will ich versuchen, geradezu, wie Sie wünschten, gehen zu lassen, damit er nicht den Umweg über Berlin zu machen braucht. Sie werden mir schreiben, wenn er in Ihren Händen gewesen ist. Ihnen in der Entfernung einen Tag zu bestimmen, an dem Sie mir schreiben, halte ich nicht für thunlich. Ich bitte Sie, mir acht Tage nach Empfang dieses Briefes zu schreiben, und wieder über Berlin.

Vor dem 15. Mai gehe ich nicht von hier weg. Dann aber, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten, gewiß. Sollte ich auch einige Tage zugeben, so wäre doch der 20. Mai der späteste. Man schickt mir Ihre Briefe eben so nach London, als hierher nach, und die Entfernung ist eher kleiner.

Mit der innigsten und aufrichtigsten Theilnahme Ihr

H.

Fünfundachtzigster Brief.

London, den 20. Mai 1828.

Wir sind gestern Nachmittag hier angekommen, liebe Charlotte, und es ist eins meiner ersten Geschäfte, es Ihnen zu sagen. Wir sind Alle vollkommen wohl. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 23. April aus Paris richtig empfangen; ich habe seitdem den Ihrigen am 8. geschlossenen erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Sie hätten mir keinen deutlichern und überzeugendern Beweis von dem geben können, was mein Besuch Ihnen gewesen ist, als Sie durch diesen Brief gethan haben. Es hat mich ungemein gerührt, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Auch mir ist es eine sehr angenehme Erinnerung, Sie in Ihrer ganzen häuslichen Umgebung gesehen zu haben. Ich kann Ihnen mit völliger Wahrheit sagen, daß mir auch die letztere einen sehr angenehmen Eindruck hinterlassen hat. Sie ist einfach und flößt dennoch die Ueberzeugung ein, daß denen, die sich darin befinden, in ihrem Innern und Aeußern wohl ist, und was kann der Mensch eigentlich mehr verlangen? Das einsame Gartenleben, das Sie, von jedermann unabhängig, führen, hat schon durch die drei Punkte, daß es unabhängig, der Natur so nahe und einsam ist, etwas so Reizendes, daß es wenigen Menschen auf Erden gegönnt ist. Sie danken es allein sich selbst. Das Dasein, was Sie haben, haben Sie sich selbst, zuerst durch eine charakteristische Wahl, dann durch helle

Einsicht, Erfindungskraft und Schönheitssinn, wie durch Nachdenken, Fleiß, Anstrengung und Ausdauer verschafft. Sie dürfen sich selbst darin achten, daß Sie, bei den ehrenvollen unersetzten Vermögens-Verlusten, nun die Kraft hatten, sich nur an sich zu halten, und niemand, wie man wohl sagt, zur Last zu fallen. Sie gewannen so eine Freiheit, die Wenigen zu Theil wird, und worin jeder Sie ungestört respektiren muß. Ich erinnere mich recht gut, wie Sie nur nach und nach und stufenweise zu der Fertigkeit gekommen sind, die Sie jetzt besitzen. Sie haben mir einmal eine Schilderung davon gemacht, die ich nie vergessen werde, da sie so wahr und natürlich war. Auch sagen Sie in Ihrem jetzigen Briefe, wie Sie erst vor kurzem dahin gelangt sind, dem untern Theile Ihres Hauses ein so heiteres und freundliches Ansehn zu geben. Es ist Ihnen das sehr gelungen. Was aber mehr als alles mich mit dem innigsten Interesse erfüllt, ist, daß in dieser so sehr angestrengten Lebensweise, die Sie oft selbst Arbeitsnoth nennen, Ihr Inneres frei blieb und sich erheben kann, indem Ihnen nicht einmal die Zeit bleibt, sich die Lektüre auszuwählen, die Ihnen zusagen könnte; Sie wiederholen mir jetzt schriftlich, was Sie mir mündlich auf die liebevollste Weise sagten, daß Sie sich an meinen Ideen nährten, daß Sie sich daran erheben, daß Sie dadurch erleuchtet werden. O! er hat mich sehr gerührt dieser Ausdruck Ihres Gemüths, Ihrer so weiblichen, ergebenen Gesinnungen. Wenn es denn so ist, liebste Charlotte, so fassen Sie die Gewißheit in ein unerschütterlich-vertrauenvolles Herz, daß meine Gesinnungen für Sie so unwandelbar sind, wie mein Antheil an Ihnen.

Seit ich Ihnen aus Paris schrieb, ist es uns recht gut ergangen. Wir haben Paris den 15. d. M. verlassen, und sind am 19. von Calais gerade nach London übergeschifft. Man macht die Ueberfahrt jetzt in Dampfböten, es giebt selbst für Reisende keine andere mehr. Es ist auch eine sehr bequeme Manier. Die Schiffe sind groß, haben außer der Anstalt für den Dampf auch Segel, die sie, wenn der Wind günstig ist, auch gebrauchen, und man kommt meistentheils, wie es unser Fall war, in weniger als 12 Stunden von Calais bis London über. Es war das schönste Wetter, was man denken kann. Die ersten Stunden war die See, da der Wind lebhaft ging, ziemlich hoch, und das Schiff schwankte sehr. Die meisten Personen wurden krank, und viele legten sich zu Bett. Ich habe nie eine unangenehme Empfindung auf dem Wasser, sondern bin immer auf dem Verdeck geblieben und habe mich des wundervoll schönen Anblicks des Meeres erfreut. Vorzüglich groß und schön war der Sonnenaufgang, der mich um so mehr anzog, als ich ihn wirklich noch nie auf dem Meere gesehen hatte. Wir segelten nämlich schon um 3 Uhr Morgens ab. Hier wohnen wir bei meinem Schwiegersohn und sind also sehr angenehm im Schooße unserer Familie. London überrascht immer aufs neue durch seine Größe, seine Volkszahl und die daraus entstehende merkwürdige Bewegung. Es hat weniger schöne freie Ansichten, als Paris, das durch die großen öffentlichen und vielen Privatgärten hier und da ein ordentlich ländliches Ansehen hat. Aber es erregt als Stadt, als an einem Orte zusammengeflossene, und sich in beständiger Mannichfaltigkeit und doch im höchsten Wohlsein regende Volksmasse, eine größere Bewunderung.

Wir werden nahe an zwei Monate hier bleiben und

dann unsere Rückreise antreten. Allerdings war es und ist es eine große, und unter den Umständen, wie wir sie machten, anstrengende Reise. Aber den Hauptzweck haben wir erfüllt, eine Tochter mit den Kindern an den Ort ihrer Bestimmung gebracht. Das Uebrige wird ja auch gut gehen.

Es thut mir leid, daß Sie diesen Brief mit einiger Verspätung erhalten werden. Ich kann ihn nicht anders als über Berlin gehen lassen, es ist zu weitläufig, Ihnen das zu erklären, es ist aber so. Schreiben Sie mir auf die gewöhnliche Weise. Ihr H.

Sechsundachtzigster Brief.

London, Juni 1828.

— — — — — — Zu Ihrer gänzlichen Beruhigung noch etwas über meinen Gesundheitszustand. Ich begreife nicht recht, was Sie, liebe Charlotte, deshalb besorgt gemacht hat? Daß ich älter geworden bin, seit wir uns in Frankfurt sahen, liegt in der Natur und dürfte Sie nicht wundern. Ich bin bis auf diesen Tag auf der ganzen Reise durch meinen Körper an nichts gehindert worden. Mein Körper fügt sich ohne irgend eine Unbequemlichkeit in alle abweichenden Lebensweisen. Man ißt hier nie vor halb 8 Uhr zu Mittag, es wird aber oft auch 8 und bisweilen 9 Uhr. Ich frühstücke, da man hier im Hause spät aufsteht, um halb 10 Uhr, und nur Kaffee, ohne dazu zu essen, und dazwischen und dem Mittagsessen nehme ich nichts. Sie brauchen also gewiß nicht besorgt meinetwegen zu sein.

Unser Aufenthalt hier nähert sich seinem Ende. Wir schiffen uns zwischen dem 10. und 15. Julius wieder ein. Es thut mir sehr leid nicht länger bleiben zu können, aber mehrere zusammentreffende Umstände, vor allem unsere Badereise und die Nothwendigkeit, den 15. August in Gastein zu sein, erlauben es nicht. Sonst fehlt es hier nicht an interessanten Gegenständen, um eine viel längere Zeit sich angenehm zu beschäftigen. Es giebt eine große Menge der schönsten und merkwürdigsten Kunstsachen hier, ein unglaublicher Reichthum von Statuen und Gemälden, auch in Pri-

vathäusern, die einzeln aufzusuchen viel Zeit fordern. In Paris ist das viel leichter, da man alles an wenig Orten beisammen findet. Außerdem ist auch sehr viel für Wissenschaften und Sprachen zu thun, vorzüglich für die letztern, da hier aus allen Welttheilen Menschen zusammenkommen. Endlich ist jetzt gerade die Zeit der meisten Gesellschaften, so daß man ohne Ende Mittags und Abends ausgebeten ist.

Den 16. Julius.

Ich reise übermorgen von hier ab und gehe wieder über Paris, wo ich mich aber nur acht Tage aufhalten werde. Dann gehe ich nach Gastein, und mache vielleicht nur noch einen Aufenthalt in München, wenn der König gerade dort sein sollte, da ich diesen wieder zu sehen wünschte. Ich bin mit meinem Aufenthalte hier sehr zufrieden, und nehme wenigstens die Beruhigung mit hinweg, liebe Charlotte, ihn so gut benutzt zu haben, wie es unter den Umständen nur immer möglich war. Ich habe keine Sache ganz versäumt, und diejenigen, welche ein besonderes Interesse für mich hatten, habe ich vollkommen erschöpft. Auch sind wir Alle vollkommen wohl. Die Gesundheit meiner Frau hat sich sogar verbessert. Sie ist gar nicht in Gesellschaft gegangen, da man hier immer erst um halb 8 Uhr und oft später zu Mittag ißt und also die Abend-Gesellschaften nicht vor 11 Uhr angehen. Aber sie hat alles gesehen, was Interesse für sie hatte. Das Parlament geht jetzt zu Ende, und die Leute fangen schon an aufs Land zu gehen, wo sie nun bis zum März künftigen Jahres bleiben. Denn man richtet sich hier nicht nach der Jahreszeit, sondern einzig nach den öffentlichen Geschäften. Auch macht die Jagd, daß jeder

gern den ganzen späten Herbst über auf dem Lande bleibt. London wird dann sehr leer, und es giebt dann fast keine Gesellschaften mehr. Die kleinen Landsitze haben, schämen sich dessen ordentlich, und verhängen wohl gar ihre Fenster gegen die Straße, um die Leute glauben zu machen, daß sie auf dem Lande sind. Das Landleben ist aber größtentheils nur ein Verpflanzen der Gesellschaft von der Stadt aufs Land. Dort hat jeder Besitzer eine Menge von Besuchen und macht Einladungen auf mehrere Tage. Auch sind die Engländer auf dem Lande offener und mittheilender, als im Getümmel der Geschäfte und den Zerstreuungen der Stadt.

Dem Gottesdienste habe ich hier mit meiner Frau einigemal beigewohnt, er ist mir aber weniger erbaulich erschienen, als bei uns. Es werden wohl zwei volle Stunden, ehe die Predigt angeht, mit Ablesen von Stücken aus der Bibel, Hersagen des Glaubens u. s. w. zugebracht. Bei diesem Ablesen wiederholen diejenigen, welche dem Altar am nächsten sind, vorzüglich die Kinder, welche in der Religion unterrichtet werden, die letzten Worte jedes Verses. Dies hat natürlich etwas sehr Einförmiges und ist auf die Länge wahrhaft ermüdend. Gesang der Gemeine ist sehr wenig und eben so wenig Orgelspiel, nur kurz und bald wieder abbrechend fallen Gesang und Orgel ein. Die Predigt ist ebenfalls kurz, etwa eine halbe Stunde. Die wir hörten, war äußerst kalt und durchaus nicht, was man erbaulich nennen kann. Wie man mir sagt, ist dies der Ton und die Art der meisten Prediger hier. Dann hat noch das Aeußere etwas sehr Störendes. Nur eine Reihe Bänke, etwa der vierte Theil der Kirche, ist für jedermann frei. Die andern sind verschlossen, gehören aber nicht einzelnen Personen, wie bei uns eigenthümlich, wenigstens

nicht alle. Nun stehen, wenigstens bis die Predigt angeht, zwei Frauen mitten in der Kirche, mit dem Gesicht gegen die Thür gewandt. Diese weisen jedem, der kommt und es wünscht, einen Platz in verschlossenen Bänken an, und empfangen dann, wenn sie die Leute wieder herauslassen, ein kleines Geschenk. Ob sie dies ganz behalten oder etwas davon abgeben, weiß ich nicht. Immer aber ist es widrig, den größten Theil des Gottesdienstes über zwei Personen ohne alle Aufmerksamkeit darauf und mit etwas ganz Weltlichem beschäftigt zu sehen. Freilich ist das Herumgehen mit dem Klingelbeutel bei uns etwas noch mehr Störendes. Indeß ist es auch in mehrern Kirchen, wenigstens im Preußischen, abgeschafft.

Etwas ganz Neues für mich waren die Zusammenkünfte der Quäker. Ich hatte, wie ich sonst hier war, sie zu sehen versäumt. Jetzt bin ich in einer gewesen. Der Saal war vor einigen Jahren angebauet, sehr bequem und reinlich, aber ohne alle, ohne die geringste Verzierung und Ausschmückung. Das Licht fiel von oben ein, und weiter hatte der Saal keine Fenster. Die Versammlung war sehr zahlreich, die Männer auf einer Seite, die Frauen auf der andern. Die Quäker haben, wie Sie gewiß wissen, keine Prediger. Wer Muth und innern Beruf in sich fühlt zu reden, der steht auf und thut es. Sonst herrscht in der Versammlung eine Todtenstille. Wer spricht, thut das entweder von der Stelle aus, wo er ist, oder geht auf einen etwas erhöhten Platz, auf dem aber mehrere zugleich stehen können und der gar nicht einer Kanzel gleicht. Als wir darin waren, war es die zwei Stunden, die die Versammlung dauerte, fast ohne alle Unterbrechung still. Indeß sprach doch ein Mann und zwei Frauen. Sie sagten nur einzelne, aber selbst, und wie es schien, im Augenblick ge-

machte Gebete, von ganz kurzen Betrachtungen begleitet. Was sie aber sprachen, war in sich sehr gut, von vielen Sprüchen aus der Bibel begleitet und mit großer Innigkeit und Herzlichkeit vorgetragen.

Es giebt hier eine Gesellschaft von Frauen zur Verbesserung der weiblichen Gefangenen, wovon Sie vielleicht gehört oder gelesen haben. Mehrere sehr vornehme Frauen gehören dazu. In dieser Gesellschaft ist eine Quäkerin Fry, die Frau eines sehr bemittelten Kaufmanns, der bei uns reich heißen würde. Wir sahen sie im Hauptgefängniß von London den weiblichen Gefangenen eine Lesung aus der Bibel machen und erklären, wirklich auf eine vortreffliche und höchst einfache und anspruchslose Weise. Sie führte uns nachher im Gefängniß herum, und wir waren auch in ihrem Hause bei ihr. Man beschränkt sich in Absicht der Gefangenen nicht auf die geistliche Erbauung allein; man giebt ihnen Arbeit und bezahlt sie dafür, und theilt sie nach ihrer Aufführung in Klassen, was eine große Nacheiferung in guter Aufführung bei ihnen bewirkt. Sie können nicht glauben, wie reinlich, still und anständig diese Gefangenen waren, und doch sind gerade diese aus dem rohesten verderbtesten Theile des Londoner Pöbels. Die meisten waren entweder zeitlebens oder doch auf mehrere Jahre zur Transportation nach Botany-Bay und Neu-Südwallis verurtheilt, zwei zum Tode. Doch war es so gut als gewiß, daß diese begnadigt werden würden, da man hier nur äußerst selten Personen weiblichen Geschlechts hinrichtet.

Erst am Ende meines Briefes sage ich Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichsten Dank für den Ihrigen, den ich zu seiner Zeit richtig empfangen habe, und der wie alle so viel Freundschaftliches, Gutes und Liebes enthält.

Sie können unausgesetzt fest überzeugt sein, daß diese Gesinnungen für mich den größten Werth haben und immer behalten werden. — — — — — —

In Rücksicht auf die Briefabsendungen ist es besser, daß es bei meinen ersten Einrichtungen bleibt; ich kann Ihnen das nicht so deutlich machen, allein es ist auch ferner unnöthig, da ich Ihnen wieder näher komme. Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 5. August, nicht nach Berlin, sondern nach München, und bemerken links auf dem Couvert: abzugeben an den Königlich Preußischen Gesandten Herrn von Küster. Sie haben, wenn ich nicht irre, schon voriges Jahr Briefe an ihn adressirt.

Leben Sie nun herzlich wohl und erhalten mir Ihre liebevollen Gesinnungen, ich verbleibe mit denselben Ihnen wohlbekannten unveränderlich Ihr H.

Siebenundachtzigster Brief.

Salzburg, den 14. August 1828.

Ich schreibe Ihnen wieder aus Deutschland, liebe Charlotte, und aus der Gegend, die man wohl die schönste von Deutschland nennen kann. Wenigstens kenne ich keine, die man als schöner rühmen könnte. Die Lage ist wirklich prachtvoll, eine lachende, fruchtbare Ebene, von der man überall die Ansicht majestätischer Gebirge hat, und in der selbst einige wie hingeschleuderte Felsenparthien liegen. Diese sind wirklich merkwürdig, und ich sah nirgends sonst ähnliche dieser Art. Es sind nicht einzelne Felsstücke blos, noch weniger einzelne gipfelige Berge, sondern hohe, lange und verhältnißmäßig schmale Felsmassen, die auf ihrer Oberfläche eine mit fruchtbarer Erde bedeckte, mit Gärten und Häusern geschmückte Ebene bilden.

Unsere Reise von London bis hierher war sehr glücklich, nur hat das Wetter uns gar nicht begünstigt. Blos einzelne heitere und sonnige Tage, sonst meistentheils Sturm und Regen. Kaum ein schöner Tag, so war er gleich von so schwüler Hitze und so stechender Sonne, daß sich ein Gewitter zusammenzog und wieder Kühle und Regen herbeiführte. In London, Paris und Deutschland war dasselbe unerfreuliche Wetter. Indeß ist das nun vorüber, und meine Wünsche gehen nur dahin, daß es besser mit dem Wetter während des Gasteiner Badeaufenthalts sei. In der Mitte hoher Gebirge und auf einem so hohen

Standpunkte, wo das Haus, in dem man wohnt, wenigstens so hoch als der Gipfel des Brocken liegt, sind milde Sonne und liebliche warme Luft mehr als blos angenehme Zugaben zum Dasein. Unsere Ueberfahrt von London nach Calais war wieder sehr glücklich, nur ging die See sehr hoch, und machte das Schwanken des Schiffs viele Kranke. Ich litt keinen Augenblick, sondern ergötzte mich eher am Schaukeln. In Paris verlebte ich noch eine sehr angenehme Woche. Ich würde recht gern einmal ein ganzes Jahr dort zubringen, und da meine Frau den Aufenthalt dort auch liebt, so richte ich es vielleicht einmal so ein. Der Weg durch das südliche Deutschland und Straßburg ist sehr schön und bequem, und wenn wir fortfahren Gastein zu besuchen, so ließe es sich sehr gut machen nach dem geendigten Badeaufenthalte eines Jahres nach Paris zu gehen, und zu dem des folgenden Jahres von da zurück zu kehren. Doch kommt zwischen solche Plane leicht vieles — und so ist es bis jetzt mehr Idee als Plan. In Straßburg ist eine sehr hübsche Mischung von französischer und deutscher Art. Die Natur ist deutsch in Gegend und Menschen. Das wird man gewahr, wie man den Elsaß von dem schönen Bergrücken von Zabern übersieht. Es ist einer der schönsten Anblicke, die man haben kann. Lieblich geformte Hügel und Berge, schön mit Gebüsch und Wald bekränzt, und auf den Gipfeln mehrere Gemäuer alter Burgen, ganz wie man sie so oft in Deutschland sieht, wie sie aber Frankreich gänzlich fremd sind. Die Physiognomien bieten auch ganz deutsche Gesichtszüge dar, und eben so ist auch das Benehmen der Menschen im Ganzen. Damit ist nun das französische Wesen verbunden und gleichsam darauf gepfropft. Ich finde diese Mischung interessant und angenehm zugleich. Von einer an-

dern Seite betrachtet, könnte man auch vielleicht anders darüber urtheilen, und gerade über die Vermischung das Verdammungsurtheil aussprechen. Denn es ist freilich nun weder ächte Deutschheit, noch wahres französisches Wesen in ihnen. Das fühlt sich am meisten in der Sprache. Sie sind wohl aus dem einen heraus, aber nicht völlig ins andere hinein gekommen. Nach dem Elsaß und wohl noch mehr ist Schwaben ein liebliches Land, in den Gegenden wie den Menschen. Wenn die Schwaben wie zu einem Sprichwort in Deutschland geworden sind, so ist das einer Art Naivetät zuzuschreiben, die der spöttisch Urtheilende leicht von einer lächerlichen Seite als Einfalt darstellen kann. Mehr und bös ist's auch wohl mit dem Spottnamen nicht gemeint. An sich sind die Schwaben vielleicht die lebhaftesten, leicht beweglichsten und phantasiereichsten unter den deutschen Völkerschaften.

In München blieb ich wieder drei volle Tage und fand alle Gebäude und Kunstsachen bedeutend vorgeschritten, der König verfolgt seinen Plan mit höchst lobenswürdiger Stetigkeit und Ordnung. Nur eine gewisse und bestimmte Summe wird jährlich verwendet, diese dann auf die bei dem Beginn des Gebäudes festgesetzte Weise, und so rückt alles nicht schnell, aber in einer sichern Folge ohne Unterbrechung und Störung vor. Was man schon ganz oder auch nur halb fertig sieht, ist von bewundrungswürdiger Schönheit. Bis jetzt sind in neuer Aufstellung und von neuer Erwerbung aber nur die antiken Statuen zu sehen. Die neue Gemäldegalerie kann erst in mehrern Jahren fertig werden, und die angekauften Gemälde sind jetzt nicht zu sehen. Den König fand ich nicht in München, werde ihn aber wahrscheinlich auf meiner Rückkehr von Gastein sehen. Sie haben sehr recht, ihn hoch zu ehren,

und der Ausdruck, daß er unter die Monarchen gehöre, die in Ihrem Herzen einen Thron haben, ist seiner würdig. Er ist gewiß ein vortrefflicher Monarch. Ich kenne ihn seit seinen sehr jungen Jahren und habe immer so über ihn geurtheilt. Er besitzt auch sehr viele und selbst solche Kenntnisse, die man gewöhnlich gelehrte nennt. So weiß er recht gut Griechisch, und es rührt wohl eben daher der zugleich edle und großmüthige Eifer, den er so lebendig und kräftig für die Befreiung der Griechen an den Tag gelegt hat. Er nährt noch immer dieselbe Gesinnung. Es ist eine ordentliche Schule junger Griechen in München, und es sollen sehr gelehrige, aufgeweckte Köpfe darunter sein. Der junge Bozzaris, der Sohn dessen, der sich im Kriege so heldenmüthig ausgezeichnet hat, aber geblieben ist, hat eine der originellsten und einnehmendsten Gesichtsbildungen. Mit dieser Neigung des Königs hängt denn auch die für griechische Kunst zusammen, und das Alles vereint bildet in ihm ein schönes und interessantes Ganze. Dabei nimmt er sich der Regierungsgeschäfte bis ins kleinste Detail an.

Es freut mich, daß Sie sich fortwährend gern mit dem Sternhimmel beschäftigen, wie ich es beklage, daß mein Auge nicht mehr dafür ausreicht. Ich gebe sehr ungern einen Genuß auf, der mich so oft gestärkt und erhoben hat, und eines Glases bediene ich mich nicht gern.

Schreiben Sie mir, liebe Charlotte, den 2. September nach Bad Gastein über Salzburg, nachher nach Berlin.

Leben Sie recht wohl, mit dem lebhaftesten Antheil der Ihrige. H.

Achtundachtzigster Brief.

Ein einfach ruhig zufriedenes Stillleben, wie Sie es genießen und sich nach Ihrer Neigung geschaffen haben, ist eigentlich das Höchste, was der Mensch besitzen kann. Es ist meiner innersten Empfindung nach nicht nur dem nach außenhin mannichfach bewegten Leben vorzuziehen, sondern auch wirklicher innerer, aber nur augenblicklich erscheinender Freude wenigstens gleichzusetzen. Die Stille und Ruhe gönnen dem innern Sein eine tiefere Macht und ein freieres Walten, und es ist immer, meiner aus langer Erfahrung geschöpften Ueberzeugung nach, besser, wenn das Innere nach außen, als wenn umgekehrt das Aeußere nach innen strömt. Es scheint zwar wohl, als könnte sich das Innere nur von außenher bereichern und befruchten; allein dies ist ein trügerischer Schein. Was nicht im Menschen ist, kommt auch nicht von außen in ihn hinein, was von außen in ihn eingeht, ist nichts als ein zufälliger Anhalt, an dem sich das Innere, aber immer aus seiner, nur ihm angehörenden eigenthümlichen Fülle entwickelt. So wie ein tiefer und reicher Gehalt inwendig vorhanden ist, so kommt es niemals so viel auf den äußern Anlaß der Entwicklung an. Jeder, auch der kleinste, ist hinreichend, da hingegen bei mangelndem innern Gehalt auch der reichlichste äußere Zufluß wenig oder nichts hervorbringen würde. Ich habe dies oft in Absicht von wissenschaftlichen

Kunstkenntnissen gesehen. Bei Männern ist weniger zu bemerken, da sie diese Kenntnisse sehr oft wieder nur zu äußern Zwecken anwenden, und man weiter nun nichts gewahr wird, oder danach fragt, wie dieselben auf ihr Inneres gewirkt haben. Aber bei Frauen ist das anders, und da sind mir mehrere vorgekommen, die wirklich recht viele und in gewisser Art sogar gelehrte Kenntnisse hatten, aber in ihrem Geist und Gemüthe, also in ihrem ganzen Innern darum nicht mehr gebildet, wenigstens nicht mehr bereichert waren, als wenn ihnen das alles gefehlt hätte. So sehr kommt es darauf an, daß das Innere dem äußern Objekt, welches es in sich aufnimmt, auch selbständig entgegenwirke.

Bad Gastein, den 14. September.

Sie besorgen, liebe Charlotte, es müsse hier im Gebirge so kalt sein, daß die Badekur dadurch unterbrochen werde. Ich habe selbst fast dasselbe gefürchtet. Mein Reiseplan ließ es nicht anders zu, als so spät im Jahre hierher zu kommen. Es ist aber sehr möglich, daß ich in einem andern Jahre aus eigener Bestimmung und ohne nöthigende Veranlassung diesen Theil des Jahres wähle. Das Wetter ist allerdings während der vier Wochen, die wir hier bald zugebracht haben, nicht immer schön gewesen, aber seit acht Tagen haben wir so warme Luft, daß man sich bei Nachmittags- und Abend-Spaziergängen in Acht nehmen muß, um sich nicht zu erhitzen. Es ist auch nur bei Gewittern in diesen verhältnißmäßig immer engen Thälern viel Wind, und bei uns ist es eben der Wind, der in der Ebene die Luft widrig und kalt macht. Die Sonne wirkt zwar hier nicht lange, nur eine geringe Zahl von Stunden er-

reichen den Tag ihre Strahlen das Thal selbst, ob man sie gleich, wenn sie auch nicht mehr zu sehen ist, noch lange sehr schön an den Bergseiten und Berggipfeln erblickt. Aber die Enge der Thäler und das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von glatten Felsmassen giebt ihrem Scheinen mehr Wirksamkeit. Auch ist das Wetter allgemeiner und oft durch die That bestätigter Erfahrung nach hier eher noch im Herbst, als im Sommer von einiger Beständigkeit. Das Ende Augusts und der Anfang des September sind hier die Erntezeit, auch und oft noch später des Heumähens. Auch diese ländlichen Arbeiten, die man um sich her sieht, versetzen die Einbildungskraft in eine frühere Zeit des Jahrs. Was noch mehr macht, daß man des Spätherbstes hier wenig gewahr wird, ist, daß man gar kein Abfallen der Blätter bemerkt. Dies liegt aber freilich am Mangel großer Laubholzbäume. So vortrefflich auch der Baumwuchs hier ist, und obgleich alle Vorberge bis Oben hinauf mit Wald bewachsen sind, so ist es immer Nadelholz hohe und breitschattige Tannen und ganz vorzüglich schöne Lärchenbäume.

Das Bad ausgesetzt haben wir des Wetters wegen auch nicht ein einziges Mal. Es ist theils nie so kalt gewesen, theils würde das aber auch nicht so nöthig sein. Wir haben die Bäder in demselben Hause, das wir bewohnen, nur wenige Schritte von unsern Zimmern, und da die Bäder so warm gemacht werden können, als man sie braucht oder wünscht, so ist gar an Erkältung nicht zu denken, man müßte sie sich denn muthwillig zuziehen. Wir haben in diesen Tagen bei 15 selbst 18 Grad Wärme viele und starke Gewitter gehabt, eins noch in der letzten Nacht. Der Donner macht in den engen klippigen Thälern ein prächtiges, majestätisches Rollen, das noch den Wasserfall übertönt.

Wovon ich aber vorher sprach, das allmälige Scheiden des Sonnenlichts von den größern Bergen, am Abend, ist vorzüglich schön. Man sieht die Sonne da eigentlich im Morgen, an den östlich ihr gegenüber stehenden Bergen, untergehen. Ihr Licht steigt dann immer höher und höher, die Schatten, die sich darunter lagern, nehmen einen immer größern Theil der Berge ein. Endlich ist nur noch die höchste Spitze erleuchtet, die wie ein goldener Knopf leuchtet und schimmert. Zuletzt senkt sich auch diese in Nacht. Ich stehe hier jetzt nicht früh genug auf, um die ähnliche Erscheinung beim Aufgang der Sonne zu sehen, auch ist sie hier nicht so gut zu sehen, da dem Aufgange hier nicht so im Westen wie dem Untergange im Osten eine einzelne Bergspitze gegenübersteht, aber es giebt in andern Thälern dieses Gebirges Berge, die man danach Sonnenblick nennt, und die auch im Volk diesen Namen tragen, weil sie den Aufgang der Sonne verkünden. Der höchste Berg dieses Thals heißt Gamskogel, oder wie wir sagen würden, Gemskegel. Er ist schon von sehr bedeutender Höhe und steht gegen Nord und Ost meinen Fenstern gerade gegenüber, die Badegäste besuchen ihn häufig, da er jetzt, wo der Erzherzog Johann den Weg hat besser bahnen und ebenen lassen, leichter zu ersteigen ist. Ich bin aber nicht oben gewesen. Man soll jedoch eine ungemein weite und schöne Aussicht von ihm haben. Man übersieht besonders deutlich von da die ganze Kette der höhern Gebirge, namentlich derer, die mit Gletschern versehen sind.

Für Ihre Lieblingswissenschaft empfehle ich besonders für Ihren Zweck: Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Es hat Karten für jeden Monat im Jahr und Beschreibungen dazu, falls Sie noch nicht hinlänglich damit versehen wären. Ich möchte Ihnen aber

gerade nicht rathen, das Buch zu kaufen; da es eine vollständige Astronomie enthält, ist es doch theuer, vielleicht bekommen Sie es aus einer Privat-Bibliothek, oder aus der kurfürstlichen. Fördernd wäre es Ihnen gewiß, auch macht es mir Freude, da ich, wie Sie sagen, diese Neigung in Ihnen belebt habe.

Wir reisen den 17. d. M. von hier, halten uns aber, wenn nichts dazwischen kommt, noch einige Tage in Franken auf. Es ist daher wahrscheinlich, daß wir erst im Anfang October nach Berlin und Tegel zurückkommen. Schreiben Sie mir nach Berlin wie gewöhnlich. So werden alsdann die sechs Monate abgelaufen sein, wo ich einen so wechselnden Aufenthalt gehabt habe. Leben Sie recht wohl und rechnen Sie fortdauernd mit Gewißheit auf meine unveränderliche Theilnahme. Ganz der Ihrige. H.

Neunundachtzigster Brief.

Tegel, den 16. October 1828.

Es mag wohl ein Jahr her sein, daß ich Ihnen, liebe Charlotte, nicht von hier aus schrieb. Ich freue mich aber desto mehr, es heute zu thun, und danke Ihnen recht herzlich, daß Sie mich in Ihrem lieben Brief, den ich hier fand, so herzlich beglückwünschen zu der Heimkehr in die schöne, liebliche Heimath. Ja, liebe Charlotte, Sie haben recht, darin eine eigene Freude zu sehen, und es erhöht in der That die meinige, daß Sie dieselbe so liebevoll mit empfinden.

Wir sind am 4. d. M. nach Berlin zurückgekommen, einige Tage später hierher gefahren, und haben uns hier, doch nur auf einige Wochen eingerichtet. Es fängt doch an, rauh zu werden, und der November pflegt uns immer zur Stadt zurück zu führen. Ich bin, so angenehm mir auch die Reise war, doch sehr gern in mein heimisches Leben zurückgekehrt und habe Tegel immer gleich hübsch gefunden. Ihre Bemerkung ist sehr richtig, daß dem Lande ein Wetter, wie wir es diesen Sommer gehabt haben, wohl thut. Alles ist so frisch und wie neu erquickt, und ich finde auch, was Sie bei sich bemerken, daß noch wenig Laub abgefallen ist, bei der schon sehr vorgerückten Jahreszeit. Nur dem Obst ist das Jahr ungünstig gewesen, das Getreide hat nicht gelitten, und da ich abwesend war, ist mir das mißrathene Obst gleichgültig, und das was mir viel

Vergnügen macht, das heitere, freundliche und kräftige Ansehen, habe ich alles sehr gut gefunden. Das Haus und die Sachen darin haben mir denselben erfreuenden Anblick als sonst gemacht. Es spricht einen immer, wenn man auch gerade unmittelbar vorher Großes und Schönes gesehen hat, mit heimlicher und zur Heiterkeit stimmender Freundlichkeit an. Es ist auch in meiner Abwesenheit gut gehalten, und Wände und Gypse haben nicht durch Fliegen gelitten, die ich sehr hasse. Wir sind sehr langsam gereist, und hätten der Entfernung nach recht gut schon am 25. v. M. hier sein können. Wir hatten aber einen Grund, der uns in Gastein und auf der Reise länger aufhielt. Der Arzt meiner Frau, denn ich brauche so selten einen, daß ich von dem meinigen nicht reden kann, begleitet den Kronprinzen auf seiner Reise nach Italien. Wir wünschten ihn wenigstens auf der Reise irgendwo zu treffen, um einige Stunden mit ihm reden zu können. Dies war der Grund unsers langsamern Reisens. Indeß erreichten wir unsern Zweck durch einen Umweg über Bamberg, dort trafen wir mit ihm zusammen. Wir machten dann von da noch einen Besuch anf dem Lande, der uns noch ein paar Tage kostete. In Thurnau wohnt der Graf Giech, der eine Tochter des Ministers Stein zur Frau hat. Es waren mehrere Besuche da, auch Personen aus Berlin, und wir waren sehr angenehm dort. Das Schloß ist uralt, theilweise vielleicht tausend Jahre, und es würde auch von außen schöner in die Augen fallen, wenn es nicht den Fehler hätte, daß die kleine Stadt Thurnau dicht daran liegt, so daß einzelne Häuser sich im eigentlichen Verstande daran anlegen. Selbst um in den Garten zu kommen, muß man über die Straße gehen. In Ottmachau gehört zwar auch das Schloß zur Stadt, es liegt aber ganz an



dem einen Ende derselben, und hat also von der entgegengesetzten Seite die ganz freie Ansicht in das Land. Auch ist das Gehöft mit seinen Gärten dicht daran herum. Die Gegend ist aber um Thurnau sehr hübsch, ein fruchtbares Land, reich an Hügeln und Wäldern und mannichfaltig von Anblick. Anziehend ist die Schattirung vom frischen Grün des Laubholzes und dem ernsten Dunkel der Tannenwälder. Es scheint eine große Abwechselung von Spaziergängen sich ganz in der Nähe darzubieten. Wir haben sehr schöne Spazierfahrten gemacht. Von Thurnau sind wir zwar gerade hierher gereist, aber in sehr kleinen Tagereisen. In Gera nur haben wir uns noch einen Tag aufgehalten, weil wir dort eine Zusammenkunft mit Personen verabredet hatten, die in der Nähe wohnen.

Es freut mich sehr, daß fortwährend die Sterne Ihnen eine wohlthuende, erheiternde Beschäftigung gewähren, um so mehr, da Sie mir sagen, daß Sie doch oft in einer mehr als wehmüthigen Stimmung sich befinden.

Am Himmel werden Sie sich bald orientiren, da Sie einen schönen und weiten Horizont von allen Seiten haben und in Ihren Beobachtungen fortfahren. Außer dem Buche von Bode, das ich Ihnen einmal empfohlen habe, kann ich Ihnen für das Erkennen der Sterne einen Rath geben, der Ihnen gewiß nützlich sein wird. Man muß nämlich den Himmel nach einer gewissen Methode durchgehen und sich große Abtheilungen machen. Zuerst müssen Sie suchen die Sterne recht genau und fest zu erkennen, die bei uns niemals untergehen und nur vor der Helligkeit des Tages verschwinden, sonst aber ihren ganzen täglichen Kreis vor unsern Augen vollenden würden. Sie

stehen bekanntlich nur, wie Sie wissen, im Norden, und drehen sich um den Polarstern und die beiden Bären herum, und sind leicht zu erkennen, da man sie an jedem sternenhellen Abend sieht, und sie zu denselben Stunden in allen Jahreszeiten dieselbe Stelle haben. Zu diesen gehört auch die Capella, deren Sie erwähnen. Zweitens müssen Sie die zwölf Sternbilder des Thierkreises aufsuchen. Man sieht in jeder Jahreszeit immer nur sechs auf einmal am Himmel. Bliebe man eine ganze Nacht auf, so gehen natürlich einige unter und andere kommen herauf. Allein einige werden dann immer vom Tage überholt. Wenn man nur eins recht fest kennt, sind die andern sehr leicht zu finden, da sie, wie in einem großen Gürtel um den Himmel herum liegen, man also die Richtung, in der man suchen muß, nicht verfehlen kann, wenn man sich vorher mit der Ordnung und Folgenreihe, vor- und rückwärts, recht bekannt gemacht hat. Die im Winter, im Januar und December, so zwischen sieben und neun Uhr erscheinen, sind schöner als diejenigen, die man zu gleicher Zeit im Sommer sieht. Der Löwe ist ein sehr schönes Gestirn, ist aber jetzt erst in späten Stunden sichtbar. Die Planeten erscheinen immer nur in demselben Gürtel, und können diejenigen, die noch nicht recht geübt sind, manchmal sehr irre machen. Allein man lernt sie doch auch bald unterscheiden, kennt man einmal recht fest die nie untergehenden nördlichen Gestirne und die Thierkreiszeichen, so ist es dann leicht, sich für die noch übrigen Gestirne zurecht zu finden. Denn nun macht man sich mit denen bekannt, die zwischen dem Thierkreis und den nie untergehenden Gestirnen, und dann mit denen, die zwischen dem Thierkreis und dem südlichen Horizont auf- und untergehen. Bode's Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels hat das Angenehme,

daß sie Karten für jeden Monat enthält, auf denen man natürlich die Sterne leichter findet, da jede Karte genau so ist, als der Himmel zu einer dabei angegebenen Stunde an dem Tage, oder wenigstens in dem Monat gerade ist.

Sie sagen sehr richtig, daß das Betrachten des gestirnten Himmels von der Erde abzieht, und die Seele mit höhern Ahnungen, Sehnen und Hoffen erfülle, tröste und erhebe. Das thut es im höchsten Grade. Wenn man diese unendliche, unzählige Menge von Gestirnen betrachtet und bedenkt, so scheint es zwar ein ordentlich schaudernder Gedanke, daß eine so ungeheure Menge im Weltall herum schwimmt. Der Mensch fühlt sich darin gleichsam wie erdrückt. Allein die Ordnung und Harmonie, in denen alle Bewegungen vor sich gehen, und alle Zeiten hindurch vor sich gegangen sind, ist ein wohlthätiges, tröstendes Zeichen einer höhern Macht, einer geistigen Herrschaft, die wieder beruhigt, und die Besorgniß tröstend aufhebt. Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Neunzigster Brief.

Berlin, den 16. November 1828.

Sie klagen auch darüber, liebe Charlotte, daß es oft ist, als könne man im Schreiben gar nicht fort, Augen, Hand und Feder sind wie im Bündniß gegen alles Gelingen der Handschrift. Man giebt sich Mühe, nimmt sich vor, recht langsam zu schreiben, damit es nur deutlich werde, aber alle Vorsätze scheitern, und es ist närrisch, daß man dann immer kleiner und kleiner schreibt. Mir geht es oft so, als ob ich gar keine großen Buchstaben machen könnte, und ich denke dann, wie viel Nachsicht Sie und Alle haben müssen, die mich lesen wollen. Wirklich war Ihr letzter Brief auch weniger hübsch und gut, als Sie sonst thun, geschrieben. Die Handschrift war nicht undeutlich, aber man sah ihr die Beschwerde an.

Aber mit mehr Bedauern habe ich gesehen, daß Sie sehr bekümmert und sorgenvoll waren. In solchen Gemüthszuständen, liebe Freundin, muß man immer die äußern Veranlassungen scheiden von der innern Anlage des Gemüths zu Heiterkeit und Ruhe, oder zu Besorgniß und Schmerz. Das Innere ist immer das Mächtigste. Auch wahres, selbst erschütterndes Unglück wird leichter und schwerer aufgenommen, je nachdem die Seele schon von lichtern und düstern Ideen erfüllt ist. Bei Ihnen scheint mir das gerade jetzt noch mehr der Fall, und da bitte ich Sie inständig, dem entgegen zu arbeiten. Ich rechne es schon zu

diesen dunkeln Stimmungen, daß Sie, ohne doch krank zu sein, bald zu sterben glauben. Sie sagen zwar, und gewiß mit voller Wahrheit, daß Ihnen gerade die Todesgedanken freudige und Ihrer Neigung zusagende sind, und niemand kann dies besser begreifen als ich. Ich habe nie die mindeste Furcht vor dem Tode gehabt, er wäre mir in jedem Augenblick willkommen. Ich sehe ihn als das an, was er ist, die natürliche Entwickelung des Lebens, einen der Punkte, wo das unter gewissen endlichen Bedingungen geläuterte und schon gehobene menschliche Dasein in andere befriedigendere und erhellendere gelangen soll. Was menschlich ist, in dem Ausbildungsgange des Lebens liegt, was alle Menschen mit einander theilen, das kann der irgend Weise nicht fürchten, er muß es vielmehr begünstigen und lieben, gleichsam mit Wißbegierde, so lange die Besinnung ihm beiwohnt, auf den Uebergang achten, versuchen, wie lange er das fliehende Hier noch zu halten vermag. Ich hörte bisweilen sagen, der Tod müsse gewiß von einem wohlthätigen und angenehmen Gefühl begleitet sein, und das ist mir selbst, wenn auch manchmal das Gegentheil Statt zu finden scheint, glaublich. Die Schmerzen pflegen zu weichen, alle Unruhe sich zu legen und fast immer haben Todte, ehe die Züge entstellt und verzogen werden, etwas Ruhiges, Friedliches, selbst oft etwas Erhebendes und Verklärtes. Bei alledem muß man es doch eine düstere Gemüthsstimmung nennen, wenn man sich dem Tode nahe glaubt. Der Tod ist immer ein Ausscheiden aus aller bekannten Heimath, ein Gehen ins Neue und Fremde. So trafen äußere unerwünschte Umstände schon bei Ihnen auf ein wenigstens sehr ernst bewegtes Gemüth. Suchen Sie, theure Charlotte, denn auch hier da die Heilmittel, wo Sie sie schon so oft fanden, in Ihrem Innern, in Ihrem

Gottvertrauen, was Sie nie im Stich ließ. Es wird Sie aufs neue retten, und Trost und Hülfe erscheinen, wenn Sie sie auch noch nicht sehen. Immer schütten Sie Ihr beklommenes Herz mir aus, immer werden Sie dieselbe Theilnahme in mir finden, die keiner Veränderung fähig ist. Ganz der Ihrige. H.

Den 16. December 1828.

Es wird mich sehr freuen, eine Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung zu bekommen. Sie wissen, daß ich auch an Ihrem vergangenen Leben einen warmen und innigen Antheil nehme, und daß außerdem schon jede recht individuelle Schilderung für mich einen hohen Reiz hat, der mich anzieht und verweilen läßt. Ich fühle aber sehr gut, daß eine solche Schilderung aufzusetzen und aus den Händen zu geben, eine große und schwer zu überwindende Schwierigkeit hat. Es kommen doch im Leben der Menschen immer Dinge vor, die gerade in den besten und feingesinntesten Gemüthern eine gewisse Scheu sie auszusprechen hervorbringen. Ich meine damit gar nicht solche, die man sich gleichsam zu gestehen scheuete, weil man fürchtet, deshalb ungünstig beurtheilt zu werden. O nein, es giebt Dinge, die gar nicht dieser, sondern ganz entgegengesetzter Natur sind, und deren man sich eher rühmen könnte, die aber doch ein gewisses Zartgefühl über die Lippen gehen zu lassen und gar durch die Feder dem Papier anzuvertrauen verbietet oder schwer macht. Es kommen auch Dinge vor, die Andere in ein nachtheiliges Licht stellen, und die man also, wie sehr es auch ihre Urheber verdient haben möchten, ungern ans Licht bringt. So wie man aber von dem Grund-

satz abgeht, bei einer Lebenserzählung nur blos und einfach die Erinnerungen seines Gedächtnisses abzuschreiben, und gänzlich darauf Verzicht zu leisten, zu beurtheilen, was wohl gesagt werden kann, und was verschwiegen oder verhüllt werden muß, so ist der Reiz einer wahren Naturschilderung dahin. Es ist nicht die einfache, nicht die vollständige, und mithin nicht die wahre Geschichte. Es ist keine Erzählung der Vergangenheit, sondern eine aus dem Standpunkt des spätern Lebens gemachte Beschreibung derselben. Man glaubt wohl, die moralische und geistige Wahrheit, um die es eigentlich zu thun sei, verliere nichts, wenn man zwar hier und da eine Thatsache nur halb oder allgemein erzählt, allein ganz treu und wahr die Wirkung schildert, die diese Thatsache auf die Empfindung und das Gemüth hervorgebracht habe. Wenn z. B. jemanden ein verletzendes Wort gesagt worden sei, so komme es nicht darauf an, dies selbst zu wiederholen. Man könne es vielmehr ganz füglich verschweigen, wenn man nur den Eindruck des Worts auf den, der es hören mußte, beschreibt. Dies ist aber durchaus falsch. Denn es hört nun aller Maßstab der ganzen Scene auf, den der Art und dem Grade nach blos das Wort selbst, einfach ausgesprochen, geben kann. Ich sage Ihnen das so ausführlich, weil ich mit Ihnen recht offenherzig und nicht blos obenhin über die Fortsetzung Ihrer Lebenserzählung sprechen möchte. Ich kann Ihnen nicht rathen, dieselbe weiter als zu dem Punkte fortzusetzen, wo Sie sicher sind, alles und jedes, wie es Ihnen Ihr Gedächtniß giebt, ohne die mindeste und leiseste Reticenz niederzuschreiben. Dies war in dem Theile, den Sie mir bis jetzt schickten, nicht nur möglich, sondern Ihnen nach Ihrem Charakter selbst leicht, und ich bin sicher, daß Sie in diesem so gehandelt haben. Sie konnten es,

ohne irgend ein eigenes oder fremdes Gefühl zu verletzen. Es ist möglich, daß dies auch ferner der Fall sei, allein ich kann mir auch sehr gut das Gegentheil denken. Dann würde ich es ganz natürlich finden, daß Sie den Schmerz der Erinnerung scheuen und vernarbte Wunden nicht aufreißen wollen; mir aber würde durch den Gedanken eines solchen mir gebrachten Opfers alle Freude genommen, die mir bisher durch den Empfang jedes Ihrer Hefte geworden. Wenn von Biographie die Rede ist, habe ich nun einmal den Begriff nur von historischer Wahrheit, von dem ich, bei dem großen und innigen Antheil, den ich an Ihnen nehme, auch mit dem besten Willen nicht abgehen könnte. An sich aber halte ich es für gut und heilsam, sein eigenes Leben so buchstäblich durchzugehen, und das Zartgefühl, das Reticenzen hervorbringt, für ein falsches, obgleich unendlich natürliches und daher verzeihliches. Indeß mißtraue ich hier meinem eigenen Gefühle, da ich bei weitem mehr ein glückliches Leben, in einer ganz genügenden Lage, geführt habe; man könnte dann leicht dahin kommen, den unrichtigen Maßstab an Andere zu legen, wovor ich mich immer gehütet habe. Noch einmal also, liebe Charlotte, wiederhole ich das schon oft Gesagte, folgen Sie Ihrem Gefühl; leidet dies nicht bei der Arbeit, so rechnen Sie immer mit Gewißheit darauf, daß Sie mir eine große Freude dadurch machen, aber nur auch unter der Bedingung, daß Sie ganz und ohne alle Reticenz wahr schreiben können. Sie können zu mir auch, wie man im Sprichwort sagt, wie in ein Grab sprechen. Ihre Hefte liegen wohlverwahrt in meinem Pult, und können nach meinem Tode nur ins Feuer, ungelesen gehen. In meiner Lage habe ich Gelegenheiten, dies zu veranstalten, die durch keinen Zufall irgend einer Art vereitelt oder umgangen

werden können. Ich halte es für Pflicht, Sie über diesen Punkt auch fest zu beruhigen, es ist schon Pflicht der Dankbarkeit für die vertrauungsvolle, innige, rücksichtslose Hingabe, die Sie mir seit einer langen Reihe von Jahren bewiesen und offen gezeigt haben.

Das Jahr ist am Abscheiden, und wie ich gern verweile bei so viel schönen Genüssen, die es gewährte, worunter ich auch Ihr Wiedersehen rechne, so scheide ich nicht ohne sehr trübe Ahndung dessen, was das kommende bringen kann — und ich erkenne mit wehem Gefühl, daß es ähnlich in Ihrem Gemüthe ist. Möge die Vorsehung von Ihnen, gute Charlotte, neue Prüfung abwenden! das ist mein herzlicher Wunsch.

Seit unserer Rückkunft ist meine Frau bedeutend an mehrern zusammenkommenden Uebeln krank, es ist wenigstens kein Zeitpunkt der Besserung mit Wahrscheinlichkeit vorauszusehen. Dies stört meine innere Lage in diesem Winter sehr.

Ich bitte Sie, mir den 30. d. M. zu schreiben. Leben Sie recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine Ihnen bekannten Gesinnungen der Zuneigung und lebhaften Theilnahme. Ganz der Ihrige. H.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Zweiter Theil.

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Vierte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

Vorbericht.

Die Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin fallen von selbst in zwei Theile. Der zweite Theil umfaßt die letzten Lebensjahre, das Alter des Verfassers. Sie sind in den Jahren 1829 bis 1835 geschrieben und sind alle, und noch der letzte Brief kurz vor dessen Ende, eigenhändig geschrieben.

Nach Frau von Humboldt's Tode beseelte ein ganz anderer Geist ihren jetzt auch schon verklärten Gatten. Gewiß blieb sein Leben und Wirken, im Allgemeinen, gleich wohlwollend, seine Theilnahme für Alle, die ihm nahe und werth waren, trostreich und voll Güte und Liebe, aber der Geist der Freude war entflohen, war der Erde abgewendet. Vom Leben forderte Er nichts mehr, es konnte Ihm nichts mehr gewähren, was für Ihn Werth hatte, als Stille und Einsamkeit, um ungestört in der Vergangenheit, in wehmüthigen Erinnerungen, in höhern Betrachtungen, in seinen Studien zu leben. Nie ist vielleicht eine Frau tiefer, edler, zärtlicher betrauert, nie aber wohl auch eine Frau einer solchen verklärenden Trauer würdiger gewesen. Das sprechen alle Sonette, alle Briefe aus, die in jenen Jahren geschrieben sind. Der Leser, in dessen Erinnerung

der Verfasser fortlebt, wird mit Ehrfurcht demselben, im leidenden, aber schönen würdigen Alter folgen, wie er Ihm in den Jahren des männlich-kräftigen Wirkens mit Verehrung folgte.

Außer diesem kurzen Vorwort darf die Herausgeberin dem zweiten Theile wenig hinzufügen. Sie hat sich schwer entschlossen zu der Mittheilung der Briefe nach ihrem Ableben, noch schwerer den überzeugenden Vorstellungen nachgegeben, daß es noch bei ihrem Leben geschehe. Da aber der Entschluß endlich gefaßt ist, so hegt sie die freudige Zuversicht, daß das Buch viele Freunde finden wird.

So gehe denn heraus aus Deiner vieljährigen geheiligten Verborgenheit, Du lieber, trostreicher Gefährte in dunkeln Tagen, und sei Vielen zur Freude, zur Erhebung und zum Trost, wie Du es mir einst warest.

Die Herausgeberin bittet Alle, die sich ihrer Arbeit freuen, um Nachsicht für das wenige Eigene was sie hinzuthun mußte, und um gütiges Wohlwollen für einen noch übrigen kleinen Lebensrest *).

*) Die edle Frau ist nach kurzen Leiden verschieden.

Inhalt des ersten Theils.



Inhalt des zweiten Theils.

Seite

Briefe Wilhelm von Humboldt's.

Erster Brief.

Berlin, 1829.

Ihr Brief hat mich in einer Zeit gefunden, die ich zu den traurigsten meines Lebens rechnen kann. Mit meiner Frau, deren leidenden, sehr kranken Zustand Sie kennen und theilnehmend mitfühlen, geht es zwar etwas leidlicher, allein der Zustand ist von einem Tage zum andern immer mehr von der Art, daß er über den endlichen Ausgang keinen Zweifel übrig läßt. Zugleich schwebt noch jetzt in wahrer Todesgefahr an einem schlagartigen Nervenfieber der Geheimrath Rust, der Eigenthümer des Hauses, das wir bewohnen, unser Arzt, und zugleich ein Mann, mit dem wir seit langen Jahren in der engsten, freundschaftlichen Verbindung stehen. Erst seit heute früh scheint einige Hoffnung für seine Erhaltung aufzudämmern. Es wäre ein Verlust für viele Hunderte, da er nicht blos einer der hier am meisten thätigen und beschäftigten Aerzte ist, sondern auch um die Einrichtung der hiesigen Krankenhäuser und ärztlichen Anstalten die größten Verdienste hatte, und gerade im Augenblick seiner Erkrankung noch mit wichtigen, eben erst angelegten Planen dafür beschäftigt war.

In solchen Momenten, die zu den ernstesten des Lebens gehören, bedarf man es, sich in sich zurückzuziehen, und die Fassung da zu suchen, wo die Quelle aller Stärke und aller innern Ausgleichung mit dem Schicksal ist.

Zweiter Brief.

Berlin, den 31. März 1829.

Ich kann Ihnen, liebe Charlotte, heute nur wenige Zeilen schreiben. Ich habe den tiefen Schmerz erfahren, dem ich, wie Ihnen mein letzter Brief sagte, entgegen sah. Meine Frau ist am 26. d. M. früh gestorben und gestern in Tegel beerdigt worden. Sie hatte ein viermonatliches Krankenlager erduldet und viel gelitten, wenn sie auch von heftigen Schmerzen ziemlich befreit blieb. Ihr klarer, heiterer, dem Tode und dem Leben eigentlich gleich zugekehrter Sinn war ihr unverrückt geblieben. Ihre letzten Stunden waren ruhig, sanft und durchaus schmerzlos. Sie behielt bis zum letzten Athemzug ihre volle Besinnung, und sprach noch wenige Augenblicke vor ihrem Verscheiden mit fester, unbewegter Stimme mit uns, ihren beiden ältern Töchtern und mir. Ihre Worte waren eben so einfach, als der Ton ruhig, indem sie sie sprach. Je näher der Augenblick des Todes kam, je ruhiger und friedlicher wurden ihre Züge. Auch nicht das leiseste Zucken der Lippen entstellte sie. Ihr Tod war ein allmäliges Uebergehen in einen tiefen Schlaf.

Später.

Ich habe einen ganz unerwarteten, neuen und sehr bittern Verlust erlitten. Ein sehr genauer Freund von uns,

der alle Abende seit Jahren, wenn wir in der Stadt waren, bei uns zubrachte, und auf dem Lande oft bei uns war, ist nach einer sehr kurzen Krankheit gestorben. Er hatte noch mit mir am Grabe meiner Frau gestanden, und gestern war ich bei seinem Leichenbegängnisse. Sein Verlust betrübt mich sehr und ich werde ihn schmerzlich vermissen.

Dritter Brief.

Berlin, den 18. Mai 1829.

Unsere Briefe, liebe Charlotte, haben sich gekreuzt. Mein Brief wird Ihnen gezeigt haben, daß ich Ihrem Wunsch, Nachricht von mir zu erhalten, zuvorgekommen bin. Und weil Sie es gern sehen, sage ich Ihnen zuerst, daß meine Gesundheit ganz gut ist. Im höhern Alter, wie ich mich darin befinde, hat man immer hie und da eine kleine Unbequemlichkeit und nach langen Wintern leicht Rheumatismen. An solchen Kleinigkeiten leide ich natürlich auch bisweilen, allein das geht vorüber. Wenn meine Briefe nichts von Krankheit sagen, können Sie mit Sicherheit annehmen, daß ich gesund bin. Von meinem Befinden, und überhaupt von mir zu reden, ist mir im hohen Grade zuwider. Mich freuet eine liebevolle Theilnahme, wenn ich, wie bei Ihnen, liebe Charlotte, überzeugt bin, daß sie aus aufrichtiger und wahrhaft theilnehmender Brust, aus innig theilnehmendem Herzen entspringt. Aber sie würde mir peinlich werden, wenn ich sie gewissermaßen in Anspruch nehmen, sie an einzelnen Beispielen wahrnehmen müßte. Sie ist mir ein schöner Genuß, wenn ich sie mir überhaupt als in den Gesinnungen liegend denke, die Sie mir seit so langer Zeit mit so großer Treue schenken, und auf deren Beständigkeit ich immer mit Sicherheit rechnen kann.

Ich schrieb Ihnen neulich von dem Tode eines vertrauten Freundes, in dem ich sehr viel verloren habe. Jetzt

blühen nun schon Frühlingsblumen auf seinem Grabe, wie auf dem meiner Frau. So geht die Natur ihren ewigen Gang fort, und kümmert sich nicht um den in ihrer Mitte vergänglichen Menschen. Mag auch das Schmerzhafteste und Zerreißendste begegnen, mag es sogar eine unmittelbare Folge ihrer eigenen, gewöhnlichen Umwandlungen oder ihrer außerordentlichen Revolutionen sein, sie verfolgt ihre Bahn mit eiserner Gleichgültigkeit, mit scheinbarer Gefühllosigkeit.

Diese Erscheinung hat, wenn man eben vom Schmerz über ein schon geschehenes Unglück, oder von Furcht vor einem drohenden ergriffen ist, etwas wieder schmerzlich Ergreifendes, die innere Trauer Vermehrendes, etwas, das schaudern und starren macht. Aber so wie der Blick sich weiter wendet, so wie die Seele sich zu allgemeinen Betrachtungen sammelt, so wie also der Mensch zu der Besonnenheit und Ergebung zurückkehrt, die seiner wahrhaft würdig sind, dann ist gerade dieser ewige, wie an ihr Gesetz gefesselte Gang der Natur etwas unendlich Tröstendes und Beruhigendes. Es giebt dann doch auch hier schon etwas Festes, „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen", wie es einmal in einem Schiller'schen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherm und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in Einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Punkte gelangen. Der Charakter, den die Natur an sich trägt, ist auch immer ein so zarter, kein auch die feinste Empfindung verletzender. Die Heiterkeit, die Freude, der Glanz, den sie über sich

verbreitet, die Pracht und Herrlichkeit, in die sie sich kleidet, haben nie etwas Anmaßendes oder Zurückstoßendes. Wer auch noch so tief in Kummer oder Gram versenkt ist, überläßt sich doch gern den Gefühlen, welche die tausendfältigen Blüthen des sich verjüngenden Jahres, das fröhliche Zwitschern der Vögel, das prachtvolle Glänzen aller Gegenstände in vollen Strahlen der immer mehr Stärke gewinnenden Sonne erwecken. Der Schmerz nimmt die Farbe der Wehmuth an, in welcher eine gewisse Süßigkeit und Heiterkeit selbst ihm gar nicht fremd sind. Sieht man endlich die Natur nicht wirklich als das All, als das die Geister- und Körperwelt vereinigende Ganze an, nimmt man sie nur als den Inbegriff der dem Schöpfer dienenden Materie und ihrer Kräfte, so gehört nicht der Mensch, sondern nur der Staub seiner irdischen Hülle ihr an. Er selbst, sein höheres und eigenthümliches Wesen, tritt aus ihren Schranken heraus und gesellt sich einer höhern Ordnung der Dinge bei. Sie sehen hieraus ohngefähr, wie mich der zwar langsam erscheinende, aber schöne Frühling ergreift, wie ich ihn genieße, wie er sich mit meinen innersten Empfindungen mischt. Es giebt Ihnen zugleich ein Bild meines Innern selbst. Mein Leben kann keine wahrhaft freudigen Eindrücke, nur wehmüthige und traurige in diesem Augenblick erfahren, und wenn ich in diesem Augenblick sage, so thue ich das nur, weil ich nie gern etwas von der Zukunft sage, weil ich von aller Affektation immer frei gewesen bin, und, wenn eine wahrhaft fröhliche Stimmung in mich zurückkehrte, ich es gar kein Hehl haben würde zu sagen, und kein Bedenken mich ihr zu überlassen. Eigentlich glaube ich aber allerdings, daß meine jetzige Stimmung auch meine künftige sein wird. Ich habe nie begriffen, wie die Zeit einen Schmerz um einen Verlust

soll verringern können. Das Entbehren dauert durch alle Zeit fort, und die Linderung könnte nur darin liegen, daß sich die Erinnerung an den Verlust schwächte, oder man sich gar im Gefühl des Alleinstehens enger an ein anderes Wesen anschlösse, was, hoffe ich, mir ewig fern bleiben wird, wie es jeder edeln Seele fern bleibt. Es ist mir aber auch sehr recht, daß es in mir bleibe so wie es ist. Ich habe für mich nie das Glück in freudigen, das Unglück nie in schmerzhaften Empfindungen gesucht, das was die Menschen gewöhnlich Glück oder Unglück nennen, nie so angesehen, als hätte ich ein Recht zu klagen, wenn statt des Genusses des erstern das letztere mich beträfe. Ich bin eine lange Reihe von Jahren an der Seite meiner Frau unendlich glücklich gewesen, größtentheils allein und ganz durch sie, und wenigstens so, daß sie und der Gedanke an sie sich in alles das mischte, was mich wahrhaft beglückte. Dies ganze Glück hat der Gang der Natur, die Fügung des Himmels mir entzogen, und auf immer und ohne Möglichkeit der Rückkehr mir entzogen. Aber die Erinnerung an die Verstorbene, das was sie und das Leben mit ihr in mir gereift hat, kann mir kein Schicksal, ohne mich selbst zu zerstören, entreißen. Es giebt glücklicherweise etwas, das der Mensch festhalten kann, wenn er will, und über das kein Schicksal eine Macht hat. Kann ich mit dieser Erinnerung ungestört in Abgeschiedenheit und Einsamkeit fortleben, so klage ich nicht und bin nicht unglücklich. Denn man kann großen und tiefen Schmerz haben und sich doch darum nicht unglücklich fühlen, da man diesen Schmerz so mit dem eigensten Wesen verbunden empfindet, daß man ihn nicht trennen möchte von sich, sondern gerade indem man ihn innerlich nährt und hegt, seine wahre Bestimmung erfüllt. Die Vergangenheit und die

Erinnerung haben eine unendliche Kraft, und wenn auch schmerzliche Sehnsucht daraus quillt, sich ihnen hinzugeben, so liegt darin doch ein unaussprechlich süßer Genuß. Man schließt sich in Gedanken mit dem Gegenstande ab, den man geliebt hat, und der nicht mehr ist, man kann sich in Freiheit und Ruhe überall nach außen hinwenden, hülfreich und thätig sein, aber für sich fordert man nichts, da man alles hat, alles in sich schließt, was die Brust noch zu fühlen vermag. Wenn man das verliert, was einem eigentlich das Princip des gedankenreichsten und schönsten Theils seiner selbst gewesen ist, so geht immer für einen eine neue Epoche des Lebens an. Das bis dahin Gelebte ist geschlossen, man kann es als ein Ganzes überschauen, in seinem Gemüth durch Erinnerung festhalten und mit ihm fortleben, Wünsche aber für die Zukunft hat man nicht mehr, und da man durch diese Erinnerung eine beständige geistige Nähe gewissermaßen genießt, in allen seinen Kräften sich gehoben empfindet, behält auch das Leben, das ja die Bedingung aller dieser Empfindungen ist, noch seinen Reiz. Ich empfinde keine Freude der Natur schwächer als sonst, nur die Menschen meide ich, weil die Einsamkeit mir inneres Bedürfniß ist.

Vierter Brief.

Tegel, den 12. Juni 1829.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Freundin, für Ihren letzten Brief, den ich mit großem und gewohntem Antheil gelesen habe. Ich danke Ihnen besonders für das, was Sie in Rücksicht auf mich und meine Gefühle sagen. — — — —

Ich weiß, daß mein Schmerz der Ihrige ist, auch wenn Sie sich scheuen, ihn zu berühren. Diese zarte Scheu hat etwas Heiliges in sich und ist allen tiefen Gemüthern eigen. — — Sie sehen aus meinen Briefen, daß ich ruhig und besonnen bin. Ich lebe, und das kann nur mit jedem Jahr ausschließlicher zunehmen, im Andenken der Vergangenheit, mit dem Glück, das die Gegenwart nicht mehr giebt. In diesem Andenken bin ich reich, und in sofern zufrieden, als ich fühle, daß dies gerade das Glück ist, das dieser Periode meines Lebens entspricht. Außer diesem Andenken suche ich nichts, sehe mich nicht in diesem Leben nach Ersatz, Trost, Beruhigung um. Ich fordere nichts und bedarf von dieser Seite nichts. Gegen meine Kinder bin ich wie sonst. Es hat sich nichts in meinen Gefühlen für sie geändert, als daß ich Mitleid mit ihrem Schmerz über den gleichen Verlust empfinde. Mich enger an sie anschließen, mehr für sie sorgen, kann ich nicht, da ich das immer so viel gethan, als ich vermochte. Alle übrigen Verhältnisse bleiben mir gerade dasselbe, was sie mir gewesen sind, und ich bin gewiß nicht weniger theilnehmend,

hülfreich, aufgelegt mit Rath und That beizustehen als früher. So, liebe Charlotte, müssen Sie sich mein Inneres denken, und Sie sehen, daß Sie auf keine Weise besorgt um mich zu sein brauchen. Was ich erfahren, liegt im natürlichen Laufe der Dinge. Die zusammen die Lebensbahn gehen, müssen sich an einem Punkt scheiden, es ist glücklicher, wenn die Zwischenzeit sehr kurz ist, in der sie einander folgen. Allein aller Verlust von Jahren ist kurz gegen die Ewigkeit. In mir geht jetzt nichts anderes vor, als daß mein Inneres sich ungekünstelt, unabsichtlich, ohne durch Vorsätze oder Maximen geleitet zu sein, blos sich seinem Gefühl überlassend, mit der Lebens- oder Schicksalsperiode, wie Sie es nennen wollen, ins Gleichgewicht setze, in die ich unglücklicherweise früher getreten bin, als es der gewöhnliche Gang des Lebens erwarten ließ. An einem solchen Gleichgewicht darf es dem Menschen, meiner Empfindung nach, nie fehlen, das Streben danach sollte ihm wenigstens immer eigen sein. Es ist dies gar keine Klugheitsregel, kein Bemühen, sich heftige Empfindungen zu ersparen. Das Setzen ins Gleichgewicht wird oft nur dadurch erreicht, daß man viel Schmerz, physischen und moralischen, in sein Dasein mit aufnimmt, aber es besteht darin die wahre Demüthigung unter die Fügung des Geschickes, die ich in mir immer als die erste und höchste Pflicht des Menschen betrachte. Gehe ich nun in meine gegenwärtige Lebensepoche zurück, so kann in ihr ein gewisses Anschließen an Personen und an die Welt nicht mehr liegen, aber das wohlthätig aus sich Hinausgehen, die Geneigtheit Antheil zu nehmen und in jeder möglichen Art zu geben, sind gewissermaßen in dem Grade größer, als man minder geneigt zum Empfangen, wenigstens die Seele gar nicht gerade darauf gerichtet ist. Mein hiesiger

Aufenthalt sagt mir überhaupt und gerade jetzt mehr zu, als ich es auszusprechen vermag. Dennoch bin ich fast in jeder Woche in dieser letzten Zeit, wo ich am liebsten vollkommene Freiheit und Einsamkeit genossen hätte, ein auch zwei Tage in der Stadt gewesen. Es ist sonderbar, daß ich gerade in dieser Zeit wieder habe müssen in Geschäfte treten, ohne es ablehnen zu können. Sie sind zwar glücklicherweise wenig bedeutend, nehmen mir aber doch viel Zeit weg, nöthigen mich zu Entfernungen von hier, und bringen mich mit mehr Menschen in Berührung, als mir gerade jetzt lieb ist. Es ist nämlich hier in Berlin ein neues Museum erbauet, in dem alle Kunstsammlungen und Kunstwerke, welche der König besitzt, aufgestellt werden sollen. Hierzu ist eine Kommission von Künstlern ernannt und mir die Leitung derselben anvertraut worden. Das Geschäft ist in sich leicht und interessant, und die Menschen, mit denen ich in die nächsten Berührungen komme, gehörten schon immer zum Kreise meines Umgangs. Auf diese Weise stört mich dies neue Verhältniß weniger, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Sie erwähnen in Ihrem Briefe der Ueberschwemmungen und der Unglücklichen, welche durch Wassersnoth gelitten haben. Die Unterstützungen, welche man für sie zusammengebracht und ihnen gegeben hat, sind sehr bedeutend gewesen. Sehr viel hat auch die Regierung gethan. Der wahren Noth ist freilich also geholfen und geschehen, was nur immer in solchen Fällen geschehen kann. Immer bleiben natürlich eine große Menge, die nicht eigentlich arm oder verarmt, an solchen Unterstützungen nicht theilnehmen können oder wollen, und doch in ihrem ganzen Vermögen und Gewerbsbetriebe sehr zurückgekommen sind. Diese gerade dürften fast die Beklagenswerthesten sein, es ist aber aller-

dings darin nichts zu thun, wie sich denn überhaupt alle geistige und körperliche Noth wohl erleichtern, aber nie ganz heben läßt. Ein Theil muß immer ertragen werden, und diese Nothwendigkeit ist eigentlich das Schmerzlichste für den, der gern Hülfe gewährt.

Bei Wassersnoth, bei Erdbeben, wie jetzt in den südlichen Provinzen Spaniens, ist es eine wunderbare Betrachtung, daß gewisse bestimmte Erdflecke und also gewisse bestimmte Menschenmassen immer und unveränderlich der Rückkehr der Unglücksfälle ausgesetzt sind, deren wirkliches Einbrechen jeden einen solchen Aufenthalt augenblicklich fliehen macht. Man pflegt das ewige Wiederanbauen der Gegenden dieser Art als einen Leichtsinn oder eine Vermessenheit der Menschen zu tadeln. Aber gewiß mit Unrecht. Es ist auf der einen Seite das Gefühl, daß man auf jedem Flecke des Erdbodens in der Hand einer höhern Macht steht, und die Sicherheit, die gleichsam eine physische und mathematische wäre, nicht haben soll und in keinem Theil der Erde hat. Die Erfahrung bestätigt auch dies Gefühl. In den Theilen Spaniens, die jetzt so schrecklich gelitten haben, sind bisher, so weit wir die Geschichte kennen, gar keine Erdbeben gewesen, man hat nicht einmal in der Bildung und Beschaffenheit der Berge und des Bodens dort Spuren bemerkt, welche irgend solche Gefahren fürchten ließen. Man müßte nirgend wohnen, wenn man jede und alle solche vermeiden wollte, Ereignisse dieser Art sind Winke des Himmels, daß der Mensch überhaupt nicht zu fest und sicher auf der Erde Wurzel fassen soll. Es ist nur auf andere Art blos die Wiederholung der Lehre des Paulus, die Sie sehr richtig und schön in Ihrem Briefe anführen: leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller erschaffenen Wesen. Auf der andern

Seite stammt aber auch das Wiederaufbauen von durch Wasser und Erdstöße verödeten Gegenden, das sich Wiederansiedeln auf Punkten, welche die Grabstätten von Menschen und Menschenwerken geworden sind, aus einem schönen, sehr lobenswürdigen und wahrhaft frommen Vertrauen auf die Güte der Vorsehung, daß sie der Wuth der Elemente Einhalt thun, ihnen nicht gestatten wird, immer die Sicherheit und Ruhe der Menschen zu bedrohen und zu untergraben. Wirklich bemerkt man doch auch, daß die Revolutionen der Erdkörper abgenommen haben, daß die Umgestaltungen in grauer Vorzeit gewaltsamer gewesen sind, daß die Natur jetzt dem Menschen gleichsam freundlicher begegnet, und ihm nicht so in allen ihren Schrecknissen nur als wilde und ungezügelte Macht erscheint. Selbst die Erfahrung, die Geschichte, die Ueberlieferung, die Deutung der in der todten Natur als Kennzeichen des Geschehenen liegenden Spuren der Begebenheiten und Umwälzungen bestätigen und begründen dies Vertrauen. Kommt nun zu demselben die Anwendung aller Mittel hinzu, durch welche der Mensch sich gegen die Natur und ihre Macht sichern kann, so ist jenes Wiederanbauen eines denselben Gefahren ausgesetzten Landstrichs von allem Vorwurf gerechtfertigt.

Es freut mich sehr, daß Sie nicht aufhören, sich mit den Sternen gern und anhaltend zu beschäftigen. Der Himmel und der Eindruck, den er auf das Gemüth durch seinen bloßen Anblick macht, ist so verschieden von der Erde in allen Gefühlen und Vorstellungen, daß, wer nur an der Natur des Erdbodens Gefallen findet, die Hälfte, und gerade die wichtigste Hälfte der ganzen Naturansicht entbehrt. Ich sage darum nicht, daß sich der Schöpfer größer, wunderbarer, weiser oder gütiger am Firmament offenbart, als auf der Oberfläche der Erde. Seine Macht, Weisheit

und Güte leuchten aus jedem Wesen ebenso, als aus dem größten Weltkörper hervor. Allein der Himmel erweckt unmittelbar im Gemüth reinere, erhabenere, tiefer eindringende und uneigennützigere, weniger sinnliche Gefühle. Ich selbst kann leider wenig nach den Sternen aufsehen, da mein Gesicht zu schwach ist, in diesen hellen Sommernächten andere als die größten Sterne zu erkennen.*)

Da Sie die Bestimmung eines Tages wünschen, so bitte ich Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. abzuschicken. Leben Sie recht wohl. Ich bleibe mit der unveränderlichsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

*) Jene Naturereignisse, wie die daran gereiheten, welche diese Bemerkungen veranlaßten, sind lange in die Vergangenheit zurückgetreten, haben andern und selbst wichtigern Platz gemacht, und könnten so an sich vielleicht ohne Interesse sein. Aber sie charakterisiren einen großen und edeln Charakter, sprechen schmucklos-einfach die Milde und Menschenliebe eines himmlischen Gemüths aus, das Alle, die ihm näher standen, nur unauflöslich ihm aneignen konnte.

Fünfter Brief.

Tegel, den 6. Julius 1829.

Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, liebe Charlotte, bin ich nicht ohne beunruhigende und schmerzliche Ereignisse geblieben. Mein kleiner Enkel, der Sohn meines ältesten Sohnes, der mit seiner Mutter seit einigen Monaten hier ist, war mehrere Tage höchst gefährlich krank, so daß wir an seinem Aufkommen verzweifelten. Es ist ein sechsjähriger, blonder, überaus lebhafter Knabe, der aber aus allen diesen Ursachen — denn man soll dies nach dem Urtheil erfahrner Aerzte am häufigsten bei blonden Kindern wahrnehmen — und vermuthlich auch aus hinzukommender eigenthümlicher Konformation des Kopfs, unglücklicherweise Anlage hat, an Gehirnentzündungen zu leiden, oder wenigstens Gefahr zu laufen, solche zu bekommen. Bisher war es glücklicherweise bei letzterer geblieben. Allein diesmal entwickelte sich die Krankheit hier in ihrer höchsten Gefährlichkeit. Die angewendeten Mittel haben jedoch, Gott sei Dank! die Gefahr abgewendet und die baldige und gänzliche Heilung herbeigeführt. Drei bis vier Tage waren für uns Alle sehr ängstlich. Der Verlust dieses Kindes wäre unendlich traurig gewesen. Ich setze das nicht allein und nicht einmal vorzüglich darein, daß keine andern Geschwister von ihm da sind, und er das einzige Kind meines Sohnes gewesen und geblieben ist, sondern mehr in den vorzugsweise liebenswürdigen Charakter und aufgeweckten

Geist des Knaben. Ich weiß aus eigener schmerzlicher Erfahrung, daß der Verlust eines Kindes immer, auch wenn man mehrere andere hat und behält, das Herz gleich tief erschüttert und bange ergreift. Das verlorene scheint immer das einzige gewesen zu sein. Aber vielleicht nicht der Grad, doch die Art des Schmerzes wird durch die Geistes- und Sinnesart des Dahingeschiedenen allerdings modificirt. Einen Schmerz anderer Art habe ich durch das Ableben der verstorbenen Huber gehabt. Sie haben vielleicht ihren Tod in den Zeitungen gelesen und gewiß auch mit Theilnahme, da ja mehrmals in unsern Briefen die Rede von ihr war, und Sie sich für sie lebhaft interessirten. In der Allgemeinen Zeitung stand es gewiß, ich weiß aber nicht, ob die Nachricht, die allerdings nicht von allgemeinem Interesse war, in andere Zeitungen übergegangen ist. Ich kannte sie, mit wenigen Wochen Unterschied, gerade so lange wie Sie, war von Göttingen aus zweimal bei ihr und bei ihrem damaligen Manne — Forster — in Mainz, und wohnte in ihrem Hause. Wir waren seitdem beständig in Briefwechsel, wenn es auch Zeiten gab, wo wir uns seltner, und andere, wo wir uns wieder häufiger schrieben. Ueber zwei Jahre war dieser Briefwechsel nie unterbrochen. Nach beinahe 40 Jahren traf ich sie, als ich mit meiner seligen Frau zum ersten Mal nach Gastein reiste, in Baireuth, wo sie eine Tochter verheirathet hatte. Sie war gegen mich und in sich, den äußern natürlich sehr sichtbaren Einfluß abgerechnet, ganz wie in der frühern Zeit. Noch über den Tod meiner Frau schrieb sie mir einen sehr schönen Brief. Ich glaubte nicht, daß es der letzte wäre, den ich empfangen sollte. Sie hat eigentlich einen sehr glücklichen Tod gehabt. Sie liebte das Leben, in dem sie auch, obgleich sie in einigen Perioden sich durch viele Mühselig-

keiten und wahren Mangel mit großem Muth durchkämpfen mußte, im Ganzen glücklich war, wenigstens nie über das Gegentheil klagte. Aber sie hatte zugleich, wenn das Schicksal einmal unabänderlich war, auch eine große Freudigkeit zum Tode, und hat es, wie mir einer ihrer Schwiegersöhne schreibt, in den letzten Stunden bewiesen. Sie war nur wenige Tage krank, und hatte sich ihr Uebel durch eine Erkältung zugezogen, da sie sich immer wenig schonte, obgleich sie sehr bejahrt war, um mehrere Jahre mehr als ich. Etwa 24 Stunden vor ihrem Tode hat sie ihr herannahendes Ende, über das auch die Aerzte nicht mehr zweifelhaft waren, gefühlt, aber mit steigender Heiterkeit, einer vollkommenen Ruhe und der Klarheit des Geistes, die ihr immer eigen war, mit den Umstehenden über sich, die Ihrigen und die Zukunft, über diese Erde hinaus, gesprochen, bis nach und nach die Kräfte gesunken sind und sie sanft einschlummerte. Sie war von Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen der Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in allen neuern Sprachen gelesen, und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein, das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die innere, angeborne Geisteskraft, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit und eine sichtbare, ihr, ohne daß sie Verdienst in ihr war oder schien, angeborne Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung; bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und einer rastlosen Anstrengung gearbeitet. Denn sie lebte doch eigentlich nur von den Früchten ihrer Arbeit.

Sechster Brief.

Es ist mir sehr angenehm, daß Sie mir sagen, daß Sie auf mittelbare Weise viel von der Hubert'schen Familie erfahren haben und sich für sie lebhaft interessiren. Ich erinnere mich nicht, daß mir die verstorbene Huber je von der St....schen Familie gesprochen hätte, oder dieser Name überhaupt in ihren Briefen an mich vorgekommen wäre. Allein es war auch nie ihre Art, in ihren Briefen viel zu erzählen, oder ein genaues Bild ihres Lebens zu geben. Es freut mich aber, daß Sie sich so lebhaft für sie interessiren, ohne sie gekannt zu haben, es ist dies ein Beweis, daß Sie in der St....schen Familie richtig beurtheilt und geliebt wurde. Es war das wirklich nicht so leicht. Sie hatte eine solche Eigenthümlichkeit, die schwer richtig beurtheilt wird. Nun kamen ungewöhnliche Schicksale hinzu, für die kein alltäglicher Maßstab paßte. Es würde zu weitläufig sein, darauf einzeln einzugehen. Das alles deckt nun das Grab, und was Verstorbene betrifft, verschließt man besser in die Stille der eigenen Brust. Daß eine der St....schen Töchter, und gerade die, von der Sie mir so viel Liebenswürdiges, Seelenvolles, Anmuthiges erzählt haben, und die Ihnen so nahe steht und so viele Freude in Ihr Leben bringt, durch die Liebe, die gegenseitig zwischen Ihnen Beiden stattfindet, daß diese den Namen Therese von ihr empfangen hat und führt, freut mich sehr, und

auch daß ihre Eltern beide mit der Huber'schen Familie, wie sie in Stuttgart lebten, innig verbunden waren. Ich habe Forster und Huber beide gekannt; für alles Reelle des Lebens würde ich Huber vorgezogen haben. Beide standen in Tiefe und Umfang des Geistes und in Größe des Charakters der Frau nach. Aeußerlich aber war Forster liebenswürdiger als Huber, er hatte mehr Phantasie, ein scheinbares Feuer der Empfindung und einen glänzendern Ausdruck im Reden und Schreiben. In der Zeit, in der ich ihn kannte, und wo ich selbst sehr jung war, hatte ich eine sehr große Meinung von ihm, nachher habe ich aber wohl eingesehen, daß er wirklich, auch als Gelehrter und Schriftsteller, einen bedeutendern Namen hatte, als wozu sein Geist und seine Kenntnisse eigentlich berechtigen. Um tiefer Empfindung fähig zu sein, dachte er viel zu viel an sich, und der Rückblick auf sich leuchtete überall durch. Das hinderte aber nicht, daß er nicht sehr edler Aufopferungen fähig sein konnte. Nur in den Augen des Dritten, den nicht für ein ihm gebrachtes Opfer Dankbarkeit anders urtheilen ließ, hatte er nach dem Ausdruck der Schrift meistentheils seinen Lohn dahin. Denn er gefiel sich in der Aufopferung, und sie nährte sein Selbstgefühl. Er ist in Paris gestorben, schwerlich später als 1795, denn 1797 kam ich nach Paris, und da war er gewiß schon zwei Jahre todt. Es war wohl ein Glück für ihn zu nennen, daß er nicht länger lebte. Er hätte keinem glücklichen Schicksale entgegen gesehen. Auch war sein Wesen und seine sehr große Liebenswürdigkeit von der Art, daß beide der Jugend bedurften und das Alter nicht ertragen haben würden. Es war für ihn zu bedauern, daß er zu früh geheirathet, ja daß er es überhaupt gethan hatte. Er gerieth dadurch in die Verlegenheit,

daß er um eine Familie zu ernähren, zu viel für den Verdienst schreiben mußte, wodurch sein eigenes Studium litt, und mit der Zeit auch sein Ruf gelitten haben würde. Er hat keinen Sohn hinterlassen. — Der Schwiegersohn der verstorbenen Huber, bei dem ich sie zuletzt gesehen habe, ist allerdings ein Sohn von Herder, er ist jetzt in Augsburg angestellt, wo auch seine Schwiegermutter gestorben ist.

Daß ein Unglück das andere, aber auch ein Glück das andere nach sich zieht, ist zu einer sprichwörtlichen Redensart geworden, so daß ihm wohl eine gewisse Wahrheit zum Grunde liegen muß, wenigstens eine hinreichende, um die Erscheinung zu einer Volkserfahrung in Masse zu machen. Eine genaue Untersuchung hält die Sache schwerlich aus. Gewiß kommen Glück und Unglück eben so oft einzeln. Durch ein sehr und tief das Gemüth ergreifendes Schicksal wird nur die Aufmerksamkeit mehr auf ähnliche Ereignisse gespannt, was ich für einen Hauptgrund halte. Wäre es anders und jene Gesellung gleicher und gleicher Schicksale wirklich in der Natur und der Natur der Sache gegründet, so müßte eine geheime Verbindung zwischen der innern menschlichen Gemüthsstimmung und dem äußern menschlichen Geschicke bestehen und obwalten, eine schmerzliche Stimmung ein schmerzliches Geschick, eine freudige ein freudiges herbeiführen. In sofern ein weltlicher, menschlich zu begreifender, wenn auch in allen seinen einzelnen Fäden nicht zu erklärender Zusammenhang zwischen jenem Innern und Aeußern möglich ist, glaube ich vollkommen daran, daß so eins das andere herbeiführt. Allein wo das nach menschlicher Art zu reden nicht einzusehen ist, da zweifle

ich, daß der Schmerz wie durch eine geheimnißvolle Kraft, gleichsam wie ein geistiger Magnet, Stoff neuer Schmerzen an sich ziehe. Auch zerfällt die Sache in sich, da ja sonst auf ein einmal eingetretenes Unglück kaum je eine freudige Begebenheit folgen könnte, was doch durch die Erfahrung widerlegt wird. In gutgearteten Seelen ist ein wahrer Schmerz, was auch seine Ursache sein möge, immer ewig, und wenn man behauptet, daß die Zeit oder andere Umstände ihn minderten, so sind das Worte, die nur für die schwächliche Empfindung Geltung haben, die der gehörigen Kraft das einmal Empfundene dauernd festzuhalten ermangelt. Die glücklichsten Begebenheiten ändern darin nichts. Auch können in dem wunderbaren menschlichen Gemüth Schmerz und Empfindung eines in anderer Hinsicht glücklichen Daseins gleichzeitig neben einander fortleben. Der Schmerz um verlorene Kinder in glücklich, lange nachher fortgeführten Ehen ist ein lebendiges, sich oft erneuerndes Beispiel davon. Auch muß es so sein. Der Mensch muß beständig sein und das Schicksal wechselnd erscheinen. Denn in sich hat auch das Schicksal seine, wenn gleich von uns nicht eingesehene und nicht erkannte Beständigkeit.

Ich werde in wenig Tagen nach Gastein gehen und erst wieder in der letzten Hälfte des Monats September hier sein können. Ich bin keineswegs krank, befinde mich eher so wohl, daß durchaus keine Badereise nothwendig ist. Allein für sehr nützlich hält mein Arzt mir dennoch die Kur und besteht auf der Reise, weil ich mich doch gewissermaßen an das Bad gewöhnt habe. Auch ist es so stär-

kend, daß es nur immer wohlthätig wirken kann. Ich entferne mich ungern von hier, gehe aber gern in die schöne, einsame Berggegend von Gastein, die ich immer und vom ersten Tage an, daß ich sie kenne, geliebt habe. Ich muß Sie, liebe Charlotte, bitten, Ihren nächsten Brief den 4. August nach Bad Gastein über Salzburg zu adressiren, nicht frei zu machen, und der Vorsicht wegen auf die linke Seite des Couverts zu schreiben: daß, wenn ich noch nicht angekommen sein sollte, er bis zu meiner Ankunft aufgehoben werde. Nachher bitte ich Sie wieder unter der gleichen Adresse auch unfrankirt, den 25. August zu schreiben, den Brief aber keinen Tag später abgehen zu lassen, weil der Postenlauf dorthin sehr langsam ist. Der Arzt, von dem ich Ihnen im Winter schrieb, daß er lebensgefährlich krank sei und an dessen Aufkommen man vollkommen verzweifelte, ist glücklich wieder hergestellt worden. Es ist der auch im Auslande bekannte Geheimerath Rust, von dem Sie wahrscheinlich gehört haben werden, er war und ist unser Freund und Hausarzt, und geht gerade auch in diesem Jahre nach Gastein, braucht aber erst ein anderes Bad, kommt einige Tage nach mir an, und setzt hernach seine Reise weiter fort, da ich unmittelbar, und sobald ich kann, hierher zurückkehre.

Leben Sie recht wohl und nehmen Sie die herzliche Versicherung meiner aufrichtigen und lebhaftesten Theilnahme und Freundschaft an. Ihr H.

Siebenter Brief.

Bad Gastein, den 20. August 1829.

Ich bin überzeugt, daß Sie mir, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Freundschaft, und nach Ihrer so oft erprobten Pünktlichkeit, genau an dem Tage geschrieben haben, an dem ich Sie bat, Ihren Brief auf die Post zu geben. Dennoch habe ich noch keinen erhalten. Es liegt dies an dem so sehr langsamen Postenlauf. Bis Salzburg gehen die Briefe vermuthlich ohne so großen Aufenthalt, und bringen nur die der Weite des Wegs angemessene Zeit zu. Allein von da geht die Post nur zweimal wöchentlich hierher. Hat nun ein Brief das Unglück, gerade den Tag nach dem Abgange anzukommen, so bleibt er unbarmherzigerweise liegen. Es hat mir sehr leid gethan zu denken, daß Sie auf diese Weise sehr lange ohne Brief von mir sein werden. Mein letzter war, so viel ich mich erinnere, vom 29. Julius, er muß also in den ersten Tagen dieses Monats in Ihren Händen gewesen sein. Der heutige aber kann erst kurz vor dem Ende Augusts Sie erreichen.

Ich bin seit Sonntag den 16. d. M. wieder in den bekannten Bergen und bewohne dieselben Zimmer, als in den vorigen Jahren. Es ist mir das ganz besonders lieb, und eine angenehme Ueberraschung, welche mir der Zufall bereitet hat. Denn wirklich ist es nur ein Werk des Zufalls. Ich hatte, noch mit meiner seligen Frau zusammen, für

dies Jahr andere Zimmer bestellt, die den Vorzug hatten, der Morgensonne zu genießen, die besten in dem kleinen Schlosse waren, das sonst nur überall den Namen eines Wohnhauses führen würde, und die gewöhnlich vom Erzherzog Johann, der sich nun aber ein eigenes Haus erbauet hat, bewohnt werden. In diese glaubte ich zu ziehen, und es that mir schon sehr leid, nun alle anschaulichen Andenken, das die alten hervorrufen mußten, zu entbehren. Bei meiner Ankunft hier aber fand ich, daß aus Vergessen oder Versehen eine Verwechselung vorgegangen war, man die von uns bestellten Zimmer Anderen gegeben und mir unsere alten aufbewahrt hatte. Man machte mir viele Entschuldigungen darüber, aber es bedurfte dieser nicht, die Sache war mir so bei weitem lieber. Das Wetter war seit meiner Ankunft hier sehr günstig, nur einen Tag regnete es unterbrochen mehrmals. Auf den noch gar nicht weit entfernten, nur etwas höhern Bergen liegt freilich Schnee. Aber er glänzt freundlich im warmen Sonnenschein, und es hat auch etwas Erfreuliches, den Wechsel des Jahres so mit einem Blick zu übersehen. Die Sonne ist, wo sie trifft, sehr heiß und ordentlich brennend, da die Strahlen auch von den Felsen zurückprallen. Aber vor der Hitze darf man hier niemals bange sein. Die ganze Gegend ist schattig, die vielen großen und kleinen Wasserfälle wehen einem überall eine frische Kühlung zu, und man muß die Sonne, und wenn es nur irgend kühl ist, die warmen Stellen mit Mühe aufsuchen. Hat man aber eine gewisse, doch nur sehr mäßige Höhe erreicht, so befindet man sich in einem ganz ebenen, freien, sonnenbeschienenen, nur von sehr hohen Bergen umgebenen Thale. Dies ist mein gewöhnlicher Nachmittags-Spaziergang. Kurz vor Tisch pflege ich, doch nur bei heiterm und freundlichem Wetter, einen

kürzern auf die Gloriette zu machen. Ich habe Ihnen so oft von Gastein aus geschrieben, daß ich dieses Orts gewiß schon gedacht und Ihnen die Lage geschildert habe. Ich will Sie daher nicht mit einer Wiederholung ermüden. Es ist dort eine höchst überraschende, theatralische, decorationsartig malerische Aussicht, die aber des hellen Glanzes der Sonnenstrahlen auf den schneeweißen Wasserfall bedarf. Bei dunklem Wetter ist es ohne Anmuth.

Ich bin in acht Tagen, also da die Entfernung doch von 110 Meilen ist, nicht gerade langsam hierher gereist.

Eine solche Reise hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Lesen eines geschichtlichen Buchs. Wie in diesem eine Reihe von Zeiten, so durchläuft man reisend eine Reihe von Gegenden. In Absicht auf den Menschen, der doch in aller Weltbetrachtung immer der wichtigste, am meisten den Ernst und die Anstrengung der Beobachtung in Anspruch nehmende Gegenstand ist, trifft bei beiden Fällen der Umstand ein, daß der Einzelne in einer gewissen Masse verschwindet, die individuelle Existenz keinen Werth zu haben scheint gegen die Bestimmung des größern und kleinern Ganzen, zu dem sie gehört. Dagegen fühlt nun doch der Betrachter, der Lesende oder Reisende, ganz vorzugsweise sein Ich. Er kann auch mit größter Anspruchlosigkeit es sich nicht ableugnen, daß dies für ihn der Mittelpunkt aller Bestrebungen sein muß. Ich meine nicht, um sich äußere Güter, Genuß und Glück zu verschaffen, aber womit gerade oft das freiwillige Aufgeben alles Genusses und Glücks verbunden sein kann, um das Heil seiner Seele zu besorgen. Ich bediene mich mit Absicht dieses Ausdrucks, um keine Art auszuschließen, die der Mensch bei seiner geistigen Veredlung wählen kann. Denn er kann durch immer reichere und reinere Entwickelung seiner Ideen,

durch immer angestrengtere Bearbeitung seines Charakters, sich zu einer höheren Stufe der Geistigkeit erheben, oder zu der gleichen auf dem kürzern Wege stiller Gottseligkeit gelangen.

Wenn man die Welt weltlich betrachtet, so tritt vor zwei sich aufdrängenden gewaltigen Massen das Individuum ganz in den Schatten zurück, oder wird vielmehr in einen großen Strom fortgerissen. Dieser Eindruck entsteht nämlich, wenn man den Zusammenhang der Weltbegebenheiten und wenn man den Wechsel des sich auf der Erde ewig erneuernden Lebens ins Auge faßt. Was ist der Einzelne in dem Strome der Weltbegebenheiten? Er verschwindet darin nicht blos, wie ein Atom gegen eine unermeßliche, alles mit sich fortreißende Kraft, sondern auch in einem höhern, edlern Sinne. Denn dieser Strom wälzt sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort, er eilt doch einem Ziele zu, und sein Gang wird von allmächtiger und allweiser Hand geführt. Allein der Einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden soll, er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich nur hier eine in ihren Gründen nicht erforschbare Fügung verstehe, in die Welt wirft, einen größern oder kleinern Theil des schon in der That erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert, und muß das ihm dabei angewiesene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen. Er ist also nur Werkzeug, und scheint nicht einmal ein wichtiges, da, wenn der Lauf der Natur ihn hinwegrafft, er immer auf der Stelle ersetzt wird, weil es ganz widersinnig zu denken wäre, daß die große Absicht der Gottheit mit den Weltbegebenheiten durch Schicksale schwacher Einzelner auch nur um eine Minute könnte verspätet werden. In den Weltbegebenheiten handelt es sich um ein

Ziel, es wird eine Idee verfolgt, man kann es sich wenigstens, ja man muß es sich so denken. Im Laufe der körperlichen Natur ist das anders. Man kann da nichts anders sagen, als daß Kräfte entstehen und so lange auslaufen, als ihr Vermögen dauert. So lange man bei Einzelnen stehen bleibt, scheint darin ein Mensch gar sehr von andern verschieden, verschieden an Thätigkeit, Gesundheit und Lebensdauer. Sieht man aber auf eine Masse von Geschlechtern, so gleicht sich das alles aus. In jedem Jahrhundert erneuert sich das Menschengeschlecht etwa dreimal, von jedem Lebensalter stirbt in einer gewissen Reihe von Jahren eine gleiche Zahl. Kurz, es ist deutlich zu sehen, daß die nur auf die Masse, auf das ganze Geschlecht, nicht auf den Einzelnen berechnete Einrichtung vorherrscht. Wie man sich auch sagen und wie fest und tief man empfinden mag, daß darin einzig und ausschließlich allweise und allgütige Leitung waltet, so widerstrebt doch nichts so sehr der Empfindung des Einzelnen, zumal wenn sie eben schmerzlich bewegt ist, als dies gleichsam rücksichtslose Zurückwerfen des fühlenden Individuums auf eine nur wie Naturleben betrachtete Masse. Darum fand man es so empörend, wie einmal kurz nach der französischen Revolution kalt berechnet wurde, daß die Zahl aller vor den Gerichtshöfen gefallenen Opfer nur immer einen ganz geringen Theil der Bevölkerung Frankreichs ausmache. Dazu kommt noch, daß in dieser Betrachtung der Mensch sich mit allen übrigen Leben, nur den am meisten untergeordneten, vermischt. Dies Geschlecht vergeht und erneuert sich nicht anders als die Geschlechter der Thiere und Pflanzen, die ihn umgeben. Diese Betrachtungen, die ich die weltlichen nannte, verschlingen also das individuelle Dasein, und da man ihnen innere Wahrheit nicht absprechen kann,

so würde sie das Gemüth in öde und hülflose Trauer versenken, wenn nicht die innere Ueberzeugung tröstlich aufrichtete, daß Gott beides, den Lauf der Begebenheiten und den der Natur, immer so richtet, daß, die Existenz überirdischer Zukunft mitgerechnet, das Glück und das Dasein des Einzelnen darin nicht nur nicht untergeht, sondern im Gegentheil wächst und gedeiht. Die wahre Beruhigung, der wahre Trost, oder vielmehr das Gefühl, daß man gar keines Trostes bedarf, entstehen erst, wenn man die weltlichen Betrachtungen ganz verläßt und zur Beschauung der Natur und der Welt von der Seite des Schöpfers übergeht. Der Schöpfer konnte den Menschen nur zu seinem individuellen Glück ins Leben setzen, er konnte ihn weder dem blinden Wechsel eines nach allgemeinen Gesetzen fortschreitenden Lebensorganismus hingeben, noch einem idealischen Zwecke eines lange vor ihm entstandenen, und weit über ihn hinaus fortdauernden Ganzen opfern, dessen Gränzen und Gestalt er niemals zu überschauen im Stande ist. Jeder einzelne, zum Eintritt ins Leben Geschaffene sollte glücklich sein, glücklich nämlich in dem tiefern und geistigen Sinne, wo das Glück ein inneres Glück, gegründet auf Pflichterfüllung und Liebe ist. In diesem Sinne regiert und liebt die Gottheit ihn und würdigt ihn ihrer Obhut. In ihm, in dem Einzelnen liegt der Zweck und die ganze Wichtigkeit des Lebens, und mit diesem Zwecke wird der Lauf der Natur und der Begebenheiten in Einklang gebracht. Nirgends ist diese Vatersorge Gottes für jedes einzelne Glück so schön, so wahrhaft beruhigend ausgedrückt, als im Christenthum und im Neuen Testament. Es enthält die einfachsten, aber auch rührendsten und das Herz am tiefsten ergreifenden Aeußerungen darüber.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, mir jetzt nicht eher wieder zu schreiben, als ich es Ihnen anzeigen werde. Es könnte nichts helfen, wenn ein Brief von Ihnen während meiner Abwesenheit in Tegel ankäme.

Leben Sie herzlich wohl, ich bleibe mit unveränderter Freundschaft und Theilnahme der Ihrige. H.

Achter Brief.

Regensburg, den 10. September 1829.

Sie sehen, liebe Charlotte, schon an der Ueberschrift dieses Briefes, daß ich auf der Rückreise von Gastein begriffen bin, und ein bedeutendes Stück des Weges zurückgelegt habe. Ich reise aber sehr langsam und mache sehr kleine Tagereisen, weil es mein Grundsatz ist, daß man unmittelbar nach einer Badekur sich besonders in Acht nehmen muß, um nicht muthwillig wieder die gute Wirkung zu zerstören. Man kann sich viel eher anstrengen, wenn man erst in das Bad reist. Das Bad muß dann auch das wieder gut machen, — ich glaube, daß ich noch im Reste des Jahres eine heilsame Nachwirkung davon erfahren werde.

Im höchsten Grade hat es mich geschmerzt, liebe Charlotte, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie von einer plötzlichen Augenschwäche befallen worden sind, und diese mit Schmerzen verbunden ist. Beinahe möchte ich aber das Letzte tröstlich nennen. So viel ich weiß, sind Schmerzen immer nur mit vorübergehenden Augenkrankheiten verbunden, niemals mit denen, die zu den beiden gefährlichsten, dem grauen und schwarzen Staar führen. Sie haben sehr recht zu sagen, daß ein dauerndes oder oft wiederkehrendes Augenübel für Sie trauriger und beklagenswürdiger sein müsse, als für viele Andere. Ich halte aber das Ihrige glücklicherweise für ganz vorübergehend. Sie haben, so viel ich weiß, nie an den Augen gelitten, mir nie darüber

geklagt. Die wahrhaft schlimmen Augenübel pflegen sich lange vorher in schwächern Graden anzukündigen, oder kommen, wenn sie plötzlich einbrechen, unmittelbar nach heftigen Krankheiten, Masern, Nervenfiebern u. s. w., was auch nicht Ihr Fall gewesen ist. Ihre Bemerkung scheint mir richtig, daß Ihr Uebel durch eine Eigenthümlichkeit in der diesjährigen Witterung herbeigeführt worden ist, und dann ist zu hoffen, daß es eben so vorüber gehen werde. Mit meinen Augen steht es schlimmer und besser, als mit den Ihrigen. Schmerzen habe ich gar nicht, bisher niemals, ich mag sie anstrengen oder nicht. Ueberhaupt habe ich von dem, was man Anstrengung bei Augen nennt, keinen rechten Begriff. Die meinigen sind nicht um ein Haar besser, wenn ich auch wie in Gastein wochenlang nicht viel lese und schreibe, es namentlich nie bei Licht thue, und sie werden nicht schlimmer, wenn ich viel und auch bei Licht arbeite. Mit der Zeit wird sich das vielleicht ändern, aber bis jetzt ist es so, wie ich Ihnen da sage. Allein auf dem rechten Auge habe ich einen schon sehr ausgebildeten grauen Staar. Es leistet mir beim Lesen oder Schreiben gar keine Hülfe mehr, und wenn das andere eben so wäre, so könnte mir mein Gesicht zu nichts mehr dienen, als ganz nahe Gegenstände allenfalls zu erkennen. Dies Uebel ist seit vielen Jahren langsam entstanden, nimmt aber seit einigen schneller zu. Was ich mit dem Gesicht ausrichte, thue ich mit dem linken Auge, aber auch das ist schwach und wird es immer mehr. Ich kann auf die Dauer nichts ohne Brille weder lesen noch schreiben, und die Brille, die mir sonst sehr scharf schien, reicht jetzt kaum mehr hin. Wenn ich, wie ich weder wünsche noch glaube, noch lange, ich meine noch acht oder zehn Jahre, leben sollte, so darf ich mir kaum schmeicheln, daß mich meine Augen bis zum

Grabe begleiten werden. Eher ist es möglich, daß ich sie oder doch eins durch eine Operation wieder erhalte. Ich habe mich sehr oft mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich blind werden und bleiben könnte. Denn die Operation gelingt nicht immer. Ich glaube jetzt in mir so vorbereitet zu sein, daß mich dies Ereigniß nicht außer Fassung bringen würde. Ich würde es, glaube ich, mit der Ergebung ertragen, mit der der Mensch alles Menschliche dulden muß. Ich würde so viel von meiner Thätigkeit retten, als ich nicht schlechterdings aufgeben müßte, und wenn der Mensch thätig sein kann, ist um sein Glück schon geringere Sorge. Aber die Vorstellung eines Unglücks ist noch immer etwas ganz anderes, als das Unglück selbst, wenn es mit der furchtbaren Gewißheit seiner Gegenwart eintritt, und für das größte Unglück, das mich an meiner Person treffen könnte, halte ich Blindheit allerdings. Es ist aber sehr möglich, daß alle jetzige Fassung und Vorbereitung mächtig erschüttert werden, und mich ganz verlassen könnte, wenn es käme, daß einmal der Tag erschiene, der mir kein Licht mehr brächte. Man muß auf nichts so wenig vertrauen, und an nichts so unablässig arbeiten, als an seiner Seelenstärke und seiner Selbstbeherrschung, die beide die einzigen sichern Grundlagen des irdischen Glücks sind. Der Himmel scheint aber den Blinden zum Ersatz eine eigene Fassung und milde Duldsamkeit in die Seele zu flößen. Das sehe ich an einer Person in Berlin, die ich absichtlich deshalb von Zeit zu Zeit besuche. Es ist eine Frau von Stande von einigen Jahren mehr als ich. Sie ist seit sechs bis acht Jahren auf beiden Augen unheilbar am schwarzen Staar blind, aber ohne Schmerzen und ohne Entstellung an den Augen. Sie war ehemals reich und ihr Mann hatte einen angesehenen Posten. Sie hat aber so gut als

alles verloren, und es bleibt ihr jetzt mit Mühe so viel, als hinreicht die dürftigste Existenz zu sichern. Sie geht nie aus ihrer Stube, seit sie blind ist, und kommt also nie an die Luft. Kaum drei oder vier Leute besuchen sie, und das nur sehr selten. Ein Dienstmädchen, die ihre ganze Aufwartung ausmacht, ist zugleich ihre Vorleserin, und findet ein vorzügliches Vergnügen an diesem Geschäft. In dieser Lage und bei dieser Lebensweise versichert die Frau, die jedem, der sie sieht, höchst beklagenswürdig scheinen muß, daß sie sich innerlich ruhig, heiter und glücklich fühlt, und diese Periode ihres Lebens vielen frühern vorzieht. Sie ist mir wegen dieser wahren und ganz unaffektirten Zufriedenheit mit einem, aller gewöhnlichen Beurtheilung nach, traurigen Schicksal, im höchsten Grade merkwürdig. *)

In Regensburg habe ich im Wirthshause, wo ich wohnte, einen unglücklichen Fall erlebt. Man sagte mir, wie ich ankam, daß ein Fräulein von Hügel sehr gefährlich im Hause krank läge, und am Morgen, wie ich um acht Uhr aufstand, war sie todt. Sie war um sechs gestorben. Sie war die Tochter des Baron Hügel, der kaiserl. Gesandter am Reichstage war, der aber schon vor Jahren gestorben

*) Diese Bemerkungen über nahende Blindheit dürften manchem Leser wohl unnöthig und überflüssig erscheinen, da lange schon ein höherer, himmlischer Geist und helles himmlisches Licht die schwachen Augen umstrahlt, um welche ich so schmerzlich bekümmert war und so unablässig bangte. Denen, die das Glück hatten, dem Vollendeten näher zu stehen, und in allem, was er war, that und dachte, ein Vorbild zu erblicken, wird es anders erscheinen, und nur für diese sind diese Auszüge aus seinen gefühlvollen, geistreichen Briefen.

ist. Sie mochte einige dreißig Jahre alt sein. Ich hatte sie in Wien gekannt, sie war schön, höchst liebenswürdig, und hatte eine sehr schöne Stimme, so wie überhaupt ein großes musikalisches Talent. Sie war mit ihrer Mutter, ihrer jüngern Schwester und einem Bruder, der Rittmeister in österreichischen Diensten ist, in Karlsbad gewesen, und starb nun hier auf der Rückreise. Ein solcher Tod muß wirklich etwas sehr Bitteres haben.

Daß Sie die „Ansichten" meines Bruders mit Freuden gelesen, und sie Ihnen ein hoher Genuß waren, wie Sie sagen, wundert mich nicht. Sie haben den Zweck allgemein zu interessiren und haben ihn auch erreicht.

Ich hatte diesen Brief in Regensburg angefangen, und endige ihn heute, den 19. September, in Tegel. Es wollte sich unterwegs nicht die Zeit dazu finden. Ich zog auch in Erwägung, daß der Brief doch, wenn ich ihn auch auf der Reise schlösse, mehrere Tage auf der Post zubringen müßte, und daß es sogar besser wäre, wenn Sie ihn erst erhielten, wenn Ihr Augenübel ganz und gar vorüber wäre. Daß dies nun jetzt der Fall sein soll, wünsche ich nicht nur von ganzem Herzen, sondern hoffe es auch gewiß. Ich bitte Sie, mir so bald zu schreiben, als Sie können. Ich bestimme keinen Tag, weil mir der nächste der liebste ist, und weil Sie, wenn auch, wie ich hoffe, die Krankheit Ihrer Augen vorüber ist, Sie sie dennoch noch sorgfältig werden schonen müssen, und sich also nicht an einen gewissen Tag binden können. Mit unveränderlicher und herzlicher Freundschaft der Ihrige. H.

Neunter Brief.

Tegel, den 30. September 1829.

Ich habe vor ein paar Tagen, liebe Charlotte, Ihren am 25. September beendigten Brief empfangen, und sage Ihnen meinen herzlichen Dank dafür. Es hat mich sehr gefreut zu sehen, daß es mit Ihren Augen bedeutend besser geht, und daß Sie einfache Mittel gefunden haben, die Ihnen wohlthätig sind. Ich halte sehr viel von dergleichen vernünftig und sorgfältig angewendeten Mitteln. Ihr nächster Brief bringt mir hoffentlich die Nachricht, daß Sie ganz wieder hergestellt sind. Meinetwegen bitte ich Sie recht sehr, nicht besorgt zu sein. Ich selbst bin es nicht. Was in der Natur der Dinge liegt und das Schicksal herbeiführt, darüber wäre es thöricht und unmännlich zugleich, seine Ruhe und sein inneres Gleichgewicht zu verlieren. So lange ich meine natürlichen Seelenkräfte behalte, wird mir das nicht begegnen. Ich werde einsehen, daß körperliche Organe durch den Gebrauch schwächer werden und andern Zufällen unterworfen sind, und es wird mir nicht einkommen zu erwarten, daß die Vorsehung diesen natürlichen Lauf der Dinge für mich hemmen sollte. Wäre es einmal anders in mir, so wäre das ein trauriges Zeichen, daß mir nicht die Kraft mehr beiwohnte, die jeder vernünftige Mann besitzen muß. Mein Augenübel ist früh und durch einen Zufall entstanden, wie ich noch sehr jung war. Seien Sie übrigens, liebe Charlotte, um mich nicht

bekümmert. Wäre es auch schlimm mit meinen Augen, so würde mir darum nicht fehlen, was der Mensch innerlich braucht, um zufrieden und ruhig zu sein. Der Mensch hängt darin, nach Gottes weiser Einrichtung, glücklicherweise von sich und nicht von seinem äußern Schicksal ab. Es ist aber auch nicht so übel mit meinem Gesicht. Nur Geschriebenes zu lesen, greift die Augen eigentlich an, und das kommt mir so viel nicht vor. Bei Gedrucktem fühle ich keine Unbequemlichkeit, vor sehr kleinem und schlechtem Druck nehme ich mich in Acht. Das eigene Schreiben thut mir gar nichts. Da man weiß, was man schreiben will, und die große Gewohnheit besitzt, braucht man beim Schreiben weniger genau hinzusehen.

Sie bemerken sehr richtig, daß man viele Fälle hat, wo ein anfangender grauer Staar auf einem gewissen Punkt stehen bleibt, ohne je zu eigentlicher Blindheit zu führen, und das ist schon eine große Wohlthat. Denn man muß in diesen immer sehr traurigen Zuständen doch noch immer unterscheiden, was es mehr und was es weniger ist, und die eigentliche Blindheit enthält eigentlich ein doppeltes Leiden, erstlich, daß man unfähig wird, eine Menge von Dingen zu thun, zu denen das Gesicht unentbehrlich ist, und dann, daß man des Lichtes beraubt, in Finsterniß versetzt ist. Dies Letzte halte ich bei weitem für das Schlimmste. Denn die bloße Empfindung des Lichts, auch von dem Wahrnehmen aller Gegenstände gänzlich abstrahirt, hat etwas unendlich Wohlthätiges und Erfreuliches, und gehört in vieler Beziehung auch zu dem heitern und fruchtbringenden innern geistigen Leben. Das Licht ist wenigstens unter allen uns bekannten Materien die am wenigsten körperliche. Es hängt, ohne daß man selbst sagen kann, wie das zugeht, mit dem Leben selbst zusammen,

und Leben, Licht und Luft sind wie verwandte, immer zusammengedachte, das irdische Dasein erst recht möglich machende Dinge. Wunderbar ist es auch, daß die Finsterniß selbst den Reiz, den sie offenbar hat, verlieren muß, wenn sie zur beständigen Begleiterin des Lebens wird. Jedoch ist es nicht zu leugnen, daß die Finsterniß eine süße Ruhe gegen das Licht des Tages gewährt. Allein die angenehme Empfindung beruht nur darauf, daß der Tag vorangegangen ist, und daß man sicher ist, daß er nachfolgen wird. Nur der Wechsel ist wohlthätig. Unaufhörliches Tageslicht ermüdet. Das fühlt man schon, wenn man im Sommer nördliche Länder bereist, wo die Dämmerung die ganze Nacht hindurch währt. Ich wenigstens habe das nie angenehm gefunden. Allein die ewige Finsterniß muß etwas viel Traurigeres haben, als daß man den Begriff durch bloße Ermüdung erschöpfend ausdrücken könnte. Es ist wohl eine Stille, aber auch eine zurückstoßende Oede. Man wird durch den Mangel äußerer Zerstreuung in sich zurückgedrängt, und kann doch viel weniger durch sich selbst handeln und thätig sein. Weit das Unangenehmste würde für mich das Aufhören der Mittheilung durch Briefe sein, die nicht blos und lediglich Geschäfte beträfen. Denn wer könnte es aushalten, Andern vertrauliche Briefe zu diktiren, oder sich vorlesen zu lassen? Der Briefwechsel besteht seinem Wesen nach, ganz und gar auf gänzlich unmittelbarer Mittheilung, und ich würde jeden gleich abschneiden, wenn ich, was ich nicht hoffe, jemals das Unglück hätte wirklich zu erblinden. Ueberhaupt ist es wunderbar, daß, meinem jetzigen Gefühl nach, ein solcher Zustand mich mehr von der Gesellschaft Anderer abziehen, als ihr zuführen würde. Ich kann es mir selbst nicht ganz erklären, da es natürlich scheint, die Zeit alsdann doppelt



gern mit Gespräch auszufüllen. Es kommt vielleicht daher, daß ich, ohne selbst sagen zu können warum, sehr ungern mit Blinden zusammen bin. Da ich fühle, daß dies eine gewissermaßen ungerechte Empfindung ist, so überwinde ich mich da, wo die Gelegenheit vorkommt, aber der Zwang, den ich mir anthue, hebt die Widrigkeit des Gefühls nicht auf. Der Anblick kranker, auch nur glanzlos starrer, selbst verbundener Augen wirkt körperlich auf mich. Ich kann machen, daß ich der Empfindung nicht Raum gebe, aber ich kann nicht hindern, daß sie nicht entstehe und fortdauere. Schon ein Schirm vor den Augen Anderer, besonders bei Frauen, ist mir unangenehm. Auch die Gewohnheit ändert darin nichts. Ich bin jahrelang wöchentlich mit Blinden zusammen gewesen, der Eindruck blieb aber immer derselbe. Daß ich nun, selbst blind, nicht mit Andern sein möchte, ist nur eine Rückwirkung desselben Gefühls, wenn sie auch nicht dasselbe empfinden, als ich, so kann ich doch nicht hindern, daß ich mich nicht außer mich selbst versetze, und mich, Andern gegenüber, mir selbst vorstelle.

Ich bemerke eben, daß ich mich zu sehr habe gehen lassen, und müßte Sie, liebe Charlotte, wohl deshalb um Verzeihung bitten. Einestheils wünsche ich Sie zu beruhigen, dann habe ich mich in diesen Monaten anhaltender mit dem Gedanken an Blindheit beschäftigt, da zufällig drei, vier meiner genauesten Bekannten in große Gefahr gerathen sind, das Gesicht zu verlieren, ohne vorher zu ahnden, daß ihnen dies Schicksal bevorstehe. Dennoch sind es keine vorübergehende Augenübel, an denen sie leiden, wie es glücklicherweise das Ihrige war, sondern wahre, unheilbare, die nur schneller oder langsamer vorschreiten. Auch fasse ich gern jeden Zustand, der den Menschen betreffen kann, fest

und gerade ins Auge; denn was kann der Mensch auf Erden Besseres thun, als zu lernen, Mensch zu sein.

Nun breche ich ab, und wiederhole, was ich auf der ersten Seite sagte: bekümmern Sie sich nicht meinetwegen. Hoffentlich ist es nicht sehr schlimm mit mir.

Sie fragten mich neulich wegen des kleinen Aufsatzes meines Bruders, welcher „Der Rhodische Genius" überschrieben ist. Sie wünschten zu wissen, ob alles darin bloße Dichtung sei, oder etwas Geschichtliches zum Grunde liege? Ich vergaß Ihnen darauf zu antworten. Es ist allerdings eine bloße Dichtung, die sich auf nichts Historisches stützt. Die Erfindung soll auch nur zur Einkleidung der philosophischen Idee dienen, deren Entwickelung der Zweck des ganzen Aufsatzes ist. Man liebte in der Zeit, in welcher der Aufsatz geschrieben ist, mehr als man jetzt thun würde, solche halb-dichterische Einkleidungen ernsthafter, philosophischer Wahrheiten. Es freut mich, daß Sie sich daran erfreut haben. Es ist aber auch in Wahrheit, wie Sie sehr richtig gefunden haben, ein besonders durch seinen Inhalt anziehender und ausnehmend glücklich geschriebener Aufsatz.

Ich bitte Sie, wenn es möglich ist, Ihren nächsten Brief am 13. d. M. auf die Post zu geben. Ich habe verschiedener Hinderungen wegen erst heute, d. 4., diesen Brief enden können. Leben Sie herzlich wohl. Ich wünsche sehr, daß es mit Ihren Augen besser gehen möge. Mit unwandelbaren Gesinnungen der Ihrige. H.

Es ist eine große Weisheitsregel im Leben, nicht zu gesund und zu frei von Unbequemlichkeiten des Alters und körperlichen Zufällen sein zu wollen. Es ist viel besser

das, was nur beschwert, nicht aber zu sehr hindert, mit Geduld zu ertragen, und noch besser, sich über die unangenehme Empfindung, die es erregt, wegzusetzen. Blos da, wo ein Uebel sehr zunehmen und gefährlich werden kann, ist natürlich eine Ausnahme zu machen.

Wir haben hier jetzt sehr schönes Herbst- und Octoberwetter, wahrscheinlich ist es bei Ihnen eben so, immer versetzt ein so schöner Sonnenschein die Seele in eine viel erfreulichere Stimmung, als das dunkle und trübe Wetter. Das ist auch bei mir der Fall. Dennoch habe ich auch hierin die glückliche — denn eine solche ist es gewiß — Sonderbarkeit, daß mir zwar der Sonnenschein angenehmer, aber dunkles und schlechtes Wetter aller Art nicht gerade unangenehm, ja nach der Verschiedenheit seiner Beschaffenheit sogar auch wieder, nur auf seine Weise angenehm ist. Es geht mir mit vielen Dingen eben so, daß ich wohl ihre Annehmlichkeit, nicht aber, oder doch ohne alle Vergleichung weniger, die Unannehmlichkeit ihres Gegentheils empfinde. So bin ich gewiß lieber wohl, aber Krankheit, die ich doch oft sehr schmerzhaft gehabt habe, macht mich gar nicht in gleichem Verhältniß mißgestimmt, und meine erste Empfindung, wenn mich etwas Unangenehmes befällt, das nicht mit wahrem Seelenkummer (dergleichen Krankheit nie hervorbringen kann) verbunden ist, ist über mich selbst zu lächeln oder zu lachen. Es ist das gar kein Stoicismus, keine Seelengröße, und noch weniger suche ich etwas darin, oder mache mir ein Verdienst daraus. Es hat aber von jeher in mir gelegen, nicht so viel auf angenehme Empfindungen zu halten, und so sorgfältig unangenehme zu vermeiden, noch mich daran zu erfreuen, sehr verschiedenartige selbst zu kennen und ihnen ihren eigenthümlichen Charakter abzugewinnen. Ein Gleichniß wird vielleicht deut-

licher machen, was ich meine. Wenn man in einem Schauspiel ist, was mir zwar selten jetzt so begegnet, da ich in keins gehe, so kommt es einem nicht sowohl darauf an, daß man diesen oder jenen Charakter, einen Geizigen oder einen Verliebten, vorstellen sieht: was einen anzieht, ist die Art, wie der Dichter den Charakter auf die Bühne bringt, wie er ihn in Verwickelungen gerathen läßt, ihn in seiner Eigenthümlichkeit festhält und ihn durchführt, ohne ihn aus der Rolle fallen zu lassen. Auf eine ähnliche Art geht es mir mit dem Leben. Auch ist das Leben nicht gerade anders als ein Schauspiel zu nehmen. Die Dichtung ist vielmehr, so wie man sie nach der innern Wahrheit der Dinge beurtheilt, viel ernster und höher als das Leben. Sie bringt einen Schmerz und eine Lust hervor, die viel edlerer Natur sind als die wahren und irdischen. Ich erfahre nun in der That etwas ganz Aehnliches mit allen Dingen im Menschenleben. Sie wirken in ihrem Charakter auf mich, und die Lust an ihrem rein ausgeprägten Charakter überwiegt meistentheils in mir ihr unmittelbares Gefühl auf mich und das Verhältniß, in dem sie zu mir stehen. Einigermaßen ist das nun bei allen Menschen der Fall. Das Mehr oder Weniger ist es nur, das hierin unter den Menschen den Unterschied hervorbringt, sonst sind auch hierin alle gleich. In mir ist nun gerade ein großes Uebergewicht von dieser Seite, und ich bin sehr zufrieden damit. Ich habe offenbar mehr angenehme als unangenehme Empfindungen, ja mehr Glück dadurch. Indem ich die geradezu angenehmen weniger ungeduldig suche, und die unangenehmen weniger ekel zurückweise, kommen mir jene ungerufen. Es ist überhaupt eine sehr gewisse Sache im Leben, daß das Glück am meisten ungerufen kommt, je mehr man es gleichsam zurückstößt. Das

steht auch schon vielfältig in der Schrift. Es kehrt nur dann in mehr dauernder und edlerer Gestalt zurück.

Das Grabmal meiner Frau ist nunmehr fertig. Es ist eine Granitsäule, die auf einem hohen Postament steht. Am Postament ist der Name der Verstorbenen. Auf die Säule wird eine Statue der Hoffnung kommen, die meine Frau vor vielen Jahren in Rom bestellt hat, die aber jetzt erst ankommt. Die Höhe des Ganzen wird etwa 28 Fuß. Um die Säule herum ist hinten eine halbrunde Bank, vorn ein eisernes Gitter. Der Platz kann etwa 7 bis 8 Gräber fassen. Die Gräber werden blos in die Erde, ohne Gruft, gemacht. Vor dem Grabmal ist Feld und freie Aussicht bis zum Wohnhause. Gleich dahinter und zur rechten Seite, wenn man davor steht, ein dicht belaubter Park. Links wieder Feld mit der Aussicht auf den See. In diesen Tagen werde ich den Körper im neuen Grabe begraben lassen. Derselbe Prediger und dieselben Menschen werden dabei sein. Von den letzten fehlen schon zwei. Einer ist todt, der andere sterbend.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief den 17. d. M. zur Post zu geben. Diesmal könnte ich wohl rechten. Ein Besuch ist kein sehr hinreichender Entschuldigungsgrund. Aber Ihr Brief ist noch zur rechten Zeit gekommen. Leben Sie innigst wohl. Ihr H.

Zehnter Brief.

Tegel, den 24. December 1829.

So spät im Jahre, liebe Charlotte, habe ich Ihnen noch nie von hier aus geschrieben. Ich war seit langen Jahren immer in der Stadt um diese Zeit. Nur in frühern, glücklichern Epochen meines Lebens brachte ich auch den Winter auf dem Lande zu. Was ich damals im heitern Zusammensein that, wiederhole ich jetzt allein. Das ist der Gang des menschlichen Schicksals. Es ist heute hier, und da so kleine Entfernungen keinen Unterschied machen, gewiß auch bei Ihnen ein äußerst kalter Tag. Doch war ich aus. Ich gehe alle Tage gerade so spazieren, daß ich die Sonne untergehen sehe. Ich versäume den Moment nicht gern, und die halbe Stunde vor und nachher sind mir im Sommer und Winter die liebsten des Tages. Der Mond wartet dann oft schon, wenn die Sonne ihn nicht mehr überstrahlt, seinen Glanz wieder zu gewinnen. Heute ging die Sonne so in Nebel gehüllt unter, daß man statt ihrer Scheibe nur einen mattgelben Duft sah. Wenn ich immer betrachtende Ruhe liebte, und mich ihr auch oft da hingab, wo ich mich im Gedränge von Menschen und Gewühl von Geschäften befand, so versenkt mich meine jetzige Einsamkeit noch mehr darin. Ich habe zu nichts anderm Neigung. Meine wissenschaftlichen Beschäftigungen sind damit verwandt, und ich fühle mit jedem Tage mehr, wie das reine und besonnene Nachdenken über sich selbst das

Innere zusammenschließt und den Frieden giebt, der gewiß immer das Werk Gottes ist, den aber doch, gerade nach Gottes deutlich zu erkennen gegebenem Willen, der Mensch nicht, wie eine äußere Gabe von ihm erwarten, sondern durch die eigene Anstrengung seines Willens aus sich selbst schöpfen soll. Ich bin in jeder Epoche meines Lebens sehr gefaßt auf den Augenblick gewesen, der uns wieder daraus abruft. Ich bin es jetzt mehr wie je, wo ich dessen beraubt, was mir in jedem Augenblicke Genuß und die heiterste Freude gab, nun auf den kalten Ernst des Lebens zurückgewiesen bin. Ich glaube auch mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen, daß ich die mir vielleicht noch bestimmten Jahre, wie die jetzt verflossenen Monate zubringen werde. Nur sehr bedeutende Dinge könnten mich zu einer Umänderung bringen. Bei kleinern würde ichs schon zu machen wissen, daß die Umänderung nur scheinbar wäre. Ich sehe daher mein Leben jetzt von der Seite an, daß es ein Vollenden, ein Abschließen der Vergangenheit ist. Es ist aber in meiner Art zu empfinden gegründet, daß mich dies nicht zur Beschäftigung mit dem Tode und dem Jenseits, sondern gerade zu den Gedanken, die auf das Leben gerichtet sind, bringt. Ich halte das auch nicht für eine Eigenheit in mir, sondern ich glaube, es müßte überhaupt so sein. Wenn man an den Tod zu denken empfiehlt, so ist das eigentlich nur gegen den Leichtsinn gerichtet, der das Leben wie eine immer dauernde Gabe ansieht. Davon ist ein in sich gesammeltes Gemüth schon von selbst frei. Uebrigens aber weiß ich nicht, ob anhaltende Beschäftigung mit dem Tode und dem, was ihm folgen wird, der Seele heilsam sei? Zwar möchte ich nicht darüber absprechen, da es mehr Sache des Gefühls, als der Untersuchung durch bloße Vernunftgründe ist. Ich glaube es aber nicht. Die

aus dem Vertrauen auf eine Allgüte und Allgerechtigkeit entspringende Zuversicht, daß der Tod nur die Auflösung eines unvollkommenen, seinen Zweck nicht in sich tragenden Zustandes und der Uebergang zu einem bessern und höhern ist, muß dem Menschen so gegenwärtig sein, daß nichts sie auch nur einen Augenblick verdunkeln kann. Sie ist die Grundlage der innern Ruhe und der höchsten Bestrebungen, und eine unversiegbare Quelle des Trostes im Unglück. Aber das Ausmalen des möglichen Zustandes, das Leben mit der Phantasie darin, zieht nur vom Leben ab und setzt nur scheinbar etwas Besseres an die Stelle, da allerdings die Gegenstände erhabener sind, nach denen man trachtet, man sie aber doch so, wie man es da versucht, nicht zu fassen vermag. Gott hat auch deutlich gezeigt, daß er eine solche Beschäftigung nicht wohlgefällig ansieht, denn er hat den künftigen Zustand in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt und jeden Einzelnen in gänzlicher Unwissenheit gelassen, wann der Augenblick ihn ereilen wird. Ein sicheres Zeichen, daß das Lebende dem Leben angehören und darauf gerichtet sein soll. Wozu mich also die Gewißheit, sich in dem letzten Lebensabschnitt zu befinden, mahnt, ist ein an das Leben gerichtetes Bestreben, das Bestreben, das Leben abzurunden, ein inneres Ganzes daraus zu machen. In den Stand gesetzt zu sein, dies zu thun, dadurch, daß man nicht mitten aus dem Treiben des Lebens hinweg gerissen wird, sondern einen Zeitraum der Muße und Ruhe behält, ist eine Wohlthat der Vorsehung, die man nicht ungenutzt vorüber gehen lassen muß. Ich meine damit nicht, daß man noch etwas thun, etwas vollenden solle. Was ich im Sinne habe, kann jeder in jeder Lage. Ich meine, in seinem Innern arbeiten, seine Empfindungen in vollkommene Harmonie bringen, sich selbstän-

diger und unabhängiger von äußern Einflüssen zu machen, sich so zu gestalten, wie man sich in den ruhigsten und klarsten Geistesmomenten gestaltet sehen möchte. Dazu geht jedem, wie viel er auch an sich gethan haben möge, viel ab, daran ist längere Dauer, als vielleicht die Dauer des Lebens verstatten wird. Dies aber nenne ich den eigentlichen Lebenszweck, dieser aber giebt auch dem Leben immer noch Werth, und wenn mich irgend ein Unglück, wie es jeden, wie glücklich er scheine, betreffen kann, dahin bringen sollte, das Leben nicht mehr zu diesem Zwecke zu schätzen, so würde ich mich selbst mißbilligen und die Gesinnung in mir ausrotten. Allein auch über einen solchen Lebenszweck kann man nicht unfruchtbar mit seinem Gedanken brüten. Er muß nur die der Seele gegebene Richtung sein, nur das, wie sich die Gelegenheit darbietet, urtheilende, billigende, zurechtweisende Princip. Das Leben ist zugleich eine äußere Beschäftigung, eine wirkliche Arbeit in allen Ständen und allen Lagen. Es ist nicht gerade diese Beschäftigung, diese Arbeit selbst, die einen großen Werth besitzt, aber es ist ein Faden, an dem sich das Bessere, die Gedanken und Empfindungen anknüpfen, oder das, woneben sie hinlaufen. Es ist der Ballast, ohne den das Schiff auf den Wellen des Lebens keine sichere Haltung hat. So sehe ich auch im Grunde hauptsächlich nur meine wissenschaftlichen Beschäftigungen an. Sie sind vorzugsweise dazu gemacht, weil sie an sich mit Ideen in Verbindung stehen. Ich bin hierüber ausführlich gewesen, um Ihnen einen Begriff zu geben, was ich meine Einsamkeit und meine Freude daran nenne. Sie ist ursprünglich keine freiwillige, sondern eine durch das Schicksal herbeigeführte. Der von Zweien Zurückgebliebene ist allein, und es ist dann eine natürliche und zu billigende Empfindung,

daß man auch fortwährend allein bleiben will. Dann aber begünstigt auch die Einsamkeit jenes Nachdenken über sich selbst, jene Arbeit an sich, jenes Abrunden und Schließen des Lebens, von dem ich eben sprach. Endlich kommen die Studien hinzu, denen man auch ihre Stelle gönnen muß. Darum gehe ich nur sehr selten zu meinen Kindern in die Stadt und freue mich, wenn sie hierher kommen. Die Leute bedauern erst meine Abwesenheit, das ist die Höflichkeit; dann finden sie dies Zurückziehen in meinem Alter und in meiner Lage natürlich, das ist die Wahrheit. Ueberdruß am Leben, Stumpfheit an seinen Freuden, Wunsch, daß es enden möge, haben an meiner Einsamkeit keinen Theil.

Ich habe Ihnen, liebe Charlotte, zwei Briefe geschrieben, die bei Abgang des Ihrigen noch nicht angekommen waren. Ich verlange eine Antwort auf diese zu erhalten. Ich bitte Sie, wenn Sie können, mir noch in diesem Jahre zu schreiben. Zu dem, welches wir neu beginnen, nehmen Sie meine herzlichsten Wünsche. Möge der Himmel Ihnen wieder Heiterkeit, Freude, Lebenslust und Lebensmuth, und vor allem Gesundheit und Kräfte verleihen! Was ich dazu beitragen kann, will ich mit herzlicher Freude thun, wo und wie es mir möglich ist. Leben Sie nun recht wohl! Gedenken Sie meiner mit freundschaftlicher Liebe und rechnen Sie mit Zuversicht auf meine aufrichtige, und unter allen Schicksalen unwandelbare Theilnahme an allem, was Sie betrifft. Ihr H.

Elfter Brief.

Tegel, den 26. Januar 1830.

Sie müssen, liebe Charlotte, zwei Briefe von mir bekommen haben, die noch unbeantwortet sind, einen vom 9. und einen vom 21. Januar. Ihr letzter war nicht auf meine Bitte, sondern aus eigener Bewegung geschrieben, und meinen Brief vom 9. werden Sie vermuthlich zu spät empfangen haben, um ihn an dem darin genannten Tage zu beantworten. Da ich aber weiß, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und ich gerade einige freie Zeit habe, so will ich Ihnen schreiben, ohne erst eine Antwort abzuwarten. Vielleicht bekomme ich dieselbe auch noch, ehe ich den Brief schließe, da heute noch eine Gelegenheit aus der Stadt herkommt. Es liegt mir sehr daran zu wissen, wie es Ihnen geht, und ob Sie die Ruhe und Heiterkeit wieder gewinnen, die ich Ihnen so sehr wünsche. Noch erfreulicher sollte es mir sein, wenn mein Antheil und meine Rathschläge in der That wirksam dazu beitrügen. Das Wahre und Eigentliche müssen Sie zwar selbst dazu thun. Denn es bleibt immer ein sehr wahrer Ausspruch, daß das Glück im Menschen selbst liegt. Das Freudige, was ihm der Himmel verleihet, beglückt nur, wenn es auf die rechte Art aufgenommen wird, und das Bittere und Herbe, das das Schicksal ihn erfahren läßt, steht es in seiner Gewalt sehr zu mildern.

Was auch gar keinen Trost zuläßt, wie es denn allerdings solche Unglücksfälle giebt, hat Gott doch die Wehmuth zu einer Art Vermittlerin zwischen dem Glück und dem Unglück, der Süßigkeit und dem Schmerz geschaffen. Sie macht den Schmerz zu einem Gefühl, das man nicht verlassen mag, an dem man hängt, dem man sich überläßt mit dem Bewußtsein, daß es nicht zerstörend, sondern läuternd, veredelnd in jeder Art, und auf jede Weise erhebend wirkt. Es ist ein Großes, wenn der Mensch die Stimmung gewinnt, alles was ihn betrifft, blos weil es menschlich ist, weil es einmal im irdischen Geschick liegt, dagegen anzukämpfen, aber zugleich so aufzunehmen, wie es sich in der Bestimmung des Menschen, sich immer reifer und mannichfaltiger zu entwickeln, am besten vereint. Je früher man zu dieser Stimmung gelangt, desto glücklicher ist es. Man kann dann erst sagen, daß man das Leben wirklich erfahren hat. Und um des Lebens willen ist man doch auf der Welt, und nur was man in seinem Gemüth durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg. Es ist ein sehr großes Glück, wenn man alles sein Denken und Empfinden an einen Gegenstand setzt. Man ist dann auf immer geborgen, man begehrt nichts mehr vom Geschick, nichts mehr von den Menschen, man ist sogar außer Stande, etwas Anderes von ihnen zu empfangen, als die Freude an ihrem Glück. Man fürchtet auch nichts von der Zukunft. Man kann nicht ändern, was nicht zu ändern ist; aber das Eine, das Hängen an Einem Gedanken, Einem Gefühl, wenn es auch durch den grausamsten Schlag, der einen Menschen betreffen kann, nur zu dem Hängen an einer Erinnerung würde, das bleibt immer. Wer das stille Hängen an Einem Gedanken erreicht hat, besitzt Alles, weil er nichts Anderes bedarf und verlangt.

Noch beruhigender und beglückender ist natürlich ein solches Hängen an Einem, wenn das Eine nichts Irdisches, sondern das Göttliche selbst ist. Aber auch im Irdischen ist solch ein treues, die ganze Seele einnehmendes Hängen an Einem Gefühl immer von selbst auf das gerichtet, was im Irdischen selbst nicht irdisch ist. Denn das blos Irdische ist nicht fähig die Seele so auf sich zu heften. Der Probierstein der Aechtheit des Gefühls ist nur, daß es von aller Unruhe frei, mit keiner Art des Begehrens gemischt sei, daß es nichts verlange, nichts fordere, keine andere Sehnsucht kenne, als in der Art, wie es ist, fortzudauern. Darum ist das Gefühl für Verstorbene ein so süßes, so reines, so der Sehnsucht hingegebenes Gefühl, das bis ins Unendliche fortwährt, ohne sich je zu zerstören, in deren Wachsthum selbst die Seele ohne Unterlaß Kraft gewinnt, sich ihr in einer süßen Wehmuth zu überlassen. Sobald das Gefühle für das Göttliche sind, sind es unstreitig die reinsten und von aller irdischen Beimischung am meisten geläuterten. Sie haben zugleich das Eigenthümliche, daß sie der Erde nicht entfremden, und doch allem Drohenden und Schmerzlichen, was die Erde auch oft hat, den Stachel und den Wermuth benehmen. Da der Gedanke an die Verstorbenen mit allem dem zusammen hängt, was sie im Leben umgab, so sind sie, statt vom Leben abzuführen, vielmehr immerfort Verknüpfungsmittel mit demselben; es giebt in jeder Lage noch immer Gegenstände, an welchen man sich die Verstorbenen als theilnehmend und noch mit dem Leben verknüpft denkt. Diese knüpfen auch den Zurückbleibenden noch an das Leben, aber es ist eine Verknüpfung, die dem Leben das Schwere benimmt, da man sich doch nicht mehr ganz als ihr angehörend betrachtet. Wenn die liebsten Gedanken alle jenseits des Lebens sind,

wenn das Leben keinen hat, der diesen die Wage halten könnte, so kann, was man sonst im Leben zu fürchten pflegt, einem irgend gegen irdische Schicksale Gewaffneten nicht sonderlich furchtbar erscheinen. Zeit und Ewigkeit verknüpft sich im Gemüthe zu einer Ruhe, die nichts mehr stört. Ich habe mir immer, ehe ich noch die Erfahrung selbst gemacht hatte, gedacht, daß es so sein müßte. Ich habe es nie für möglich gehalten, daß es für einen wahren Verlust auch nur einen scheinbaren Ersatz geben könnte. Jetzt empfinde ich das wirklich, da das Loos mich getroffen hat. Ja, ich werde mit großer Freude gewahr, daß sich die wahre und richtige Einwirkung, die solcher Verlust haben muß, mit der Zeit immer vollkommener und mächtiger entfaltet, wie die irdische Nacht tiefer wird, je länger sie währt. Die Freude, die man am nächtlichen Dunkel hat, und für die ich immer sehr empfänglich gewesen bin, ist dieser Empfindung ähnlich. Man ist allein, und will allein sein, man gewahrt äußerlich nichts, und innerlich regt sich ein doppeltes Leben. Der Tag ist gewesen und der Tag wird wiederkehren.

Es ist ein schrecklicher Winter in diesem Jahr, und noch durchaus keine Aussicht, daß das bald anders werde und sich milder lösen will. Wenn man die viele Noth bedenkt, die es mit sich führt, so ist das sehr beklagenswerth. Allein sonst ist mir keiner so leicht gewesen. Dies liegt in der Ruhe und Unabhängigkeit der Einsamkeit, worin ich lebe. Ich gehe alle Tage spazieren, allein außerdem verlasse ich die drei aneinander stoßenden Zimmer, die ich allein bewohne, nie, und der Anblick der unberührten Schneeflächen und des unendlichen Glanzes, den die Sonne, deren Auf- und Untergang ich von meinen Fenstern aus sehe, und Abends Mond und Venus und die andern Sterne über

die Schneeflächen und den gefrornen See ausstrahlen, ist unbeschreiblich. — Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 2. Februar, oder wenn das nicht möglich ist, doch noch in der ersten Woche des Februars abgehen zu lassen. — Leben Sie recht herzlich wohl, und bleiben Sie meiner aufrichtigen und innigen Theilnahme versichert. Ganz der Ihrige. H.

Zwölfter Brief.

Tegel, den 5. März 1830.

Ich bin sehr besorgt um Sie gewesen, liebe Charlotte. Ich hatte Sie gebeten, mir am 25. zu schreiben, ich wußte, daß Sie, wenn Sie gesund waren, das gewiß gethan hätten, und doch hatte ich heute früh noch keinen Brief von Ihnen. Daß aber ein Brief von Ihnen bis hierher acht Tage gehen sollte, schien unglaublich, und doch hatte ich heute früh meine Berliner Briefe bekommen. Ich dachte mir also mit Gewißheit, daß Sie krank sein, wenigstens gewesen sein müßten. Derselbe Gedanke war mir schon gestern und vorgestern durch den Kopf gegangen. Endlich am Abend, wo ich einen zweiten Boten bekam, erhielt ich Ihren Brief. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich beim Erblicken der Handschrift freuete. Der Brief trug wirklich das Postzeichen vom 25. Die Langsamkeit aber weiß ich mir nicht zu erklären. Vermuthlich habe ich einen Tag genannt, wo keine Post abging, so daß der Brief gleich gelegen und gewartet hat. Dann mag das hohe Wasser dazu gekommen sein. Ich bitte Sie doch aber, wenn ja der Fall wieder unglücklicherweise eintreten sollte, daß Sie wegen Unpäßlichkeit nicht schreiben, mir dennoch immer in zwei Worten zu sagen, was Ihnen ist und was Ihnen fehlt. Glauben zu müssen, daß jemand, an dem man Antheil nimmt, krank ist, ohne zu wissen was ihm fehlt, ist ein zu peinlicher Zustand. Mit meiner Gesund-

heit geht es fortdauernd gut, ich habe die letzten schönen Tage sehr genossen und zu weiten Spaziergängen benutzt. Es war eine schöne Luft und ein wundervoll erfreuender Sonnenschein. Einmal habe ich, seit ich Ihnen zuletzt schrieb, einen leisen Anfang einer Augenentzündung gehabt. Ich mußte mich beim Spazierengehen erkältet haben. Ich bin dann einen Tag zu Hause geblieben, habe nicht gelesen noch geschrieben, und mich dadurch selbst geheilt. Ich habe mich gewundert, daß meine Augen nicht durch den Anblick des Schnees gelitten haben, der sonst schwachen Augen so leicht wehe thut. Es scheint aber, daß die meinigen eine gewisse Stumpfheit gegen solche Reize haben. Dazu trägt vielleicht bei, daß ich immer eine Art Leidenschaft gehabt habe, in die Sonne beim Untergang zu sehen. Wie die Scheibe mit dem untern Rand den Horizont berührt, stehe ich still, und scheide nicht eher vom Anblick, bis der letzte Strahl verglüht ist. Ich schreibe Ihnen diesmal zuerst von meiner Gesundheit, weil Sie mir sehr gütig sagen, daß Sie immer nach diesen Stellen in meinen Briefen zuerst suchen. Ich wollte Ihnen auf diese Weise damit entgegen kommen. Sonst hätte ich mit dem angefangen, was den Hauptinhalt Ihres Briefs und den vertraulichen Theil desselben ausmacht, und wozu ich jetzt übergehe. — — — —

Den 17.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 6. d. M. abgegangenen Brief vom 1. bekommen, so daß der Brief wieder sehr lange unterwegs gewesen ist. Doch kann er wohl zwei volle Tage in meinem Hause in Berlin gelegen haben. Es ist mir sehr lieb, daß der Abgang der Posten wieder geregelt ist. Ich werde Sie jetzt immer bitten,

Ihre Briefe am Dienstag abgehen zu lassen. Es war sonst immer der Tag, den Sie vorzogen. Ihr längeres Stillschweigen hat mich diesmal nicht beunruhigt. Ich war gewiß, daß Sie nicht krank sein konnten. Ich habe Sie so bestimmt gebeten, mir in diesem Fall zu schreiben, daß ich gewiß darauf rechnen konnte, daß Sie es gethan haben würden. Ich errieth aber die Ursache Ihres Nichtschreibens, und sehe nun aus Ihrem Briefe, daß ich ganz richtig vermuthet hatte. Es war eine zu natürliche, Ihrer Empfindungsart zu angemessene Empfindung, als daß sie nicht hätte in Ihnen aufsteigen sollen. Ihr jetziger Brief aber hat mir die größte Freude gemacht, besonders wegen der ruhigen Stimmung, die darin herrschend ist, und die ich, da sie Ihnen nothwendig die wohlthätigste sein muß, so sehr liebe, um deren Erhaltung ich Sie dringend bitte. Auch Lebenslust und Lebensfreude an den dem Leben bleibenden Genüssen kann erst auf dieser Grundlage im Gemüth emporsprießen. Die Ruhe ist die natürliche Stimmung eines wohl geregelten, mit sich einigen Herzens. Aeußere Ereignisse können sie bedrohen und das ruhigste Gemüth aus den Angeln heben. Ein großes weicht zwar auch da nicht, allein obgleich es Frauen giebt, welche diese Stärke mit der größten und lebendigsten Regsamkeit der Empfindung und der Einbildungskraft verbinden, so kann man das bewundern, aber nicht fordern. In einem Manne aber ist es Pflicht, es läßt sich verlangen, und er verliert gleich bei allen richtig Urtheilenden an Achtung, wie hierin in ihm ein Mangel sichtbar wird. —

Meine Gesundheit ist fortwährend gut. Sogar von kleinen Uebeln bin ich frei, und an den Augen bemerke ich keine Veränderung. Ich mache mir indeß dennoch keine Täuschung darüber. Es liegt in der Natur der Sache,

daß eine einmal vorhandene Schwäche, oder eine beginnende Verdunkelung, immer auch, wie alles in der Natur, ihren Gang geht und zunimmt. Aber dies Zunehmen kann so unmerklich sein, daß es die ganze Lebensdauer hindurch zu keinem wirklichen Uebel führt. Dies scheint jetzt noch bei mir der Fall zu sein. Mit der Schwierigkeit in der Hand beim Schreiben haben Sie vollkommen Recht, sie begleitet gewöhnlich den Eintritt der höhern Jahre. Es tritt dann entweder Zittern ein, oder ein Zustand, den ich mehr Unbehülflichkeit als Schwäche nennen möchte. Das Schreiben erfordert, wenn die Hand fest und deutlich sein soll, eine Menge sehr kleiner und kaum merklicher Bewegungen der Finger, die schnell nach einander, und doch bestimmt von einander geschieden, gemacht werden müssen. Dazu mangelt im Alter die Gelenkigkeit. Wie beim Schreiben ist es bei allen ähnlichen Verrichtungen, wogegen im Fassen, Tragen, Halten u. s. f. die Hand die gleiche Kraft behält. Daß Gastein mir dabei helfen könnte, glaube ich nicht. Es hat bei mir erst, wie ich schon Gastein gebraucht hatte, recht zugenommen, und war im Frühjahr weniger stark, als im Herbst und jetzt. Das Alter erscheint mit den Jahren allmälig, aber mit einer Krankheit oder einem großen Unglücksfall, den nichts je wieder gut machen kann, plötzlich. Das Letzte ist mein Fall gewesen. Hätte ich den Verlust nicht erlitten, den ich erfahren, so möchte es noch mehrere Jahre so fortgedauert haben. Aber durch die große Aenderung, welche dieser Verlust in mir hervorbringen mußte, und die mit jedem Tage nur fühlbarer wird, bei der plötzlichen Vereinzelung nach einem achtunddreißigjährigen gemeinschaftlichen Leben, und selbst in der Abwesenheit ununterbrochenen gemeinschaftlichen Denken und Empfinden, war es natürlich,

daß die Aenderung auch körperlich eintrat. Indeß ist das sehr leicht zu ertragen, zumal so lange die Gesundheit so unangegriffen wie bei mir jetzt bleibt. Ich kann daher, wenn Sie auch nicht immer darin einstimmen, nur dabei bleiben, daß mir das Alter lieb ist. Es ist ein natürlicher menschlicher Zustand, dem Gott seine eigenen Gefühle geschenkt hat, die ihre eigenen Freuden in sich tragen. Wenn ich durch einen Zauberstab machen könnte, daß ich die mir noch übrigen Jahre mit jugendlicher Kraft und Frischheit verleben, oder so wie jetzt bleiben könnte, so wählte ich das Erste gewiß nicht. Die jugendliche Kraft und Frischheit paßt nicht zu greisenden Gefühlen, und diese in einem langen Leben erworbenen und erlangten Gefühle möchte ich doch für nichts auf Erden aufgeben. Was Sie von meiner Stimmung sagen, unterschreibe ich in sofern, als sie allerdings eine seltene und den tiefsten und gerührtesten Dank erheischende Gabe des Himmels, nicht menschliches Verdienst ist. Wenigstens rechne ich sie mir nicht zu. Ich verdanke sie größtentheils der, welche auch jetzt die unmittelbare Quelle derselben ist. Denn wenn man einem durchaus reinen und wahrhaft großen Charakter lange zur Seite steht, geht wie ein Hauch von ihm auf uns über. Ich würde mir selbst jenes Besitzes unwerth erscheinen, wenn ich jetzt anders sein könnte, als innerlich in abgeschlossener Ruhe in der Erinnerung lebend, und äußerlich, wo sich die Gelegenheit darbietet, nützlich und wohlthätig beschäftigt.

Es ist mir eine wahre Beruhigung gewesen und hat mich unendlich gefreut, daß Ihnen meine beiden letzten Briefe wohlthätig gewesen sind. Ich habe bei allem, was ich Ihnen schreibe, immer und nur diese Absicht, und ich bitte Sie dringend, danach und nur danach jeden einzelnen

Ausdruck zu beurtheilen. Wir weichen in einigen wesentlichen Ansichten des innerlichen Lebens von einander ab. Es thut nichts, wenn man nicht über alles gleich denkt, und jeder muß sein inneres Glück auf seine eigene Weise bauen. Nur wenn der Eine in vollkommener Uebereinstimmung mit der Ansicht des Andern es wünscht, wenn er sich ganz vertrauend hingiebt, kann man leitenden Einfluß darauf ausüben wollen.

Ich wünsche, daß meine Briefe Sie ruhig, heiter stimmen, Ihnen wie eine Erholung, eine Erquickung erscheinen. Meine dringende Bitte an Sie, liebe Charlotte, ist nur, daß Sie die Ruhe Ihres Gemüths erhalten, und es der Heiterkeit, die jede Lage begleiten kann, offen erhalten mögen. Sich selbst heiter stimmen kann man nicht immer, allein heitern Eindrücken, wenn sich Veranlassungen dazu finden, sich offen zu erhalten, kann man doch. Ich bitte Sie, mir den 27. d. M., wenigstens gewiß nicht später, zu schreiben. Früher soll es mir immer willkommen sein. Leben Sie herzlich wohl, und rechnen Sie mit vertrauender Zuversicht auf meine ununterbrochene freundschaftliche Theilnahme. H.

Dreizehnter Brief.

Tegel, den 6. bis 9. Mai 1830.

Ich sage Ihnen, liebe Charlotte, meinen herzlichen Dank für Ihren am 27. April abgegangenen Brief, den ich richtig empfangen habe. Mit meinem Befinden geht es sehr gut, und ich empfinde weder Folgen des nassen Frühjahrs, noch des strengen Winters. Dennoch machen sich die Folgen im Allgemeinen sehr fühlbar. Eine Menge von Leuten leiden hier am kalten Fieber. Ich habe für den Sommer meine Lebensart etwas geändert. Ich stehe jetzt regelmäßig um 6 Uhr auf. Dafür gehe ich aber auch immer vor, spätestens um Mitternacht zu Bette. Die Morgenstunden haben mehr Reiz für mich, und so schreibe ich Ihnen, liebe Freundin, heute in der Frühe. Es ist das erste, womit ich heute den Tag beginne. Auf meinen Schlaf hat weder das frühe noch späte Aufstehen einigen Einfluß. — — Die Nacht hat etwas unglaublich süßes. Die heitern Ideen und Bilder, wenn man solche haben kann, wie ich ehemals oft erfahren, nehmen einen sanftern, schönern, in der That seelenvollen Ton an, dabei ist es, als ob man sie inniger genösse, da in der Stille nichts, nicht einmal das Licht sie stört. Kummervolle und schwermüthige Erinnerungen und Eindrücke sind dagegen auch milder und mehr von der Ruhe durchströmt, die jede Trauer leichter und weniger zerreißend macht. Man kann auch dem Kummer ruhiger nachhängen, und ein tiefes Gemüth sucht doch

nicht den Kummer zu entfernen, am wenigsten zu zerstreuen, sondern sucht ihn so mit dem ganzen Wesen in Einklang zu bringen, daß er Begleiter des Lebens bleiben kann. Ich kann mich jetzt schon auf die langen Winternächte freuen, und habe, was ich hier sage, im vorigen Winter oft erfahren. Bedenkt man auf der andern Seite wieder, wie freudig und schön das Licht ist, so geräth man in ein dankbares Staunen, welch einen Schatz des Genusses und wahren Glückes die Natur allein in den täglichen Wechsel gelegt hat. Es kommt nur darauf an, ein Gemüth zu haben, ihn zu genießen, und das liegt doch in jedes Menschen eigener Macht. Alle Dinge, die einen umgeben, schließen für den Geist und die Empfindung Stoff zur Betrachtung, zum Genuß und zur Freude in sich, der ganz verschieden und unabhängig ist von ihrer eigentlichen Bestimmung und von ihrem physischen Nutzen; je mehr man sich ihnen hingiebt, desto mehr öffnet sich dieser tiefere Sinn, die Bedeutung, die halb ihnen, die sie veranlassen, halb uns, die wir sie finden, angehört. Man darf nur die Wolken ansehen. An sich sind sie nichts als gestaltloser Nebel, als Dunst, Folgen der Feuchtigkeit und Wärme, und wie beleben sie, von der Erde gesehen, den Himmel mit ihren Gestalten und Farben, wie bringen sie so eigene Phantasien und Empfindungen in der Seele hervor.

Ich werde, liebe Charlotte, am 2. Junius verreisen und zum 2. August, oder wenige Tage später, wieder hier zurück sein. Ich gehe zuerst nach Schlesien, dann von da nach Gastein. Hierüber wundern Sie sich vielleicht, da ich mich vollkommen wohl befinde. Allein eigentlich ist es vernünftiger eine Badekur zu wiederholen, wenn man sich danach wohl, als wenn man sich übel befunden hat. Ich leite zwar mein Wohlbefinden von der vollkommen regel=

mäßigen Lebensart, die ich führe, von dem einsamen Landaufenthalte, selbst von der Stimmung ab, in der ich mich befunden und befinde, wo mich kein äußeres Verlangen bewegt, und das einzige innere Einer mich nie verlassenden Empfindung zugewendet ist. Ich war doch sonst mehr von der Wirklichkeit bewegt und bisweilen auch unruhiger, was mir das Leben beglückte, war mir auch Gegenstand der Sorge. Mein Arzt aber besteht darauf, daß Gastein es vorzüglich ist, was physisch so gut auf mich gewirkt hat, und da mir die Reise nicht anders unangenehm ist, als durch meine Abwesenheit von hier, so befolge ich den Rath, ohne darum unbedingt daran zu glauben. Ich habe wieder in Gastein meine alte Stube, die, welche meine Frau bewohnte, und dieselben Erinnerungen umgeben mich, in denen ich hier lebe. — Ich hoffe, daß Sie den Sommer ruhig und in der stillen Heiterkeit durchleben werden, die Ihr Gemüth so vorzugsweise geeignet ist zu genießen und sich auch selbst zu geben durch Erhebung zu dem Besten, Beseligendsten und Höchsten, das der Mensch besitzen kann. Ihr letzter Brief, und schon der vorletzte, schien mir anzudeuten, daß diese Stimmung wieder in Ihnen mehr vorherrschend zu werden anfängt.*)

Was Sie, liebe Charlotte, dazu beitragen können, daß Sie Ihre frühere Heiterkeit wieder gewinnen, thun Sie ja;

---

*) Was in dieser Zeit mich so sehr niederbeugte, war von der Art, daß ich es bei dem höchsten Vertrauen dennoch dem gütigen, verehrten Freunde nicht mittheilen konnte. Theils wurden sehr zarte Saiten durch Andere verletzt, theils blieb der Zustand mir selbst fast unverständlich. Es war ein schmerzliches Gewebe wahrer, nicht eingebildeter Leiden, die nur schweigend getragen werden konnten, aber dem Geist allen freien Aufschwung, dem Gemüth alle Heiterkeit raubten.

was ich dazu beitragen kann, thue ich gern. Vertrauen Sie dem Wort und auch der Versicherung, daß es mich bekümmert, Sie so lange in einer so trüben Stimmung zu wissen. Ich wollte, Sie klagten sich recht aus. —

Was Sie über Georg Jacobi's Reisen sagen, hat mich sehr angesprochen; ich komme einmal darauf zurück. Leben Sie wohl, mit der herzlichsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Vierzehnter Brief.

Tegel, den 29. Mai 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 16. d. M. vor einigen Tagen empfangen, und so wie Sie es vorausgesehen haben, doppelte Freude daran gehabt, weil er in einem so ruhigen und heitern Tone geschrieben ist. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie in demselben und der ihr entsprechenden Stimmung bleiben mögen, und Sie können es gewiß, wenn Sie sich nicht selbst trübe und irrige Vorstellungen machen, sondern vielmehr der Ruhe nachstreben, welche das Gemüth unabhängig von äußern Ereignissen macht. Ohne diese nur durch innere Bearbeitung seiner selbst zu erlangende Ruhe bleibt man immer ein Spiel des Schicksals, und verliert und gewinnt sein inneres Gleichgewicht, wie die Lage von einem nur freudvoller oder leidvoller ist. Das gänzliche Unterlassen alles Spazierengehens ist und bleibt doch eine Entbehrung eines großen Vergnügens, wenn sich auch der Körper daran gewöhnt, ich habe das selbst an mir erfahren. Der Mangel der Bewegung hat mir nie geschadet, aber entbehren thut man viel. Man genießt die Natur auf keine andere Weise so schön, als bei dem langsamen, zwecklosen Gehen. Denn das gehört namentlich zum Begriff selbst des Spazierengehens, daß man keinen ernsthaften Zweck damit verbindet. Seele und Körper müssen in vollkommener und ungehemmter Freiheit bleiben, man muß kaum einen Grund haben, auf eine oder die an-

dere Seite zu gehen. Alsdann befördert die Bewegung die Idee, und man mag etwas Wichtiges denken oder sich blos in Träumen und Phantasien gehen lassen, so gewinnt es durch die Bewegung des Gehens bessern Fortgang, und man fühlt sich leichter und heiter gestimmt. Noch vor kurzem ist es mir geschehen, daß mir durch einen Spaziergang gelang, was sich sehr lange nicht hatte gestalten wollen. Ich hatte oft vergebens an etwas gearbeitet, und plötzlich beim Herausgehen draußen kam es mir ganz von selbst, daß ich beim Nachhausekommen es nur aufschreiben konnte. Ich gehe aber niemals des Morgens aus. Daran thue ich vielleicht Unrecht, aber es hängt bei mir mit so vielen kleinen Gewohnheiten zusammen, daß ich darüber nicht hinaus kommen kann. Ich genieße daher nur den Anblick des Grün aus den Fenstern, wo dann die Lichter der Frühsonne im Laube einen wundervoll herrlichen Wechsel des Hellen und Dunkeln gewähren.

Ich habe kürzlich Goethe's zweimalige Reise nach Italien oder vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen. Sie schrieben mir in derselben Zeit von der Jacobi'schen. Ich habe diese Reise nie gelesen, wohl aber den Reisenden gekannt, und sein Buch loben hören. Er studirte mit mir zugleich in Göttingen, und ging, wenn ich nicht irre, auch mit Ihrem Bruder um. Er war ein guter Mensch und sehr fleißig, doch vermied ich seinen Umgang, da er für meine Neigung in zu viele Studentengesellschaften verwickelt war. Was Sie mir aus seiner Reise über die Pracht der Kirchen und des Gottesdienstes sagen, ist sehr wahr, und sehr begreiflich, wie hinreißend es für ein wahrhaft frommes, weibliches Gemüth, wie das Ihrige, erscheinen muß, zu jeder Zeit in den offenen Kirchen eine Zuflucht und „Freistatt,"

wie Sie sagen, für seine tiefsten Bedürfnisse zu finden. Ich bin durch Ihre Bemerkungen an etwas erinnert. Vielleicht haben Sie wohl von Fernow gehört, der Mehreres über Kunst und Literatur und eine sehr geschätzte italienische Grammatik geschrieben hat. Dieser war viele Jahre in Rom und heirathete dort eine Frau, die von geringem Stande war und als Wirthschafterin gedient hatte. Nach mehreren Jahren der Heirath kehrte er nach Deutschland zurück, nahm die Frau mit und lebte in Weimar. Der Frau mißfiel der dortige Aufenthalt ungemein, sie starb sogar bald, woran das Heimweh mit Ursache sein mochte. Sehr merkwürdig war, was sie beständig sagte und immer wiederholte: „Wie arm und wie dunkel!" Das letzte begriff man leicht, da es auf das Sonnenlicht gehen konnte. Aber das arm schien sonderbar, da sie in Rom unmittelbar auch nur armselige Umgebungen gehabt haben konnte. Es bezog sich aber offenbar auf die Kirchen, die hell, groß, prachtvoll und in jeder Art reich ausgestattet sind. Diese sah sie als zu ihrem Leben, ihrer täglichen Umgebung gehörend an, und konnte es. Die Kirchen in den italienischen Städten, und es ist wohl in allen katholischen Ländern nicht anders, sind den ganzen Tag offen, vom frühen Morgen bis späten Abend, und jeder kann ungehindert hineingehen und darin bleiben, so lange er will. Jeder im Volke kann sie also als sein Eigenthum ansehen, und so that es diese Frau. Wie ärmlich es in ihrer Stube aussehen mochte, der Reichthum und die Pracht der Kirchen gehörte zu ihrem Genuß. Es ist aber auch in anderer Rücksicht, wie Sie bemerken, und wie es auch mir erscheint, eine lobenswürdige Sitte, daß man Jedem Gelegenheit giebt, in jedem Moment, wo er Stimmung dazu hat und fühlt, an einen Ort gehen zu können, wo er Stille und Einsamkeit

oder zu seiner Stimmung passende Verrichtungen findet, einen Ort, der ihm schon an und für sich, sobald er ihn betritt, Ehrfurcht und dazu eine gewisse Linderung einflößt. Unsere evangelischen Kirchen werden viel zu sehr als Orte, die zum Predigen bestimmt sind, angesehen, und auf die religiöse Erhebung des Gemüths in Gebet und Nachdenken wird zu wenig gedacht.

Die Goethe'schen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie sind ganz und gar nicht beschreibend. Man muß mit den Gegenständen durch eigene Ansicht oder durch andere Reisen bekannt und bereits vertraut sein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verstehen. Aber sie malen sehr hübsch und interessant Goethe selbst, und zeigen, was Rom und Italien sind, durch den Eindruck, den sie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören sie zu den merkwürdigsten Schilderungen. Dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnsucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu sehen.

Ich reise morgen früh ab und gehe zunächst nach Breslau. Leben Sie herzlich wohl und seien Sie meiner unveränderlichen Theilnahme gewiß. Von Herzen Ihr H.

Funfzehnter Brief.

Ottmachau, den 22. Junius 1830.

Ich habe, vor einigen Tagen, liebste Freundin, Ihren Brief vom 6. und 7. d. M. bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür. Es thut mir leid, daß Sie den meinigen vom 29. Mai, später als es hätte sein sollen, empfangen haben. Ich bin aber erst am 3. von Berlin abgereist und konnte meinen Brief erst am Tage vor meiner Abreise beendigen. Meine Reise ist sehr glücklich gewesen, und hat mir zu gar keiner Art von Klage über irgend eine Unbequemlichkeit Anlaß gegeben. Das Wetter war sehr schön und ohne Regen, den ich am meisten auf Reisen hasse. Ich bin über Breslau gegangen, war aber schon am 7. Abends hier, wo ich mich bei meinem ältesten Sohn und dessen Frau aufhalte. Es war ein himmlisch schöner Sommerabend, und ich kann nicht sagen, wie schön ich wieder die Gegend hier gefunden habe. Ich reise allein, ohne eines meiner Kinder. Es war für keins eine Veranlassung vorhanden, das Bad zu gebrauchen, und ich bin auf Reisen lieber allein. Dies würde auch mein Fall sein, wenn ich noch älter oder kränklicher wäre. Was aber die Pflege betrifft, deren man im Alter oder Krankheit bedürfen kann, so ist es viel angenehmer die von Bedienten zu empfangen. Kinder, Verwandte, Freunde sind zu edel dazu, es beglückt, sie zu sehen, mit ihnen zu reden, aber mit diesen körperlichen Elendigkeiten sich zu befassen, ist, wenigstens meinem

Gefühl nach, unter dem, wozu man das Leben mit ihnen anwenden kann.

Ich werde morgen Ottmachau verlassen, noch anderthalb Tage bei einer langjährigen Freundin auf dem Lande in der Grafschaft Glatz zubringen, und dann meine Reise so fortsetzen, daß ich in mäßigen Tagereisen Gastein am 1. künftigen Monats erreiche. Ich gehe über Prag, aber nicht über Wien. Obgleich viele Menschen jetzt im Sommer auf dem Lande sind, so bleiben immer einige zurück, die ich nicht vorbeigehen könnte, und meine Zeit erlaubt keinen Aufenthalt. Ohnehin hat Wien nie zu den Städten gehört, die ich sehr liebe, und die es mir jetzt Freude machen würde wiederzusehen. Ich war zweimal da, das erste Mal vor langen Jahren in der ersten Zeit meiner Verheirathung, auch später mit meiner Frau und meinen Kindern, ich reiste von da nach Paris. Das zweite Mal, wie Sie wissen, mehrere Jahre nach einander, und dann wieder mit Unterbrechung. Immer haben mir Stadt und Gesellschaft dieselben Eindrücke zurückgelassen. Linz hingegen, worüber mich mein Weg nun führen wird, ist eine hübsche anmuthig gelegene Stadt, und ich freue mich darauf wieder durchzukommen. Die Lage ist immer an einem Orte nicht blos, wenn man durchkommt, das Erste und Anziehendste, sondern auch zum Bleiben und Leben. Denn zuerst muß man sein Leben doch auf sich allein berechnen. Man kann erst den Andern etwas sein, wenn man sich erst selbst genügt, und dazu trägt nichts so entscheidend bei, als die Natur. So hoffe ich, wenn ich gesund bleibe, gemächlich, wenn auch nicht schnell, Gastein zu erreichen. Es ist immer wunderbar genug, eine weite, immer manchem Zufall ausgesetzte Reise bei völliger Gesundheit zu unternehmen, blos um einen ungewissen Erfolg für das künftige Jahr zu gewin-

nen. Sie werden mich, liebe Freundin, fragen, warum ich es thue, wenn ich selbst ganz richtig so denke. Hauptsächlich thue ich es, um nicht, wenn ich ja zufällig im nächsten Winter leidend würde, was doch bei jedem Menschen so leicht möglich ist, von einem Arzt und Andern geplagt zu werden mit der Klage, daß das alles davon herkomme, daß ich nicht Folge geleistet, sondern nach meinem eigenen Kopfe den wiederholten Gebrauch des Bades, das mir ein paarmal heilsam gewesen, versäumt habe. Alles Sprechen über meine Gesundheit, alles Gründesuchen, Bedauern, Unruhigsein ist mir in den Tod verhaßt. Es ist eben so nutzlos als thöricht, sich nicht in das Unabänderliche ruhig und still zu fügen. Damit es nun aber wirklich das Unabänderliche sei und scheine, so ist es mein Grundsatz, auch ohne sichern Glauben an seine Unfehlbarkeit, dem Arzt, den ich eben brauche, streng zu folgen, und mir keine Abweichungen von seinen Vorschriften zu erlauben. Dann ist er allein für den Erfolg verantwortlich, und ich habe nichts damit zu schaffen. So, und nicht aus eigenem Vertrauen, brauche ich das Bad in Gastein. Für mich habe ich für die Erhaltung meiner Gesundheit mehr Zuversicht auf eine einfache, gleichmäßige, vernünftige Lebensweise, die man vorzüglich zu Hause führt und führen muß. — Sie reden in Ihrem Briefe von Gewittern. Wir haben hier sehr viele, aber Gottlob! ohne Schaden gehabt. Ich bin von meiner Kindheit ohne alle Gewitterfurcht gewesen. Der Anblick einiger sehr furchtsamer Personen, die es damals in meiner Familie gab, hat mich, glaube ich, davon geheilt, oder vielmehr dafür bewahrt. Dagegen kann ich nicht sagen, daß ich Ihren Wunsch je getheilt hätte, vom Gewitter oder vielmehr vom Blitz getroffen und erschlagen zu werden. Für die Phantasie hat es allerdings

etwas Imponirendes, gleichsam vom Himmel selbst berührt zu werden. Allein die niedere Wolkenregion, aus welcher die Gewitter kommen, gehört gar sehr zur Erde, und ist weniger unbekannt als sie. Das Feuer, das sich durch nichts Irdisches nährt, ist allerdings das reinste Element. Glücklich mag der Tod, wenn der Blitz gleich tödtet, auch sein, da er ganz schmerzlos scheint. Allein noch im vorigen Jahr hat sich hier der Fall zugetragen, daß ein wirklich vom Blitz getroffener Mensch erst am folgenden Tage starb. Es war ein alter Invalid. Er fiel besinnungslos hin. Die Besinnung aber kehrte zurück und er schien unverletzt und gesund. Aber am folgenden Tage zeigte sich eine Gehirnzerrüttung, die ihn in wenig Stunden hinwegraffte. Doch möchten diese Fälle sehr selten sein. Ich möchte aber nicht einen so plötzlichen Tod wünschen. Da man so wenig vom Tode weiß, stelle ich das allerdings dem Himmel anheim. Aber auch nur den Schein haben, durch einen Wunsch das Plötzliche herbeizuführen, möchte ich nicht. Man kommt so ohne Erinnerung und ohne Bewußtsein in die Welt, daß es wohl die Mühe verdient, sie wenigstens mit klarer Besonnenheit zu verlassen. Es ist mir, als kennte man nicht das ganze Leben, wenn man nicht den Tod gewissermaßen in den Kreis einschließt. Wie ich es mir jetzt denke, würde ich suchen nur den gegenwärtigen Moment zu beobachten, und mich von allen Gedanken an die Vergangenheit und auf die Zukunft möglichst frei halten. Niemand kann aber vorher sagen, wie er es in solchen Momenten mit sich selbst halten würde. In dem, was man nur einmal erfährt, kann niemand für sich einstehen; der Furchtsame kann herzhaft, der Herzhafte zaghaft sein. Auch ändert darin alle Vorbereitung nichts, da man nicht einmal weiß, worauf man sich vorzubereiten hat.

Tod ist nichts als ein Wort. Erst die eigene Empfindung kann sagen, was in der Wirklichkeit diesem Wort zum Grunde liegt. Der Anblick der Sterbenden giebt wenig dazu. Was man an ihnen sieht, geht blos dem Tode vorher. Mit ihm selbst tritt für uns die starre Besinnungslosigkeit ein. Ob dies aber auch für sie so ist, und sie erst wieder später oder anders erwachen? das ist's, was man zu wissen wünschte, und was unmöglich ist zu erfahren.

Es ist eine sehr schöne Stelle Ihres letzten Briefes, worin Sie sagen, daß Sie das Leben als ein Gefäß ansehen, in das man so viel Köstliches hineinlegen kann, als man innerlich in sich besitzt. Es ist das ein ungemein glücklicher Ausdruck. Der Mensch kann das Leben zu dem machen, was er will, und ihm für sich selbst und Andere so viel Werth geben, als er Kraft hat es zu thun. Freilich versteht sich das von selbst nur in sittlich-geistiger Hinsicht, da der Mensch die äußern Umstände nicht in seiner Gewalt hat, und nur über sein Geistiges und Moralisches, über dieses aber ganz gebieten kann. Darum hat das Leben auch in bedenklichen Lagen, wenn man sich nur dabei in irgend ruhige Besinnung bringen kann, im eigentlichsten Verstand einen unschätzbaren und gar nicht zu berechnenden Werth. Man muß sich, meiner innern Ueberzeugung nach, selbst anklagen, wenn es einem leer an Interesse und an Freuden erscheint. Es macht mir eine große Freude, daß ich an dem ganzen Ton und Inhalt Ihres Briefes zu sehen glaube, daß nach und nach Ihre frühere ruhige und freudigere Stimmung in Sie zurückkehrt, die ich so sehr recht befestigt in Ihnen zu sehen wünschte. Ich fühle wohl, daß man wenig oder nichts dazu thun kann. Aber ohne Wirkung bleibt es doch nicht, wenn man danach strebt, sich jedem freudigen Eindruck recht offen zu erhalten. Ich halte davon mehr,

als von dem Bemühen, unangenehme und widrige zu entfernen, was auch schwieriger ist, und darum weniger gelingt. — Ich wurde in Ottmachau verhindert, und konnte erst heute, den 26., in Prag dazu kommen, diesen Brief zu endigen. Es ist heute Abend zu spät für die Post. Ich nehme morgen früh den Brief mit auf die erste Station. Leben Sie recht wohl. Mit der innigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Sechzehnter Brief.

Gastein, den 17. Julius 1830.

Ich danke Ihnen, liebe Charlotte, für die schöne Pünktlichkeit, mit der Sie mir geschrieben haben. Ich bin, meinem Vorsatz getreu, am 1. Julius hier angekommen, und habe Ihren lieben Brief, so wie ich es erwartete, empfangen. Sie sehen, daß ich (da Sie es wünschen) damit anfange, daß ich zu der alten Benennung Ihrer nach Ihrem Vornamen zurückkehre. Es ist auch mir die liebste. Ich hatte keine Absicht dabei, daß ich die Benennung änderte; ich bildete mir ein, Sie hätten die Benennung: Freundin lieber. Dazu hatte ich wohl keinen hinreichenden Grund, aber doch eine Vermuthung. In der Sache war dadurch nichts geändert, ich dachte mir bei dem einen Ausdruck dasselbe als bei dem andern. Jetzt aber danke ich Ihnen recht sehr für die Bemerkung und noch mehr für die Bitte. Ich werde Sie nun nie wieder anders nennen. Von jeher habe ich mit Männern und Frauen den Gebrauch des Vornamens geliebt und ihn gern beibehalten. Nur ich lasse mich nicht gern bei dem meinigen nennen, das hat aber keinen andern Grund, als daß ich den Namen Wilhelm nicht liebe, und mich auch nur wo es der Unterscheidung wegen nöthig ist, so unterschreibe. In keiner Sprache habe ich den Namen gern, und von Kindheit an ist er mir unangenehm gewesen. Personen mit nicht hübschen Namen nenne ich auch nicht dabei, wenn ich es auch sonst kann.

So liebe ich Henriette nicht. Für den Namen Charlotte habe ich dagegen, wie ich Ihnen schon mehrmals gesagt habe, immer eine besondere Vorliebe gehabt, nur die Abkürzung: Lotte, ist mir nicht angenehm. — Von meinem Befinden wollen Sie immer vor allem und zuerst wissen, sonst überginge ich es ganz. Es ist in Wahrheit so gut, wie ich es nur wünschen kann. Von dem Erfolg der Kur läßt sich jedoch noch nichts sagen, obgleich ich beinahe am Ende daran stehe. Ich war wohl, als ich herkam, und das Bad konnte mich nur so lassen. In Wahrheit thut es indessen doch wohl mehr. Es stärkt oder wirkt auf irgend eine Weise heilsam ein, ohne daß man davon ein unmittelbares Gefühl hat. Die Empfindung des Badens selbst ist hier immer angenehm, das liegt in der eigenen Natur des Wassers, läßt sich aber weiter nicht beschreiben. Daß der Gebrauch angreifend sei, kann ich durchaus nicht sagen; ich fühle mich allerdings hier müder Abends, als zu Hause. Das liegt aber am Bergsteigen, vielleicht selbst schon für uns nicht daran Gewöhnte, an der Luft. Eine Folge dieser letztern ist offenbar eine große Eßlust. Ich esse hier nicht mehr als zu Hause, weil ich ein unveränderliches Maß im Essen und Trinken überall halte. Aber die Kost ist hier sehr schlecht, und ich esse hier im Gebirge, was ich im Wirthshause in der Ebene gewiß stehen ließe. Das Wetter ist veränderlich, mit dem schönsten Wetter kam ich hier an. Einige Tage habe ich einheizen lassen, und Andere haben es auch gethan. Heute dagegen ist es wieder wunderschön, und es ist wirklich nicht zu sagen, wie sich hier alles herrlich belebt, sobald die Sonne es beleuchtet. Ich wünschte, Sie könnten das sehen. Im Ganzen habe ich doch alle Tage ein- auch zweimal heraus gehen können. Das schlimme Wetter kommt in dieser Jah

reszeit nur von Gewittern her, die aber oft in den fernen, höhern Gebirgen sind, und sich hier nur an der Veränderung des Wetters und der Temperatur spüren lassen. Diese schwellen dann auch mit ihren Regengüssen alle Gebirgsbäche an. Den hiesigen Wasserfall habe ich nie so groß gesehen, und in keinem Jahr hat er, dächte ich, so gedonnert. Ich wohne ihm auch wieder sehr nahe, in der Stube, die ich bewohnte, als ich noch mit meiner seligen Frau herkam, nicht wie im vorigen Jahr, wo ich die Wohnstube meiner Frau hatte. Mit der Gesellschaft, oder vielmehr mit der Einsamkeit ist es mir in diesem Jahr aber sehr gut gegangen. Ich habe nur einen einzigen Bekannten, einen sehr alten Mann aus München hier gefunden. Vor neuen Bekanntschaften hüte ich mich, und so bin ich nur mit diesem allein, und auch nur sehr sparsam umgegangen. Mir ist nichts mehr zuwider, als die Lust der gewöhnlichen Menschen, alles in Gesellschaft zu thun. Besonders schlimm ist es, wenn sie sich einem auf Spaziergängen anhängen. Da giebt es kaum ein Mittel zu entkommen.

Sie schreiben von der Sehnsucht nach Ruhe, liebe Charlotte; allerdings kann man nicht sagen, daß man sich die Ruhe selbst geben kann, und am wenigsten, daß das unter allen Umständen möglich ist. Aber viel kann man dazu thun. Auch ich habe die Ruhe und den Gleichmuth, die Sie an mir preisen, nicht immer gehabt, und weiß sehr wohl, wie viel Kampf es mir oft gekostet hat sie zu erlangen. Ich bleibe immer bei meiner einfachen Ueberzeugung: Das Glücklichsein, sich innerlich glücklich Fühlen ist eine Gabe des Schicksals und kommt nicht von außen. Man muß es sich, wenn es dauernd sein soll, immer selbst

erkämpfen. Das ist aber auch tröstend, denn man kann es auch immer erkämpfen. Aeußerlich immer, oder nur größtentheils glücklich, immer gesund, wohlhabend durch sich, gelingend in seinen Wünschen, kann selbst Gott nicht den Menschen machen. Denn er hat die Menschen mit großer Weisheit in die Bedingungen der Welt gesetzt, und die erlauben das nicht immer. Aber innerlich glücklich kann er immer machen, denn dazu hat er uns die Kraft ins Herz gelegt: die Erhebung zu ihm, die Bewunderung seiner, die Liebe zu ihm, das Vertrauen auf ihn, alle die Empfindungen, durch welche sein Friede über uns kommt. Sie kennen und fühlen das alles vollkommen, und es wäre unmöglich, Ihnen darüber etwas Neues zu sagen. Es kommt nur darauf an, daß Sie es sich gegenwärtig halten, und besonders, daß Sie jedes darin Störende abweisen. Es ist mir sehr leid, Sie nicht heiterer und in sich einiger und freudiger zu sehen. Allein, ich muß es wiederholen, ein Anderer, wie aufrichtigen Antheil er daran nehme, kann dazu wenig oder nichts thun. Ihre Lage legt Ihnen doch jetzt kein Hinderniß in den Weg, Ihr Gemüth innerlich zu sammeln.

Sie äußern mir den Wunsch noch außer Ihren Briefen einige Blätter zu schicken, in welchen Sie sich über sich und manche andere Dinge und Ideen aussprechen möchten, worüber Sie meine Berichtigung wünschen, und fragen, ob und wie oft Sie das dürfen? Alles, was Ihnen Freude macht, ist mir auch lieb, und ich habe also durchaus nichts gegen den Plan, und Ihre Blätter sollen mir immer willkommen sein. Wann Sie aber schreiben und schicken sollen? kann ich unmöglich bestimmen. Schicken Sie dreist, so oft und wann Sie wollen, und seien Sie nicht ängstlich. Sie besorgen, wie Sie sagen, daß es sich

zu Bogen anhäufe. Sie werden selbst sehen, daß sich so etwas nicht auf diese Weise bestimmen läßt. Sie wissen ja, liebe Charlotte, daß ich gern in Ihre Ideen eingehe, und ich wiederhole es Ihnen aufs neue, daß ich es vor allem wünsche, daß Sie in Ideen leben und sich darinnen erheben; sie sind es ja vor allen andern, die uns aus den irdischen Schranken erheben und den irdischen Druck von uns werfen. Also noch einmal, schreiben und schicken Sie, so oft Sie wollen. Das nur müssen Sie mir verzeihen, wenn es einmal käme, daß ich die geschickten Blätter nicht gleich lese und in meinem Brief beantworte. Denn die Zeit, die ich freundschaftlichem Briefwechsel widmen kann, ist doch auch beschränkt, und auf meine Augen muß ich gleichfalls Rücksicht nehmen: so könnte ich bisweilen Ihrer gütigen Nachsicht bedürfen. Leben Sie wohl, ganz der Ihrige. H.

Siebzehnter Brief.

Tegel, den 12. August 1830.

Ich bin am 2. d. Abends glücklich hierher zurück gekehrt und bin schon wieder hier ganz eingewohnt. Auf meiner Reise ist mir durchaus kein Unfall begegnet, die Hitze war zwar oft sehr groß, aber ich scheue sie nicht. Der Staub war zum Theil lästig und stark, aber er hat meinen Augen dennoch nicht weiter geschadet. Was mich am meisten jetzt freut, ist der Gedanke, daß ich nun wieder ein ganzes Jahr vor mir habe, in dem ich gewiß bin, die hiesige Gegend nicht zu verlassen. Es ist ein Zwiefaches, wodurch mir diese Sicherheit von großem Werth ist. Einestheils habe ich die Ruhe und das ununterbrochene Verweilen an demselben Ort, und dann liebe ich diesen Ort vorzüglich. Zu Berlin habe ich zwar nicht dieselbe Liebe, aber es knüpfen mich doch so viele Verhältnisse an die Stadt, daß ich sie jeder andern vorziehen würde, wenigstens in Deutschland. Auch erlaubt mir meine Lage, dasjenige was mir angenehm, durch die Nähe und das Besuchen von Berlin zu benutzen, und wieder fast allem aus dem Wege zu gehen, was mir störend sein könnte. Das letztere liegt aber nicht sowohl speciell in Berlin, als überhaupt in dem Charakter und den Eigenthümlichkeiten einer Stadt und der damit verbundenen Nothwendigkeit, doch einigermaßen auch die Gesellschaft zu sehen. Von dieser Nothwendigkeit habe ich mich zwar ziemlich losgemacht,

allein die Mühe dieses nicht immer leichten Losmachens ist selbst eine Last und Beschwerde, die zu oft wiederkehrt, da die Leute nie an die Dauer einer solchen Verzichtleistung glauben, und sich wieder nähern. Es ist gar nicht, daß ihnen persönlich so viel an einem läge, sie wollen es nur nicht dulden, daß man sich absondert und anders handelt, als sie thun. Mit welcher stillen und innigen Freude ich wieder hier einheimisch werde, kann ich nicht ausdrücken. Außerdem, daß ich unendlich gern mit meinen Kindern zusammen bin, und dies die einzige Gesellschaft ist, die mir große Freude geben kann, weil sie sich an angeborne Gefühle knüpft, und Eins ist mit dem, was mich an die Erinnerungen der Vergangenheit ausschließlich fesselt, sprechen mich auch hier alle einzelnen Gegenstände auf eine meinen Neigungen zusagende Weise an. Ich habe zwar vollkommen die Gewohnheit, unter allen Umständen, selbst störenden, und in Umgebungen, die gar nicht zu der Arbeit passen, die ich gerade vornehme, arbeiten zu können, und doch sicher zu sein, daß die Arbeit nicht schlechter, als unter günstigern geräth. Ich habe jetzt in Gastein viel gearbeitet, und gerade das zu Stande gebracht, was ich mir vorgenommen hatte. Allein so gern als hier, arbeite ich nirgend. Es scheint ordentlich, als kehren Gedanken und Empfindungen, wie von den Naturgegenständen, leichter zurück, wo man öfter und anhaltender solche gehabt hat, und da ich in den verschiedenen Epochen meines Lebens hier bald länger bald kürzer gewesen bin, so bin ich nirgend so wie hier den ganzen Kreis durchlaufen, der zu meinen individuellen Ansichten gehört. Ich habe übrigens wieder meine Wohnung in Gastein bestellt, und in mir gelächelt, indem ich äußerlich ernsthaft that. Der Mensch, der keinen Tag des folgenden sicher ist, nimmt Maßregeln

für ein Jahr, und hält das mit einem gewissen Ernst für nothwendig. Bei solchen Dingen, wie eine Badereise, scheint mir das doppelt sonderbar. Denn sonst ist es sehr in meiner Art, und selbst in meinen Grundsätzen, in meinen Lebensplanen, Arbeiten, sonstigen Beschäftigungen, auf die Unterbrechung gar nicht zu achten, welche die Möglichkeit des Todes machen kann, oder gewissermaßen Berechnungen der wahrscheinlichen Lebensdauer in meine Plane aufzunehmen. Ich würde ohne Bedenken das Weitläuftigste anfangen. Man vollendet so viel, als das Schicksal vergönnt, das ist manchmal unerwartet und überraschend viel, sei es daß längere Zeit vergönnt wird, oder daß Umstände die Arbeit schneller fördern. Wird man aber früher abgerufen, nun so ist der Faden abgeschnitten, aber man tritt dann in einen Zustand, von dem man allerdings nichts weiß, aber von dem man wohl das mit Gewißheit behaupten kann, daß er keinem Bedauern Raum geben wird, hier etwas unvollendet gelassen zu haben.

Ich habe mit großer Freude, liebe Charlotte, Ihren Brief hier empfangen, und noch größere hat mir der Inhalt gemacht. — Daß Ihnen meine Briefe spät zugekommen sind, thut mir sehr leid, ist mir aber sehr begreiflich. Briefe, die man so auf Reisen auf Posten abgiebt, mit deren Abgangstagen man nicht bekannt ist, müssen oft das Schicksal erfahren, einige Tage liegen zu bleiben. Ueberhaupt aber ist der Postenlauf von Gastein und den Provinzen der österreichischen Staaten sehr langsam. Die Leute, die überall Mißtrauen hegen, glauben, daß man die Briefe über Wien gehen lasse, um sie dort zu erbrechen und zu lesen. Ich kann mir kaum denken, daß dies mit Briefen geschehen sollte, deren Adresse man es ansieht, daß sie kein politisches Interesse berühren können, sondern blos Privat-

verhältnisse angehen. Ich glaube, daß die Sache in andern Ursachen, vermuthlich in Anordnung der Posten liegt. Der Beschuldigung, daß man des Portos wegen die Briefe so viel Umwege machen lasse, als nur immer möglich ist, darf man wohl nicht Glauben beimessen! — Sie haben mir, liebe Charlotte, eine große Freude dadurch gemacht, daß ich aus Ihrem Briefe sehe, daß Ihre Stimmung ruhiger, zufriedener, mehr im Einklang mit dem Leben ist, als es bisher der Fall war. Ich bitte Sie dringend, alles, was von Ihnen abhängt, zu thun, um sich darin zu erhalten. Die Erfahrung wird Ihnen bestätigen, was ich Ihnen oft sagte, daß man doch sehr viel dazu thun kann. Gott hätte den Menschen nicht das erregbare, leicht bewegliche, dem Gram und dem Schmerz so zugängliche Gemüth gegeben, wenn er nicht zugleich darein hätte die Kraft legen wollen, diese Gefühle zu beherrschen und diesen Schmerz zu besiegen. Er giebt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Mensch durch eigene Kraft seinen Segen erlange, man kann nicht sagen erwerbe oder verdiene, denn das Menschliche kann nicht auf diese Weise an das Göttliche reichen. Alles, auch was Gott giebt, muß noch eben so durch den Menschen und sein eigenes Thun gehen, als wäre es einzig und allein sein Werk. Es ist mit dem Samenkorn, das im Grund aus dem Herzen geistige Frucht trägt, eben so als mit demjenigen, welches aus der Erde emporschießt, oder wenigstens auf ganz ähnliche Weise. Die Frucht wird auch nicht unmittelbar von Gott, ja nicht einmal von der Natur gegeben, sie muß alle Zustände durchgehen, welche sie nach und nach zur Reife bringen, und wenn der Mensch auch unter dem glücklichsten Himmel und in dem am meisten günstigen Boden derselben gewiß sein will, muß er selbst seine Mühe und den Schweiß seiner Stirn daran

wenden. Noch viel mehr aber ist das der Fall bei der Frucht des Geistes und des Herzens, allein die Sicherheit ist da auch unendlich größer. Es kann da kein störendes Naturereigniß dazwischen treten. Denn wenn ungünstige Stimmungen auftauchen, so kann die Kraft des Gemüths auch gegen sie ankämpfen. Der höhere Segen gehört freilich auch da zum Gelingen. Allein man kann sicher annehmen, daß dieser Segen genau im Verhältniß steht mit der Anstrengung, mit der man selbst im Herzen zum Ziel zu gelangen strebt. Bei Ihnen, liebe Charlotte, scheint mir nun gar nicht einmal der Fall zu sein, daß es einer Anstrengung oder eines Kampfes bedürfte. Es kommt vielmehr nur darauf an, daß Sie sich für die heitern Eindrücke, die beruhigenden Gefühle, welche der Seele wohlthun, und Ihnen aus dem Innern eines Gemüths, wie das Ihrige, reich zuströmen müssen, offen erhalten. In dieser Beziehung halte ich es, wie ich Ihnen neulich schrieb, für das Einflußreichste, daß Sie darauf denken, sich ein lebendiges Interesse durch geistige Beschäftigung zu schaffen. Sie werden alsdann, von diesem Interesse geleitet, gern die Erholung von Ihrer gewöhnlichen Arbeit in dieser Beschäftigung suchen. Darum ist es mir sehr lieb, daß Sie mir in Ihrem Briefe von einer arbeitfreien Zeit reden, der Sie entgegen gehen. — Schreiben Sie mir den 31. August, mein Brief geht erst heute den 18. ab, da ich ein paar mal unterbrochen bin. Leben Sie herzlich wohl. Der Ihrige.

H.

Daß alle gütigen, zarten Schonungen nur vorbereitende Hinweisungen waren, auf das was kommen werde, konnte mir nicht entgehen, mich nicht täuschen über den endlichen Ausgang. Diese Vorgefühle erfüllten mein Gemüth mit Schmerz und Jammer. Die himm-

lisch gütigen Briefe, noch immer unverkürzt und regelmäßig, und — trostlos! — waren mit größter Anstrengung geschrieben; sie waren nur mit schmerzlicher Mühe zu entziffern. Wie konnte so Heiterkeit in meiner tief trauernden, mit drohender Ahndung erfüllten Seele sein! Daß der Vollendete, bei der rührenden Sorge mein Gemüth zu erheben, zugleich auch darauf hinarbeitete, mich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, das sprach jeder Brief und auch der nächste aus.

Anm. d. Herausg.

Achtzehnter Brief.

Tegel, den 7. September 1830.

Ihr am 31. v. M. abgegangener Brief hat mir, liebe Charlotte, sehr viel Freude gemacht, weil er in einer ruhigen, wirklich erfreulichen Stimmung geschrieben ist. Ich danke Ihnen sehr dafür. Ich lebe nun wieder ganz in meinen alten Gewohnheiten. Mein Befinden ist sehr erwünscht, und ich wüßte nicht, worüber ich zu klagen hätte. Wenn Sie aber von meiner kräftigen Gesundheit reden, so bedarf das doch einer Einschränkung. Meine Gesundheit ist gut, weil sie mich nicht leiden macht, und vorzüglich weil ich sie durch die Regelmäßigkeit meines Lebens erhalte und befördere. Uebrigens sieht man mir das Alter viel mehr an, als andern Menschen von gleichen Jahren, und ich bin auch weniger rüstig, als es meinem und einem weit höhern Alter gemäß ist. Auch abwesend können Sie das in meiner Handschrift sehen, deren Ungleichheit und Mangel an Festigkeit gar nicht von den Augen, sondern allein von der Hand herkommt. Das ist allerdings Folge der Jahre, aber daß es so früh und so plötzlich gekommen ist, ist allein Folge des Todes meiner Frau. Wenn man, wie es mein Fall war, so verheirathet war, wie man es einzig sein konnte und sein mußte, so ist die Trennung dieses Bandes nicht der blos geänderte Zustand, sondern ein durchaus neuer. Ich klage nicht, ich weine nicht, der Tod einer Person und noch dazu in höhern Jahren ist ein natürli-

ches, ein menschliches, ein unabänderliches Ereigniß, ich suche nicht Hülfe oder Trost — denn der Kummer, der nach Hülfe oder Trost verlangt, ist nicht der höchste und kommt nicht aus dem Tiefsten des Herzens. Ich bin auch gar nicht unglücklich, ich bin vielmehr auf die einzige Art glücklich und zufrieden, auf die ich es sein kann, aber ich bin anders als sonst, ich hänge mit dem Menschen und der Welt nur in sofern zusammen, als ich Ideen daraus schöpfe, oder als ich durch äußerliches Wirken nützen kann, sonst habe ich keinen andern Wunsch, als allein zu sein. Jede Störung meiner Einsamkeit, jeder, auch nur Stunden dauernde Besuch ist mir höchst unangenehm, wenn ich auch den Menschen, die mich besuchen, gut bin. Ich thue nichts dazu und mache nichts darin, es hat aber seit einem Jahre sehr zugenommen, und ich schließe daraus, daß es nicht vergehen wird. Sie können denken, daß ich in Berlin, wo ich so lange lebte, unter vielen Bekannten einige Männer und Frauen der engsten Vertraulichkeit habe. Ich pflegte sie wöchentlich, auch öfter zu sehen. Seit dem unglücklichen Verluste habe ich sie kaum drei- oder viermal gesehen. Sie fühlen und begreifen mich, und eine natürliche Discretion hält sie ab, mich ohne ausdrückliche Einladung zu besuchen. Ich lade aber niemand ein, sondern überlasse das meinen Kindern. Ist jemand bei ihnen, so brauche ich nicht länger dabei zu sein, als ich Lust habe. Ich erzähle Ihnen das, weil Sie gern einen Begriff meines Zustandes haben. Mit meinen Augen geht es aber nicht schlimmer. Besser kann es natürlich auch nicht gehen. Vielmehr, da man in allen Dingen klar sehen muß, sage ich mir, daß die Schwäche mit den Jahren auch zunehmen muß, und daß leicht eine Zeit kommen kann, wo ich das Lesen und Schreiben ganz aufgeben werde. Bei Licht stelle ich es

schon sehr ein. Ich sitze oft Abends allein zwei bis drei Stunden, ohne scheinbar etwas zu thun. Ich kann aber nicht sagen, daß diese Zeit mir unnütz und noch weniger unangenehm verstriche. Das Träumen in Bildern und Erinnerungen hat etwas sehr Süßes, und strengt man sich an, ernsthafter und in gewisser Folge zu denken, so nützt es für die Arbeit des folgenden Tags. Ich ziehe dies einsame Sitzen einem Gespräch weit vor. Oft indeß und in den frühern Abendstunden lasse ich mir vorlesen. — Heute war ein selten schöner Tag, eine milde, angenehme Luft, kein Wind, ein reiner, blauer, schöner Himmel, aber sehr herbstlich ist es bei uns schon, ich weiß nicht ob auch bei Ihnen. Das Laub ist schon so gelb, und wenn man eine ganze Allee hinunter sieht, bemerkt man auch, daß die Bäume nicht mehr die Blätterfülle wie im Sommer haben. Es ist unglaublich, wie schnell die Zeit hingeht. Eine Woche, ein Monat sind vorbei, und ehe man sich umsieht, das ganze Jahr. Es scheint gar nicht der Mühe werth, eine so alte und allgemein anerkannte Sache noch zu wiederholen. Allein mir ist es wirklich, als wäre mir diese Empfindung nie sonst in gleichem Grade lebendig gewesen. Es mag daher kommen, daß ich die Zeit mehr nach Arbeiten als nach sonst einer Ausfüllung messe, und da ist mir immer die Zeit, in der etwas zu Stande kommen soll, unzureichend zu demjenigen, was man darin erwartet. Kein Tag bringt ganz hervor, was er soll, und aus diesen Lücken der einzelnen Tage entsteht ein großes Deficit im Ganzen. Ich habe darum den Winter nicht so ganz ungern, weil man doch, selbst in meiner, das ganze Jahr hindurch sehr ruhigen, mußevollen und freien Lage, immer im Winter mehr und angestrengter arbeitet.

Es war mir überraschend in Ihrem Briefe zu sehen,

daß Sie so weit in der Sternkunde sind, so darin befestigt, Freude und Genuß daran zu haben. Es ist das schön und lobenswerth, und gehört, möchte ich sagen, in Ihr einsames, stilles Leben. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß der nächtliche Himmel die Seele erhebe, sie von der Erde, die man in der Stille der Nacht mit ihrem unendlichen Jammer und mannichfaltigen Schmerz zuweilen vergesse, abziehe und das bange Herz mit Trost erfülle. Es macht mir Freude, daß der Anblick des Sternenhimmels so auf Sie wirkt, und daß ich Sie veranlaßt habe, mehr darauf zu achten und sich damit zu beschäftigen, aber es thut mir zugleich sehr leid, daß fort und fort Ihre Empfindungen die trübe Farbe behalten. — Sie erwähnen der Kantischen Hypothese von unserer dereinstigen Fortdauer auf dem Jupiter. Ich glaube, wir haben schon einmal in unsern Briefen über diesen Gegenstand gesprochen. Es thut mir leid — da Ihnen die „gewagte Idee", wie Sie es nennen, lieb ist — zu sagen, daß ich sie nicht theilen kann, und daß ich nicht begreife, wie Kant das annehmen kann. Aber ich komme einmal darauf zurück, da es eine Lieblingsidee von Ihnen zu sein scheint.

Sie wünschen ferner in Ihrem Briefe, daß ich, nach dem wiederholten Rath, daß Sie eine abziehende und anziehende geistige Beschäftigung beginnen, Ihnen sagen soll, was Sie vornehmen könnten? Sie bemerken dabei, was ich auch voraussetzte, daß es weder zu viel Zeit kosten, noch einen umständlichen Apparat erfordern dürfe. Das ist eigentlich eine schwere Aufgabe. Denn die Wahl muß doch vorzüglich durch ihre Lust bestimmt werden, und über die können nur Sie urtheilen. Ich will indeß versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich folge dabei einem Wink, den mir Ihr Brief selbst giebt. Sie reden von der Erde,

und allerdings muß auf den Himmel diese folgen. Was Sie aber eigentlich mit Vergnügen von der Erde erkennen wollen? Ich denke alles, was die Erde in Beziehung auf das Menschengeschlecht, und dieses wieder in Beziehung auf sie ist. Was Sie interessiren kann, muß immer diese Verbindung berühren, nicht das Einzelne zu abgerissen verfolgen. Hier weiß ich nun ein Buch, welches diese Bedingungen ganz erfüllt. Das ist Ritter's Erdkunde. Es ist eines der geistvollsten und genialsten Bücher, die seit lange erschienen sind. Ritter behandelt die Erdkunde oder Geographie auf eine ganz neue Weise, theilt die Erde in ihre natürlichen Gebiete von Gebirgen, Thälern und Strömen ab, und bringt überall das aus der Geschichte bei, was den allgemeinen Zustand des Menschengeschlechts schildert, ohne in die einzelnen kleinlichen politischen Händel einzugehen. Von dieser Seite wird das Buch ganz Ihren Endzwecken und Ihrem Bedürfniß entsprechen. Es ist auch darin für Sie zweckmäßig, daß es nicht ein Buch ist, was man schnell weglesen muß, sondern eines, das oft im Einzelnen wiedergelesen und studirt sein will. Sie haben sehr recht, das blos lange und viele Lesen nicht zu lieben. Man muß suchen, sich von dem, was man kennen lernen will, erst einen richtigen Begriff zu machen. Dies wird Ritter bei Ihnen für die Erde bewirken, wenn Sie es recht anfangen. Sie müssen, meines Erachtens, nicht mehr als täglich eine Stunde in dem Buche lesen. Das werden Sie mit wenigen Ausnahmen können. Dann müssen Sie aber im Gedanken das Gelesene wieder durchlesen, und so suchen, sich dasselbe zu eigen zu machen. Dies läßt sich, da allein die Gedanken damit zu thun haben, sollte ich denken, mit Ihrer Arbeit verbinden. Interessirt Sie dann irgend ein Punkt genauer, so könnten Sie andere Bücher darüber

nachlesen. Ein Mangel an dem Buche ist, daß keine Karten dabei sind. Die Beschreibung der Gebirgszüge und des Stromlaufes ist aber so deutlich, daß, wenn man nur irgend eine Karte zu Hülfe nimmt, die Einbildungskraft leicht alles darauf Fehlende ersetzt. Ich sollte gewiß meinen, daß Ihnen dies Buch, so nach und nach langsam durchgegangen, eine angenehme und nützliche Beschäftigung gewähren würde. Ritter hat bis jetzt Asien und Afrika abgehandelt, und ich würde Ihnen rathen, wenn Sie die Einleitung durchgegangen wären, zuerst Asien, nicht Afrika vorzunehmen, obgleich in dem Werke Afrika zuerst steht. Asien ist, wenn man in die Vorzeit zurück geht, offenbar der wichtigste Welttheil. Es blüheten da schon Religion, Philosophie und Dichtung aller Art, zu einer Zeit, von der man nicht einmal mit Gewißheit weiß, ob und wie Europa bewohnt war. Auch steht alle Kultur und Wissenschaft, deren wir uns noch heute erfreuen, mit Asien in Verbindung, und läßt sich darauf als auf ihre Quelle zurückführen.

Sie erwähnen der neuesten unruhigen Auftritte. Seit Sie schrieben, haben sich diese sehr vervielfältigt und sind sogar in unsere Nähe gekommen. Es ist schmerzlich mit anzusehen, wie Leidenschaft, wilde Roheit und Uebermuth den Frieden bedrohen, dessen man so lange genoß. Indeß wird sich auch das wieder beruhigen. Die Dinge der Welt sind in ewigem Steigen und Fallen und in unaufhörlichem Wechsel, und dieser Wechsel muß Gottes Wille sein, da er weder der Macht, noch der Weisheit die Kraft verliehen hat, ihn aufzuhalten und ihn zum Stillstand zu bringen. Die große Lehre ist auch hier, daß man seine Kräfte in solchen Zeiten doppelt anstrengen muß, um seine Pflicht zu erfüllen und das Rechte zu thun, daß man aber für sein

Glück und seine innere Ruhe andere Dinge suchen muß, die ewig unentreißbar sind.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 28. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie recht wohl, erhalten Sie sich heiter und seien Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme versichert. H.

Neunzehnter Brief.

Tegel, den 6. October 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren Brief vom 28. v. M. erhalten und danke Ihnen sehr dafür. Es war hier seit acht bis zehn Tagen außerordentlich schönes Wetter, ich habe es recht genossen und bin die Nachmittage meistentheils ganz draußen gewesen. Ich fahre fort so wohl und gesund zu sein, daß, wenn ich auch auf alles Einzelne an mir Acht geben wollte, ich nicht wüßte, worüber ich zu klagen hätte. Ich sage Ihnen dies zuerst, da Sie mir wiederholt gesagt haben, daß Sie die Stellen über mein Befinden zuerst aufsuchen. Es ist vielleicht Unrecht, das so zu preisen und das Schicksal gleichsam herauszufordern und gewissermaßen das Glück zu berufen. Größtentheils ist das Aberglaube, aber doch nicht ganz. Wenn das Rühmen mit etwas Gutem, mit einer vermessenen, innern Zuversicht, oder mit großer und ängstlicher Bangigkeit vor dem Umschlagen verbunden ist, so schlägt es immer leicht um. Man nennt es eine Strafe Gottes, oder man glaubt, daß es ein für allemal in der sittlichen Weltordnung so eingerichtet sei, daß das sich Ueberhebende wieder gedemüthigt werden muß, so ist die Sache nicht abzuleugnen. Die Erfahrung lehrt sie, sie liegt im Glauben aller uns bekannten Zeitalter und Nationen, viele haben sie in denkwürdigen Sprichwörtern, auch in Erzählungen, überlieferten und erdichteten, niedergelegt. Auf mich findet das indeß keine Anwendung. Ich

spreche gegen Sie mein Wohlsein und meine Gesundheit aus, weil ich weiß, daß es Sie freuet, und Ihnen eine Beruhigung ist und Trost, und weil das Aussprechen die natürliche Regung eines gegen das Schicksal dankbaren Gemüths, ja selbst ein Dank ist, ohne daß man etwas hinzufügt. Ich hege dabei keine Vermessenheit, ich habe, und gerade jetzt, wo viel Aeußeres wankend werden kann, das klare Bewußtsein, daß alles, was jetzt die äußere Lage eines Menschen ruhig, sorgenlos, genußreich und selbst beneidenswerth macht, sich, ohne daß man es ahndet, umwenden kann; viel leichter noch die Gesundheit in höhern Jahren. Ich habe aber darüber nicht die mindeste Aengstlichkeit. Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt, aber ich hänge an nichts. Ich lebe durchaus nicht in Hoffnungen, und da ich nichts von der Zukunft erwarte, so kann ich mich auch nicht täuschen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich, wäre es auch unrecht, nicht an einer Hoffnung jenseits des Grabes hänge. Ich glaube an eine Fortdauer, ich halte ein Wiedersehen für möglich, wenn die gleich starke gegenseitige Empfindung zwei Wesen gleichsam zu Einem macht. Aber meine Seele ist nicht gerade darauf gerichtet. Menschliche Vorstellungen möchte ich mir nicht davon machen, und andere sind hier unmöglich. Ich sehe auf den Tod mit absoluter Ruhe, aber weder mit Sehnsucht noch mit Begeisterung. In der Gegenwart suche ich mehr Thätigkeit als Genuß. Im Grunde ist aber dieser Ausdruck unrichtig. Der Genuß entsteht durch die Thätigkeit, beide sind aber immer verbunden. Es giebt allerdings auch Genuß, der wie eine reine Himmelsgabe uns zuströmt. Den kann man aber nicht suchen, und es ist beklagenswerth, wenn sich die Sehnsucht auf einen solchen heftet. Aber der große Genuß, das große Glück, das

wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in der gewissen Betrachtung, daß das Glück zwar ein großes, schätzenswürdiges Gut, aber daß doch die Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz, die Erhöhung aller edeln Gefühle der wahre und letzte Zweck ist, übrigens alles in der Welt wechselnd und seiner Natur nach vergänglich ist. Durch diese Ansicht versinkt das Leben in der Vergangenheit nicht in ein dumpfes Brüten über vergangene Freuden oder empfundene Leiden, sondern verschlingt sich in die innere Thätigkeit, welche das Gemüth in der Gegenwart beschäftigt. So ist es in mir, und da die Gefühle, auf welchen mein Leben beruhet, jetzt alle in die Vergangenheit entrückt sind, auf eine zwar von Wehmuth begleitete, aber ein so süßes und so sicheres, von Menschen und Schicksalen so unabhängiges Glück gebende Weise, daß nichts es zu entreißen, ja selbst nur zu schwächen vermag.

Es hat mir Freude gemacht zu sehen, daß Sie in den Gedanken einer abziehenden geistigen Beschäftigung eingehen. Es interessirt mich sehr. Was ich Ihnen vorgeschlagen habe, halte ich zwar für gut und angemessen, aber es ist allein doch vielleicht zu einförmig und zu sehr blos den Verstand beschäftigend. Mir ist daher bei fernerm Nachdenken darüber etwas Anderes eingefallen, das Ihnen wenigstens beweist, daß ich Ihnen gern behülflich sein möchte. Ich sollte denken, Friedrich Leopold Stolberg's Geschichte der Religion Jesu Christi müßte ein geeignetes Buch sein, von Ihnen nicht blos gelesen, sondern eigentlich studirt zu werden. Sagen Sie mir doch, ob und wie genau Sie es kennen? Ist es Ihnen aber nicht zu Gesicht gekommen, so verschaffen Sie sich einen Theil und lesen ein Stück und schreiben mir dann darüber. Sollte es

Ihnen zusagen, so könnten Sie es zu einer fortgesetzten Lektüre machen. Wenn das aber der Fall wäre, so ist das ein Buch, das man, weil man gern in verschiedenen Stimmungen darauf zurückkommt, selbst besitzen, nicht geliehen haben muß. Ich würde es Ihnen dann gern schicken, und Sie bitten, es als ein Andenken von mir zu behalten. Wenn Sie es noch nicht kennen und etwas zur Probe lesen wollen, so lassen Sie sich den fünften Theil geben. Dieser enthält das Leben Jesu Christi selbst, und wird Ihnen also am leichtesten zur Prüfung dienen können, ob Stolberg's Ansichten Ihnen zusagen. Stolberg war bekanntlich zur katholischen Religion übergegangen. Das hat aber, so viel ich urtheilen kann, auf seine Schrift keinen Einfluß gehabt. Ich selbst habe allerdings nur einen kleinen Theil derselben gelesen; aber ich kenne Männer, und besonders Frauen, welchen ich ein gleich vollgültiges Urtheil als mir selbst zuschreibe, die durch nichts dieser Art beim Lesen gestört worden sind. Als eigentliches Religionsbuch geht jedem natürlich die Bibel über alles, und man bedarf nichts außer ihr. Allein gerade als Religionsbuch sehe ich das Stolbergische Werk nicht an. Es ist eine Art Kirchengeschichte, aber nicht für Gelehrte, nicht für einen wissenschaftlichen, über Dogmen grübelnden, sondern für einen sittlichen und erbaulichen Zweck geschrieben. Es zeigt also, wie sich die christliche Religion in den Köpfen und noch weit mehr in den Herzen der Menschen gespiegelt hat. Gerade das aber ist der ausgezeichnete Theil des Menschengeschlechts. Die Religion selbst ist in die Natur des Menschen eingepflanzt. Die christliche ist durch besondere Anordnung von oben in die Welt gekommen. Es ist doch aber dem Menschengeschlecht in Rücksicht auf sie die Freiheit nicht genommen, vielmehr im höchsten Grade gelassen

worden, da gerade Religionsgefühle nur durch das freieste Herausgeben aus dem Innern Werth haben. So ist sie angenommen und zurückgestoßen worden, bis sie endlich überall gesiegt hat. Allein in die Herzen der Menschen aufgenommen, gestaltet sie sich anders und anders, nach den Eigenthümlichkeiten des Geistes und Charakters derer, die sich zu ihr bekennen. Schon an den Aposteln, also gleich im ersten Anfange, sieht man das. Die Lehre gestaltet sich anders in Johannes wie in Petrus. In der Folge entstanden dann auch wirkliche Spaltungen. Es mischten sich Leidenschaften und weltliche Absichten ein. So entstand Entweihung und Mißbrauch. Immer aber sieht man in dieser Religionsgeschichte Göttliches neben Irdischem, immer das Eine Ewige und Unsterbliche, wie eine Sonne, Licht und Wärme anziehen, aber bald mehr, bald minder durch den Schleier des Irdischen verhüllt. Ich habe sehr jung mit großem Eifer Kirchengeschichte gelesen und wenig Studien haben mich so sehr angezogen.

Ich bitte Sie Ihren nächsten Brief am 16. d. M. zur Post zu geben; wenn Sie früher schreiben, ist mir Ihr Brief immer und an jedem Tage willkommen.

Leben Sie herzlich wohl. Mit aufrichtiger und unveränderter Theilnahme der Ihrige. H.

Zwanzigster Brief.

Tegel, den 6. November 1830.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am 26. v. M. abgegangenen Brief vor einigen Tagen empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Er ist in einer so ruhigen Stimmung geschrieben, daß er mir dadurch doppelt erfreulich geworden ist. Denn ich bin überzeugt, daß gerade diese Stimmung auch für Sie die beglückendste ist. Der schönste Herbst ist aber auch recht gemacht, der Seele und dem Gemüth so viel Heiterkeit und eine so lebendige Farbe zu geben, als ein jeder nach seinem innern Zustande in sich aufzunehmen fähig ist. Ich denke, ich erinnerte mich nie eines so schönen und beständigen Octobers und beginnenden Novembers. Im vorigen Jahre lag um diese Zeit schon Schnee, der dann auch den ganzen Winter liegen blieb. Jetzt ist die Luft milde, wie im Sommer, und kaum daß hier und da ein Regentag das wolkenlose Blau des klaren Himmels unterbricht. Gestern leuchteten schon die Sterne sehr hell, als ich vom Spaziergange zurück kam, und auch heute war es noch lange nach Sonnenuntergang sehr schön. Die Monatsrosen sind in der reichsten, üppigsten Blüthe. Es ist wirklich etwas Ungewöhnliches in dieser Witterung, als wollte der Himmel der Erde eine Entschädigung für den letzten langen Winter angedeihen lassen. Wie sehr ich mich aber auch freue über das schöne Wetter, so liebe ich doch eigentlich den Herbst nicht. Die Entblätterung der Bäume

hat etwas so Trauriges, und giebt der Natur, die erst überall Fülle, Reichthum und Ueppigkeit ist, den entgegengesetzten Charakter der Dürftigkeit. Die herbstlichen Bäume haben auch für mein Gefühl etwas noch mehr Widerwärtiges als im Winter. Dann ist die Zerstörung wenigstens vorüber, im Herbst aber stellt sie sich noch im Werden selbst dem Auge dar. Die armen Bäume scheinen so vom Winde gezauset und mißhandelt, daß man Mitleid, wie mit Menschen, mit ihnen haben möchte. Im frühern Herbst loben viele Leute die mannichfaltigen Farben, welche dann das Laub annimmt. Ich habe das oft rühmen hören. Ich selbst aber habe nie Gefallen daran finden können, und hätte diese Farbenpracht gern der Natur geschenkt. Wie viel schöner ist das allgemeine Grün des Sommers, und man hätte sehr unrecht dieses einförmig zu nennen. Es hat vom Zarten und Hellen an bis zum tiefsten Dunkeln so mannichfaltige Nuancen, daß auch der Wechsel und die Schattirungen das Auge erfreuen. Diese Farben-Nuancen sind aber milde und fein und nicht so grell, als die herbstlichen Farben.

Mit meiner Gesundheit geht es fortdauernd gut. In der Einfachheit und Einförmigkeit, worin ich lebe, müßte mir eine wirkliche Krankheit zustoßen, wenn meine Lebensverrichtungen aus ihrem Geleise kommen sollten. Unpäßlichkeiten entstehen da weniger. — Die Gesundheit ist ein Gut, das ich schätze, besonders der ungehemmten Thätigkeit wegen. Wenn ich aber sagen sollte, daß ich mich vor einer Krankheit scheuete, oder sie wie ein großes Uebel ansähe, so könnte ich es mit Wahrheit nicht behaupten. Ich bin bis in mein 35stes Jahr sehr oft krank gewesen, seitdem auch, aber seltener. Zweimal war ich dem Tode sehr nahe, aber ich kann nicht sagen, daß mir der Zustand des

Krankseins je so peinlich oder unglücklich geschienen hätte. Bei mir, vielleicht ist das aber nicht bei Allen so, ist bei einer Krankheit immer nur der Körper sehr abgespannt gewesen, der Geist nicht; diesen versetzt, selbst ohne Fieber, vielmehr gerade dies Erlöschen der physischen Kraft und die Unterbrechung der einförmigen Allgeschäftigkeit in eine größere und schönere Spannung. Man bringt freilich nichts hervor, aber man träumt, macht Pläne und bereitet sich auf eine größere Thätigkeit nach der Genesung vor. Das einzige wahrhaft Unangenehme beim Kranksein ist mir von Kindheit an gewesen das viele Bekümmern um den Kranken, das Pflegen, das Unruhigsein, gar das Bedauern und Mitleidhaben. Es sind das ganz natürliche, lobenswürdige, sogar mit Dank zu erkennende, aber mir so lästige Gefühle, daß mir dadurch erst die Krankheit zur Krankheit wird. Es ist mir daher sehr lieb gewesen, daß ich die beiden Male, wo ich gefährlich krank war, zufällig ganz allein ohne irgend einen der Meinigen war. Die Versicherungen, die Sie mir geben, daß Sie nicht unruhig, nicht bekümmert sind, haben mich sehr gefreut, und ich glaube Ihnen gern. In dem Sinne, in welchem Unruhe und Unzufriedenheit zu tadeln sind, schreibe ich sie Ihnen auch nicht zu. Daß Sie bewegt und leicht gerührt sind, ist natürlich und schön. Auch Müdigkeit am Leben begreife ich sehr, obgleich ich dies Gefühl nie gehabt habe. Allein selbst ohne unglücklich zu sein, kann das Leben leicht Müdigkeit einflößen, ich möchte sagen, es muß es sogar, sobald es dem Menschen aufhört als ein Fortschreiten in irgend einer Art zu erscheinen und ihm zu einem Rundgange wird, auf dem nun nichts Neues mehr erscheint. Auf diese Weise fühlt man das Nichtige, was das Leben sogleich hat, als man es mit dem höchsten Geistigen vergleicht, was aber

verschwindet, so lange man es als eine Stufe zu höherm Fortschreiten ansehen kann.

In dem, was Sie über Stolberg's Werk schreiben, kann ich Ihnen nicht ganz unrecht geben. Funfzehn Theile sind allerdings viel, und es mag auch sein, daß es Ihnen vielleicht nicht einmal gut wäre, sich so viel mit Religionsideen zu beschäftigen. Sehen Sie aber zu, wie Ihnen der fünfte Theil gefällt, und schreiben mir dann darüber, ob Sie das Werk zu besitzen wünschen oder nicht?

Wieder auf Ihre, zur Erheiterung gereichenden, einfach gewählten Beschäftigungen zurück zu kommen. Ich weiß nicht, liebe Charlotte, ob zu einer geistigen Beschäftigung, wie ich Ihnen rieth, es so vieler und so absichtlicher Zurüstungen bedürfe, wie Sie mir von der R. erzählen. Wie ich Ihnen zuerst davon schrieb, war wenigstens das mein Gedanke nicht. Zu dieser Beschäftigung gehört gerade Freiheit, und die wird durch so schwierig angelegte Lektüre gehemmt. Mir scheint eine ganz entgegengesetzte Methode viel einfacher. Wozu soll man gerade wissen und lernen? Es ist viel besser und viel wohlthätiger zu lesen und zu denken. Das Lesen soll nämlich blos den Stoff zum Denken hergeben, weil man doch einen Gegenstand haben muß, einen Faden nämlich, an dem man die Gedanken an einander reihet. Hierzu braucht man aber beinahe nur zufällig ein Buch, wie es sich finde, in die Hand zu nehmen, kann es auch wieder weglegen und mit einem andern vertauschen. Hat man das einige Wochen gethan, so müßte es einem an aller geistigen Lebendigkeit und Regsamkeit fehlen, wenn man dann nicht von selbst auf Ideen geriethe, die man Lust hätte weiter zu verfolgen, Dinge, über die man immer mehr zu wissen verlangte, so entsteht dann ein eigen gewähltes Studium, nicht ein durch fremden Rath gege-

benes. So dächte ich, hätte ich es alle Frauen machen sehen, die gern in ihrem Innern ein reges geistiges Leben führten. Sehen Sie nun zu, da' wir die Sache jetzt besprochen und von manchen Seiten überlegt haben, welchem Vorschlage Sie folgen wollen. Schon das bloße Nachdenken über die Wahl einer Beschäftigung ist selbst eine Beschäftigung, und die Vorbereitungen gewähren schon einen Theil des Nutzens der Sache selbst. Ich werde Ihnen gern bei Allem, so viel ich kann, behülflich sein.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 23. d. M. auf die Post zu geben. Ich wünsche von Herzen, daß Sie gesund bleiben mögen, und wenigstens nichts Aeußeres Ihre Ruhe störe. Erhalten Sie sich dann auch die innere, und seien Sie von meiner unveränderlichen Theilnahme und Freundschaft überzeugt. Ihr H.

Einundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. December 1830.

Ihr am 6. vor. Monats angefangener und am 17. geendigter Brief, liebe Charlotte, hat mich außerordentlich gefreut. Er spricht sich so rein über Ihre innersten Empfindungen aus, ist in einer so viel mehr ruhigen, auf äußere Gegenstände und ernste Betrachtungen gerichteten Stimmung geschrieben, und hat mich auch außerdem durch seinen Inhalt so interessirt, daß ich Ihnen doppelt dankbar für diesen Brief bin, wie sehr ich auch jeden immer als einen Beweis Ihrer mir gewidmeten Gesinnungen schätze und mit lebhaftem Vergnügen empfange. Es ist mir auch lieb gewesen, daß Sie nicht gerade den von mir bestimmten Tag zum Schreiben abgewartet haben. Sie sind Ihrer Neigung gefolgt, was beim Briefschreiben, das keine Art des Zwanges erträgt, sondern sich einer völligen Freiheit erfreuen will, immer die beste ist. Sie haben mir aber auch die Freude gemacht, früher zu wissen, daß Sie in einer Sie anziehenden Beschäftigung wären, und Ihr Urtheil über meinen Vorschlag früher zu erfahren. Ich halte überhaupt nichts von diesen Tagesbestimmungen, sondern fahre nur fort sie zu machen, weil Sie mehrmals geschrieben, daß Sie Werth darauf legen. Sie erinnern sich, wie sie entstanden sind. Da ich aber doch glaube, daß Sie es lieber haben, so werde ich diese Bestimmung meinen Briefen immer noch hinzufügen; nur wiederhole ich meine Bitte,

daß Sie ja davon abweichen, so oft Sie in oder außer sich einen Anlaß dazu finden. Ich meine dies nämlich so, daß Sie ohne Bedenken früher schreiben, als ich es gesagt habe. Nur später bitte ich Sie, es nie zu thun. Es entstände dann ein zu langer Zwischenraum zwischen Ihren Briefen.

Wir haben ein sonderbares Jahr, finden Sie das nicht auch? Für die Jahreszeit ist das Wetter noch sehr gelinde. Ich habe das gern, und was mich vorzüglich freut, ist, daß der Schnee so lange ausbleibt. Auf kurze Zeit macht es einem zwar wohl Freude, so eine glänzend weiße, reine, unberührte Schneedecke zu sehen, aber auf die Länge ist das einförmige Gewand der Natur doch zu ermüdend. Der jetzige Winter ist, wenigstens hier, gar nicht feucht und daher auch der Gesundheit nicht nachtheilig. Die meinige wenigstens fährt fort sehr gut zu sein, ich leide auf keine Weise, lebe in meiner gewohnten Regelmäßigkeit fort, mache mir täglich Bewegung und empfinde ganz das Wohlthätige dieser einfachen Lebensart. Ueber die Augen kann ich wenigstens nicht besonders klagen. Daß die Schwäche, obgleich ich sie sehr schone, allmälig zunimmt, glaube ich wohl zu bemerken. Allein es wäre thöricht, sich darüber wundern zu wollen. Es ist genug, daß es langsam geht. Eben so ist es mit der Unbehülflichkeit der Hand im Schreiben. Daß dies zunimmt, werden Sie am besten bemerken, aber, auch damit geht es allmälig. Indeß schreibe ich sehr wenig mehr selbst, und werde das eigene Schreiben immer mehr einschränken. Zum Diktiren nehme ich die Abendstunden, weil das doch auch die Augen schont. So wissen Sie ganz genau und umständlich von mir.

Für die ausführliche Mittheilung Ihres Urtheils über Stolberg's Religionsgeschichte danke ich Ihnen sehr. Es

ist mir sehr interessant gewesen. Ich selbst kenne das Buch wenig. Allein ich hatte, und gerade Frauen, sehr vortheilhaft darüber urtheilen hören. Das bestimmte mich, Sie darauf aufmerksam zu machen. Auch habe ich selbst immer Vorliebe für Kirchen- und Meinungsgeschichte gehabt. Stolberg's Uebertritt zur katholischen Religion beurtheilen Sie strenger, als ich urtheilen würde. Solche Dinge gestalten sich eigen in jedem Kopf und Herzen, und es ist einem Dritten kaum möglich, die Fäden zu erkennen, an denen sie hängen. Ein sehr selbständiger Mann war Stolberg wohl auch nicht, und auf keine Weise ein großer und tiefer Kopf. Auch in seinen Gedichten zeigt sich keine Tiefe und Idealität der Ansichten. Sie wirken in uns nach wie Jugenderinnerungen, und haben auch ein reges Leben, eine schöne Kräftigkeit der Gefühle und etwas sehr Biederes in der Gesinnung. Poetischer könnten sie allerdings sein.

Nach dem von Ihnen gemachten Versuch lassen wir aber das Stolberg'sche Werk zur Seite liegen, und Sie befassen sich nicht weiter damit. Daß Ihnen dagegen der Ritter gefällt und ganz zusagt, freut mich ungemein. Das Werk hat zwei Bände, der Verfasser hat aber, statt es fortzusetzen, eine zweite Auflage gemacht, von der jedoch erst der erste Band erschienen ist. Man muß also den ersten Band der zweiten und den zweiten Band der ersten Auflage nehmen. Eine große Freude, wofür ich Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich danke, haben Sie mir dadurch gemacht, daß Sie mir sagen, daß Sie, statt des Stolberg den Ritter von mir zu haben wünschen; ich habe gleich einer Buchhandlung den Auftrag gegeben, Ihnen das Buch zu übersenden. Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft

dazu zurück, man nahet sich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Hausrath, so in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens, und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses. Möge Ihnen das Buch dann noch mehr Befriedigung gewähren, weil es von mir kommt. Sonst vermag ich Ihnen eigentlich über Palästina nichts zu sagen und auch kein Buch vorzuschlagen. Sie wollen, und das billige ich auch so ganz, den alten Zustand, die alte Geschichte des Landes bis unmittelbar nach Christus kennen lernen. Also können Ihnen neue Reisebeschreibungen, wie Chateaubriand und andere, wenig oder gar nichts nützen. Ich bin aber auch in diesen nicht bewandert. Die alte Geschichte ist, außer der Bibel, in den griechischen und römischen Profanscribenten; in diesen ist es jedoch zerstreut, und Sie können es nicht in den einzelnen aufsuchen. Der einzige Josephus behandelt die jüdische Geschichte abgesondert. Ob es von diesem eine deutsche oder französische Uebersetzung giebt, weiß ich in der That nicht, vermuthe es aber. Wenn Sie dort auf der Bibliothek nachfragen, so erhalten Sie es gewiß. Was die Nachrichten in andern Schriftstellern betrifft, so kann ich Ihnen nur Einen Rath geben: Sie müßten in einer recht ausführlichen Weltgeschichte die Geschichte der Juden lesen. Dazu würde die große, aus dem Englischen übersetzte allgemeine Weltgeschichte, oder Rollin's Histoire ancienne am besten sein. Den Rollin habe ich als sehr junger Mensch sehr geliebt. Er ist ein leichtgläubiger, alles ohne Kritik aufnehmender Schriftsteller, man findet aber alles nur irgend Interessante bei ihm, und er erzählt mit einer so naiven Treuherzigkeit. In dem Rollin finden Sie dann alles einzeln, was die Schriftsteller des Alterthums

haben, auch deren Angaben mit denen der Bibel verglichen. Wollten Sie mehr, so giebt es noch vom alten Michaelis in Göttingen, der lange todt ist, ein Buch, worin viele Punkte des jüdischen Alterthums erklärt sind, es führt den Titel: „Mosaisches Recht." Auf diese Weise würden Sie dahin kommen, durch die Verbindung dieser Bücher mit Ritter's Erdkunde, sich eine anschauliche Vorstellung von Palästina und seinen Bewohnern durch die ganze alte Geschichte zu machen. Ich finde den Gedanken, gerade von diesem Theil der Erde eine genaue und lebendige Kenntniß bekommen zu wollen, sehr gut. Das Interesse an den andern Ländern muß sich bald erschöpfen, in diesem aber ist es von einer höhern, edlern, dauernden Natur. Die Forschungen über alles, was Palästina betrifft, hängen so unmittelbar mit der Lesung der Bibel zusammen, daß sie den Inhalt der heiligen Schriften der Seele vorstellen müssen, und dadurch auch auf das Gemüth wohlthätig zurückwirken. Sie haben sich, wie mir ja bewußt ist, viel mit der Bibel beschäftigt, Ihnen muß also das Bedürfniß aufgestiegen sein, sich die Begebenheiten unter den Umgebungen denken zu können, und jeden Ort an seine richtige Stelle zu versetzen, und auch die Folgen der Begebenheiten mehr im Gedächtniß zu haben. So begreife ich ganz, wie der Wunsch, gerade diese Gegend zu kennen, so recht aus Ihrem Innern gekommen ist. Das war es gerade, was ich wünschte: Sie auf eine Beschäftigung, durch sich selbst und durch Ihre eigene Eingebung geleitet, kommen zu sehen. Nur das, was in Freiheit aus uns selbst kommt, hält die Seele wirklich und wahrhaft fest.

Je mehr Sie Ritter's Erdkunde lesen, desto mehr werden Sie das Buch lieb gewinnen. Es schreckt zuerst durch manche Schwierigkeiten zurück, aber man findet sich bald

aus diesen heraus, und hat dann eine große Freude an der Gründlichkeit und Individualität der Schilderungen, der Vielseitigkeit der Ansichten und der Eigenthümlichkeit der Verknüpfung der einzelnen Züge zu einem Ganzen.

Ich sehe Ritter oft, da wir Beide Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sind. Er gehört dazu im Umgange und nach seinem Charakter zu den liebenswürdigsten Menschen. Er ist sehr religiös, und hat auch darin eine Sanftheit und Milde, die für ihn gewinnt und einnimmt. Er ist in der Stadt allgemein beliebt.

Ich bitte Sie, mir den 21. December zu schreiben. Bleiben Sie gesund, liebe Charlotte, erhalten Sie sich ruhig und heiter, und glauben Sie mich mit unwandelbarer Theilnahme den Ihrigen. H.

Zweiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 4. Januar 1831.

Da ich jetzt wenige Briefe selbst schreibe, so fiel es mir auf, als ich die Jahreszahl hinkritzelte, denn wirklich kann ich nur Kritzeln mein jetziges Schreiben nennen, da ich dies in diesem Jahr zum ersten Mal thue. Nehmen Sie also auch, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunsch an. Möge nichts Aeußeres, Widerwärtiges Ihnen zustoßen, und mögen Sie immer die nöthige Stärke haben, sich die innere Ruhe zu erhalten, wenn sie, wie man bei menschlichen Schicksalen nie eine sichere Bürgschaft hat, einmal bedrohet würde. Nach der Art, wie die Menschen, vorzüglich die höhern Stände, leben, hat, genau genommen, der Jahreswechsel seine wahre Bedeutung verloren. Im Grunde fängt mit jedem Tag ein neues Jahr an. Nur die Jahreszeiten machen einen wirklichen Abschnitt. Diese aber haben bei uns kaum auf mehr, als unsere Annehmlichkeit und Bequemlichkeit Einfluß. Mir ist aber demohngeachtet ein neues Jahr immer eine Epoche, die mich aufs neue in mir selbst sammelt. Ich übergehe, was ich gethan habe, etwa noch thun möchte, ich gehe mit meinen Empfindungen zu Rathe, mißbillige oder billige, befestige mich in alten, machen neue Vorsätze, und bringe so gewöhnlich die ersten Tage des Jahres müssig und arbeitslos hin. Ich lächle dann selbst, daß ich die guten Vorsätze mit Müssiggang verbringe, aber es ist nicht sowohl Müssiggang als Muße,

und diese ist bisweilen heilsamer als Arbeit. Worauf aber diese periodischen Betrachtungen immer und gleichmäßig zurückkommen, ist die Freude, daß ein Jahr mehr sich an das Leben angeschlossen hat. Es ist dies keine Sehnsucht nach dem Tode, diese habe ich schon darum nicht, weil ja Leben und Tod, unabänderlich mit einander zusammenhängend, nur Entwickelungen desselben Daseins sind, und es also unüberlegt und kindisch sein würde, in demjenigen, was moralisch und physisch seinen Zeitpunkt der Reife haben muß, durch beschränkte Wünsche etwas ändern und verrücken zu wollen. Es ist auch nicht, ja noch viel weniger Ueberdruß am Leben. Ich habe dieselbe Empfindung in den genußreichsten Zeiten gehabt, und jetzt, da ich gar keiner äußern Freude mehr empfänglich bin, wenigstens keine suche, aber still in mir und der Erinnerung lebe, kann ich noch weniger dem Leben einen Vorwurf zu machen haben. Aber der Verlauf der Zeit hat in sich für mich was Erfreuliches. Die Zeit verläuft doch nicht leer, sie bringt und nimmt und läßt zurück. Man wird durch sie immer reicher, nicht gerade an Genuß, aber an etwas Höherm. Ich meine damit nicht gerade die blos trockene Erfahrung, nein, es ist eine Erhöhung der Klarheit und der Fülle des Selbstgefühls, man ist mehr das, was man ist, und in sich klarer bewußt, wie man es ist und wurde. Und das ist doch der Mittelpunkt für des Menschen jetziges und künftiges Dasein, aber das Höchste und Wichtigste für ihn.

Das wird Ihnen, liebe Charlotte, mehr und besser zeigen, wie ich es meine, wenn ich das Alter der Jugend vorziehe. Mein eigentlicher Wunsch wäre aber, daß ich allein alt würde, und alles um mich her jung bliebe. Damit würden dann auch die Andern zufrieden sein und gegen diese Selbstsucht keine Einwendung machen. Ganz im Ernst zu sprechen,

obgleich auch das mein Ernst ist, ich meine nur in dem Ernst zu sprechen, den auch Andere dafür nehmen würden — so bin ich weit entfernt zu verkennen, daß die Jugend im gewissen und im wahren Sinne eigentlich nicht blos schöner und anmuthiger, sondern auch in sich mehr und etwas Höheres ist, als das Alter. Eben weil wenig Einzelnes entwickelt ist, wirkt das Ganze mehr als solches, auch entwickelt das Leben nicht immer alle Anlagen, oft nur wenige, da ist dann die Jugend wirklich mehr. Auch liegt da in beiden Geschlechtern ein großer Unterschied. Dem Manne wird es viel leichter, den Schein und selbst die Wirklichkeit zu gewinnen, als sei er im Alter mehr und viel mehr geworden. Man schätzt in ihm viel mehr die Eigenschaften, die wirklich dem Alter mehr angehören, und erläßt ihm die Frische und den Reiz der jüngern Jahre. Er kann immer bleiben, und selbst mehr werden, wenn er auch die körperliche Kraft sehr einbüßt. Bei Frauen ist das nicht ganz der Fall, und die Strenge der Willensherrschaft, die Höhe der freiwilligen Selbstverleugnung, durch die das weibliche Alter sich eine so jugendliche Kraft erhalten kann, haben nur wenige den Muth sich anzueignen. Allein auch in Frauen bewahrt das Alter vieles, was man in ihrer Jugend vergebens suchen würde, und was jeder Mann von Sinn und Gefühl vorzugsweise schätzen wird.

Ueber Ihre Beschäftigung mit Palästina freue ich mich sehr. Es ist Ihnen gewiß wohlthätig, nicht ewig mit derselben Arbeit beschäftigt zu sein, und nicht, wenn Sie dieselbe verlassen, sich wieder blos Selbstbetrachtungen zu überlassen, sondern sich mit einem äußern, den Geist anziehenden Gegenstand zu beschäftigen. Man kehrt durch einen solchen dennoch mittelbar in sich zurück.

In dem, was Sie über den Unterschied zwischen der

neuern Geschichte und dem Alterthum sagen, stimme ich Ihnen vollkommen bei. Man befindet sich auf einem ganz andern Boden im Alterthum. Es erging zwar den Menschen in jenen fernen Jahrhunderten auch wie uns jetzt. Aber die Verhältnisse waren natürlicher, einfacher, und wurden, was die Hauptsache ist, frischer aufgenommen, ergriffen, behandelt und umgestaltet. Auch ist die Darstellung würdiger, hinreißender und vor allem poetischer, die Poesie war damals noch wahre Natur, nicht eine Kunst, sie war noch nicht geschieden von der Prosa. Dies poetische Feuer, diese Klarheit anschaulicher Schilderung verbreitet sich nun für uns über das ganze Alterthum, das wir nur durch diesen Spiegel kennen. Denn allerdings müssen wir uns sagen, daß wir wohl manches anders und schöner sehen, als es war. Ich will damit nicht geradezu sagen, daß die Art, wie die Dinge erzählt werden, unrichtig sei. Das nicht. Allein das Kolorit ist ein anderes. Wir sehen die Menschen und ihre Thaten in andern Farben. Auch fehlen uns eine Menge kleiner Details, wir sehen nicht alle, oft nur die hervorstechenden, wenn auch nicht mit Fleiß ausgewählten Züge. So wird alles überraschender und kolossaler.

Ich vermuthe, daß Sie bei dem schönen, gelinden und oft sonnigen Wetter auch täglich Ihren Garten besuchen. Ich lasse keinen Tag ohne Spaziergang vorübergehen. Die Sonne aber entgeht mir bisweilen, da ich mich in meinen Spaziergängen nicht nach ihr richte. Ich gehe immer Sommers und Winters am Nachmittag, und die Sonne versteckt sich hier in diesen Tagen um Mittag in Nebel.

Meine Gesundheit, denn ich sehe, daß ich noch nicht von ihr gesprochen, ist sehr gut. Ich habe bis jetzt in diesem Winter nicht einmal einen Schnupfen gehabt. Ich

könnte also nur über Altersschwächen klagen; diese sind aber natürlich, und ich ertrage sie, ohne mich über sie zu wundern.

Ich bitte Sie, liebe Charlotte, Ihren nächsten Brief am 25. d. M. zur Post zu geben. Leben Sie nun recht wohl, und rechnen Sie immer auf meine unveränderliche Theilnahme.

H.

Dreiundzwanzigster Brief.

Tegel, den 5. Februar 1831.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren am Weihnachtsfest angefangenen und am 25. Januar abgegangenen Brief richtig empfangen, und danke Ihnen doppelt für die große Freude, die er mir durch den so viel heiterern Ton gemacht hat, der darin herrscht. Die Worte, daß Ihre Seele auf Weihnachten so heiter, wie seit Jahren nicht war, sind mir ein wahrer Trost und Beruhigung gewesen. Ich habe immer geglaubt, daß Sie zu innerer Frohheit, zu dem Gleichgewicht der Seele kommen könnten, wo Wunsch und Besitz ohne Selbstverleugnung zusammentreffen, wo man nicht zu viel entbehrt, indem man sich mit dem Vorhandenen begnügt, und wo man für manches, das man allerdings vermißt, sich einen innern, von den Umständen unabhängigen Ersatz verschafft. Möchten Sie wirklich dahin gelangt sein, und möchten Sie glücklich genug sein, sich auf diesem Punkt und in dieser Stimmung erhalten zu können. Wenn ich dazu beigetragen habe, oder noch dazu im Stande bin beizutragen, so erfordert das keinen Dank, so gern ich auch den Ihrigen, da ich weiß, daß er aus tiefer Empfindung Ihres Herzens kommt annehme. Mit Sicherheit, ja mit unumstößlicher Gewißheit können Sie aber annehmen, daß mein Antheil an Ihrem Schicksal, so lange ich lebe, derselbe bleiben wird. Es kann darin keine Aenderung eintreten. Er beruht auf dem Wohlwollen, das Sie mir zu sich ein-

geflößt haben. Er sucht nichts, er hat keine Absicht, als Ihnen wohlthätig zu werden.

Ich begreife sehr, wie Ihnen, liebe Charlotte, die Festtage wirklich, und nicht blos dem Namen nach, solche sind. Sie gehen an denselben von äußerer, wenn auch nicht unangenehmer, doch einförmiger, angestrengter und dadurch ermüdender Arbeit, zu innerer freien Muße über, in der Sie selbstgewählten Beschäftigungen folgen können. Diese Freiheit des Gemüths zu gewinnen, ist in allen Lagen ein großes Glück, zu dem aber ein Mann in irgend höhern und wichtigern Geschäften, wie ich aus Erfahrung weiß, nie gelangt. Da giebt es keine von selbst eintretende Festtage und sie sich selbst zu geben, ist auch nur selten möglich.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich meine, nie in meinem Leben wäre mir die Zeit verstrichen wie jetzt. Die Monate scheinen mir Wochen, und ich bin seit Anfang November, wie mit Blitzesschnelligkeit über die kalte Jahreszeit hinweg gekommen. Ich habe den Tag sehr besetzt mit Beschäftigungen aller Art, und das macht allerdings, daß man den Verlauf der Zeit weniger merkt, so daß sie schneller zu entfliehen scheint. Indeß ist das ehemals noch viel mehr mein Fall gewesen, es muß also doch einen andern Grund haben. Auf keinen Fall ist es der, daß ich zu sehr auf die Entwickelung der Begebenheiten gespannt wäre. Es ist seit langer Zeit mir bei jedem wichtigen Ereigniß gegenwärtig, daß es in wenigen Jahren der Geschichte angehören wird, und dann, von dieser Ansicht aus, eine ganz andere Gestalt gewinnt, vorzüglich den beunruhigenden Charakter verliert, den die Gegenwart, wenn sie nicht angenehm ist, immer an sich trägt.

Der traurige Todesfall, von dem Sie mir schreiben, hat mir Ihretwillen sehr leid gethan. Wenn Sie auch die

Einsamkeit lieben, ist doch der Verlust eines freundschaftlichen Umgangs immer ein sehr großer, und zu diesem gesellt sich nun noch das Gefühl, daß eine ganze Familie in ihren innersten Banden zerrissen ist durch diesen Verlust und ihr Abscheiden. So viel ich aus der Erzählung Ihres Briefes entnehmen kann, ist Ihre Freundin noch vor dem Anfang des neuen Jahres gestorben. Sie freuten sich noch am ersten Christtag so, daß das Jahr 1830, das Sie gefürchtet hatten, fast vorüber sei, ohne daß Sie etwas Schmerzliches erfahren hätten. So habe ich Ihre Erzählung verstanden, und so ist mir dabei ein griechisches Sprichwort eingefallen, das ich sehr treffend finde, und an das mich oft eigene und fremde Begebenheiten erinnert haben. Man braucht es nur auszudrücken, daß auch in der kleinsten Zeit ein Umschlagen der sichersten Hoffnungen, der am zuverlässigsten berechneten Erwartungen eintreten könne. Die Worte des bildlichen Ausdrucks lauten folgender Gestalt: „Es liegt noch viel zwischen dem Becher und der Lippe.“ Es ist ein so natürliches, ausdrucksvolles und so bedeutsames Bild, es sagt so kurz und nachdrücklich, wie sich alles zwischen den Genuß, so unmittelbar er scheint, stellen kann. Haben Sie aber im Ernst das vergangene Jahr so gefürchtet, und so besorgliche Ahndungen davor gehegt, oder sagen Sie es nur halb im Scherz? Mir ist es zu fremd von einer ganz und gar nicht zu berechnenden und zu beurtheilenden Sache, wie ein beginnendes Jahr ist, Erwartungen, zuversichtliche oder beunruhigende, zu fassen. Noch weniger kann ich es begreifen, wie bloße Zahlen können von Personen als ominös und Vorbedeutung in sich tragend angesehen werden. Dennoch habe ich es hie und da gefunden. Ich halte es aber für wichtig, sich frei zu erhalten, und wenn man in unbewachten Momenten sich da-

von einnehmen läßt, sie baldmöglichst wieder auszurotten. Die Vorsehung hat es nicht ihren Planen gemäß gefunden, daß die Zukunft den Menschen klar vor Augen läge; wenn sie es gewollt hätte, würde sie nicht dunkle und räthselhafte Andeutungen und Winke geben, sondern das geistige Auge des Menschen geradezu durch den verhüllenden Schleier dringen lassen. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen diese Bemerkungen mache. Vielleicht sind sie unnöthig. Aber es ist aus wahrem Antheil an Ihnen, daß ich wünschte, Sie ersparten sich solche Besorgnisse, die nur aus einer dunkeln Ahndung herrühren, und für welche es, bei ruhiger und kalter Ueberlegung, gar keine Gründe giebt. Sie werden mir sagen, daß wer stark und lebhaft empfindet, nicht ruhig und kalt überlegen kann. Sie haben darin ganz Recht, wenn Sie unter dem Empfinden jenes Aufgeregtsein der Seele ohne bestimmten Gegenstand meinen, aus welchem z. B. die Besorglichkeit vor diesem oder jenem Lebensabschnitt entsteht; eine solche gegenstandlose Aufregung muß man aber mit Willensstärke niederzudrücken bemüht sein. Die Empfindung dagegen, die einen wahren Gegenstand mit Tiefe und Stärke umfaßt, hindert die ruhigste und kälteste Ueberlegung nicht nur nicht, sondern erhöhet sie vielmehr. Ich habe immer gerade in den Frauen, welche in Liebe, Freundschaft u. s. f. die am stärksten und leidenschaftlichsten fühlenden waren, auch die richtigste Ueberlegung, die größte Besonnenheit, die festeste Selbstbeherrschung gefunden. Ich selbst bin vielleicht jetzt mehr als seit lange in sehr bewegten Gefühlen, würde mir aber auch in gleichem Grade mehr Kraft der ruhigen Ueberlegung zutrauen.

Den 8. Februar 1831.

Es thut mir leid, daß ich neulich vergessen habe, Ihnen Nachricht von meiner Gesundheit zu geben. Es kommt nur daher, daß ich sehr selten daran denke. Das aber muß Sie nicht glauben machen, daß ich sie vernachlässige. Meine Lebensweise ist eigentlich so, daß sie die Gesundheit befördern muß. Einige leichte Mittel, die mir seit Jahren wohlthätig sind, nehme ich regelmäßig, damit ist nun aber mein Denken daran erschöpft. Die Nothwendigkeit Krankheiten zu tragen, giebt zwar die Stärke dazu, und diese würde daher auch mir nicht fehlen. Aber die aus wenigstens leidlicher Gesundheit entstehende Geistesfreiheit ist doch ein unschätzbares Gut. Ich kann nicht einmal sagen, daß ich des Lebens müde wäre, und den Tod wünschte. Alles, was ich sagen kann, aber auch mit Wahrheit sage, ist, daß er mir in meiner jetzigen Stimmung eine sehr freundliche Gestalt sein würde, da er mir ehemals blos wie eine Nothwendigkeit erschienen wäre. Allein wegsehnen thue ich mich darum nicht aus dem Leben, sondern, wenn mir ein hohes Alter bestimmt sein sollte, werde ich nie undankbar gegen Licht und Luft und die Bedingungen sein, unter denen hier das Denken und Empfinden fortgeht. Ich bin von den Menschen durch Fügung des Schicksals in sofern unabhängig geworden, daß meine Freuden, mein Glück, mein eigentliches Dasein nur aus der Vergangenheit, aus einer geistigen Gegenwart und aus ganz der Zeit und dem Raum fremden Ideen fließen. Das trage ich in mir, darin lebe ich, und brauche dazu nichts außer mir. Aber wenn ich auch für mich um Aeußeres sorgen muß, scheue ich darum die Arbeit nicht, und wünsche darum nicht kürzer zu leben, weil mir vielleicht ein unruhigeres und weniger ge-

müthliches Leben bevorsteht. Wer die Lage der Dinge (1831) auch nur mit halbem Auge ansieht, muß die Unsicherheit der Zukunft gewahr werden. Ich bin jetzt, auch für meine sehr bedeutenden Ausgaben, in einer genügenden Lage. Das kann aber in kurzer Zeit sehr anders sein. Indeß macht mir das jetzt keine Sorge, und würde mir, wenn es eintritt, äußere Arbeit, aber keinen innern Kummer machen. Auch diese ruhige und natürliche Ansicht der äußern Verhältnisse erhält die Gesundheit. Darum erwähne ich es. Sie sehen also, da Sie so Theil an mir nehmen, daß Sie nicht Ursache haben, bange um mich zu sein; ich kann in meiner Gesundheit über nichts klagen. Nur mit zwei Dingen kann es der Natur der Sache nach nicht besser, sondern muß es vielmehr nach und nach schlimmer werden, da es nicht Krankheit, sondern Folge der Jahre ist. Sie sehen schon, liebe Charlotte, daß ich von den Augen und der Schwierigkeit der Hand reden will. Auf dem einen Auge habe ich, wie Sie schon wissen, einen Staar und der kann mit der Zeit operirt werden, aber am andern, mit dem ich allein lese und schreibe, leide ich nur an Schwäche, die die Sehkraft abstumpft. Es ist in diesem Auge weder Entzündung noch irgend ein Ansatz zum Staar, noch sonst ein organischer Fehler. Obgleich ich sehr wenig noch selbst schreibe, bemerke ich doch, daß die Schwäche zunimmt. Es ist auch sonderbar, daß mir die Tageshelle nicht das Sehen erleichtert, und eine mäßige nächtliche Erleuchtung nicht erschwert. Mit dem Fehler der Hand ist es ordentlich komisch. Mein Schreiben ist eigentlich ein beständiges Bestreben große Buchstaben zu machen, und das Resultat sind, wie Sie sehen, ganz kleine. Die Hand thut mir nicht weh, sie zittert nicht, aber sie gehorcht nicht dem Willen. Es liegt an den Nerven. Die kleine, aber be-

stimmte Bewegung, welche deutliche Schriftzüge erfordert, verlangt mehr Stärke, und greift besonders die Nerven mehr an, als grobe und schwere Arbeit. Hätte ich nicht den richtigen Grundsatz gefaßt, daß die einzige Möglichkeit, kleinen und stumpfen Buchstaben noch einen Grad der Deutlichkeit zu verleihen, darin liegt, möglichst jeden allein und abgesondert hinzustellen, so könnte mich schon längst niemand mehr lesen. Ich weiß nicht, ob Sie finden, daß die Schlechtigkeit meiner Hand zunimmt, ich aber bemerke es an unverkennbaren Zeichen. Es wird mir schwerer das Lesbare hervorzubringen, und kostet immer mehr Zeit. Die Mühe würde ich schon daran wenden, aber die Zeit ist so kostbar und edel. Ich schreibe schon sehr wenig mehr, und nimmt die Schwierigkeit zu, mit der Langsamkeit verbunden, so gebe ich das eigene Schreiben ganz auf und diktire blos. Ich habe mich schon sehr an das Diktiren gewöhnt, und wahre Geheimnisse hat man selten zu schreiben. Man giebt aber auch ungern auf, was man lange gethan hat, ehe ich also nicht wirklich zum Aufgeben gezwungen werde, vermindere ich wohl mein Schreiben, aber schaffe es nicht ab. Es ist jedoch das in meinem Körperzustande, was am unerwünschtesten in meine Beschäftigungen kommt. Ich habe aber auch daran gesehen, daß mich solche Aeußerlichkeiten nicht verstimmen. Denn es hat mich noch keinen Augenblick verdrießlich oder traurig gemacht.

Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mich an das Gellertsche Lied erinnern, woran Sie auch erinnert wurden, wie es Ihnen angenehm war. In einer frühen Zeit meines Lebens hatte ich den guten Gellert, trotz der gänzlichen Abwesenheit aller Poesie in ihm, von der ihm die Natur auch keinen Funken verliehen hatte, sehr lieb. Jetzt habe ich ihn wohl in funfzig Jahren nicht angesehen, und be-

sitze ihn nicht einmal. Der Stelle, die Sie anführen, besinne ich mich nicht, wohl aber eines andern, Ihnen gewiß auch erinnerlichen Liedes, ich denke: Prüfung am Abend, betitelt. Es fängt an oder hat doch solche Stelle: „Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens, Wie hab ich ihn verbracht? verstrich er mir vergebens?" Sehr oft im Leben sind mir beim zu Bette Gehen diese Worte eingefallen. Das aber geht nicht, daß Sie sich mit mir in die Stelle theilen, die Sie anführen. Gellert hat sehr vernünftig beides mit einander verbunden. Auch haben Sie es wohl nicht so genau mit der Trennung genommen. Sie wollen gewiß nicht die Heiligung allein von oben erwarten, ohne etwas dabei zu thun, und ich will eben so wenig mir anmaßen, sie ohne den Segen Gottes zu bewirken. Es liegt aber freilich noch mehr darin, man soll nicht blos handeln, sondern es auch mit der Zuversicht thun, als hänge der Erfolg lediglich von einem selbst ab. Auf den ersten Anblick scheint ein Widerspruch darin zu liegen, nach einem Erfolg, als von uns abhängig, zu streben, da man doch das Bewußtsein hat, daß er in einer fremden Hand liegt. Aber die Auflösung findet sich, dünkt mich, wenn man gerade den Eifer und die Inbrunst des Strebens mit dem demuthsvollen Gefühl der eigenen irdischen Unzulänglichkeit verbindet. Indem alsdann die Anstrengung und Demuth vereint sind, wird der Erfolg gesichert. Der Gellertsche Vers will zwei Abweichungen von dem richtigen Wege vorbeugen. Man soll nicht die Heiligung und den daraus entspringenden Frieden als eine Gabe erwarten, die, ohne eigenes Zuthun, Gott dem Menschen ins Herz gießen sollte, und man soll auch auf der andern Seite nicht sich selbst für allein hinreichend halten, um denselben zu erlangen, weil dadurch das, was

eine geistige und himmlische Gabe ist, zu einer irdischen, menschlich erringbaren herabgezogen werden würde.

Sie sagen, daß Ihnen die innere Frohheit fehle, ohne daß Sie Unzufriedenheit fühlen. Das ist mir sehr begreiflich, ob es mir gleich sehr leid thut. Die Frohheit ist wie ein Sonnenglanz des Lebens. Er wird keinem ganz und beständig zu Theil, und das Wort selbst umfaßt auch wieder eine Menge von Graden und Abstufungen. Die Summe von allem dem ist doch, daß der Mensch sich zuletzt immer aus seinem Innern und Aeußern einen Seelenzustand bildet, der ihm eigenthümlich ist, und das Gleis wird, in dem sein Leben fortgleitet. Es liegt darin eine große Wohlthat der Vorsehung. Denn das innere Streben nach Harmonie und Seelenerhebung gewinnt und behält doch immer die Oberhand.

Die Stelle meines Briefes, in der Sie glaubten, daß etwas Beunruhigendes dunkel angedeutet sei, hatte durchaus nicht den Sinn, sie bezog sich auf die allgemeine Stimmung, in der ich mich seit der Lebensänderung befinde, die ich erfahren.

Daß die erste Auflage von Ritter's Erdkunde vergriffen ist, thut mir sehr leid, denn der zweite Theil dürfte allerdings so bald nicht erscheinen.

Mit Ihren Augen hoffe ich gewiß, soll es vorübergehend sein, und es hat mich sehr gefreut, zu sehen, an Ihrer Handschrift, daß es eigentlich schon wieder besser ging. Schreiben Sie sonst ja auch mir nicht mehr, als Sie ohne Anstrengung können. Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 22. März auf die Post zu geben. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Vierundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. April 1831.

Ich habe diesmal, liebe Charlotte, keinen Brief von Ihnen seit meinem letzten bekommen, habe also keinen zu beantworten vor mir. Der Grund Ihres Nichtschreibens könnte in Ihren Augen liegen, was mich sehr schmerzen sollte, dann hätten Sie aber doch wohl einige Zeilen geschrieben; auch wenn Sie krank geworden, würden Sie es mir gewiß gesagt haben. Die natürlichste Vermuthung über die Gründe Ihres Stillschweigens scheint mir daher die, daß Sie gefürchtet haben, mir gerade in den Wochen zu schreiben, wo der Verlust mich traf, in den seitdem meine Seele einzig versenkt ist. Ich danke Ihnen in der Tiefe meiner Seele für diese Zartheit. Ihr Brief würde mir zwar gleiche Freude gemacht haben, als alle andern. Man feiert die Todten nicht würdig durch verringerte Theilnahme an den Lebendigen, oder wenn man sich entzieht, ihnen hülfreich zu werden, und am wenigsten paßt das für die, welche ich betrauere. Aber die Empfindung in Ihnen ist so natürlich, sie entspricht so sehr Ihrem Gefühl und Ihren Gesinnungen, ist so edel und zart, daß sie mich lebhaft gerührt hat.

Ich bin den ganzen März hindurch nur einen Tag in Berlin gewesen, und habe hier, theils allein, theils mit meinen Kindern, einer beneidenswürdigen Ruhe genossen. Auch war das Wetter nur selten unfreundlich, und es hat

mich nicht gehindert täglich auszugehen. Jetzt beginnt der Frühling sehr schön, und ich denke mir, daß auch Sie das jugendliche Erwachen der Natur in Ihrem Garten genießen. Ich weiß nicht, ob Sie auch wohl darauf geachtet haben, was ich in sehr verschiedenen Klimaten, auch in Spanien und Italien, gefunden habe, daß, wenn die Tage auch noch so regnerisch sind, sich der Himmel aufhellt um die Zeit des Sonnenunterganges. Meist hört der Regen auf eine halbe Stunde vor oder nach Sonnenuntergang. Dies ist auch die gewöhnliche Zeit meiner Spaziergänge. Die Wolkenerscheinungen sind dann die größten, schönsten und glänzendsten, und seit meiner Kindheit machen sie den größten Theil meiner Freude an der Natur aus. Wie man auch darüber nachdenken mag, ist es schwer zu sagen, worin der Reiz eigentlich besteht. Gewiß ist es nicht das sinnliche Farbenspiel, wie schön und prachtvoll es auch ist, allein. Das mannichfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz thun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin. Freilich allemal wehmüthig, aber doch groß und im Tiefsten ergreifend ist das allmälige Verglühen der Farben, das Ersterben des Glanzes, der zuletzt, noch ehe er der Dunkelheit Platz macht, von einem falben Grün überzogen wird. Ich kann mich dabei nie erwehren, an etwas Ernsteres und Wichtigeres zu denken. Es giebt zwar vorzüglich in den höher und innerlich Gebildeten, aber mehr oder minder doch in Allen, eine Menge von Gedanken, die nie zu einer That werden, nie ins wirkliche Leben treten, sondern still und nur dem bewußt, der sie hat, im Busen verschlossen bleiben. Es entspringt aber aus ihnen und oft vielmehr, als aus Reden und Thaten, Freude und Leid, Glück und Elend. Ihr Hin- und Herfluthen im Gemüthe,

die Bewegung, in die sie versetzen, läßt sich in Vielem jenen farbig flammenden Himmelserscheinungen vergleichen. Für den Ernst des äußern Lebens sind sie wirklich, sich mit ihm nicht bewegend, luftige Wolkengebilde. Sie verschwinden auch wie diese, und lassen in der Seele eine Kühle und Leere zurück, die sich dem Grau der Dämmerung und dem Dunkel der Nacht vergleichen läßt. Sind sie aber darum dahin? Kann das, was das Gemüth so bewegt, so aus seinem innersten Grunde erschüttert hat, ganz wieder untergehen? Dann könnte der ganze Mensch selbst vielleicht auch nur eine vorübergehende Wolkenerscheinung sein. Sie werden mir einwenden, daß es auf jeden Fall, wie alles was einmal im Gemüth gewesen ist, auf dieses, auf den Geist und Charakter zurückwirkt und in dieser Zurückwirkung fortlebt. Allein das ist doch nicht genug. Es müßte doch von bestimmten Seelenbewegungen auch etwas Bestimmtes ausgehen. Diese Gedanken ergreifen mich meistentheils, wenn ich den Himmel am Abend oder vor oder nach einem Gewitter ansehe. Ich habe aber, wenn ich es gleich nicht erklären und beweisen kann, ein festes Ahndungsgefühl, daß jene Gedankenerscheinungen auf irgend eine Weise wieder aufflammen und einen Einfluß ausüben, der bedeutender ist als gewöhnlich so hochgeachtete Reden und Handlungen. Der Mensch muß sich nur ihrer würdig erhalten, auf der einen Seite nicht trocken und nüchtern, auf der andern Seite nicht schwärmerisch und wesenlos werden, vor allen Dingen aber selbständig sein, die Kraft besitzen sich selbst zu beherrschen, und den innern Gang seiner Gedanken allem äußern Genuß und Treiben vorziehen.

Indem ich auf das Geschriebene zurücksehe, muß ich Sie, liebe Charlotte, ordentlich um Verzeihung bitten, Ihnen so allgemeine Dinge und Betrachtungen zu schicken.

Aber es ist dies, neben dem Andenken an die Vergangenheit, die nie für mich zurückkehren kann, das Einzige, worin ich lebe. Solche Ideen schließen sich an meine wissenschaftlichen Berührungen an, und so haben Sie den ganzen Kreis, worin ich lebe, wenn ich in mir sein kann, und aus dem ich nur halb und getheilt herausgehe, wenn mich Pflicht oder freiwillige Sorge für Andere herausruft. Diese Art zu sein hat sich ohne mein Zuthun in mir gestaltet. Ich bin mir bewußt, daß ich sie nicht absichtlich hervorgerufen habe. Ich würde auch nicht entgegen arbeiten, wenn ich plötzlich fühlte, daß es anders in mir würde, daß ich wieder Lust an den Dingen hätte, die mich vor jenem Schlage erfreuten, daß ich mich wieder freiwillig ins Leben mischte, daß ich anderer Freude fähig sei, als die ich aus mir selbst und der Vergangenheit schöpfe, so würde ich mich frei darin gehen lassen, wenn ich mir auch selbst gestehen müßte, daß diese Aenderung meine innere partheilose Billigung nicht erhalten könnte. Ich denke nicht einmal daran, ob meine jetzige Stimmung mich bis ans Ende meiner Tage begleiten, oder ob die Zeit, wie die Leute so und oft ganz mit Unrecht sagen, auch meine Gefühle abstumpfen und abändern wird. Ich bin hierin nicht blos allem Affektirten, sondern auch allem Absichtlichen feind. Kann das Gefühl, das ich, seit ich eine solche Verbindung kannte, immer gehabt habe, daß es eine innere Verbindung zwischen Menschen giebt, deren Auflösung dem Zurückbleibenden alle Fähigkeit, alle Neigung und allen Wunsch nimmt, anders woher Glück und Freude zu schöpfen, als aus sich selbst und dem Andenken, kann, sage ich, dies Gefühl untergehen, so möge es plötzlich verschwinden oder nach und nach ersterben. Im Reiche der Empfindungen muß nichts länger leben, als es innere Kraft zu leben hat. Bis jetzt ist es nur immer in

mir gewachsen, und ich verdanke ihm alles, was ich seit jener gewaltsamen Zerreißung an innerer Stärke, Beruhigung und wirklicher Heiterkeit genossen habe, und was mir kein Mensch auf Erden, selbst meine Kinder nicht, ohne jenes Gefühl hätten geben können. Ich empfinde die Wohlthätigkeit dieses Gefühls auch an der größern Klarheit und Sicherheit meiner Ideen und Empfindungen. Denn, wenn ich auch zu manchen äußern Geschäften weniger geschickt sein mag, als sonst, so fühle ich dagegen deutlich, daß meine Ideen in jeder Rücksicht lichtvoller und fester geworden sind.

Ich bestimme Ihnen heute keinen Tag zum Schreiben, da mein Wunsch und meine Bitte dahin geht, daß Sie mir so bald schreiben mögen, als Sie können. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Fünfundzwanzigster Brief.

Tegel, den 6. Mai 1831.

Unmittelbar nach dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, liebe Charlotte, empfing ich den Ihrigen, und ersah daraus, daß ich die Ursache Ihres verzögerten Schreibens richtig errathen hatte. Bald darauf erhielt ich auch Ihren zweiten Brief, und ersehe mit Freuden aus beiden, daß Ihr Augenübel, wenn auch nicht ganz vorüber, doch Sie nicht mehr sehr beunruhigt, und mehr ein nervöser leidender Zustand als Augenschwäche war. Vor allen Dingen schonen Sie die Augen so viel es nur möglich ist. Leider gestattet Ihre Art der Beschäftigung keine gänzliche Schonung, das beunruhigt mich in der That, und ich bitte Sie recht herzlich, schonen Sie sich so viel als irgend thunlich ist. Denken Sie daran, daß es auch zu meiner Beruhigung gereicht. Ich fürchte immer noch, daß es Folge Ihrer übermäßigen Anstrengung im vergangenen Winter war. Auch bitte ich und rathe aus eigener Erfahrung, schränken Sie sich nur auf das nothwendigste Schreiben ein, auch auf Lesen, wie groß auch die Entbehrung sei.

Sie gedenken der Zeitumstände und sagen, bei Krieg und Durchmärschen möchte ich doch in einer Gartenwohnung übel berathen sein. Das ist allerdings wahr, der Einquartierung kann niemand entgehen, und das ist eine drückende Last. Ich hoffe indeß immer, daß der Friede wird erhalten werden können. Halten Sie auch die Hoff-

nung fest und lassen den Muth nicht sinken. Ihren Schrecken, den Sie beim Ausbruch der polnischen Revolution empfanden, finde ich sehr natürlich, und begreife auch zugleich Ihren warmen Antheil an der unglücklichen Nation. Sie setzen bescheiden und hübsch hinzu, daß Sie doch zu wenig richtig belehrt seien, um sich ein Urtheil zu erlauben, und wollen das meinige hören. Unsägliches Unglück wird diese polnische Revolution zur Folge haben bei der Aufregung und dem kriegerischen Sinne des Volkes. Der wilde Anfang war von jungen unbesonnenen Leuten gemacht. Allerdings ist die Theilung von Polen eine Ungerechtigkeit gewesen, aber das Reich war auch so in sich zerfallen, daß dies die Begebenheit hervorrief. Ohne diesen innern Zustand hätten die fremden Mächte den Gedanken der Theilung wohl nicht fassen können. Es ist nur auf Ihren Wunsch, daß ich hier einige Worte über die Begebenheiten der Zeit einschalte; sonst liegt es außer dem Plane und dem Geiste unsers Briefwechsels.

Ich habe Sie längst befragen wollen, liebe Charlotte, ob Sie je Schiller's Leben von Frau von Wolzogen gelesen haben; die edle Schriftstellerin kann Ihnen wohl nicht unbekannt geblieben sein. Wo nicht, so rathe ich Ihnen, das Buch ja bald zu lesen. Ich glaube nicht, daß es ein zweites, so schön geschriebenes, so geistvoll gedachtes und so tief und zart empfundenes Buch giebt. Ein Mann könnte gar nicht so schreiben, wenn er auch sonst vorzüglich von Kopf und Gemüth wäre. Unter allem, was ich bisher von Frauen gelesen habe, weiß ich nichts damit zu vergleichen. Außerdem sind viele Briefe von Schiller in dem Werke, und unter diesen vortreffliche. Das Buch wird Ihnen

Freude machen. An die Erdkunde von Ritter gehen Sie aber ja nicht eher, bis Ihre Augen wieder hergestellt sind; es ist wirklich ein schlimmer Druck, und das mit dem Lesen verbundene Aufsuchen auf der Karte fordert ungeschwächte Augen.

Was ist Poesie? — sagen Sie, und setzen hinzu, ich denke, man muß sie empfinden. — Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wer recht lebendig empfindet (denn empfunden muß und kann es eigentlich nur werden), daß etwas poetisch ist, bedarf nicht der Erklärung, und wer kein Gefühl dafür hat, dem kann alle Erklärung durch Worte nicht helfen. In soweit es möglich ist, hat es gewiß Schiller gethan, der mehr als irgend jemand die Gabe besaß, in Worte zu kleiden, was in seiner eigenthümlichen Natur dem Ausdruck widerstrebt. Beispiele erklären es schon besser. Nehmen wir zwei gleichzeitige Dichter, die Sie gleich gut kennen, Gellert und Klopstock. Beide sind mit einander zu vergleichen, weil sie beide geistliche Stoffe behandelt haben, weil sie gewiß beide von gleich edler Frömmigkeit und gleich reiner Tugendliebe beseelt waren, und endlich auch weil sie eine große und tiefe Wirkung auf die Gemüther und die Herzen ihres Zeitalters hervorgebracht haben. Aber gewiß sind Sie meiner Meinung, daß in Klopstock ein ungleich höherer Schwung ist, daß man bei seinen Worten mehr denkt, von ihnen mehr hingerissen wird. Gellert's Verse sind nur gereimte Prosa, Klopstock war durchaus eine poetische Natur. — Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 24. abzusenden. Leben Sie herzlich wohl. Mit der aufrichtigsten Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Sechsundzwanzigster Brief.

Tegel, den 3. Juni 1831.

Ihr Brief vom 22. bis 25. vor. Monats ist mir allerdings so spät zugekommen, daß mich sein Ausbleiben wunderte. Ich wußte diesmal gar nicht, welcher Ursache ich Ihr Stillschweigen zuschreiben sollte. Doch hatte ich keine Besorgniß vor Krankheit, weil ich mich darauf verlasse, daß Sie mir, liebe Charlotte, in einem solchen Fall immer, wenn auch noch so wenige Worte sagen werden. Desto mehr habe ich mich jetzt gefreut, einen ausführlichen Brief zu erhalten. Wenn ich dies sage, meine ich nur, daß ich die Blätter von Ihrer Hand immer gern lese, und immer, was Sie betrifft, es sei erfreulich, oder es sei das Gegentheil, mit wahrer und aufrichtiger Theilnahme mitgetheilt erhalte. Denn sonst konnte mich das, was Sie mir darin über den neuen Verlust, der Sie betroffen, und die Stimmung, in welche Sie dieser Trauerfall versetzt hat, nur schmerzlich berühren. Auch ganz ohne die Familie zu kennen, hat der Todesfall dieser jungen Person etwas ungemein Rührendes. Er ist sichtbar eine Folge des Todes der Schwester und der, aus Liebe für die Dahingegangene, zu beschwerlich in der Besorgung der Kinder und des Hauswesens übernommenen Anstrengung. Beides vereinigt hier alles, was das Bedauernswürdige des Falles vermehren kann. Sie sagen, daß ein so früher Tod beneidenswerth sei, der eine schöne, reine, frische Blüthe bricht, ehe der rauhe Nord sie erstarrt,

und Sie kommen auch in einer andern Stelle Ihres Briefs hierauf zurück. Ich erinnere mich sehr wohl, das gleiche Gefühl vor vielen Jahren, bei dem Tode meines ältesten Sohnes, eines damals zehnjährigen Knaben, gehabt zu haben. Er starb in Rom, wo er auch an einem schönen Orte unter nun großen schattigen Bäumen begraben liegt. Er war ein wunderschönes, verständiges, gutes Kind, und ging aus einer plötzlichen und schnell endenden Krankheit in vollem Frohsein und voller Heiterkeit hinüber. Ich erkenne daher sehr die Wahrheit jenes Gefühls, allein das Leben hat doch auch seinen Werth, selbst wenn es der Freuden wenige giebt oder gegeben hat. Es stärkt die Kraft, es reift das Gemüth, und ich kann mir wenigstens die Ueberzeugung nicht nehmen, daß das Wichtigste für den Menschen der Grad der innern Vollkommenheit ist, zu dem er gedeihet. Dazu aber trägt das Leben selbst in seinen Stürmen, und seinen rauhen Stürmen bei. Alle diese Betrachtungen sind aber nur bis auf einen gewissen Punkt troftreich und beruhigend. Der Verlust geliebter Personen bleibt in sich unersetzlich, und der Kummer und Gram darum lindert sich, wie ich sehr gut weiß und empfinde, durch keine Betrachtungen, eher noch in manchen Fällen und bei manchen Gemüthern durch den ruhigen Verlauf der Zeit. Da Sie schon sehr einsam leben, so begreife ich noch mehr und fühle noch lebhafter, wie dieser unerwartete Verlust Sie auf einmal noch viel schmerzlicher trifft. Wenn die Aufrichtigkeit und die Wärme meiner Theilnahme dazu beitragen kann, Ihrem Kummer Linderung zu gewähren, so zählen Sie mit Sicherheit auf beide. Sie kennen meine Gesinnungen für Sie, Sie wissen, daß dieselben vom ersten Augenblicke an, wo Sie sich nach einer bedeutenden Reihe von Jahren an mich wendeten, antheilvoll und wohlwollend

gewesen sind, obgleich ich in der ganzen Zwischenzeit nichts von Ihnen wußte, und unsere Jugendbekanntschaft nur das Werk weniger Tage war. Dieser Ihnen, aus dem reinen Wunsche, wohlthätig und erheiternd auf Sie, Ihre Stimmung und Ihr Leben einzuwirken, gewidmete Antheil wird Ihnen bleiben, und Sie können sich versichert halten, daß er sich bei jedem kleinen und größern Vorfall Ihres Lebens aufs neue beweisen wird. Je mehr ich in mir selbst lebe, je mehr ich in dem Zustand bin, nichts von außen empfangen zu wollen, je freier ich mich in die Lage versetzt habe, ohne alle Rücksicht, jede Gemeinschaft, außer die mit meinen Kindern, zurückzuweisen, desto freier, reiner und forderungsloser ist auch mein Antheil an denen, von welchen ich weiß, daß sie ihn gütig aufnehmen und daß er ihnen Freude macht. Ich sehe und empfinde die Ereignisse des Lebens jetzt mehr in Andern, als in mir selbst, ich bin ruhig, und in Erinnerungen und Betrachtungen, wenn auch oft wehmüthig, dennoch heiter. Meine Freunde und Bekannten, die das wissen, lassen mich gewähren, und stören mich in diesem abgeschlossenen Kreise nicht; aber mein Antheil an ihnen und ihrem Schicksal ist gleich groß.

Ueber meine Gesundheit kann ich Ihnen nur Gutes sagen. Ich kann über keine Kränklichkeit, nur über die Schwächlichkeiten klagen, die Sie längst kennen. Sie rühmen, liebe Charlotte, meine feste Hand, und freuen sich darüber. Ihr Urtheil hierin ist auch mir darum um so wichtiger, als Sie die erste waren, die mich auf die Schwäche und das Zitterhafte meiner Hand aufmerksam machte. Ich wunderte mich damals darüber, wie einer, der etwas von sich erfährt, was er selbst nicht gewußt hat, ich bemerkte aber, daß Ihre Bemerkung ganz richtig war. Ich habe seit dem Winter etwas gebraucht, was das Zittern der

Glieder und die Schwäche der Hand heben soll. Gegen das erste hat es sichtbar geholfen, vielleicht auch gegen die letzte, doch glaube ich das eigentlich nicht. Was Ihnen den Eindruck gemacht, schreibe ich mehr der Methode zu, die ich angenommen habe, wie die Kinder, auf Linien zu schreiben, dies hält die Züge und die Hand mehr in Ordnung. Mein Arzt schließt aus der Wirkung der verordneten Mittel, daß die Ursache der Schwäche im Rückgrat liegt, und räth zum Gebrauch eines kräftigen Seebades. Ich werde also in diesem Sommer nicht Gastein, sondern Nordernei gebrauchen. Sie wissen wohl, daß dies eine Insel ist, welche der Stadt Aurich in Ost-Friesland gegenüber liegt. Meine älteste Tochter wird mich begleiten, und ich werde eine Reise auf eines meiner Güter damit verbinden. Ihren nächsten Brief senden Sie nicht hierher, sondern unter der unten bemerkten Adresse. Ich wünsche, daß Sie es so einrichten, daß der Brief in der letzten Woche dieses Monats an seinem Bestimmungsort einträfe.

Vor den Krankheiten, die jetzt in Berlin herrschen, hegen Sie meinetwegen keine Sorge, so wenig als vor der sich uns nähernden Cholera. Ich habe gar keine gallichte Disposition. Ich danke Ihnen sehr, daß Sie meine Billigung zu erfahren wünschen, ehe Sie einen festen Entschluß über Ihre Reise nach D. nehmen. Was könnte ich dagegen haben? Ich werde mich vielmehr sehr freuen, wenn der veränderte Aufenthalt Ihnen jetzt Erheiterung gewährt. Nur das bitte ich wohl zu bedenken, ob es Ihnen doch angenehm sein wird, auf einige Zeit aus Ihrer gewöhnlichen Einrichtung heraus zu gehen. Sie bewohnen ein hübsches Haus und haben einen angenehmen Garten, ich habe beides gesehen und erinnere mich dessen sehr wohl. Sie genießen auch in der Wohnlichkeit eine vollkommene Freiheit

und legen mit Recht Werth darauf. Selbst bei der vertrautesten Freundin ist man doch weniger frei. Richten Sie sich ganz danach, wie Sie das selbst fühlen. In Ihrer übrigen Stimmung werden, das weiß ich gewiß, Vernunft und Religion Sie leiten; Worte eines Andern können auch nur durch sie Kraft haben. Leben Sie herzlich wohl; mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Siebenundzwanzigster Brief.

Aschersleben, den 2. Juli 1831.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief und für die Pünktlichkeit, die Sie wieder bewiesen haben, Sie haben mir dadurch wahre Freude gemacht, und ohne sie hätte ich lange Nachrichten von Ihnen entbehren müssen, da ich nur anderthalb Tage mit dem Amtsrath M. zusammen blieb.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Sie Ihren Reiseplan aufgegeben haben, und kann das nur billigen. So lange man noch in seinen häuslichen Gewohnheiten ruhig ist, fühlt man in dieser wohl eine gewisse ermüdende Einförmigkeit, die auf eine Reise mit Vergnügen hinblicken läßt. Wenn aber der Zeitpunkt kommt sich loszureißen, so fühlt man alles Beschwerliche und Unerfreuliche, das nicht heimisch scheint, und lernt erst den Werth der gewöhnlichen Existenz in alle dem erkennen, was einen alle Tage umgiebt. Ich selbst habe mich diesmal höchst ungern zur Badekur entschlossen, und hätte es nicht gethan, wenn ich nicht glaubte, daß ohne die Kur die Schwächlichkeiten, an denen ich leide, und die doch meine freie Thätigkeit hemmen, zu sehr anwachsen könnten. Interesse finde ich an der Reise gar nicht. Einige Menschen in den Orten, durch die ich reise, sehe ich allerdings gern wieder, aber das wiegt doch die vielen andern Unbequemlichkeiten, und be-

sonders den Zeitverlust nicht auf. Zu dem allen kommt die Ungewißheit der Zeiten *).

Sie schreiben mir, daß Sie auch durch glückliche Ereignisse mehr vereinsamt sind, und nennen mir die Verheirathung und Trennung von einigen jungen, töchterlich von Ihnen geliebten Freundinnen, die Sie nach den Verhältnissen, worin diese waren und lebten, und nach denen, worein sie kommen, nur glücklich preisen können, weil Sie mit Grund hoffen, daß die neuen Verbindungen gelingen werden. So wunderbar geht das Leben, daß es Verbindungen mit Menschen gleichen, und mehr oder weniger ungleichen Alters stiftet und trennt, als wäre das Schicksal gleichgültig gegen die Empfindungen, die dadurch veranlaßt oder erregt werden. Es liegt aber etwas sehr Wohlthätiges darin, daß dadurch eine Mischung der Alter entsteht. Kein Mensch kann mit Recht sagen, daß seine Generation ihn allein und einsam zurückgelassen habe, keinem stirbt die Reihe seiner Bekannten und Freunde ganz ab, und die Abgeschiedenen werden durch neue, wenn auch freilich nie in gleichem Grade und gleicher Empfindung ersetzt. So hat sich, liebe Charlotte, Ihr Kreis schon erneuert und wird sich noch ferner erneuern. Ich weiß nicht, durch welche wunderbare Ideenverkettung mir dabei St. einfällt, den Sie in Göttingen kannten und sehr werth hielten. Wissen Sie, daß er mit den Einkünften einer irländischen geistlichen Pfründe in London leben soll? Seine Stelle verwaltet, wie es dort Sitte ist, ein Anderer. Ich meine auch gehört zu haben, daß er verheirathet ist. Hörten Sie in neuerer Zeit von ihm?

---

*) In dieser Zeit erschien die gefürchtete Cholera in ganz Deutschland, und setzte, wie es jeder erfahren hat, alles in Furcht und Schrecken.

Sie reden in Ihrem Briefe über den Werth des Lebens, und äußern, daß ihn die geschwächten Kräfte des Alters noch mindern. Wenn man von dem Glückswerth des Lebens spricht, so gebe ich gern zu, daß man ihn nicht immer hoch anschlagen kann. Ich behaupte sogar, daß Alle, die ungefähr in meinem Alter sind, von der jetzigen Zeit wenig oder nichts Erfreuliches zu erwarten haben können, denn in allem, was das menschliche Leben äußerlich angeht, trüben sich die Aussichten, verwirren sich die Begriffe bis zu den verschiedensten Meinungen, und die Jahre, die ich noch zu leben habe, werden nicht hinreichen dies zu lösen. Ist es aber recht und erlaubt, den Werth des Lebens wie den eines andern Guts zu schätzen? Das Leben ist dem Menschen von Gott gegeben, um es auf eine ihm wohlgefällige, pflichtgemäße Weise anzuwenden und im Bewußtsein seiner Anwendung zu genießen. Es ist uns allerdings zum Glück gegeben. Dem Glück ist aber immer die Bedingung gestellt, daß man es zuerst, und wenn die mancherlei Tage Prüfungen mit sich führen, allein in der mit Selbstbeherrschung geübten Pflicht finde. Ich frage mich daher nie, welchen Werth das Leben noch für mich hat, ich suche es auszufüllen und überlasse das andere der Vorsehung. Die Schwächung, welche die Kräfte durch das Alter erfahren, kenne ich sehr wohl aus eigener Erfahrung, aber ich möchte darum nicht zurücknehmen, was ich Ihnen neulich schrieb, daß der Zweck des Lebens eigentlich der ist, zu der höchsten, dem innern Geistesgehalt des Individuums, von dem die Rede ist, den Umständen und der Lebensdauer angemessenen Erkenntnißkraft zu gedeihen. Es giebt allerdings Fälle, wo das Alter alle Geisteskräfte vernichtet. So war es mit Campe, der die letzten fünf Jahre seines Lebens hindurch blos vegetirte, und von dem

man kaum sagen konnte, daß er wieder zum Kindesalter zurückgekehrt war. Ueber diese Fälle ist nichts zu sagen. Der Mensch hört in ihnen menschlich auf zu sein, ehe er physisch stirbt. Sie sind aber glücklicherweise selten. Die gewöhnlichen Altersschwächen gehen mehr den Körper an, und im Geiste bleibt die Kraft des Entschlusses, seine Schnelligkeit und Ausdauer, das Gedächtniß, die Lebendigkeit der Theilnahme an äußern Begebenheiten. Das in sich gekehrte Denkvermögen und das Gemüth bleiben nicht nur in den meisten Fällen ungeschwächt, sondern sind reiner und minder getrübt durch Verblendung und Leidenschaften. Gerade aber diese Kräfte sind es, die am besten und sichersten zu der oben erwähnten Reife der Erkenntniß führen. Sie wägen in den höhern Jahren, die keine Ansprüche mehr an Erfolge des Glücks und Veränderung der Lage machen, am richtigsten den wahren Werth der Dinge und Handlungen ab, und knüpfen das Ende des irdischen Daseins an die Hoffnung eines höhern an; sie läutern die Seele durch die ruhige und unpartheiische Prüfung dessen, was in ihr im Leben vorgegangen ist. Niemand muß glauben, mit dieser stillen Selbstbeschäftigung schon fertig zu sein. Je mehr und anhaltend man sie vornimmt, desto mehr entwickelt sich neuer Stoff zu derselben. Ich meine damit nicht ein unfruchtbares Brüten über sich selbst, man kann dabei tief mit seinen Gedanken in der Zeit und der Geschichte leben, aber wenn man dies thut, was nicht nothwendig ist, meine ich nicht das Ziehen jedes Gedankenstoffes in den Kreis der Irdischkeit, sondern in den höhern, dem der Mensch vorzugsweise in seinen spätesten Jahren angehört. Denn dieser zweifache Kreis ist dem Menschen sichtbar angewiesen. In dem einen handelt er, ist er geschäftig, trägt er im Kleinsten und Größten zu den

Menschenschicksalen bei, davon aber sieht er niemals das Ende, und darin ist nicht er der Zweck. Er ist nur ein Werkzeug, nur ein Glied der Kette, sein Faden bricht oft im entscheidendsten Moment ab, der des Ganzen läuft fort. In dem andern Kreise hat der Mensch das Irdische, nicht dem Erfolg, sondern nur der Idee nach, die sich daran knüpft, zum Zweck, und geht mit diesem Streben über die Gränzen des Lebens hinaus. Dieses Gebiet ist nur dem Einzelnen, aber jedem Menschen für sich angewiesen. Die Naturen des Menschengeschlechts stören blos im Irdischen fort. Jeder Mensch dreht sich, wenn er auf sich achtet, immer in diesen beiden Kreisen herum, aber dem Alter ist der höhere und edlere mehr eigen, und nicht ohne Grund, befallen den Menschen Altersschwächen, er widmet sich, dadurch gemildert und beruhigt, jenen höchsten Betrachtungen.

Ich bitte Sie, Ihren nächsten Brief am 20. Julius zur Post zu geben und nach Nordernei über Aurich zu adressiren. Ich habe diesen Brief im Hause meines Pachters angefangen, und schließe ihn heute den 6. Juli in Zelle. Meine Reise ist, wie es eine so unbedeutende Reise natürlich ist, ohne alle Abenteuer gewesen. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundzwanzigster Brief.

Norderney, den 26. Juli 1831.

Es kommt mir ordentlich wunderbar vor, liebe Charlotte, nachdem ich Ihnen mehrere Sommer von den Gebirgen von Gastein aus geschrieben, es nun von den niedrigen Dünen und der flachen Küste der Nordsee zu thun. Es interessirt Sie aber wohl auch im Stande zu sein, sich einen Begriff von dem Seebade und meinen Umgebungen zu machen. Zuerst werden Sie, nach Ihrer Theilnahme an mir, von meinem Befinden zu hören wünschen. Bis jetzt kann ich Ihnen nur das Beste davon sagen, und da ich schon heute das vierzehnte Bad genommen, so hoffe ich, daß mein Befinden ferner gut bleiben wird, obgleich man freilich von Erfolg und Wirkung einer Badekur erst urtheilen kann, wenn sie beendet ist. Aber das Gefühl der allgemeinen Belebung und Erfrischung, die Freiheit des Kopfes und die Leichtigkeit in allen Gliedern, unmittelbar wenn man aus der See kommt, habe ich bis jetzt vollkommen. Das Uebrige und Wesentlichere hoffe ich um so mehr, als meine Forderungen an die Kur höchst mäßig sind. Ich bin vollkommen zufrieden, wenn das Uebel, um dessen willen der Arzt wollte, daß ich dies Bad nehmen sollte, im nächsten Jahre nicht zunimmt. Ich bin nicht so bethört und nicht so unbescheiden gegen das Schicksal, an eine wirkliche Heilung zu denken. In höhern Jahren muß man sich darauf gefaßt machen, gewisse Unbequemlichkeiten

in seine Existenz als unvermeidlich und unabänderlich aufzunehmen. Der menschliche Organismus und die im Laufe der Zeit natürliche Vergänglichkeit lassen das nicht anders zu, und die Unbequemlichkeiten, an denen ich leide, sind überdies, gegen die anderer Menschen gehalten, so leidlich, daß ich doppelt strafbar sein würde, dadurch ungeduldig gemacht zu werden.

Die Luft wird hier, selbst bei heiterm Sonnenschein, auch in diesem Monate unaufhörlich durch frische Seewinde abgekühlt, die das Meer bald nur lieblich kräuseln, bald in hohen Wellen bewegen. Dieser Anblick des Meeres ist für mich hier dasjenige, was dem Aufenthalte seinen eigenen Reiz giebt. Ich besuche den Strand gewöhnlich jeden Tag mehr als einmal außer dem Baden und oft auf Stunden. So einfach die Bewegung des Meeres scheint, so ewig anziehend bleibt es, ihr zuzusehen. Man kann es nicht mit Worten ausdrücken, was einen gerade daran fesselt, aber die Empfindung ist darum nicht weniger wahr und dauernd. Viel trägt gewiß die Unermeßlichkeit der Erscheinung, der Gedanke des Zusammenhanges des einzelnen Meeres, an dessen Küste man steht, mit der ganzen, Welttheile aus einander haltenden Masse bei. Diese malt sich wirklich, kann man sagen, in jeder einzelnen Welle. Das Dunkle, Unergründliche der Tiefe thut auch das ihre hinzu, und nicht blos das der Tiefe, sondern auch das Unerklärliche, Unverständliche dieser wilden und unermeßlichen Massen der Luft und des Wassers, deren Bewegungen und Ruhe man weder in ihren Ursachen, noch in ihren Zwecken einsieht, und die doch wieder ewigen Gesetzen gehorchen und nicht die ihnen gezogenen Gränzen

überschreiten. Denn die bewegtesten Wellen des Meeres laufen in spielenden Halbkreisen schäumend auf dem flachen Lande aus. Schade ist es, daß man hier das Meer nirgends aus den Häusern, oder doch nur sehr unvollkommen aus Bodenkammern sieht. Die ganze Insel ist von Dünen, niedrigen Sandhügeln, umgeben, die man immer erst übersteigen muß, ehe man an das Ufer kommt. Auf diesen geht man dann aber auch, wenn es die Zeit der Ebbe ist, besser wie es sonst irgend auf dem Lande möglich ist. Der Boden ist fest wie eine Tenne, und doch elastischer und minder hart. Zwischen diesem in der Zeit der Fluth immer bespritzten Strande und den Dünen ist tiefer Sand, und wo diese Strecke sehr breit ist, da gleicht die Insel einer afrikanischen Wüste. Ein Bach ist nirgends, nur theils gegrabene, theils natürliche Brunnen süßen Wassers. Aber auch dies Wasser ist nicht sonderlich gut. In der Mitte, von den Dünen eingeschlossen, sind aber grüne Anger und Wiesen, auf denen Vieh weidet. Wirkliche hohe Bäume hat die Insel gar nicht, nur Gesträuch; höherm Wuchs widersetzen sich die Stürme, aber von diesem Gesträuch sind ganz hübsche Bosquets und einige gegen Sonne und Wind schützende Laubengänge angelegt. Es giebt auf der ganzen Insel nur ein, aber sehr ansehnliches Dorf. In diesem wohnen auch die Badegäste, in kleinen, aber sehr reinlichen Wohnungen. Die Einrichtung ist hier schon mehr holländisch und englisch. Was diesen Fischer- und Schifferhäusern, denn das sind die Bewohner größtentheils, von außen ein gefälliges Aeußere und innerlich Freundlichkeit und Licht giebt, ist, daß die Fenster sehr groß sind, hölzerne Kreuze und große, helle und gut gehaltene Glasscheiben haben, viel besser, als dies bei uns manchmal selbst in größern Städten der Fall ist. Ein Haus gehört der Bade-

anstalt selbst, in diesem wohne ich, es ist aber klein, und gewährt wenig Vorzüge gegen die Wohnungen bei den Dorfbewohnern. Die Badegesellschaft ist ziemlich zahlreich, obgleich die Furcht vor der Cholera Viele abhält, in diesem Jahr die Ost= und selbst die Nordseebäder zu besuchen. Für das Zusammenkommen der Badegäste giebt es ein eigenes Gebäude mit Versammlungssälen zum Speisen und zu Abendgesellschaften. Ich esse aber in meiner Wohnung, und bin erst einmal in jenem Saale gewesen. Doch giebt es einzelne Personen, die mich und die ich besuche. Was den Aufenthalt in diesem und in allen Seebädern in Vergleichung mit andern Bädern angenehmer macht, ist der Umstand, daß man hier nicht von so schweren Kranken und von so großen Krüppelhaftigkeiten hört und noch weniger sieht. Gegen solche Uebel ist das Seebad nicht geeignet, und da es auch immer, um Gebrauch davon machen zu können, noch gewisse Kräfte voraussetzt, so können so sehr kranke Personen es nicht benutzen. Ich sehe nur einen Mann hier, der auf Krücken geht, und sich, da der Weg zum Badestrande vom Dorfe nicht ganz nahe ist, in einer Sänfte hintragen läßt. So können Sie sich nach der ausführlichen Beschreibung meines hiesigen Aufenthaltes ein anschauliches Bild meines Lebens machen.

Ich habe noch keinen Brief von Ihnen erhalten, glaube aber gewiß, daß ich morgen, wo Posttag für ankommende Briefe ist, einen erhalten werde. Ich lasse indeß den meinigen immer abgehen. Die Briefe bleiben hier ungewöhnlich lange aus. Ich bitte Sie mir am 5. August hierher, wie ich Ihnen neulich schrieb, über Aurich zu schreiben. Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Neunundzwanzigster Brief.

Tegel, den 1. Januar 1832.

Ich habe endlich, liebe Charlotte, durch Ihren Brief vom 16. December Nachricht von Ihnen erhalten. Da ich sie früher erwartete, so fiel mir das Ausbleiben sehr auf. Besorgt war ich aber nicht, ich vermuthete eine zufällige Abhaltung, aber gewiß nicht die, daß Sie meinen Worten eine solche Deutung geben würden. Es ist wirklich eine ganz ungegründete Scheu, die Sie wünschen läßt, daß ich Ihnen immer den Tag bestimme, an dem Sie Ihren Brief absenden. An jedem Tage machen mir Ihre Briefe Freude.

Ich bin fortdauernd sehr wohl, und kann auch weniger über Schwächlichkeit klagen als sonst. Das Seebad hat mir offenbar wohlgethan, nur mit dem Schreiben geht es gleich langsam und schlecht, und die Stumpfheit der Augen nimmt doch zu. — —

Sie freuen sich, daß ich mich wieder heiter dem Leben zuwende, und da Sie liebevollen Antheil an mir nehmen, so können Sie sich allerdings meiner größern Kräftigkeit freuen. Mit dem heitern Zuwenden zum Leben aber ist es eine eigene Sache. Es ist wahr und nicht wahr zugleich. Ich hatte mich niemals vom Leben abgewendet, dies zu thun ist ganz gegen meine Gesinnung, so lange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben. Das Leben ist ein Pflicht, die man er-

füllen muß; man ist allerdings in der Welt, um glücklich zu sein, aber der Gutgesinnte findet sein höchstes Glück in der Pflichterfüllung, und der Weise trauert nicht, wenn ihm auch kein anderes wird, als was er sich selbst zu schaffen im Stande ist. In einem andern Sinne aber dem Leben zugewendet habe ich mich nicht. Die Aenderung, die das Gefühl größerer Kräftigkeit in mir hervorgebracht hat, ist die, daß es mich gewöhnt hat, da ich das Vermögen in mir dazu besitze, noch allerlei zu vollenden, was ich im Sinn habe, eingedenk der Ungewißheit der mir dazu übrig bleibenden Zeit. Die Folge ist also gewesen, daß ich noch haushälterischer mit meiner Zeit umgehe, und mich seit meiner Rückkehr von Nordernei noch einsamer zurückgezogen habe, mich noch anhaltender mit mir selbst beschäftige, und mir alles Andere noch gleichgültiger in Beziehung auf mich ist. Die Heiterkeit am gegenwärtigen Augenblicke kann mir nicht wieder werden, seitdem meinem Leben etwas fehlt, für das es keinen Ersatz giebt, aber die Beschäftigung mit der Vergangenheit giebt mir eine sich immer gleich klare und ruhige Heiterkeit. Das Leben recht eigentlich in seinen guten und bittern Momenten durchzuempfinden, und das Tiefste und Eigenste, was die Brust in sich schließt, seinen äußern Einwirkungen entgegen zu stellen, nannte ich oben eine Pflicht, und sie ist es gewiß, aber es wäre auch widersinnig, es nicht zu thun. Das Dasein des Menschen dauert gewiß über das Grab hinaus, und hängt natürlich zusammen in seinen verschiedenen Epochen und Perioden. Es kommt also darauf an, die Gegenwart zu ergreifen und zu benutzen, um der Zukunft würdiger zuzureifen. Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu Höherm und Besserm, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdische zu fassen. Denn auch

die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, sie muß immer auf gewisse Weise gewonnen werden, und es gehört eine wohl erprüfte Seelenstimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden.

Es hat mich sehr geschmerzt, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß neue Trauerfälle Ihnen das Ende des Jahres trüben, es hat mir um so mehr leid gethan, da Sie eben auf dem Wege waren, größere Heiterkeit zu gewinnen. Die Schicksale des Lebens gehen ihren Gang, scheinbar fühllos, fort. Ich habe in diesem Jahre drei sehr langjährige Freunde, einen älter als ich war, zwei jüngere verloren. Aber die Gewöhnlichkeit und Natürlichkeit dieser Fälle mildert den Schmerz nicht und wehrt nicht der Trauer. Die beklommene Brust fragt sich immer, warum, da so Viele länger leben, der Dahingegangene gerade vorangehen mußte. Was Sie von Ihrer ersten Erzieherin sagen, hat mich sehr gefreut und gerührt *). Jedes gutgesinnte Gemüth, geschweige denn zart und edel fühlende, bewahrt durch das ganze Leben willig gezollte Dankbarkeit für die Pfleger der Kindheit. Schon im Alterthum ist das wahr und schön beschrieben. Die Behandlung der Kindheit fordert Geduld, Liebe und Hingebung, und diese Jahre hindurch ihr gewidmet zu sehen, berührt, wie auch übrigens der Mensch sein mag, die weichsten und zartesten Saiten des Busens. Dies Gefühl ist im Ganzen sich immer gleich, der Unterschied beruht vorzüglich auf der Innigkeit des Empfindenden. Der Maßstab der Dankbarkeit ist aber der Grad der Liebe, den

*) Sie war es, die ich betrauerte. Wie wenig Interesse die Sache an sich auch hatte, so trostreich war alles, was aus der edlen Feder floß.

der, an den sie knüpft, in das Geschäft legte. Viele, die bei Kindern sind, thun ihre Pflicht, aber das Herz ist nicht dabei, das merkt das Kind gleich. Ich fühle recht, daß es das war, was Sie in der Verlornen schätzten. Möge das neue Jahr Ihnen Heiterkeit und Freude bringen, Sie vor Verlusten in dem schon engen Kreise bewahren und über Ihre Stimmung, wie ernst sie auch manchmal sein möge, immer das freundliche Licht ausgießen, in dem man, wenn man auch das Leben nur als einen Weg zum Höheren ansieht, sich doch noch auch am Anblick des Weges erfreuet. Erhalten Sie mir auch Ihre liebevolle Anhänglichkeit, wie Ihnen meine unveränderliche und herzlichste Theilnahme immer gewidmet bleibt. Seien Sie auch nicht besorgt um mich, ich bin gerade so glücklich, wie ich jetzt lebe, und kann es nur so sein. Wenn mir die Einsamkeit und mein täglicher stiller Spaziergang bleibt, kann mir in den Aeußerlichkeiten des Lebens viel Unglück begegnen, ohne daß es mein Inneres berührt.

Leben Sie wohl! Der Ihrige. H.

Dreißigster Brief.

Tegel, den 2. Februar 1832.

Der heitre Ton Ihres lieben Briefes vom 12. Januar hat mir die größte Freude gemacht, und ich danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich und aufrichtig dafür. Ich habe diesen Brief schon lange bekommen, aber keinen zweiten, von dem Sie doch in diesem reden. Sie wollten ihn acht Tage später schreiben, wäre das geschehen, so müßte der Brief längst in meinen Händen sein.

Ich nehme immer den lebhaftesten und aufrichtigsten Theil an Ihnen, Ihrem Befinden und Ihrer Gemüthsstimmung, und so wäre mir die größere Heiterkeit, die aus Ihrem Briefe hervorleuchtet, immer noch ein Gegenstand großer, inniger Freude gewesen. Noch erfreulicher aber ist es, daß Sie diese größere Ruhe, diese freudigere Erhebung des Gemüths, welche Sie in sich wahrnehmen, dem Einfluß, den ich auf Sie ausübe, und den Eindrücken meiner Briefe zuschreiben. Es soll mir unendlich lieb sein, wenn sie eine solche Kraft besitzen. Wenn dem so ist, wie ich denn gewiß glaube, und sicherlich keinen Zweifel in Ihre Worte setze, so entspringt es aus dem Gefühl und der Zuversicht, die Sie haben, und die Ihnen die einfache Natürlichkeit meiner Worte einflößen muß, daß, was ich sage, unmittelbar aus meinem Herzen kommt. In etwas Andrem kann es nicht liegen. Es geht überhaupt mit allem Zuspruch in Belehrung, Tröstung und Ermahnung so. Das

Belehrende, Tröstende, Ermahnende, wenn es erfolgreich ist, und dem in das Gemüth und die Seele dringt, an welchen es gerichtet ist, liegt nur zum kleinsten Theil in den dargestellten Gründen selbst. Vielmehr schon ruht die Wirkung in dem Ton und dem begleitenden Ausdruck, weil dieser der Persönlichkeit angehört. Denn eigentlich kommt alles auf diese an, das ganze Gewicht, was ein Mensch bei einem Andern hat, theilt sich demjenigen was er sagt mit, und dasselbe im Munde eines Andern hat nicht die gleiche Wirkung. Sie müssen es also den Gesinnungen zuschreiben, die Sie für mich so liebevoll hegen, wenn meine Worte vorzugsweise Eindruck auf Ihr Gemüth machen. Es freut mich aber ungemein, wenn Sie sagen, daß ich Ihnen in Trost und Ermuthigung gerade das zubringe, was Ihrer Stimmung angemessen ist. Ein natürlicher Hang hat mich schon sehr früh im Leben auf das Streben geleitet, in jeden Charakter und in jede Individualität so tief einzugehen, als möglich war, um mich möglichst in ihre Denkungs-, Empfindungs- und Handlungsweise zu versetzen, und was Sie mir sagen, ist mir ein neuer Beweis, daß mir mein Bestreben nicht ganz mißlungen ist. Es ist aber nicht genug, die Ansichten der Menschen zu kennen, man muß auch zu bestimmen verstehen, wie sie sich zu denen verhalten, die man als die unbedingt richtigen, hohen und von allen den einzelnen Individualitäten immer anklebenden Einseitigkeiten freien anzusehen hat, und danach die Richtung des Individuums lenken. Auf diesem Wege muß man dahin gelangen, jedem Einzelnen nicht blos verständlich zu werden, sondern ihn auch auf diejenige Weise zu berühren, welche gerade für seine Empfindungsart die passendste und angemessenste ist. Man braucht aber bei diesem Gange nie seine eigene Natur weder aufzugeben, noch zu verleugnen, auch nicht die

fremde unbedingt für die einzig beifallswürdige anzusehen. Da man immer von dem Punkte ausgeht, und wieder dahin zurück kommt, wo sich alle Individualitäten ausgleichen und vereinigen, so fallen die schneidenden Kontraste von selbst weg, und es bleibt nur das mit einander Verträgliche übrig. Es ist wirklich das Wichtigste, was das Leben darbietet, sich nicht in sich zu verschließen, sondern auch ganz verschiedenen Empfindungsweisen so nahe als möglich zu treten. Nur auf diese Art würdigt und beurtheilt man die Menschen auf ihre und nicht auf seine eigene, einseitige Weise. Es beruht auf dieser Manier zu sein, daß man Respekt für die abweichende des Andern behält und seiner innern Freiheit niemals Gewalt anzuthun versucht. Es giebt außerdem nichts, was zugleich den Geist und das Herz so anziehend beschäftigt, als das genaue Studium der Charaktere in allen ihren kleinsten Einzelheiten. Es schadet sogar wenig, wenn diese Charaktere auch nicht gerade sehr ausgezeichnete oder sehr merkwürdige sind. Es ist immer eine Natur, die einen innern Zusammenhang zu ergründen darbietet, und an die ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden kann. Vor allem aber gewährt einem diese Richtung den Vorzug, die Fähigkeit zu gewinnen, den Menschen, mit denen man in Verbindung steht, innerlich in aller Rücksicht mehr sein zu können.

Was Sie mir von den Aeußerungen einiger Menschen über Todesfälle schreiben, habe ich sehr merkwürdig gefunden. Die Betrachtung, daß dem Verstorbenen wohl ist, wird sehr oft nur als ein Vorwand vorgebracht, seine eigene Gleichgültigkeit zu beschönigen. So wahr auch übrigens der Satz gewiß ist, so läßt er sich nicht einmal immer anwenden. Auch der Verstorbene ist oft zu beklagen, daß er so früh oder gerade in dem Augenblicke, wo er

starb, hinweggerissen wurde. Eine junge Person hätte gern länger gelebt; eine Mutter wäre gern bei ihren Kindern geblieben, und hundert Fälle der Art. Für den Zustand jenseits giebt es kein zu früh oder zu spät, die Spanne des Erdenlebens kann dagegen gar nicht in Betrachtung kommen. Die Wehmuth, die das Herz bei Todesfällen geliebter oder geschätzter Personen erfüllt, ist eine Empfindung, die mit vielen im Gemüth zugleich zusammenhängt. Es ist wohl der Zurückbleibende, der sich selbst beklagt, aber es ist weit mehr noch, als dies, immer mehr oder weniger auf sich selbst und sein Glück bezogene Empfindung. Wenn der Todte ein sehr vorzüglicher Mensch war, so betrauert man gleichsam die Natur, daß sie einen solchen Menschen verlor. Alles um uns her gewinnt eine andere und schwermüthige Farbe, durch den Gedanken, daß der nicht mehr ist, der für uns Allem Licht, Leben und Reiz gab, es ist nicht mehr das einzelne Gefühl, daß uns der Dahingegangene so und so glücklich machte, daß wir diese und jene Freude aus ihm schöpften, es ist die Umwandlung, die unser ganzes Wesen erfahren hat, seit es den Weg des Lebens allein verfolgen muß. Für ein tiefer empfindendes Herz liegt auch darin ein höchst wehmüthiges Gefühl, daß das Schicksal so enge Bande zerreißen konnte, daß die innere Verschwisterung der Gemüther nicht den Uebrigbleibenden von selbst dem Vorangegangenen nachführte. Ich begreife, daß dies Gefühl nur in Wenigen so lebendig sein, nur auf wenige Fälle passen könne. Aber auch ganz einfache Fälle, selbst unbedeutende, nur harmlose und gute Menschen, wenn sie auch kaum eine Lücke in der Reihe der Zurückgebliebenen zu machen scheinen, erregen doch immer Wehmuth und Schmerz, die in einem irgend fühlenden Gemüth nicht so leicht und nicht so bald verklingen. Das Leben hat seine unverkenn-

baren Rechte, und es giebt nichts Natürliches als den Wunsch, wo möglich mit Allen, die man liebt und schätzt, zusammen darin zu bleiben, und den Schmerz, den nie endenden, wenn dies Band zerrissen wird. Die zu große Ruhe bei dem Hinscheiden geliebter Personen, wenn sie auch nicht aus Gefühllosigkeit, sondern aus christlicher Ergebung entspringt, ja die unnatürliche Freude, daß sie ins Himmelreich eingegangen sind, zeigen immer von einem überspannt frömmelnden Gemüth, und ich habe niemals damit sympathisiren können.

Die guten Nachrichten von Ihrer gestärkten Gesundheit haben mir lebhafte Freude gemacht. Suchen Sie nur ja sich recht viel Bewegung zu machen. Dieser so ungewöhnlich gelinde Winter ladet doppelt dazu ein. Ich erinnere mich seit Jahren keines ähnlichen. Es ist wenigstens hier gar kein Schnee mehr. Wunderbar aber ist es, daß der See, der mehr als eine Meile im Umkreise hat, und in dem ich blos fünf Inseln besitze, noch immer fest zugefroren ist. Die nächste Stadt von hier ist Spandau, die gerade an der gegenüberstehenden Seite des Sees liegt. Nun kommen alle Tage eine Menge Schrittschuhläufer von dort zum Vergnügen hierher, auch Frauenspersonen in Handschlitten, die von Schrittschuhläufern gestoßen werden. Dies geschieht alle Jahre, aber fast in jedem Jahre verunglückt auch einer bei solcher Postreise. Sie setzen nämlich diese Ueberfahrten zu lange, wenn auch schon Thauwetter ist, fort, und kommen dann auf schwache, einbrechende Stellen. Diese Beispiele vermögen aber die Andern nicht abzuschrecken.

Mein Befinden ist sehr gut, ich habe kaum einmal einen Schnupfen in diesem Winter gehabt, aber ich mache mir viel Bewegung, und das thut mir immer ungemein wohl.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes gestört worden, und endige ihn erst heute, den 6. Februar. Leben Sie herzlich wohl, mit inniger Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Einunddreißigster Brief.

Tegel, den 7. Mai 1832.

Ich habe zwei liebe Briefe von Ihnen zur Beantwortung vor mir und fange in meiner Erwiederung zuerst mit dem an, womit Sie enden, mit dem Duell. Ich habe die erste Nachricht davon durch Sie erfahren, da ich Zeitungen sehr unordentlich und oft in vier und sechs Wochen gar keine lese. Das wird Ihnen unglaublich scheinen. Aber die sogenannten großen Begebenheiten bieten seit Jahren so wenig dar, woran sich das Gemüth innerlich interessiren könnte, daß mir sehr wenig daran liegt, sie früher oder später oder auch gar nicht zu erfahren. In solche Periode des Nichtslesens war jene unselige Geschichte gefallen. Ich habe bis jetzt nicht erfahren können, ob es der St. war, an dem Sie Theil nahmen, und der hier war. Man vermuthet es aber, da er solchen Zufällen nicht aus dem Wege ging, vielmehr sich wenig in Acht nahm, sie selbst herbei zu führen, ich werde Ihnen aber sichere Auskunft darüber verschaffen. Ich habe ihn kaum gekannt, er war aber hier, trotz mancher Sonderbarkeiten, geliebt, und auch jetzt höre ich, daß die selbst noch ungewisse Nachricht viel Theilnahme erweckt.

Mit den Duellen ist es übrigens eine eigene Sache. Viele, und deren mag St. allerdings mehrere gehabt haben, sind freilich bloße Jugendthorheiten. Allein mit andern verhält es sich doch anders. Sie sind ein nothwen-

diges Uebel, und in ihnen selbst liegt eine edle Art einen einmal unheilbaren Zwiespalt zu lösen und abzumachen. Im Volke ziehen sich Feindschaften mit Erbitterung und Rachsucht Jahre lang hin. Der Zweikampf, der nicht immer lebensgefährlich ist, und oft ganz unblutig abgeht, führt schnell die Versöhnung herbei und endet allen Groll.

Sie haben, liebe Charlotte, sehr lange der Sterne nicht erwähnt, aber gewiß versäumen Sie solche nicht. Ich habe sie nie schöner als dies Jahr gesehen. Die Gegend um den Orion ist bezaubernd. Ich habe an zwei schönen Abenden meinen Spaziergang bis zur recht späten Sternenzeit verlängert und einen großen Genuß gehabt. Von jeher habe ich meine Spaziergänge gern so eingerichtet, daß der Sonnenuntergang die größere Hälfte desselben beschließt. Es hat etwas so Liebliches die Dämmerung nach und nach untergehen zu sehen. Die Nacht hat überhaupt manche Vorzüge vor dem Tage. Eine stürmische ist erhabener, und eine sanfte und stille zieht das Gemüth ernster und tiefer an. Die kleinern Sterne entgehen nur jetzt meinen Augen, und man gewinnt doch nur dann eine richtige Ansicht der Sternbilder, wenn man auch die kleinern Sterne darin aufsuchen kann. Vormittags ists eigentlich wärmer und in gewisser Art, besonders im Winter, besser zu gehen. Ich thue es aber nie, oder höchstens wenn mich jemand, was ich aber gar nicht liebe, um die Tageszeit besucht. Ueberhaupt ist es eine große Rettung vor langweiligen Besuchen auf dem Lande, den Schauplatz ins Freie zu verlegen. Die langweiligen Töne verhallen leichter in der weiten Luft, und man hat mehr Zerstreuung um sich her, indem man ihnen ein halbes Ohr leihet.

Die Betrachtungen, welche Ihr Brief vom 1. Februar über das verflossene Jahr und die Resultate enthält, die

es auf Sie gehabt, haben mich sehr interessirt und gefreut; ich wünsche, daß Sie darauf zurückkommen, und würde es Ihnen Dank wissen. Haben Sie aber Gründe, nicht näher darauf einzugehen, so lassen Sie meine Frage unerwähnt; ich will Ihnen keine Geständnisse abdringen, die Ihnen unangenehme Empfindungen erregen. Den ernsten Blick in sein Inneres bedarf jeder, er muß dem Entschluß des Handelns vorausgehen und ihn läutern, auch hat man über keinen Gegenstand alle Momente zur Beurtheilung so vollständig und richtig beisammen, da man nur in den eigenen Busen hinab zu steigen braucht. Zwar kann auch das täuschen, man beschönigt die Schwächen, oder vergrößert aus einer andern Verirrung der Eitelkeit die Schuld seiner Fehler, denn allerdings findet die Beurtheilung dadurch Schwierigkeit, daß der Gegenstand der Beurtheilung das eigene Ich ist. Wenn man aber mit schlichter Einfachheit des Herzens und in der reinen und ungeheuchelten Absicht die Prüfung unternimmt, um vor sich und seinem Gewissen gerechtfertigt dazustehen, so hat man von jener Gefahr nichts zu fürchten. Und ein lebendiges Bild seines Innern muß sich jeder immer machen. Es ist gewissermaßen der Punkt, auf den sich alles andere bezieht. Man muß bei dieser Selbsterforschung nicht streng nur bei demjenigen stehen bleiben, was Pflicht und Moral angeht, sondern sein inneres Wesen in seinem ganzen Umfange und von allen Seiten nehmen. Wirklich ist es ein viel zu beschränkter Begriff, wenn man sich selbst gleichsam vor Gericht ziehen und nach Schuld und Unschuld fragen will. Die ganze Veredlung des Wesens, die möglichste Erhebung der Gesinnung, die größte Erweiterung der innern Bestrebungen ist eben sowohl die Aufgabe, die der Mensch zu lösen hat, als die Reinheit seiner Handlungen. Es

giebt auch im Sittlichen Dinge, die sich nicht blos unter den Maßstab des Pflichtmäßigen und Pflichtwidrigen bringen lassen, sondern einen höhern fordern. Es giebt eine sittliche Schönheit, die so wie die körperliche der Gesichtszüge, eine Verschmelzung aller Gesinnungen und Gefühle, einen freiwilligen Zusammenhang derselben zu geistiger Einheit erheischt, die sichtbar zeigt, daß alles Einzelne darin aus Einem aus der innersten Natur stammenden Streben nach himmlischer Vollendung quillt, und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt, das sie zwar niemals erreichen kann, aber von da immer zur Nacheiferung begeistert, zum Uebergang in höheres Dasein würdig wird. Auch die Entwickelung der intellektuellen Fähigkeiten bis zu einem gewissen Grade gehört zu der allgemeinen Veredlung. Aber ich bin ganz Ihrer Meinung, daß dazu nicht gerade vieles Wissen und Bücherbildung gehört. Das aber ist wirklich Pflicht und ist auch dem natürlichen Streben jedes nicht blos an der irdischen Welt, ihrem Gewirre und Tand hängenden Menschen eigen, in den Kreis von Begriffen, den er besitzt, Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit zu bringen, und nichts darin zu dulden, was nicht auf diese Weise begründet ist. Das kann man wohl das Denken des Menschen nennen. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen absoluten Werth in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken. Der Mensch sollte nicht anders lernen, als um sein Denken zu erweitern und zu üben, und Denken und Wissen sollten immer gleichen Schritt halten. Das Wissen bleibt sonst todt und unfruchtbar. In Männern findet sich das sehr oft, ja man möchte es als die Regel ansehen. Es fällt aber weniger auf, weil schon ihr Wissen gewöhnlich zu andern äußern Zwecken und Nutzen,

wenigstens eine Anwendung findet. Aber ich habe es auch bei Frauen gefunden, und da erregt das Mißverhältniß des Denkens zum Wissen ein viel größeres Mißbehagen. Ich kenne, von meiner frühesten Jugend an und vor der Universität, eine Frau dieser Art, der ich durch alle Perioden ihres Lebens gefolgt bin. Sie kennt sehr gründlich die alten und die meisten neuern Sprachen, ist frei von aller Eitelkeit und Affektation, versäumt nie über den Büchern eine häusliche Obliegenheit, hat aber durch ihr Wissen nichts an Interesse gewonnen. Wenn sie gleich die ersten und schwersten Schriftsteller aller Nationen gelesen hat, schreibt sie darum doch keinen Brief, der einem sonderlich zusagen könnte. Sie bemerken ganz recht in dieser Beziehung, daß Christus seine Jünger aus der Zahl ungebildeter und unwissender Menschen wählte. Es hing aber auch mit den Zwecken und der Natur der Religion, die er stiften wollte, zusammen, und in dem Volke, in dem er auftrat, gab es in jener Zeit kein anderes Wissen als ein todtes und mißverstandenes. Es gab nur Schriftgelehrte, welche das Auslegen der heiligen Bücher auf eine spitzfindig-hochmüthige Weise mit Bedrückung und Verachtung des Volks trieben.

Erhalten Sie Ihre Gesundheit und heitre Gemüthsstimmung. Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiunddreißigster Brief.

Tegel, den 5. Mai 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren ausführlichen Brief empfangen, und danke Ihnen innig dafür. Sie werden unzufrieden sein, daß ich ihn so spät beantworte, da Sie meines tröstenden Zuspruchs bedürftig und leidend waren, und mich um baldige Antwort baten. Es war auch mein fester Vorsatz Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich wollte Ihnen aber eigenhändig schreiben, und mit eigenhändigen Briefen hänge ich jetzt gar sehr von Zeit und Umständen ab. Bei der Langsamkeit, womit ich schreibe, mache ich in einer Stunde nicht viel, und wenn ich nicht einen vollen freien Nachmittag vor mir habe, fange ich keinen Brief an, und in einem Nachmittag endige ich keinen, der es werth ist, eigenhändig geschrieben zu werden.

Diese Abhängigkeit von Andern, gerade in demjenigen, worin die Freiheit am wünschenswürdigsten, ja selbst am nothwendigsten ist, im Schreiben, gehört zu den unangenehmsten und störendsten Folgen kränklicher Schwäche. Denn es gehört doch mehr der Kränklichkeit als dem Alter an. Ich bin auch vernünftig genug, darin keine wahre Besserung weder von selbst, noch von Mitteln zu erwarten. Ich bin sehr zufrieden, wenn die Verhinderung nicht zunimmt und nicht lästiger wird. Eben so mit den Augen. Die meisten Leute machen sich selbst blos durch übertriebene Forderungen an das Schicksal unzufrieden. Bei den Kla-

gen, daß sie etwas aufgeben müssen, was sie früher genossen, vergessen sie innerlich dafür dankbar zu sein, daß sie es bis dahin ungestört genossen.

Es hat mir sehr leid gethan, liebe Charlotte, daß Sie eine so schmerzlich unruhige Zeit bei sich verlebt haben, und daß Sie Augenzeuge eines so schmerzhaften Krankenlagers sein mußten, das doch endlich zum Tode führte*).

Gleich lebhaften Antheil habe ich an Ihrem eigenen, durch die Gemüthsbewegungen und Anstrengung erfolgten Uebelbefinden genommen, und freue mich, daß Sie mir beim Schluß Ihres Briefes und beim Anfang desselben sagen, daß Sie sich wieder ziemlich hergestellt fühlen.

Was Sie mir vom sanften und heitern Ansehen im Tode, selbst nach einem so schweren Todeskampf sagen, bemerkt man wohl bei allen Todten. Bei einigen geht es wie ins Verklärte über. Es mag auch Fälle des Gegentheils geben, wo der Ausdruck der Leidenschaft oder gräßlicher Leiden auch im Tode nicht erlischt, und auf den Schlachtfeldern 1813 und 1815 habe ich wohl dergleichen, aber auch viele Gefallene voll edler Ruhe in den Zügen gesehen. Diese Verschönerung im Tode, denn so kann man es wohl nennen, ist ein Vorrecht des Menschen. In den Thieren findet sich das Gegentheil; das schönste, mu-

*) Hier folgt die Leidens- und Krankengeschichte eines armen Kindes, die nur deswegen erwähnt werden kann und darf, da sie Veranlassung ist, daß sich so tröstliche Ideen daran knüpfen.

thigste, edelste Pferd sieht auf dem Schlachtfelde häßlich und widerwärtig aus.

Der Grund liegt doch wohl in dem Eindruck, den die Seele auf die Züge des Gesichts macht. Dieser Eindruck, wenn die Gemüthsart sonst unverdorben war, ist in sich nun natürlich ruhig, sittlich rein, und selbst bei Personen von geringen Geistesgaben bis auf einen gewissen Punkt edel. Im Leben wird er durch die augenblicklichen Erregungen des Gemüths, durch die Umstände immer mehr oder weniger aus dem Gleichgewicht gebracht. In dem Leiden einer Krankheit ist das doppelt der Fall. Mit dem Tode weicht nun jener augenblickliche Einfluß auf die Züge, der ursprüngliche, durch das ganze Gemüth bewirkte aber bleibt und erhält sich, so lange die körperliche Gestalt der Theile nicht zerfällt, auch ohne die fortdauernde Anwesenheit des Gemüths gleich einem eingeprägten Bilde. In diesem muß dann natürlich eine vollkommene Ruhe liegen, da das bewegliche Leben in den ewigen Schlummer eingewiegt ist. Vielleicht hat aber auch die Erscheinung einen schönern und höhern Grund. Wir sehen — und können nicht anders — den Tod als ein Scheiden der Seele, eine Befreiung derselben von den Banden des Körpers an. Wir wissen aber durchaus nicht, was aus der fliehenden wird. Vielleicht ändert sie schon im Augenblicke, wo sie den Körper verläßt, ihre irdische Natur und wirft nun einen scheidenden Strahl auf die Zurückbleibenden, dessen Licht wir in den immer den Seeleneindrücken folgsamen Gesichtszügen erblicken. Alles in diesen letzten Momenten ist wunderbar und unbegreiflich, und wenn wir uns auch selbst darin befinden werden, werden wir doch auch mit der größten Besonnenheit nichts mehr davon wissen und erfahren, denn gewiß endigt sich zunächst nur das Leben in völliger

Bewußtlosigkeit. Die Natur wirft einen dichten Schleier über ihre Verwandlungen.

Ich bekomme so eben Ihren am ersten Ostertag angefangenen und am ersten Mai abgegangenen Brief. Mit großer Freude sehe ich daraus, daß Sie sich wenigstens frei von Krankheit fühlen. Die Kräfte werden ja auch wieder kommen.

Daß Sie das gute, arme Mädchen, das bei Ihnen herangewachsen und ganz Ihrer Sorge hingegeben war, überall vermissen, begreife ich ganz. Sie müssen doch aber suchen, sie bald zu ersetzen. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, kein Mensch ist unersetzbar in Geschäften, und das ist ein sehr edler und menschenfreundlicher Glaube. Man betrauert nun einen Gestorbenen nicht, weil man durch ihn etwas Aeußeres verliert, sondern blos um sein selbst, um seines Innern willen. Denn Treue, Liebe, Anhänglichkeit, das sind die wahrhaft unersetzlichen Dinge, die man durch den Tod wirklich verliert und betrauert.

Suchen Sie sich zu stärken und Ihren Geist zu erheitern, und seien Sie meiner herzlichsten und aufrichtigsten Freundschaft gewiß. H.

Daß Sie im Gemüthe sich wieder gestärkt fühlen, ist mir eine große Freude, und noch mehr, daß Sie mir einigen Antheil daran zuschreiben. Ich habe bei unserm Briefwechsel nie eine Absicht für mich gehabt, und habe daher alles, was unter uns zur Sprache kam, immer mit völligster Unpartheilichkeit in Betrachtung ziehen können. Dann glaube ich aber auch viel mehr, als die meisten andern mir an Talent sonst überlegenen Männer, das was sich auf den Zusammenhang der Gesinnungen und Empfindun-

gen im Menschen bezieht, studirt und erforscht zu haben. Ich habe von jeher viel an mir selbst gearbeitet, und weiß also was im Herzen vorgeht und vorgehen kann. Ich habe es von jeher an mir selbst nicht leiden können, in meinem innern Dasein etwas Anderes als mich selbst zu brauchen. Darum kenne ich, was Kraft und Haltung zu geben vermag. So begreife ich, was Sie, liebe Charlotte, obgleich Sie es viel zu hoch stellen, von meinen Briefen sagen, und rühmen. Es kommt nur von den zwei Umständen her, daß es auf der einen Seite klar und bestimmt gedacht, und auf der andern durch die innere Erfahrung bewährt ist.

Sie bemerkten in einem frühern Briefe, daß Ihnen der Stolz im Leben viel zu thun gemacht habe. Die Unterdrückung des Stolzes ist allerdings lobenswerth, und es freut mich, wenn es Ihnen damit so ganz gelungen ist. Der Stolz, den man wirklich nicht aufgeben soll, bleibt jedem Rechtlichgesinnten dennoch. Diesen sollte man aber nicht Stolz, sondern richtig abgewägtes Selbstgefühl nennen. Es ist eigentlich dies die Erhebung des Gemüths, welche daraus entsteht, daß es fühlt, daß eine würdige Idee sich mit ihm vereinigt, sich seiner bemächtigt hat. Der Mensch ist da eigentlich stolz auf die Idee, auf sich nur in so fern, als die Idee Eins mit ihm geworden ist.

Man vermeidet die Abwege, wohin der Stolz führt, am leichtesten und sichersten, wenn man sich in allem Thun und Lassen recht natürlich gehen läßt, jede Aeußerung des Stolzes streng wegweis't, aber darauf nicht weiter Werth legt, sondern es als etwas ansieht, daß sich von selbst ver-

steht, wo man Recht haben würde, sich Vorwürfe zu machen, wenn man anders gehandelt hätte.

Es freut mich, daß Sie des Saturns erwähnen. Ich sehe ihn auch in diesen Wochen immer mit Vergnügen. Das Wiederkehren der Planeten nach einer Reihe von Jahren bei denselben Sternbildern hat etwas sehr Bewegendes im Leben. Für den Saturn hat man übrigens, noch von den Astrologen her, eine geringere Zuneigung. Aber den Jupiter erinnere ich mich mehrmals im Löwen gesehen zu haben, das erste Mal in einer sehr glücklichen Zeit meines Lebens.

Sie werden, wie es schon hätte früher geschehen sollen, nächstens meinen Briefwechsel mit Schiller empfangen. Ich habe Ordre gegeben, daß er Ihnen geschickt wird. Vor meinem Briefwechsel werden Sie eine Einleitung über Schiller und seine Geistesentwickelung finden, die Ihnen, wenn Sie seine Schriften dabei haben, zum Leitfaden dienen kann. Ich gehe darin seine Werke von den frühesten bis zu den spätesten durch, und zeige, wie er von dem einen zu dem andern übergegangen und gekommen ist. Auch die Briefe handeln fast ganz von Schiller's Arbeiten, die er gerade in jenen Jahren machte, und mir nach und nach, wenn ich abwesend war, mittheilte. Schwerlich hat je jemand Schiller so genau gekannt als ich. Es haben ihn sehr Wenige so lange und so nahe gesehen. Mit einem Manne wie er, der nicht zum Handeln, sondern zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt sehen — sprechen, und ganze Tage und Nächte haben wir eigentlich mit einander

sprechend zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir mit einander verlebten, so viele nicht waren, so war des Zusammenlebens doch sehr viel.

Die Lieblichkeit des Wetters dauert fort, auch fängt alles an zu knospen und zu keimen.

Leben Sie recht wohl. Mit unveränderlicher Theilnahme und Freundschaft der Ihrige. H.

Dreiunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. Juni 1832.

Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie, liebe Charlotte, keine Zeile empfangen, und leugne nicht, daß ich nicht ohne alle Besorgnisse bin. Vielleicht aber kommt noch, ehe ich meinen Brief schließe, einer von Ihnen an. Vorerst will ich Ihrer Versicherung vertrauen, daß, wenn Sie auch einmal selbst nicht schreiben können, Sie immer Mittel hätten mir Nachricht zukommen zu lassen. Ich schreibe Ihnen aber doch und halte meinen Brief nicht auf. Es kommt mir immer sehr unfreundlich vor, wenn man bei gegenseitigen geneigten Gesinnungen so Brief um Brief rechnet, und nicht eher wiedergeben will, als man empfangen hat, auch kommt man nur in größere Unregelmäßigkeit. Endlich haben Sie mir so oft gesagt, daß Ihnen meine Briefe Freude machen, und so wird es Ihnen lieb sein, wenn Sie nicht warten dürfen. Den nächsten aber muß ich Sie bitten so abzusenden, daß er am 25. d. M. hier ankommt. Ich reise nämlich wieder ins Seebad nach Nordernei und reise vermuthlich schon am 1. Juli von hier ab, und wünsche kurz vorher noch einen Brief von Ihnen, liebe Charlotte, zu erhalten. Ich gehe recht ungern an diese Reise, nicht daß mir Nordernei oder das Baden in der See zuwider wäre, aber ich verlasse ungern Tegel, meine gewohnte Lebensart, und störe mich sehr ungern in wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten, welchen ich unausgesetzt

den besten Theil meines Tages widme und die jetzt das Hauptinteresse meines Lebens ausmachen. Nicht nur, daß mein Arzt auf der Kur besteht, ich fühle auch selbst, daß sie mir nothwendig und gut ist. Die kranken und störenden Zustände, die das Bad verringert hatte, sind nach und nach wieder bedeutender geworden. Ich wundre mich darüber nicht. Wenn man durch irgend etwas auf den Punkt gekommen ist, wo die Jahre mehr oder minder vorgerückt, auf die Kräfte und die Gesundheit einen sichtlich alterirenden Einfluß ausüben, so muß man körperliche Schwächen und selbst ernsthaftere und beschwerlichere Uebel, als nicht wegzuräumende Bedingungen, mit in das Dasein aufnehmen, in das man alsdann tritt. Das empfinde ich deutlich und würde nicht klagen, wenn die Beschwerden auch wirklich viel größer wären. Norderneі hat mir im vorigen Jahre doch sehr wohl gethan. Ich leide wahrscheinlich an einer krankhaften Beschaffenheit des Rückenmarks, und dagegen, nicht gerade um das Uebel selbst ganz zu heben, aber um den Fortschritten entgegen zu arbeiten, ist das Seebad und besonders der Wellenschlag so wohlthätig. So gebe ich jetzt doch lieber zwei Monate hin, um wieder eine Reihe anderer mit größerer Rüstigkeit arbeiten zu können.

Den 5.

Ich wurde unterbrochen, und habe nun, wie ich es gewiß hoffte, indeß Ihren Brief empfangen, und danke Ihnen recht herzlich für alles, was er enthält. Der liebevollen Theilnahme, worin Sie den Wunsch aussprechen, meine kranken Zustände genauer zu kennen, bin ich schon zuvorgekommen, wie Sie auf der andern Seite gesehen haben.

Ich finde es sehr natürlich, daß Sie ernst gestimmt sind. Es liegt an und für sich im denkenden Menschen, ist den zunehmenden Jahren mehr noch eigen, und die Ihnen schon besonders eigenthümliche Neigung. Nun das mancherlei Traurige, das Sie früher, das häusliche Ereigniß, das Sie kürzlich betroffen, war wohl dazu gemacht, solche Stimmung sogar zu erzeugen, wenn sie selbst nicht schon vorhanden war.

Ueber den Tod und das Verhältniß desselben zum Leben kann ich aber doch nicht ganz in Ihre Ideen eingehen. Niemand kann ihn weniger fürchten als ich, auch hänge ich nicht an dem Leben, dennoch ist mir eine Sehnsucht nach dem Tode fremd; obwohl sie edlerer Art ist als Ueberdruß am Leben, dennoch ist sie zu mißbilligen. Das Leben muß erst, so lange es die Vorsehung will, durchgenossen und durchgelitten, mit einem Wort, durchgemacht sein, und zwar mit völliger Hingebung, ohne Unmuth, Murren und Klagen durchgeprüft sein. Es ist ein wichtiges Naturgesetz, das man nicht aus den Augen lassen darf, ich meine das der Reife zum Tode. Der Tod ist kein Abschnitt des Daseins, sondern blos ein Zwischenereigniß, ein Uebergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere. Beide Zustände, hier und jenseits, hängen also genau zusammen, ja, sie sind unzertrennlich mit einander verbunden, und der erste Moment des Dort kann sich nur wahrhaft anschließen, wenn der des Scheidens von hier, nach der freien Entwickelung des Wesens, wahrhaft der letzte gewesen ist. Diesen Moment der Reife zum Tode, oder der Unmöglichkeit hier weiter zu gedeihen, kann keine menschliche Klugheit berechnen, kein inneres Gefühl anzeigen. Dies zu versuchen wäre nur eine eitle Vermessenheit menschlichen Stolzes. Nur der, welcher das ganze Wesen

zu durchschauen und zu erkennen im Stande ist, kann dies, und ihm die Stunde anheimzustellen, und seiner Bestimmung auch nicht einmal durch heftige Wünsche entgegen zu kommen, ist Gebot der Pflicht und der Vernunft. Glauben Sie mir sicherlich, wenn Sie auch diese Ansichten manchmal strenge nannten, daß sie es allein sind, was uns in tiefem Seelenfrieden durch das Leben führt, und uns als treue Stütze nie verläßt. Das Erste und Wichtigste im Leben ist, daß man sich selbst zu beherrschen sucht, daß man sich mit Ruhe dem Unveränderlichen unterwirft, und jede Lage, die beglückende wie die unerfreuliche, als etwas ansieht, woraus das innere Wesen und der eigentliche Charakter Stärke schöpfen kann. Daraus entspringt dann die Ergebung, die Wenige hinreichend haben, obgleich Alle sie zu haben glauben. Fast Alle setzen der Ergebung ein gewisses Maß, und glauben der Verpflichtung dazu überhoben zu sein, wenn dies Maß überschritten ist, oder ihnen scheint. Aus der wahren Ergebung, die immer die Zuversicht mit sich führt, daß eine unwandelbare, immer gleiche Güte auch die unerwartetsten, widrigsten Geschicke zu einem heilbringenden Ganzen verknüpft, geht die ernste, aber heitre Milde in der Ansicht eines auch oft gestörten und getrübten Lebens hervor. Diese Heiterkeit sich zu erhalten oder in sich zu schaffen, sollte man immer alles nur irgend vom Willen Abhängige versuchen. Man kann es nicht immer ganz erreichen, auch nicht in allen Momenten des Lebens, sie läßt sich auch eigentlich nicht hervorbringen, sondern muß sich von selbst in der Seele erzeugen. Sie bleibt aber da nicht aus, wo ihr der Boden vorbereitet ist, und diese Vorbereitung liegt hauptsächlich in einer besonnenen, von Selbstsucht freien, ruhigen Stimmung des Gemüths. Diese hat man durch Vernunft und Willenskraft in seiner

Gewalt, dahin kann und muß eigentlich Uebung und Vorsatz führen. Zur Beruhigung des Gemüths trägt angemessene Beschäftigung viel bei. So kann und darf eigentlich nichts in der Seele vorgehen, was der Mensch nicht nach vorgegangener Prüfung darin duldet oder unterdrückt.

Leben Sie wohl, und seien Sie meiner unwandelbaren Theilnahme gewiß. H.

Vierunddreißigster Brief.

Tegel, den 26. Juni 1832.

Ich habe, liebe Charlotte, Ihren so freundlichen Brief vom 17. d. M. empfangen, und danke Ihnen herzlich dafür. Sie erkundigen sich so liebevoll nach meiner Gesundheit. Ich kann im Ganzen dem Schicksal nicht genug danken für meinen Gesundheitszustand. Ich leide eigentlich gar nicht, kann mich über nichts beschweren, und sehe nach dem Urtheile Aller, sowohl derer, die mich täglich, als derer, die mich von Zeit zu Zeit sehen, wohl und gar nicht krank aus *).

Sie bemerken sehr richtig, daß diese Zufälle nicht gleich nach dem Verluste, den ich erlitten, so stark waren, sondern erst nach und nach allmälig geworden sind. Wirklich verhält es sich so. Wer in einem solchen Ereigniß wirklich den Verlust, und einen solchen, an dessen Stelle in gar keiner Art irgend etwas Anderes treten kann, fühlt, der empfindet, daß sich dieser Verlust immer in Verhältniß der Zeit steigert, welche er dauert. Aber ich verweile zu lange bei diesem Reden über mich selbst, und will jetzt abbrechen.

Was Sie über sich in Ihrem letzten Briefe sagen, habe ich mit großer Theilnahme gelesen. Ich begreife es voll-

*) Es folgen nun doch vielerlei Leidensdetails, die wie schonend und gütig gegeben, schmerzlich ergreifend waren, aber den Leser, der ferner steht, ermüden würden.

kommen und glaube es richtig zu verstehen. Es enthält zugleich so viel Liebevolles für mich, daß ich es mit doppelter Befriedigung gelesen habe. Wenn ich Sie recht verstehe, daß Ihre jetzige Stimmung hauptsächlich ist, mit dem heutigen Tage zufrieden zu sein und dem folgenden zu vertrauen, so billige ich das vollkommen. In höhern Jahren ist doch ein betrachtendes Leben das angemessenste. Ueber das, was Sie mit Recht die tiefern Ideen nennen, ließe sich noch mancherlei sagen. Da Sie aber hinzufügen, daß sie jetzt in Ihnen zurücktreten, aber sonst gewissermaßen in Ihren Lebensplan zu gehören scheinen, so erkläre ich mir dies. Nun paßt die von Ihnen angeführte Stelle aus Herder so vortrefflich zu dem, was ich über diesen Punkt denke, daß ich mich nicht enthalten kann, darauf mit einigen Worten einzugehen. Herder sagt nämlich sehr schön und sehr wahr, daß immer im Menschen tiefer und verborgen liegende Kräfte zum Vorschein kommen, die ohne manches Vorübergehende nicht thätig werden konnten. Dadurch nun, und ich kann mit Wahrheit sagen, dadurch allein hat gegenwärtig das Leben Werth für mich, daß es ganz unberechenbar ist, welche Kräfte noch durch allerlei Ereignisse rege werden können. Die Entwickelung aller Keime aber, die in der individuellen Anlage eines Menschenlebens liegen, halte ich für den wahren Zweck des irdischen Daseins, nicht gerade das Glück. Auf das Glück rechne ich für mich in den letzten Lebensjahren, in denen ich stehe, gar nicht, so dankbar ich es auch empfange, wenn es sich ungerufen darbietet. Man geräth, um in einem Bilde zu reden, im Alter auf die Neige mancher Verhältnisse. — Man hat aber auch im Alter viel mehr Kraft, selbst wahres Unglück als unvermeidliche Folge unvermeidlicher Verkettung der Umstände zu tragen, und so hat die

Vorsehung doch auch dies weise eingerichtet, wie überhaupt bei ruhiger und besonnener Erwägung jeder Einwand, den man etwa gegen den Weltplan erheben könnte, sich von selbst auflöst. Ich liebe Herder's Schriften sehr, und habe ihn persönlich sehr geschätzt. Sie werden ihn auch in der Einleitung zu meinem Briefwechsel mit Schiller ausdrücklich erwähnt finden. Ihre Briefe enthalten noch zweierlei, worauf ich zu antworten wünsche, nämlich das, was Sie über den Kupferstich Napoleon's im Augenblick seines Todes und über die zweiten Ehen sagen. Heute aber erlaubt mir weder Zeit noch Blatt mehr zu sagen.

Richten Sie Ihren nächsten Brief nach Nordernei über Aurich zwischen dem 15. und 20. Julius.

Mit der unveränderlichsten und herzlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Fünfunddreißigster Brief.

Norderney, den 2. August 1832.

Ich bin wieder hier, liebe Charlotte, bewohne wieder die nämlichen Zimmer, und führe wieder dasselbe nicht sehr erfreuliche Badeleben. Ein solcher von Jahr zu Jahr wiederkehrender Aufenthalt hat immer etwas Sonderbares für mich. Er ruft die Frage hervor, ob man im künftigen Jahr wiederkehren wird, und wenn nicht, aus welchem Grunde? Denn das Bad dann entbehren zu können, bin ich nicht so thöricht zu erwarten. Ich bin nicht krank, eher gesund. Das, wogegen das Bad wirken kann, ist Altersschwäche, die durch Umstände früher zum Durchbruch gekommen ist. Diese kann eine Kur nicht aufheben, nur mindern. Ich sage dies mit Fleiß, damit sich Ihr freundschaftlicher Antheil an mir nicht Hoffnungen macht, in denen Sie sich nothwendig getäuscht finden müßten. Den Erfolg aber, den man mit Recht und Billigkeit sich versprechen kann, glaube ich auch diesmal erwarten zu können. Meine Tochter ist allerdings wieder mit mir hier. Das Bad hat ihr voriges Jahr so wohl gethan, daß sie Unrecht gethan haben würde, die Kur nicht zu wiederholen. In den Einrichtungen hier ist vieles besser geworden. Daß die Zeitungen gesagt haben, ich sei nach den Rheinprovinzen gegangen, war ein grundloses Gerücht. Sie hätten sich die Mühe von mir zu reden ganz ersparen können. Ich bin auf dem gewöhnlichen Wege hergegangen und hasse alle



kleinen Reisen und Umwege so gründlich, daß ich mich nicht darauf einlassen würde. Sollte ich einmal eine längere Abwesenheit von Hause nicht scheuen, so würde ich nach Italien oder England gehen, und hiervon möchte ich die Möglichkeit nicht bestreiten, vorzüglich wenn mein Gesicht schwächer würde und mich am eigenen Arbeiten hinderte. Es freuet mich sehr, daß Ihnen mein Briefwechsel mit Schiller Freude gemacht hat. Mir ist es mit dem Buche sonderbar gegangen. Ich hatte den Schiller'schen Erben die Herausgabe versprochen. Als sie mich, da darüber mehrere Jahre verflossen waren, dazu aufforderten, war es mir höchst lästig, mich damit zu befassen. Ich mußte den ganzen Briefwechsel durchgehen, um alles auszuschalten, was sich für den Druck nicht geeignet hätte. Dessen war so viel, daß das Ganze gut und gern zur Hälfte zusammenschmolz, und die Arbeit kostete mich einige Wintermonate, dann schrieb ich die Vorerinnerung. Ich erwartete keinen großen Antheil für das Buch; höchstens für einen Theil der Briefe Schiller's und für einige wenige von mir. Der Erfolg hat aber meine Erwartungen übertroffen, und es ist viel mehr gelesen worden als ich dachte, und besonders von Frauen. Viele haben mir davon gesprochen, einige ausführlich geschrieben, und so, daß sie ganz in die Ideen eingegangen waren und einige davon weiter ausspannen. Ich glaube auch nicht, daß, wie Sie meinen, die Briefe gewonnen hätten, wenn sie früher erschienen wären, eher umgekehrt. Ich bin überhaupt gegen alles Drucken von Briefen. Die Herausgabe dieser rechtfertigt nur der Name eines wahrhaft großen Mannes, an den sich der Andere mit immer gleich sichtbarer Unterordnung anschließt, so daß man doch immer auch in ihm nur jenen sieht. Briefe haben immer einen Anflug des wirklichen Lebens.

Je mehr sie also aus der Ferne erscheinen, desto mehr überraschen sie. Gleich nach dem Tode sind sie eine schwache Fortsetzung der noch in dem Gedächtniß lebenden Wirklichkeit. Nach langer Zeit erscheinend, führen sie Personen zurück, die man nicht mehr gewohnt war sich mit den Umgebungen zu denken, wie sie das Leben begleiten. Ich dächte auch nicht, daß es störend auffallen könnte, wenn in den Briefen gewissermaßen kunstmäßig beurtheilt wird, was man in der Zeit mit Begeisterung aufgenommen hat. In der Dichtung ist wenig oder gar keine Kunst, die erlernt oder studirt werden müßte. Eine solche ist aber auch nicht in den Räsonnements dieses Briefwechsels entwickelt, wenn man einige leicht zu überschlagende Stellen über das Sylbenmaß ausnimmt. Beide, Schiller und ich, haben nur gesucht, die Gründe darzulegen, aus welchen das Gefühl entspringt, die Bedingungen, unter denen es entsteht. Wer nun die Gründe wahr findet, in dem müssen sie das Gefühl erhöhen, da sie es mit andern und gleich großen Ideen in Verbindung bringen. Wem sie nicht zusagen, der wird sich dadurch noch mehr in seinem Gefühle bestimmt finden, und sich nun vielleicht durch die Widerlegung leichter die Gründe selbst entwickeln.

Der Stelle in der Delphine erinnere ich mich nicht. Wenn Frau von Stael*) damit meinte, daß eine in der Jugend geschlossene und bis ins Alter fortgesetzte Ehe das wünschenswürdigste ist, so bin ich vollkommen derselben Meinung. Ich fürchte aber sehr, sie meinte es anders,

*) Frau von Stael stellt nämlich in der Delphine den Satz auf, daß für das Alter, oder die spätern Jahre, wo man allein stehe, die Ehe nöthig und erwünscht sei. Die Jugend finde überall ihre Freuden.

und dann ist es eine aus oberflächlicher französischer Ansicht geschöpfte Behauptung. Sie müssen darum nicht glauben, daß ich den Werth der Stael verkenne. Sie war meiner tiefsten Ueberzeugung nach eine wahrhaft große Frau, und nicht blos von Geist, sondern durch wahres und tiefes Gefühl und eine sich nie verleugnende, unendliche Güte, und auch von Herz und Charakter. Sie hatte die feinste Empfindung der edelsten Weiblichkeit. Sie war in ihrem Innersten dem eigentlichen französischen Wesen fremd, aber es begegnete ihr doch zu Zeiten, französische Ansichten ihren Aeußerungen beizumischen, und das ist nicht zu verwundern, da sie immer in Frankreich lebte. Sie hat sogar erst spät Deutsch gelernt, und ich habe sie selbst noch in Paris unterrichtet.

Allein die Ehe mehr ein Bedürfniß des Alters als der Jugend zu nennen, ist ein Einfall, der eben so der Natur und der Wahrheit, als jeder schönern Empfindung widerspricht. Die Frische der Jugend ist die wahre Grundlage der Ehe. Ich sage damit gewiß nicht, daß das Glück der Ehe mit der Jugend aufhört, oder auch nur im mindesten dadurch verliert. Aber die Erinnerung der zusammen genossenen Jugend muß in die höhern Jahre mit hinüber gehen, wenn das Glück vollkommen sein und nicht gerade die Eigenthümlichkeit des ehelichen verlieren soll. Diese Ansicht ist nicht als eine sinnliche zu betrachten. Die tiefsten und heiligsten Empfindungen hängen damit ganz enge zusammen, und man müßte aller Liebe den Stab brechen, wenn man dies nicht anerkennen wollte. Ein junges, sich gegenseitig gleich herzlich liebendes Ehepaar ist allemal ein im Tiefsten erfreulicher Anblick, auch in niedrigen Ständen, in sofern das Gefühl nur irgend die Feinheit hat, die ihm die Natur in gutartigen Gemüthern giebt. Von den in

höhern Jahren über 40 oder 45 geschlossenen Ehen, zweiten oder ersten, läßt sich das nicht sagen. Man wird sie gewiß nicht tadeln, man läßt gern jedem seine Empfindung, solche Verbindungen können sehr vernünftig, sie können auch für Leute, die einmal keine hohen Forderungen an ihr Gefühl machen, beglückend sein. Wer aber tiefer empfindet, sagt sich, daß er sie nicht eingehen würde. Mann oder Frau wird in solcher Verbindung fühlen, daß, wenn ihm der Gegenstand jugendlicher Liebe entrissen ist, oder er nie einen gefunden hat, er auf ein Glück Verzicht leisten muß, dessen wahre Blüthe ihm nicht mehr werden kann. Es wird ihm innerlich unmöglich sein, nach dem so Geringen zu greifen. Ich kann auch nicht in das einstimmen, was man über das Alter sagt. Es kann ein unglückliches und freudenloses geben, wie eine solche Jugend. Aber die Schicksale gleichgestellt, finde ich das Alter, selbst mit allen Schwächen, die es mir bringt, nicht arm an Freuden, die Farben und die Quellen dieser Freuden sind nur anders. Sie entspringen für mich immer ausschließlicher aus der Einsamkeit und der Beschäftigung mit meinen Ideen und Gefühlen. Das nimmt mit jedem Tage in mir zu. Ich fühle mich darin, und nur darin glücklich, und das ist so sichtbar, daß die wahrhaft diskreten unter meinen ältesten Bekannten diese Stimmung stillschweigend, aber durch die That ehren. Mir ist sie darum doppelt lieb, da sie mit meinen Jahren und mit meiner Lage übereinstimmt. Verzeihen Sie, daß ich wieder auf mich zurückkomme, aber diese Dinge sind von der Art, daß man nur nach seinem individuellen Gefühl davon reden kann. Wer möchte sich anmaßen, über Fremdes darin abzusprechen?

Ueber meine Abreise kann ich noch nicht fest bestimmen, bitte Sie aber, mir nach Berlin zu schreiben, und so, daß der Brief zwischen dem 26. und 30. August dort anlangt. Mit der aufrichtigsten, unveränderlichsten Theilnahme Ihr

H.

Sechsunddreißigster Brief.

Tegel, den 3. September 1832.

Ich bin am 26. August gesund und wohl hierher zurückgekehrt, liebe Charlotte, und habe gleich am folgenden Tage meine Beschäftigungen wieder vorgenommen. Von dem Bade sehe ich der Fortdauer der guten Wirkung, die ich schon spüre, entgegen. Das Wetter war vom August an in Norderney sehr schön, ohne Regen und Sturm, und doch nie zu warm, da es nie an kühlender Seeluft fehlt. Sonnenschein war nicht immer; es ist allen Inseln, besonders den kleinern eigen, auch bei sehr milder Luft wenig eigentlich sonnige Tage zu haben. In Irland zum Beispiel zählt man deren unglaublich wenige. Ich habe mich aber bei meinem diesjährigen Aufenthalte im Seebad vollkommen überzeugt, daß, wenn man, wie doch natürlich ist, blos auf seine Gesundheit Rücksicht nimmt, und nicht weichlicher Weise die Unannehmlichkeit scheuet, man sich schlechtes und kein gutes Wetter wünschen muß. Bei ruhig gutem Wetter ist die See eben nichts Anderes als eine große Badewanne. Der Sturm und die Wellen geben ihr erst Seele und Leben. Wie das Meer in seiner erhabenen Einförmigkeit immer die mannichfaltigsten Bilder vor die Seele führt und die verschiedenartigsten Gedanken erweckt, so ist mir erst jetzt bei den anhaltenden heftigen Stürmen recht sichtbar geworden, welche schmeichelnde Freundlichkeit das Meer gerade in seiner größten Furchtbarkeit hat. Die

Welle, die, was sie ergreift, verschlingt, kommt wie spielend an, und selbst den tiefen Abgrund bedeckt lieblicher Schaum. Man hat darum oft das Meer treulos und tückisch genannt, es liegt aber in diesem Zuge nur der Charakter einer großen Naturkraft, die sich, um nach unserer Empfindung zu reden, ihrer Stärke erfreuet und sich um Glück und Unglück nichts kümmert, sondern den ewigen Gesetzen folgt, welchen sie durch eine höhere Macht unterworfen ist.

Hier im Haus und Garten habe ich alles im besten Stande gefunden. Im Garten ist gegen voriges Jahr, wo ich nur wenige Tage später zurückkam, ein angenehmer Unterschied. Jetzt ist noch das vollste schönste Grün. Es muß davon kommen, daß der Sommer kühler und nässer gewesen ist, was in dem hiesigen sandigen Boden große Wichtigkeit hat. Im vorigen Jahre traf ich zugleich mit der Cholera hier ein, und Viele waren in großen Sorgen deshalb, Einige in ängstlicher Bestürzung; ich selbst machte die damals üblichen angeblichen Sicherungsanstalten mit. Jetzt ist die Cholera an vielen Orten, und kann sehr leicht auch wieder nach Berlin kommen, obgleich noch keine Spur davon ist. Geschähe es aber, so würde man sie wenig mehr als jede andere Krankheit fürchten. So gewöhnt man sich an alles, und viele Schrecknisse sind es größtentheils nur in der Einbildung. Selbst in vielen und wahren Krankheiten fügt diese bei Leuten, die furchtsam und ängstlich sind, noch vieles hinzu. Sie rühmen meine Gelassenheit und klagen die Ungeduld der Männer in Krankheit an. Diese rührt doch wohl daher, daß die Meisten an äußerer Thätigkeit hängen, die ihnen dann entgeht. Das ist mein Fall nicht. Die Stille, zu der die Krankheit verurtheilt, ist mir an sich nicht zuwider. Die Unruhe, die

gewisse Krankheiten mit sich führen, mindert sich, wenn man ihr moralische Ruhe entgegensetzt. Mit dem positiven Schmerz ist es allerdings anders. Aber auch da kann man viel thun. Ueberhaupt gewinnt man sehr, wenn man die Krankheit nicht wie ein Leiden ansieht, dem man sich hingeben, sondern als eine Arbeit, die man durchmachen muß. Denn es ist gewiß, daß der Kranke viel zur Aufrechthaltung seiner Kräfte und zu seiner Heilung beitragen kann. Meine sogenannte Gelassenheit ist gar kein Verdienst, sondern nur ein Glücksvorzug des Temperaments. Wenn man mich ruhig läßt, sich wenig um mich bekümmert, und mir nicht durch Bedauern Bangigkeit und ungeforderte Pflege Langeweile macht, so müßte die Krankheit sehr lästig sein, um mich ungeduldig zu machen. Sie halten in Ihrem letzten Briefe dem Alter eben keine Schutzrede, aber ich bleibe meiner Meinung getreu, nicht blos für mich, sondern auch für Andere. Indeß sage ich damit nicht, daß ich gewünscht hätte, alt zu werden; dies ist eben so wenig der Fall, als ich jetzt wünsche, viel älter zu werden. Ueberhaupt hat mich das Wünschen nie sehr beschäftigt. Aber da ich einmal ohne mein Zuthun alt geworden bin, so scheint es mir angemessener, mich bei den Vorzügen des Alters aufzuhalten, als mir gerade die Nachtheile vorzustellen. Dieses gedenke ich nur in der Absicht, um mich vor den Fehlern des Alters, besonders vor Ueberschätzung seiner Kräfte zu hüten. Denn darin stimme ich ganz mit Ihnen überein, daß man allerdings von einer gewissen Lebensepoche an, die sich aber nicht allgemein bestimmen läßt, auch geistig an Kräften abnimmt. Aber das Alter — es sei dies nun eine wohlthätige oder lästige Einrichtung der Natur — gehört nun einmal zu den Entwickelungsperioden des menschlichen Lebens, und es wäre Unrecht, wenn der

Mensch nicht in seinem geistigen Charakter, seinen Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen dasjenige aufzufinden strebte, was dem physischen Lebensabschnitt entspricht. So was giebt es aber unleugbar und im edeln Sinne des Worts. Mit dem Gemeinplatz, daß man Erfahrungen erhält und Leidenschaften verliert, muß man das Alter nicht abfertigen, diese Ansicht ist aus einem zu niedrigen Standpunkte genommen, und was man in diesem Sinne Erfahrungen und Leidenschaften nennt, hat beides keinen großen Werth. Um Erfahrungen ist es dem Alter nicht zu thun. Diese zu sammeln fordert ein kräftiges und thätiges Leben. Aber in natürlich gut gearteten Menschen sind dem Alter Ruhe, Aufhören vom Zufall abhängiger Bestrebungen, Geduld, Freiheit von zu ängstlichen Sorgen eigen, und diese Vorzüge erhöhen und verschönern alles. Man wirft wohl dem Alter gerade das Gegentheil von allem diesen war, aber das ist der seltenere Fall und findet sich nur in Gemüthern, von denen zu sprechen nicht die Mühe lohnt. Bei den Bessern findet sich entweder ein liebenswürdiger gutmüthiger Frohsinn, oder mehr und ernstere Tiefe, die darum doch auch gar nichts Düsteres hat. Aus diesen beiden verschiedenen Richtungen stammt es her, daß eben so viele alte Leute die Gesellschaft als die Einsamkeit suchen. Das Alter wirkt da der ursprünglichen Verschiedenheit der Charaktere gemäß. Wendet es sich auf die innerliche Betrachtung, so bearbeitet der Mensch den im Leben gesammelten Stoff, zu dem denn auch allerdings die Erfahrungen gehören, in sich, indem er davon ausscheidet, was sich geistig nicht erhalten kann. Ich meine natürlich nicht, daß dabei ein Resultat oder gar ein Buch herauskommen soll, aber es ist nur überhaupt ein Leben oder auch ein Träumen in Ideen aller Art, ein geistiges Schweben über Ver-

gangenheit und Zukunft, oder vielmehr ein sinniges Verknüpfen beider. Ist der Mensch durch Neigung oder Bedürfniß auf äußere Wirksamkeit gerichtet, so paßt gerade für das Alter recht die Beschäftigung, die nach Schiller's Idealen Sandkorn an Sandkorn reiht. Ueber die Leidenschaft wäre viel zu sagen, aber darauf komme ich ein anderesmal zurück. Es ist mir eine erfreuliche Aussicht, jetzt wahrscheinlich wieder ein ganzes Jahr hier ungestört zubringen zu können.

Ich bitte Sie, für unsere Briefe wieder die frühere Abrede zurück zu nehmen. Leben Sie recht wohl und genießen Sie in Ihrem Garten des jetzt sehr schönen Wetters. Wie immer der Ihrige. H.

Siebenunddreißigster Brief.

Tegel, den 4. October 1832.

Ihr am 27. September abgegangener Brief, liebe Charlotte, war so reich an Mittheilungen, die meinem Herzen wohl thaten, da die Gegenstände, die sie betrafen, Ihnen große Beruhigung gewährten, daß er mich innigst erfreut hat. Doch will ich zuerst von dem reden, womit auch Sie anfangen, daß die Cholera, was ich schon mit großer Freude aus den Zeitungen ersehen hatte, nicht eigentlich sehr bösartig in K. ausgebrochen ist. Ihr Brief scheint dies zu bestätigen. Allerdings kann es schlimmer werden, aber die eigentliche große Furcht vor ihren Verheerungen ist doch verschwunden, und das mit Recht. Die Krankheit ist nicht mehr ganz so schlimm und die Menschen sind klüger geworden. Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, die Voranstalten und die grauenerregenden Begrabungen sind furchtbarer, als die Krankheit selbst, die ja doch ein kurzes Ende macht. Ich selbst hing der Meinung an, daß sie ansteckend sei, habe mich aber jetzt eines andern überzeugt. Ich hoffe fest, Sie bleiben ganz unberührt von der doch immer furchtbar bleibenden Krankheit. Selbst Ihr abgeschiedenes Gartenleben beruhigt mich, mehr noch Ihr so ungemein einfaches und mäßiges Leben. Wer so lebt und so wenig Todesfurcht kennt, an dem geht sie ganz still vorüber. Sollten Sie sich indeß einmal nur unwohl fühlen, lassen Sie es mir auf der Stelle wissen, darum bitte ich

sehr, dann bin ich, selbst in Ihrem Schweigen, völlig beruhigt. Möge der Himmel, daß Ihr Wohlbefinden fortdaure! Mit meiner Gesundheit geht es fortwährend gut. Ich habe nicht die Ahndung eines Schmerzes. Nur daß ich mehr Schlaf bedarf als sonst, daß ich in allen körperlichen Verrichtungen nicht Mattigkeit, aber Unbehülflichkeit, ich möchte sagen Ungeschmeidigkeit der Gelenke fühle, daß Gesicht und Gehör stumpfer werden, nur über diese Dinge kann ich klagen. Daß ich aber auch darüber nicht klage, trauen Sie mir gewiß zu. Ich bin vielmehr auch darin mit dem Schicksal sehr zufrieden.

Der Mensch beurtheilt die Dinge lange nicht so sehr nach dem, was sie wirklich sind, als nach der Art, wie er sie sich denkt und sie in seinen Ideengang einpaßt.

Durch etwas, was der Mensch einmal in seine Ordnung und in die Reihe der gewöhnlichen Naturereignisse aufgenommen hat, läßt er sich, ohne eben zu murren, vom Schicksal und sogar von Menschen plagen. Nur das Außerordentliche ist ihm, wenn es verletzend ist, unangenehm und widrig. Es gesellt sich auch eine moralische Idee hinzu. Das Außerordentliche ist, oder erscheint vielmehr, als eine Ungerechtigkeit des Himmels.

Man pflegt zu sagen, daß die Gewohnheit auch unangenehme und schmerzhafte Dinge erträglich macht. Ich glaube aber gar nicht, daß der Eindruck der Dinge selbst um so viel anders ist, die Sache ist blos die, daß der

Mensch das immer Wiederkehrende als unvermeidliche Nothwendigkeit ansieht und sich darein ergiebt.

Es ist das edle Vorrecht des Menschen, daß er dem Unglück und dem Tode sagen kann: ich will dich erdulden, und daß er dem Tode und dem Unglück die eigentliche Gewalt über sich nimmt. Ohne diese Stärke wäre das ihm so oft beiwohnende Voraussehen des Schmerzhaften und Kummervollen ein großes und bedeutendes Unglück. So entspringt das Heilmittel aus der gleichen Quelle. Mit den Krankheiten, ich meine den verschiedenen Krankheitsformen, ist es aber eine eigene Sache. Es giebt nur Eine Gesundheit und eine Menge von Krankheiten. Diese haben aber ihr Dasein wie andere lebendige Wesen auf Erden. Sie entstehen ohne erkennbare Ursachen und gehen eben so auch wieder unter. Das Alterthum kannte Krankheiten, die wir glücklicherweise nicht mehr haben, und umgekehrt. Nicht weniger merkwürdig sind die Veränderungen, wie wir sie jetzt an der Cholera sehen. Es ist immer nicht ausgemacht, ob die Krankheit, die doch die Aufmerksamkeit der Menschen so sehr gespannt hält, sich blos von Menschen zu Menschen, oder auch unmittelbar durch die Luft mittheilt, so sehr viel wahrscheinlicher auch das letztere ist.

Im November.

Was sagen Sie zu dem außerordentlich schönen Herbst? Ich dächte, ich hätte nie einen ähnlichen erlebt. Noch jetzt scheint er mehr ein Ausgehen aus dem Sommer, als ein Eingang in den Winter. Ich gehe noch immer eine Stunde vor Sonnenuntergang spazieren. Da ist es, selbst bei



stürmischen Tagen meist ruhig und bei regnerischen heiter. Sie haben gewiß auch oft gesehen, wie die scheidende Sonne sich dann durch ihre eigenen Strahlen einen lichten Streifen bildet, in den sie sich dann hinabsenkt. Ist dann recht dunkles Gewölke über ihr, so regnet es meist unmittelbar nach dem Untergange, bisweilen auch noch während des Untergangs. Es ist mir die liebste Zeit des Tages. — Sie schreiben mir, daß die Centifolien in K. blühen. Auch hier habe ich es zu meiner großen Verwunderung gesehen. In mittäglichen Ländern ist dies wiederholte Blühen ganz gewöhnlich. Man sieht daran, daß das vegetirende Leben beständig die Neigung hat, Blüthen hervorzubringen, aber nur durch die Abwesenheit begünstigender Umstände daran verhindert wird. So traurig aber auch der Winter und seine lange Dauer sind, so entschädigt doch der Frühling dafür, nicht blos sein Erscheinen und der Genuß desselben, sondern ganz vorzüglich das Erwarten desselben. Diese Sehnsucht ist eine der einfachsten und natürlichsten von allen, und eine der reinsten Quellen, woraus jede andere Sehnsucht fließt, die so Vieles und Großes im Gemüthe schafft und aus dessen innersten Tiefen hervorruft. Es ist dies gewiß eine der Ursachen, daß die nördlichen Nationen doch eine tiefer ergreifende Poesie haben, als die südlichern, wenn diese auch klangvollere Sprachen besitzen. Es liegt unendlich viel in dem Einfluß, den die Natur um uns her auf uns ausübt, und es kommt da nicht darauf an, daß sie gerade Genuß giebt, sondern weit mehr darauf, daß sie Empfindungen weckt und die Kräfte in Thätigkeit bringt. Leben Sie wohl. Ihr. H.

Achtunddreißigster Brief.

Tegel, December 1832.

Der Ton der ruhigen Zufriedenheit und selbst einer frohen Heiterkeit, in welchem Ihr letzter Brief geschrieben ist, liebe Charlotte, hat mir eine lebhafte Freude gemacht. Ich hege nun auch die gewisse Hoffnung, daß diese Stimmung bleibend in Ihnen sein wird. Was mich in dieser beruhigenden Ansicht bestärkt, ist, daß Sie sich auch körperlich wohler fühlen, seit Sie sich befreit fühlen von einem sorglichen Kummer, der seit längerer Zeit schwer auf Ihnen lastete, und wodurch Sie nun der Ruhe und Heiterkeit wiedergegeben sind, die ein Gemüth, wie das Ihrige, das mit sich und der Vorsehung eins ist, immer genießen müßte.

Daß eine schon in sich ernste Seele in Zeiten, wo außerordentliche Erscheinungen diesen Ernst vermehren, noch ernster gestimmt wird, ist ganz natürlich. An den Wunsch und das Verlangen, nichts unberichtigt zu lassen, knüpft sich ein moralisches Gefühl, und zwar eins der wesentlichsten und achtungswürdigsten.

Der Mensch fühlt ein Bedürfniß, die großen Ideen, die in ihn gelegt sind, und die er in der Natur ausgeprägt findet, in dem kleinen Kreise seines Daseins nachzu-

bilden, und oft selbst wenn er ganz andern, aus dem gewöhnlichen Leben geschöpften Bewegungsgründen zu folgen glaubt, folgt er in der That diesem geheimen Zuge. Ueberhaupt ist die menschliche Natur in ihrem tiefen Grunde viel edler, als sie auf der Oberfläche erscheint. Ja selbst in andern Stücken. Eitle Menschen sind oft in einigen mehr werth, als sie sich selbst glauben.

Sie brauchen in Ihrem Briefe den Ausdruck: sein Haus bestellen. Dies ist mir immer eine so passende und gehaltvolle Rede geschienen. Es ist ein alterthümlicher, ächt biblischer Ausdruck, der, wie mehrere dieses Gepräges, tief aus dem Leben geschöpft ist und tief in die Seele eingreift. Auch längst, ehe ich in die Jahre kam, wo das Bestellen des Hauses wahrhaft dringend wird, habe ich mir dadurch Abschnitte im Leben zu machen gesucht, und habe dies immer sehr wohlthätig gefunden. Es giebt aber im Innern ein Bestellen seiner Seele, wie im Aeußern seines Hauses. Man zieht dann das Gemüth auf einen kleinen Kreis von Empfindungen zurück, übergiebt die andern der Vergessenheit und freut sich der Ruhe in der selbstgewählten Beschränkung. Wenn man dies recht thut, thut man dies nur Einmal. Man verläßt dann nicht wieder den Raum, wie man ihn eng umgränzt und umzogen hat.

Sie rühmen meine Geduld. Sie hat nichts Verdienstliches und hat mir nie Mühe gekostet. Ich möchte sie mir angeboren nennen. Die Zeit, die ich über eine Sache sitzen muß, um sie zu Ende zu bringen, wird mir nie lang.

Sie gedenken bei einem Ereignisse der Vergangenheit Holzminden im Braunschweigischen. Das hat mir lebhaft eine Erinnerung zurückgerufen. Von diesem kleinen Orte reiste ich 1789 mit Campe nach Paris. Campe kam

von Braunschweig, ich von Göttingen aus dahin. Die Reise, die Sie gelesen haben können, da Campe sie herausgegeben hat, war kurz, aber meine erste außer Deutschland. Campe war, wie ich Ihnen schon früher glaube gesagt zu haben, Hauslehrer im Hause meines Vaters, und es giebt noch eine Reihe großer Bäume hier, die er gepflanzt hat. Er hat nicht gerade ein unglückliches, aber ein bedauernswürdiges Ende gehabt. Er war die letzten Jahre seines Lebens ganz blödsinnig. Ich habe bei ihm schreiben und lesen gelernt, und etwas Geschichte und Geographie nach damaliger Art, die Hauptstädte, die sogenannten sieben Wunderwerke der Welt u. s. w. Er hatte schon damals eine sehr glückliche, natürliche Gabe, den Kinderverstand lebendig anzuregen. — —

Ich bin vollkommen wohl, und mir ist in meiner in mir vergrabenen Stimmung sehr wohl. Ich bitte Sie, Ihren Brief an mich wie gewöhnlich abgehen zu lassen, und wünsche von inniger Seele, daß Sie das Jahr gesund und heiter beschließen und eben so das neue beginnen mögen. Begleiten Sie mich bei dem Wechsel der Jahre mit dem Wunsch, daß mich nichts im Genuß meiner Einsamkeit, die mein wahres Glück ist, stören möge, und machen Sie, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann. Mit der herzlichsten Freundschaft und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Neununddreißigster Brief.

Tegel, den 7. Januar 1833.

Nehmen Sie zuerst, liebe Charlotte, meinen herzlichen Glückwunsch zum begonnenen Jahre. Der Himmel verleihe Ihnen vor allem Gesundheit und Heiterkeit. In äußern, andern Dingen sind Ihre eigenen Wünsche so ungemein bescheiden, daß es darin des Wunsches kaum bedarf, doch ausschließen will ich das nicht. Die innere Zufriedenheit verschaffen Sie sich selbst. Es ist das himmlische Gut, dem man, eben weil es vom Himmel kommt, nur das eigene Herz zum Ursprung anweisen kann. Sie haben, wie ich mit Freuden erkannt habe, viel an innerer Stärke gewonnen, so wie jeder noch an sich gewinnen kann, da es darin nie eine, nicht mehr zu überschreitende Gränze giebt.

Heller, freundlicher, mit schönern Gestirnen kann ein Jahr nicht beginnen, als es dieses thut. Ich gehe zwar bei jedem Wetter im Freien täglich aus, aber jetzt mit doppelter Lust. Im November 1835 kehrt einer der größten bekannten Kometen zurück. Werden wir ihn noch sehen? Ich verlange es nicht, und glaube es nicht. Aber es ist immer ein Punkt der Erwartung am Himmel.

Ich gehe jetzt oft und bei Mondschein spazieren. In dieser kalten, aber ganz trockenen Luft ist nichts von feuch-

ter und neblichter Abendluft, wie in andern Jahreszeiten, zu besorgen. Der Himmel aber ist zu schön, um ihn ungenossen zu lassen. Es ist überhaupt nicht auszusprechen, wie viel der Himmel beiträgt, die Erde zu verschönern. Das ist um so bewundernswürdiger an ihm, da alles daran so einfach ist, nur Gestirn und Wolken, und das unermeßliche Gewölbe, das allein eine Unendlichkeit ist, in welche der Geist sich vertieft und die Einbildungskraft sich verliert. Die Erde leuchtet wirklich nur in dem Glanze, den er über sie ausgießt. Italien ist in der That nicht darum um so viel reizender als Deutschland, weil die Erde, das Land so viel schöner, sondern weil der Himmel so ganz ein anderer ist, so tief blauer am Tage und schwärzer in der Nacht, und die Gestirne so unendlich viel strahlender. Auf der andern Seite aber ist es sonderbar, daß der Himmel doch eigentlich nur so schön und milde ist, weil er, so fern, das Auge nur wie ein optischer Zauber berührt und jede andere materielle Einwirkung hinwegfällt. Er ist auch sinnlich, wie wir ihn sehen, doch was die Schönheit der Sterne angeht, mehr ein Gegenstand des Geistes und der Phantasie, als der eigentlichen Wirklichkeit. Wenn man sich eine Planetenreise als möglich denken könnte, wäre sie, scheint es mir, nur ein Gegenstand der Furcht und des Entsetzens. Wäre man über die Gränzen unseres, nur in der Höhe ganz unlieblichen Dunstkreises hinaus, so geriethe man in das Rollen und den Wirbel dieser gigantischen Weltkörper, die in der Nähe, als Licht- oder Schattenmassen, gleich furchtbar wären. Selbst schon eine Nähe, in der viele Gestirne größer erschienen, wäre nicht wünschenswerth. Die größern Lichter in größerer Zahl würden einförmiger sein und die kleinern und entferntern überglänzen und unsichtbar machen. Ich kann

mir nicht vorstellen, daß mehrere Monde, wie andere Planeten sie haben, unsere Nächte verschönern würden. Ein anderes ists mit dem Saturnus-Ringe. Wenn man sich diesen wie eine goldene Doppelbrücke über den Himmel gespannt denkt, so muß es allerdings einen wundervollen Anblick gewähren. Es scheint also aus allem hervorzugehen, daß der Himmel, dem man sich, das Wort geistig genommen, so nah wünschen muß, körperlich für unsere Empfindung schöner in der Entfernung ist.

Zu dieser großen Abschweifung über den Himmel hat mich der sehr schöne am heutigen Abend gebracht. Zu dem Sternen- und Monden-Schein kommen die Töne, die der gefrorne See von sich giebt, und die man besonders in der Stille der Nacht so deutlich vernimmt. Es ist bisweilen ein Krachen und Knistern, meist aber ein lange anhaltender klagender Laut.

Leben Sie herzlich wohl! Mit wahrer unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierzigster Brief.

Tegel, den 9. Februar 1833.

Es thut mir leid, liebe Charlotte, daß Ihnen dieser Brief später als gewöhnlich zukommen wird. Ich habe aber wegen eines Geschäftes einige Tage in der Stadt sein müssen, und da komme ich nicht zum ruhigen Schreiben. Da ich Berlin jetzt selten besuche, so drängt sich dann alles, Menschen und Sachen zusammen, und es bleibt mir nicht einmal die materielle Zeit übrig, etwas für mich anzufangen, wenn ich auch gar nicht von der Stimmung reden will. Ich verlor aber gerade auf diese Weise die ersten Tage des Monats, in denen ich Ihnen jetzt gewöhnlich zu schreiben pflege. Ich hoffe, Sie werden sich über das Ausbleiben des Briefs nicht beunruhigt haben. Sie müssen das niemals thun, liebe Freundin, darum bitte ich sehr. Der kleinen, ganz unbedeutenden Ursachen, warum ich Ihnen an diesem oder jenem Tage nicht schreibe, können sehr viele sein, und ich kann sie so wenig voraussehen, als Sie sie errathen. Aber Sie können sicher eine von diesen voraussetzen, wenn meine Briefe Ihnen über die gewohnte Zeit ausbleiben. Da ich zu derselben Zeit im Monat jetzt gewohnt bin, Ihnen zu schreiben, so bekommen Sie nach einer ziemlich längern Pause hernach zwei Briefe schneller nach einander, was Ihnen Freude macht, da Sie auf meine Briefe einen viel größern Werth legen als sie verdienen. Diese Ihre Freude ist auch mir

eine und macht, daß ich Ihnen willig die Zeit opfere, die es mich kostet. Seit vorgestern bin ich wieder hier, und heute schon setze ich mich hin, um mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn eine Unterhaltung kann man unsern Briefwechsel vorzugsweise nennen. Da er sich meist um Ideen dreht, und die äußern Lebensverhältnisse sehr wenig angeht, so gleicht er darin einem raisonnirenden Dialog, und Ideen sind ja nur das einzig wahrhaft Bleibende im Leben. Sie sind im eigentlichsten Verstande das, was den denkenden Menschen ernsthaft und dauernd zu beschäftigen verdient. Auch Sie nehmen eben so lebhaftes Interesse daran, und daß Ihnen meine Briefe Freude machen, liegt vorzüglich in diesem ihren Inhalte. Es ist mir auch ein besonderer Grund der Zufriedenheit und Freude an Ihrer Art zu schreiben, daß Sie nicht mehr, wie Sie es sonst oft thaten, darauf dringen, daß ich Ihnen von dem erzähle, was mich angeht, und über das Mittheilungen mache, was mich umgiebt, was gar nicht in meinem Wesen liegt. Darum müssen Sie nun aber ja nicht denken, daß ich es auch gern habe, wenn Sie über sich schweigen. Es macht mir im Gegentheil wahre Freude, wenn ich Ihr inneres Leben in allen Ihren äußern Umgebungen sehe. Vergessen Sie also nicht, mir auch ferner, von Zeit zu Zeit, diesen Ueberblick wie bisher zu geben.

Sie bitten mich in Ihrem letzten Brief, Ihnen noch nähere Erläuterung darüber zu geben, was ich eigentlich damit meine, daß man in gewissen Lebensepochen innerlich das thun müsse, was man äußerlich sein Haus bestellen nenne. Ich habe darunter etwas sehr Einfaches und ganz

der gewöhnlichen Bedeutung der Redensart Entsprechendes verstanden. Man sagt, daß man sein Haus bestellt hat, wenn man Sorge getragen hat, alles das auf den Fall seines Todes zu berichtigen, was bis dahin unberichtigt geblieben war. Die Redensart schließt ferner in sich, daß man angeordnet habe, wie es mit den Dingen, die einem angehören, nach dem Hintritt werden soll. Von allen Seiten schneidet also das Hausbestellen Verwickelung, Ungewißheit und Unruhe ab, und befördert Ordnung, Bestimmtheit und Seelenfrieden. So nimmt man den Ausdruck im äußern, weltlichen Leben. Auf viel höhere und edlere Weise aber findet das Aehnliche im Geistigen statt. Auch darin giebt es mehr und minder Wichtiges, mehr und minder an das irdische Dasein Geknüpftes, mittelbar oder unmittelbar mit dem Höchsten im Menschen Verbundenes. Ich meine damit nicht gerade, wenigstens nicht ausschließlich, Religionsideen. Was ich hier meine, gilt auch von solchen, die gar nicht in diesen Kreis gehören. Es läßt sich überhaupt nicht im Allgemeinen bestimmen, was hier das Höchste und Wichtigste genannt wird. Jedermann pflegt aber in sich die Erfahrung zu machen, daß er gerade dem, was in ihm das Tiefste und Eigenthümlichste ist, die wenigste Muße widmet, und sich viel zu viel durch untergeordnete Gegenstände das Nachdenken rauben und entreißen läßt. Dies muß man abstellen, den störenden Beschäftigungen entsagen und sich mit Eifer den wichtigern widmen. Noch mehr aber geht diese Sammlung auf eine kurze Spanne noch übrigen Lebens, wie man es auch nennen könnte, in dem Gebiete des Gefühls vor. Doch ist hier im Allgemeinen ein großer und wichtiger Unterschied. Im Intellektuellen und allen Sachen des Nachdenkens hat der Vorsatz volle Kraft. Man kann und muß absichtlich die Gedanken

und das Nachdenken auf gewisse Punkte richten. Im Gefühl ist das nicht nur unmöglich, sondern würde auch geradezu schädlich sein. Im Gebiete des Empfindens läßt sich nichts Unfreiwilliges, nichts Erzwungenes denken. Da kann also die Aenderung nur von selbst eintreten, und ist mit der Reife einer Frucht zu vergleichen. Sie geht von selbst vor sich, so wie die ganze Seelenstimmung verräth, daß dies Loslassen vom hiesigen Dasein in das Gemüth ganz übergegangen ist. Die Aenderung besteht auch da in einem Vereinfachen und Zurückziehen des Gemüths auf sich selbst, doch läßt sich hier noch weniger als im Gebiet des Denkens, aus einer einzelnen Individualität heraus, etwas allgemein Geltendes sagen. In mir ist es ganz einfach so zugegangen, daß sich mein Gemüth so auf eine Empfindung konzentrirt hat, daß es jeder andern unzugänglich geworden ist, in sofern nämlich, als ich durch eine andere Empfindung etwas empfangen sollte. Denn auf keine Art bin ich dadurch kalt und untheilnehmend geworden, nur uneigennütziger und wirklich jeder Forderung entsagend. Nicht blos mit Menschen ist es mir aber so, auch an das Schicksal mache ich keine Forderung. Ich würde Ungemach wie ein Anderer fühlen, das läßt sich aus der menschlichen Natur nicht ausrotten. Entbehrung bleibt Entbehrung und Schmerz bleibt Schmerz. Aber den Frieden meiner Seele würden sie mir nicht nehmen, das würde der Gedanke verhindern, daß solche Ereignisse und Zustände natürliche Begleiter des menschlichen Lebens sind, und daß es nicht geziemend wäre, in einem langen Leben nicht einmal die Kraft gewonnen zu haben, seine höhere und bessere Natur gegen sie aufrecht erhalten zu können. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen so deutlich genug geworden bin. Wäre es nicht der Fall, oder schiene Ihnen meine Ansicht nicht richtig,

so werde ich sehr gern weiter und ausführlicher in die Sache eingehen.

Sie reden in Ihrem Briefe von Gedächtnißhülfen, die Sie sich ersonnen haben, und erbieten sich mir mehr darüber zu sagen, wenn ich es wolle. Thun Sie es ja. Leben Sie wohl! Mit immer gleichem Antheil der Ihrige.

H.

Einundvierzigster Brief.

Tegel, den 8. März 1833.

Auch diesmal komme ich viel später zum Schreiben, als es mein Vorsatz war, liebe Charlotte, und da ich immer viel Zeit zum Schreiben brauche, so werden Sie noch später bekommen. Sie müssen sich aber nie deshalb beunruhigen. Sie werden sagen, daß man darüber nie Herr ist. Mit jedem Ersten des Monats denke ich daran, Ihnen zu schreiben, aber es treten bei meiner Lebenseintheilung oft Tage und Reihen von Tagen ein, wo ich nicht zum Schreiben an Sie, auch mit dem besten Willen, kommen kann. Der Vormittag ist unabänderlich wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet. Davon mache ich hier in Tegel keine Ausnahme (in der Stadt muß ich es freilich), diese Arbeiten machen jetzt eigentlich mein Leben aus, meine Gedanken sind ihnen ganz zugewendet, und da ich jetzt vieles Schlafes bedarf, so ist mein Vormittag doch kurz. Den Nachmittag gehe ich eine bis zwei Stunden spazieren, und die übrige Zeit bleibt für meine ziemlich weitläufige Korrespondenz und vielfachen Geschäfte u. s. w. Fällt nun in diesen Dingen etwas ungewöhnlich Dringendes vor, wie es diesmal der Fall war, oder kommt Besuch, so verzögert sich gegen mein Wünschen und Wollen der Abgang meines Briefes an Sie. Dennoch bin ich glücklicherweise viel weniger Störungen ausgesetzt wie Andere, und genieße noch der höchst nützlichen Gabe, nie durch Mangel an Stimmung abgehalten

zu werden, oder die Stimmung abwarten zu müssen. Wie ich die Sache vornehme, ist, wenn ich bisweilen auch lieber etwas ganz Anderes thäte, und mich zum Anfange wahrhaft zwingen muß, die Stimmung da. Bei dem Wort fallen mir Ihre Tabellen ein. Sie haben mich sehr interessirt. Es ist eine originelle Idee, die täglichen Zustände des Lebens schnell an einander zu reihen, die Stimmung und alle andere Dinge, von denen sie abhängen kann, aufzuzeichnen. Auch nur ein halbes Leben so verzeichnet, würde zu einer Menge von Vergleichungen Stoff darbieten.

Ihr ganzer Brief hat mir Freude gemacht, da eine ruhige, in jeder Art erfreuliche Gemüthsstimmung daraus hervorgeht. Nur hat mich für Sie der neue Verlust sehr geschmerzt, den Sie abermals erlitten haben. Das Vorangehen so Vieler ist allerdings bei vorrückenden Jahren etwas die ruhige Heiterkeit des Gemüths sehr schmerzlich Trübendes. Ich gehe aber noch weiter. Auch das Altwerden derer, die man in Jugendkraft des Körpers und Geistes gekannt hat, ist betrübend. Ich wollte schon immer alt werden, wenn nur die, die um mich her sind, jung blieben. Indeß ist das, wenn es auch nicht scheint, ein eigennütziger Wunsch.

Sie fragen mich, was ich unter Ideen meine, wenn ich sage, daß sie allein das Bleibende im Menschen sind, und daß sie allein das Leben zu beschäftigen verdienen? Die Frage ist nicht leicht beantwortet, ich will aber versuchen, deutlich darüber zu werden. Die Idee ist zuerst den vergänglichen äußern Dingen und den unmittelbar auf sie bezogenen Empfindungen, Begierden und Leidenschaften entgegengesetzt. Alles, was auf eigennützige Absichten und augenblicklichen Genuß hinausgeht, widerstrebt ihr natürlich und kann niemals in sie übergehen. Aber auch viel

höhere und edlere Dinge, wie Wohlthätigkeit, Sorge für die, die einem nahe stehen, mehrere andere gleich sehr zu billigende Handlungen sind auch nicht dahin zu rechnen, und beschäftigen denjenigen, dessen Leben auf Ideen beruht, nicht anders, als daß er sie thut, sie berühren ihn nicht weiter. Sie können aber auf einer Idee beruhen, und thun es in idealisch gebildeten Menschen immer. Diese Idee ist dann die des allgemeinen Wohlwollens, die Empfindung des Mangels desselben wie einer Disharmonie, wie eines Hindernisses, das es unmöglich macht, sich an die Ordnung höherer und vollkommener Geister und an den wohlthätigen Sinn, der sich in der Natur ausspricht und sie beseelt, anzuschließen. Es können aber auch jene Handlungen aus dem Gefühl der Pflicht entspringen, und die Pflicht, wenn sie blos aus dem Gefühl der Schuldigkeit fließt, ohne alle und jede Rücksicht auf Befriedigung einer Neigung oder irgend eine selbst göttliche Belohnung, gehört gerade zu den erhabensten Ideen. Von diesen muß man hingegen auch absondern, was blos Kenntniß des Verstandes und des Gedächtnisses ist. Die kann wohl zu Ideen führen, verdient aber nicht selbst diesen Namen. Sie sehen schon hieraus, daß die Idee auf etwas Unendliches hinausgeht, auf ein letztes Zusammenknüpfen, auf etwas, das die Seele noch bereichern würde, wenn sie sich auch von allem Irdischen losmachte. Alle großen und wesentlichen Wahrheiten sind also von dieser Art. Es giebt aber sehr viele Dinge, die sich nicht ganz mit den Gedanken fassen und ausmessen lassen, und darum doch nicht minder wahr sind. Bei vielen von diesen tritt dann die künstlerische Einbildungskraft ein. Denn diese besitzt die Gabe, das Sinnliche und Endliche, zum Beispiel die körperliche Schönheit, auch unabhängig vom Gesicht und seinem seelen-

vollen Ausdruck, so darzustellen, als wäre es etwas Unendliches. Die Kunst, die Poesie mit eingeschlossen, ist daher ein Mittel, sehr vieles in Ideen zu verwandeln, was ursprünglich und an sich nicht dazu zu rechnen ist. Selbst die Wahrheit, wenn sie auch hauptsächlich im Gedanken liegt, bedarf einer solchen Zugabe zu ihrer Vollendung. Denn wie wir bisher die Idee nach ihrem Gegenstand betrachtet haben, so kann man sie auch nach der Seelenstimmung schildern, die sie fordert. Wie sie nun, dem Gegenstand nach, ein Letztes der Verknüpfung ist, so fordert sie, um sie zu fassen, ein Ganzes der Seelenstimmungen, folglich ein vereintes Wirken der Seelenkräfte. Gedanke und Gefühl müssen sich innig vereinigen, und da das Gefühl, wenn es auch das Seelenvollste zum Gegenstande hat, immer etwas Stoffartiges an sich trägt, so ist nur die künstlerische Einbildungskraft im Stande, die Vereinigung mit dem Gedanken, dem das Stoffartige widersteht, zu bewirken. Wer also nicht Sinn für Kunst oder nicht wahren und ächten für Musik oder Poesie besitzt, der wird überhaupt schwer Ideen fassen, und in keiner gerade das wahrhaft empfinden, was darin Idee ist. Es ist ein solcher Unterschied zwischen den Menschen in ihrer ursprünglich geistigen Anlage gegründet. Die Bildung thut hierzu nichts. Sie kann wohl hinzuthun, nie aber schaffen, und es giebt hundert künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Menschen, die doch in jedem Worte deutlich beweisen, daß ihnen die Naturanlage, mithin alles fehlt. Der große Werth der Ideen wird vorzüglich an Folgendem erkannt: Der Mensch läßt, wenn er von der Erde geht, alles zurück, was nicht ganz ausschließlich und unabhängig von aller Erdenbeziehung seiner Seele angehört. Dies aber sind allein die Ideen, und dies ist auch ihr ächtes Kenn-

zeichen. Was kein Recht hätte, die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet, allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden. Allein diesen Moment, bereichert durch geläuterte Ideen zu erreichen, ist ein schönes, des Geistes und des Herzens würdiges Ziel. In dieser Beziehung und aus diesem Grunde nannte ich die Ideen das einzig Bleibende, weil nichts Anderes da haftet, wo die Erde selbst entweicht. Sie werden mir vielleicht Liebe und Freundschaft entgegenstellen. Diese sind aber selbst Ideen und beruhen gänzlich auf solchen. Von der Freundschaft ist das an sich klar. Von der Liebe erlassen Sie mir zu reden. Es mag an sich eine Schwachheit sein, aber ich spreche das Wort ungern aus, und habe es eben so wenig gern, wenn man es gegen mich ausspricht. Man hat oft wunderbare Ansichten von der Liebe. Man bildet sich ein, mehr als einmal geliebt zu haben, will dann gefunden haben, daß doch nur das eine Mal das Rechte gewesen sei, will sich getäuscht haben oder getäuscht sein. Ich rechte mit niemandes Empfindungen. Aber was ich Liebe nenne, ist ganz etwas Anderes, erscheint im Leben nur einmal, täuscht sich nicht und wird nie getäuscht, beruht aber ganz und vielmehr noch auf Ideen.

Ich fürchte aber, Sie ermüdet zu haben, ohne Ihnen vollkommen klar zu werden. In diesem Fall verzeihen Sie mir. Sie wollten ausdrücklich, daß ich Ihnen darüber schreiben sollte, und die Schwierigkeit liegt in der Sache. Vielleicht aber finden Sie doch etwas darin, woran Sie sich halten können, und wenn Sie von da aus Fragen thun, so kann ich Ihnen weitere Erläuterungen geben, was ich von Herzen gern thun will. Wie immer der Ihrige. H.

Zweiundvierzigster Brief.

Tegel, den 7. April 1833.

Ich bin schon lange im Besitz Ihres Briefes, liebe Charlotte, habe aber nicht früher dazu kommen können, ihn zu beantworten. Sie haben ihn blos vom Monat März datirt und gegen Ihre Gewohnheit nicht den Tag des Abgangs bemerkt. Ich bitte Sie, ihn künftig immer hinzuzusetzen. Ein Brief, von dem man nichts als den Monat weiß, ist eine zu unbestimmte Mittheilung, und ich habe immer auf die Tage gehalten. Man kann eher noch etwas im Raum unbegränzt lassen. Die Empfindung der Zeit greift überhaupt tiefer in die Seele ein, was wohl daran liegt, daß der Gedanke und die Empfindungen sich in der Zeit bewegen.

Ich habe oft, fast von meiner Kindheit an, angefangen Tagebücher zu halten, und sie nach einiger Zeit wieder verbrannt. Es thut mir aber sehr leid, nicht wenigstens von jedem Tage aufgezeichnet zu haben, wo ich war, und was ich vorzüglich that, oder wer mir begegnete. Ich würde mich sehr freuen, das von meinem zehnten Jahre an zu besitzen. Von ausführlichen Tagebüchern und solchen, die Beurtheilungen der Handlungen und Gesinnungen enthalten sollen, halte ich sonst nicht viel. Es geht einem, wie man es anfangen möge, nie ganz ein, für sich

selbst und an sich selbst gerichtet zu schreiben. Wenn man das Geschriebene auch niemand zeigt noch zeigen würde, so schreibt man doch wie einem imaginirten Publikum gegenüber. Man ist wirklich mehr befangen, als wenn man die Selbstbeurtheilung an eine einzelne bestimmte Person richtet. Das Interesse an dieser zieht da die Seele davon ab, sich zu sehr mit sich selbst zu beschäftigen und zu sehr auf sich Rücksicht zu nehmen, stellt dadurch die Unbefangenheit wieder her und befördert die Naivetät der Erzählung. Ueberhaupt ist nicht eben zu fürchten, daß man sich in solchen Aufzeichnungen über sich selbst zu sehr schont, oft liegt sogar die Uebertreibung der Wahrheit im Gegentheil. Was dagegen eher zu fürchten sein kann, ist, daß die Eitelkeit dabei Nahrung findet. Man hält leicht, je mehr man sich mit sich selbst beschäftigt, alles, was einen betroffen hat, für außerordentlicher, als was Andern begegnet ist, und legt auf jeden Zufall wie auf eine Absicht Werth, welche Gott mit uns gehabt hätte. Indeß können solche Fehler vermieden werden, und dann wird gerade ein solches Tagebuch zu einer zugleich anziehenden und nützlichen Selbstbeschäftigung.

Die Zeit ist nur ein leerer Raum, dem Begebenheiten, Gedanken und Empfindungen erst Inhalt geben. Da man aber weiß, daß sie, wenn man auch viel Einzelnes davon kennt, diesen Inhalt freudvoll und leidvoll für empfindende Menschen getragen hat, so ist sie an sich immer das Herz ergreifend. Auch ihr stilles und heimliches Walten hat etwas magisch Anziehendes. Der Tag, an dem einem ein großes Unglück begegnet, ist eine lange Reihe von Jahren ungeahndet an einem vorbeigegangen, und eben so still und

unbekannt schreitet der an uns vorüber, an dem uns ein Unglück unwandelbar bevorsteht. Denkt man aber der Folge der Zeit nach, so verliert man sich darin wie in einem Abgrund. Es ist nicht Anfang noch Ende. Ein großer Trost liegt aber im Wandel, da er immer an ein höchstes Gesetz, an einen ewig lenkenden Willen in unverrückter Ordnung erinnert. Das Erkennen dieser Ordnung ist in allen Welteinrichtungen, bei der Hinfälligkeit der menschlichen Natur und der scheinbar oft regellos zermalmenden Gewalt der Elemente, etwas sehr Beruhigendes. Am regelmäßigen Sonnenlauf und Mondeswechsel muß das auch ganz rohen Nationen anschaulich werden. Je mehr die Kenntniß der Natur zunimmt, desto mehr wächst die Zahl der Beweise dieser Ordnung. Zur eigentlichen Einsicht in den Sternenlauf ist schon wissenschaftliche Beobachtung nothwendig. Steigt diese, wie bei uns, zum höchsten Grade, so werden wieder Abweichungen bemerkbar und Dinge, die sich in die sonstige Ordnung nicht passen lassen. Diese sind sichere Beweise, daß die Forschung noch ein neues Feld zu Entdeckungen vor sich hat. Denn alles wissenschaftliche Arbeiten ist nichts Anderes, als immer neuen Stoff in allgemeine Gesetze zu bringen.

Sie klagen im Ganzen über Ihr Gedächtniß, nehmen aber einiges aus. Mehr können Wenige von sich sagen. Das Gedächtniß ist nach Gegenständen vertheilt, und in niemanden ist es für alle gleich gut. Das angenehmste ist ein leichtes Gedächtniß für Gedichte. Ist das mit wahrem Geschmack in der Auswahl, und mit Talent im Hersagen verbunden, so giebt es keine andere, das Leben gleich verschönende Gabe. Zum guten Hersagen gehört aber un-

endlich viel: zuerst freilich nur Dinge, die jede gute Erziehung jedem geben kann, richtiges Verstehen des Sinnes, eine gute, deutliche, von Provinzialfehlern freie Aussprache; aber dann freilich Dinge, welche nur angeboren werden, ein glückliches, schon in sich seelenvolles Organ, ein feiner musikalischer Sinn für den Fall des Silbenmaßes, ein wahrhaft dichterisches Gefühl, und hauptsächlich ein Gemüth, in dem alle menschlichen Empfindungen rein und stark widerklingen. Der Genuß, den ein solches Wiedergeben wahrhaft schöner Gedichte gewährt, ist in der That ein unendlicher. Er ist mir oft und im höchsten Grade geworden, und ich rechne das zu den schönsten Stunden des Lebens. Aber auch das eigene Auswendiglernen und Auswendigwissen von Gedichten, oder von Stellen aus Gedichten, verschönert das einsame Leben, und erhebt oft in bedeutenden Momenten. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Goethe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren, und mich auch in den letzten des Lebens nicht verlassen werden. Denn man kann nichts Besseres thun, als mit einem großen Gedanken hinübergehen.

Ich befinde mich, Gott sei gedankt, recht wohl, gehe aber doch den Sommer wieder ins Seebad nach Norderney. Man findet, daß es meine Schwächlichkeiten vermindert hat. Das sehe ich nun zwar nicht, und auch Sie werden es an meinem Schreiben wenigstens nicht gewahr werden. Allein das ist wohl möglich, und das glaube ich sogar selbst, daß der jährliche Gebrauch des Bades diese meine Schwächlichkeiten auf dem Punkte erhält, auf dem

sie jetzt sind. Vielleicht sind auch die Wellen unschuldig daran. Aber man ist gern dankbar, und die See ist ein so schöner und großer Gegenstand, daß man ihr gern dankbar ist. Gern gehe ich aber nicht hin, es ist mir eine lästige Störung. Aber wenn ich mich einmal in das Nothwendige fügen muß, so nehme ich mir das Angenehme heraus, und gehe leicht über das Lästige hinweg, ob ich mich gleich von meiner hiesigen Einsamkeit so ungern als von einer geliebten Person trenne.

Ich komme diesmal erst am Ende zu Ihnen, liebe Charlotte, Sie müssen das nicht einer geringern Theilnahme zuschreiben. Ich wollte Sie zu mir herüber ziehen, worauf Sie ja so gern und gütig immer eingehen. Gewiß nicht, daß ich nicht vollkommen mit Ihrer Stimmung zufrieden wäre. Die Wehmuth nach dem Verlust einer geliebten Freundin ist so natürlich, und wenn das Schicksal dies herbeiführt, so ist die Wehmuth eine wohlthätige Empfindung. Die edle ist immer von stiller Ergebung begleitet, und daß diese sich vorzugsweise in Ihrem letzten Brief ausspricht, macht ihn mir so werth. Diese Ergebung liegt ganz gewiß in der Grundbildung Ihres Gemüths, sie macht einen hauptsächlichen Theil seines Grundwesens aus, und ich habe nie Mangel darin bei Ihnen gefunden; doch scheint es mir, als wenn sie noch mehr als früher und klarer in Ihnen hervorgehe. Die sichere Probe ist, wenn Ergebung mit Heiterkeit in Verbindung tritt.

Mit der Gegenwart sind Sie so dankbar zufrieden. Vertrauen Sie auch der Zukunft, und hegen keine ängstlichen Besorgnisse. Sie ist allerdings ungewiß, aber bedenken Sie, daß die ewige Güte wacht, daraus entspringt Vertrauen, und dies muß man im Herzen nähren. Mit inniger Theilnahme unveränderlich der Ihrige. H.

Dreiundvierzigster Brief.

Tegel, den 28. April 1833.

Ich fange einen Brief an Sie an, liebe Charlotte, ehe ich den Ihrigen erhalten habe.

Wir müssen dies Jahr ungewöhnlich lange auf den Frühling warten, nur Gesträuche grünen, aber nirgends sind noch wahre Blätter. Bäume wie Eichen und Akazien, die ihrer Natur nach spät ausschlagen, werden einen kurzen Sommer haben, wenn sie erst im Anfang Junius das volle Laub bekommen, das sie schon im September wieder anfangen zu verlieren. Im hohen Norden ist es zwar auch so, aber es liegt darin eine Art von Ausgleichung der Natur, daß die Vegetation, wenn sich ihr Erstarren einmal gelöst hat, mit einer unglaublichen Schnelligkeit zu voller Entfaltung fortschreitet. Ich habe es nicht nördlicher als Königsberg gesehen, es ist aber nicht zu sagen, wie dort im vollen Frühling jeder Morgen einen ganz veränderten Anblick gegen den vorigen Tag darbietet. In südlichen Ländern ist wieder der Unterschied zwischen Winter und Frühling zu geringe, und das Gefühl des fröhlichen Erwachens der Natur wird weniger auffallend rege. Man wird freilich dafür durch tausend andere Vorzüge reichlich entschädigt, und fühlt dafür auch nicht die todte Erstarrung unsers Winters. Der Wunsch, den Wechsel recht merklich zu empfinden, ist wie der Wunsch, Schmerz zu haben, um sich an der Genesung zu erfreuen. Unserm Klima ähnlich

aber viel glücklicher in früherer Entfaltung der Natur, größerer Beständigkeit und längerer Dauer der schönen Jahreszeit sind einige Gegenden des südlichen Deutschlands und der Schweiz, wo die hohen Gebirge nicht zu nahe stehen, namentlich die reizenden Ufer des Bodensees. Dort ist der Frühling wirklich in aller seiner Pracht.

Es mag doch an der sonderbaren Jahreszeit liegen, daß sehr viele Erkrankungen hier sind, wenn auch im Ganzen einzelne, doch immer wenige Todesfälle erfolgt sind. Unter diesen war hier ein allgemein betrauerter und doppelt betrauernswürdiger, weil der Verstorbene mit Recht überall sehr geliebt war, und weil dieselbe Familie hinter einander so schreckliche Verluste durch den Tod erlitten hat. Sie haben gewiß in den Zeitungen gelesen, daß in Berlin der Fürst Radziwill gestorben ist. Er hatte eine königliche Prinzessin, eine Cousine unsers Königs, zur Gemahlin. Sie hatten sich, ohngefähr zu gleicher Zeit als ich, aus reiner Neigung geheirathet. Die Prinzessin ist eine der geistvollsten Frauen, die es gegeben hat; der Fürst war sehr liebenswürdig und überall hülfreich. Sein Talent für Musik war ausgezeichnet und anerkannt. Er hat einen großen Theil von Goethe's Faust in Musik gesetzt. Etwa drei Jahre können es sein, daß diese beiden Eltern in ihrer sonst so glücklichen Lage das Unglück hatten, zwei völlig erwachsene Söhne in kurzem Zwischenraum an der Schwindsucht zu verlieren. In diesem Winter bekam die älteste Prinzessin plötzlich einen Blutsturz, und ist seitdem so offenbar schwindsüchtig, daß man an ihrem Aufkommen verzweifelt. Vierzehn Tage nach ihrem Erkranken starb der Vater, den man blos an der Grippe krank glaubte, ganz unerwartet. In der großen Schwäche, worin die anmuthige Tochter sich befand, durfte sie den Tod nicht erfah-

ren. Man kann sich kaum denken, was die arme Mutter litt, was es ihr kosten mußte, bei der Tochter heiter zu scheinen, und von dem schon zu seiner Ruhestätte eingegangenen Vater wie von einem bald Genesenden zu reden, und diese Täuschung wochenlang fortzusetzen. Es gehört die ganze Stärke und Ergebung dazu, welche diese außerordentliche Frau besitzt.

Gall, dessen Sie in Ihrem Briefe erwähnen, habe ich noch persönlich gekannt und seinen Lehrstunden über die Schädellehre in Wien 1797 beigewohnt. Ich habe keinen Augenblick daran geglaubt. Es war eine der Erfindungen, die, wenn man sie des Charlatanismus entkleidet, der sie umgiebt, eine sehr dürftige Wahrheit hinterlassen. Gall's eigentliches wissenschaftliches Verdienst besteht darin, daß er die wahre Form und Zusammenfaltung der Gehirnmasse zuerst richtig eingesehen, begriffen und gezeigt hat. Außerdem war er ein sehr guter Arzt. Er starb gerade, als ich das letzte Mal in Paris war, und ich habe ihn noch dort gesehen. Er hatte in seinem Testament verordnet, daß gleich nach seinem Tode sein Kopf abgelöst und sein Schädel seiner Sammlung einverleibt werden sollte, was auch pünktlich geschehen ist. Da er kein Honorar für seinen Unterricht nahm, so konnte ich ihm die Gefälligkeit nicht abschlagen, meinen Kopf für ihn in Gyps abformen zu lassen. Dies geschieht unmittelbar über die Natur, wie es bei Todten geschieht, und so ungeschickt als es bei ihm gemacht wurde, brachte es einen dem Ersticken sehr nahe. Meine Gypsform muß noch in seiner Sammlung sein. Dies war übrigens kein beneidenswürdiges Schicksal. Denn alle Laster, die man der Theorie nach hätte haben sollen, aus de-

ren Schlingen man sich aber glücklich gezogen hatte, wurden einem da, so oft man die Ehre genoß, in einer Vorlesung vorgezeigt zu werden, in nur zu klaren und unzweideutigen Ausdrücken, da Gall sich sehr roh und ungebildet zu äußern pflegte, vorgeworfen, wie ich an merkwürdigen Beispielen selbst gehört habe. Er hat mich gewiß nicht mehr geschont als Andere, und hat darin ganz recht gethan, da ich in gar keinem nähern Verhältnisse zu ihm stand. Der Grundfehler des Gall'schen Systems ist der, daß er gar nicht einsah, daß alle moralischen und intellektuellen Kräfte im Menschen so in Verbindung stehen, und so ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, daß sich gar nicht nach so oberflächlicher Abtheilung verschiedene Organe annehmen lassen, als er auf das allerwillkürlichste entscheidet. Darin, in der wahren geistvollen Würdigung des Menschen, war Lavater ein ganz anderer Kopf und ein ganz anderes Gemüth. Leben Sie wohl, erfreuen Sie sich des Frühlings und rechnen Sie auf meine unwandelbare Theilnahme. H.

Vierundvierzigster Brief.

Tegel, den 14. Juni 1833.

Machen Sie sich nie darüber Sorge, liebe Charlotte, wenn Ihr Brief sich einmal verspätet. Sie müssen mir nur dann schreiben, wenn Sie Kraft und Stimmung dazu in sich fühlen, und Ihnen die Unterhaltung mit mir zur Erheiterung gereicht. Sie haben mir mehr als einmal gesagt, daß im Fall eines Erkrankens, auch wenn Sie es mir nicht selbst melden könnten, was noch nie Ihr Fall gewesen, Sie Mittel haben mir Nachricht zu geben, — so bin ich auch beruhigt, wenn einmal ein Brief von Ihnen nicht pünktlich, wie ich es gewöhnt bin, einläuft. Auch Ihnen wird diesmal mein Brief später zukommen, als sich die Gewohnheit bei mir gebildet hat Ihnen zu schreiben; das ist aber diesmal nur Folge zufälliger Ursachen, nicht der innern Stimmung, die ich glücklicherweise von äußern Zufälligkeiten frei und unabhängig zu erhalten strebe. Aber innig leid thut es mir, wie ich schon es erkannte in Ihrem Briefe, daß Sie erschöpft an Kräften, überarbeitet und angestrengt waren, und Sie mir erst sagen wollten, wenn Sie ausgeruht und etwas wohler waren. Ich rede freilich, wie Sie bemerken, der Arbeitsamkeit das Wort, ehre ganz vorzüglich die Ihrige, sie muß aber doch das Maß der Kräfte nicht überschreiten. Ich möchte indeß die Mattigkeit und Schwäche, worüber Sie klagen, nicht sowohl der Arbeit an sich zuschreiben;

ich glaube vielmehr, daß die Grippe dabei im Spiel gewesen ist. Auch hier ist es Vielen auf ähnliche Weise gegangen. Die, wie man nicht leugnen kann, epidemische Krankheit hat sich offenbar auf zweifache Weise geäußert. Bei der großen Anzahl der Menschen ist sie ganz eigentlich zum Durchbruch gekommen, hat einen kurzen, mehr oder minder heftigen Verlauf gehabt, ist dann gewichen, hat aber eine große Mattigkeit hinterlassen. Oft auch sind andere Krankheiten, namentlich Nervenfieber nachgefolgt. Andere Personen sind scheinbar nicht krank geworden, haben aber Schwere und Mattigkeit der Glieder gefühlt, gleich als hätten sie eine schwere Krankheit durchgemacht, und diese haben eigentlich mehr als jene gelitten, da dieser auch an sich sehr unangenehme Zustand zu keiner Krisis kam, und daher sich viele Wochen hindurch ohne merkliche Besserung fortsetzte. So mag es leicht auch bei Ihnen, liebe Freundin, gewesen sein, und dann hat die Anstrengung der Arbeit natürlich das, ohne zum vollen Ausbruch zu kommen, in den Gliedern schleichende Uebel noch vermehrt. Sehr viel kann man auch auf die wirklich sehr große Hitze schieben, die wir im Mai hatten. Aber ich bitte Sie inständig, sich so großer Anstrengung nicht wieder hinzugeben — ich weiß recht gut zwar, was Sie mir einwenden werden und oft einwendeten, das Entweder, Oder, aufgeben — was nicht angeht — oder den momentanen Forderungen entsprechen. Ich habe mir sonst immer weibliche Arbeiten reizend vorgestellt, weil sie wohl einen Grad der Aufmerksamkeit erheischen, aber doch den Geist nicht so beschäftigen, daß er nicht vielfach dabei in Gedanken, Phantasien und Träumen herumschweifen könnte. Es hat mir geschienen, als wenn sogar darum das Leben der Frauen anziehender, und, wenn sie sonst Geist und Gemüth be-

sitzen, bildsamer sei als das der Männer. Sehr viele, ja fast die meisten männlichen Arbeiten nähren eigentlich den Geist wenig oder gar nicht, erlauben doch aber auch nicht, die Gedanken dabei auf irgend etwas Anderes zu wenden. Die besten Kräfte des Gemüths bleiben unbeschäftigt, und wenn sie in Perioden fallen, wo man von irgend einem Unglück betroffen worden ist, so versetzen sie, wie ich aus mehrmaliger eigener Erfahrung weiß, die Seele in die widrigste Spannung. Denn zerstreuen lassen sich tiefe Gemüther nicht, sie finden vielmehr sich selbst und mit sich die Ruhe dadurch wieder, daß sie sich absichtlich mit den Gegenständen ihres Grams beschäftigen. Den Beweis von dem, was ich eben über den Gegensatz weiblicher und männlicher Arbeit sagte, fand ich und finde ich noch in der alltäglichen Erfahrung, daß alle Geschäftsmänner, denen man weder Umsicht noch Kenntnisse absprechen kann, doch meistentheils leere und stumpfgewordene Leute sind, ihre Frauen hingegen, und gerade in solchen äußern Verhältnissen, wo der Hausfrau wenig oder keine freie Zeit übrig bleibt, die sie ihrer Bildung widmen können, geistesaufgeweckt und innerlich lebendig bleiben. Ich selbst habe mich oft in maschinenartigen Arbeiten, die auch Männern bisweilen vorkommen, deshalb gehen lassen, um dabei an etwas Anderes zu denken. Allein nicht jeder mag so gestimmt sein, und ich will daher nicht von mir auf Andere schließen. Ich ziehe überhaupt die Selbstbeschäftigung immer dem Lesen vor, und muß mich zu letzterm oft wie zu einer lästigen Arbeit zwingen. Ich denke dann nicht gerade über wichtige Gegenstände nach, ich träume auch nicht geradezu, aber ich gerathe in Stimmungen, die mich über die Gegenwart, sie sei freudig oder

traurig, hinwegsetzen und der Seele den Gleichmuth geben, der ihr so unendlich wohlthätig ist.

Ich reise am 2. Juli nach Nordernei ab, und wünsche sehr, liebe Charlotte, noch einen Brief von Ihnen zu erhalten. Ich bitte Sie also recht sehr darum. Ob ich selbst Ihnen noch werde von hier schreiben können, weiß ich nicht, und vermag es wenigstens nicht gewiß zu versprechen. Von der Reise aus ist es mir gewiß nicht möglich. Ich thue es aber gewiß gleich nach meiner Ankunft in Nordernei.

Mit treuer und unveränderlicher Anhänglichkeit der Ihrige. H.

Fünfundvierzigster Brief.

Berlin, den 1. Juli 1833.

Ich reise morgen ab, liebe Charlotte, gehe über Hamburg, und meine Töchter begleiten mich, da sie auch das Bad gebrauchen wollen. Ich danke Ihnen sehr für Ihren am 19. v. M. abgegangenen Brief, und freue mich, daß ich noch die Nachricht empfangen habe, daß Sie wieder wohl sind. Ich befinde mich sehr wohl bis auf das Zittern, das natürlich zunimmt, je weiter die letzte Badekur und ihre Wirkung zurücktritt. Ich habe mich gewundert, daß Sie neulich schrieben, meine Schriftzüge wären fester. Ich fühle bestimmt, daß es mit meinem Schreiben schlechter geht. Ich schreibe so ungemein langsam, daß ich das eigene Schreiben noch viel mehr werde beschränken müssen, als ich es schon thue. Es wäre eine Sünde gegen die Zeitanwendung, so lange man noch ganz fähig ist mit dem Kopf ohne die Hand zu arbeiten.

Sagen Sie mir doch, ob in K. Homöopathie getrieben wird. Ich maße mir zwar kein Urtheil über die Sache an, würde mich aber selbst nie so kuriren lassen. Die Kurart scheint mir wenigstens so viel Uebertriebenes zu haben, daß sie dadurch an Charlatanerie grenzt.

Ich kann Ihnen nicht bestimmen, wann ich Ihnen wieder schreiben werde. Da das Schreiben mir Mühe und Zeit kostet, so könnte es sein, daß ich nicht gleich nach meiner Ankunft dazu käme. Aengstigen Sie sich also nicht.

Ueberhaupt können Sie nicht glauben, welch einen störenden Eindruck es immer auf mich macht, die Unruhe in denen zu wissen, die Theil an mir nehmen, selbst dann, wenn, wie hier gar nicht der Fall ist, Grund dazu vorhanden wäre. Die gefaßte Ruhe ist, wo wirkliche Besorgniß eintritt, eine so viel edlere, den tiefen Gefühlen so viel würdigere Stimmung. Unruhe aber ohne alle gegründete Besorgniß kann nur wieder, und ganz unnütz, beunruhigend wirken. Ich wünsche, daß Sie mir zweimal nach Norderneι über Aurich schreiben, so daß der erste Brief den 20. Juli, der zweite den 15. August dort eintreffe.

Mit herzlicher und unveränderter Theilnahme der Ihrige.

H.

Sechsundvierzigster Brief.

Norbernei, den 13. Juli 1833.

Ich bin gestern Mittag gesund und glücklich hier angekommen, liebe Charlotte, und gebe Ihnen gleich Nachricht davon, weil ich weiß, daß es Sie interessirt. Das Fahren hat mich nicht besonders angegriffen, obgleich ich einige lange Tagereisen gemacht habe. Allein heute beim Baden habe ich doch gefühlt, daß ich schwächer an Kräften als im vorigen Jahre bin. Ich habe deutlich gefühlt, daß ich weniger fest und sicher gegen den Andrang der Wellen stand als im vorigen Jahre. Die Badeleute schieben das freilich auf die Ungewohntheit, aber das eigene Gefühl täuscht nicht, und die Zeit will ihr Recht haben.

In Hamburg war ich seit beinahe vierzig Jahren nicht, und fand sehr erhöheten Wohlstand, viel mehr Betriebsamkeit und überall Verbesserungen im Innern und Aeußern. Sogar auf dieser kleinen Insel ist dies der Fall seit der letzten Badezeit. Wie auch die sogenannten großen politischen Angelegenheiten stehen mögen, die einzelnen Menschen und Familien gehen ihren Weg mit geringer Störung fort, streben sich ihre Lage besser und gewinnreicher zu machen, benutzen die Mittel, welche die Zeit in sich immer vermehrenden Maßen dazu an die Hand giebt, und vermehren diese Mittel selbst dadurch, daß sie dieselben benutzen. Dies ist ein sehr tröstender Gedanke, und der große Gang der Schicksale des Menschengeschlechts zeigt sich darin viel we-

niger abhängig von fremder Willkür und Zufall, als es beim ersten Anblick erscheint. In Hamburg habe ich nur meine ältesten Bekannten aufgesucht, unter andern einen, mit dem ich vor mehr als dreißig Jahren Spanien durchreiste. Er war damals ein blutjunger Mensch, und hat jetzt eine Reihe blühender Kinder. Klopstock's Grab sah ich mit Rührung. Ich habe ihn noch recht gut gekannt. Mein Gefühl für ihn entspringt doch aber mehr aus frühem Lesen seiner Gedichte. Jetzt ist man freilich in der Poesie an etwas noch tiefer Gehaltvolles gewöhnt, und würde schwer in Klopstock's Werken anhaltend viel lesen mögen. Es hat sich ein höherer und offenbar mehr dichterischer Sinn erschlossen. Aber einzelne Oden, wie Anklänge aus einer in anderer Art edeln Zeit, behalten noch jetzt einen hohen Reiz. In dem Leben des Mannes hat mir immer mißfallen, sogar noch in seiner Grabschrift, daß er seine zwiefache Ehe gleichsam heraushob. Wenn die erste eine glückliche war, habe ich von früh an einen Widerwillen gegen zweite Ehen gehabt. Nach den gewöhnlichen moralischen, ja nach religiösen Begriffen läßt sich nichts dagegen sagen; aber die höhere Sittlichkeit und das ächte Zartgefühl erheben sich dagegen. Auch scheint eine gewisse Ahndung davon allgemein zu sein. Denn in der griechischen Kirche, wo die Priester sich verheirathen dürfen, sind ihnen doch die zweiten Ehen untersagt.

Die Lage von Hamburg hat mich aufs neue durch ihre Anmuth überrascht. Der große Strom und die prachtvollen Bäume würden an sich reizend und einladend sein, wenn auch die Wohlhabenheit und der Geschmack der Bewohner sie nicht in große und schöne Gärten, reich an Blumen und exotischen Gewächsen, umgeschaffen hätten.

Das Jahr theilt sich für mich jetzt immer in zwei andere Hälften, als die der Kalender angiebt, in die zwei Monate, die ich auswärts zubringe, und die zehn ungestört ruhigen Aufenthalts zu Hause. Die letzten sind mir die allein angenehmen, und ich betrachte den Tag nach meiner Rückkunft in Tegel als den ersten eines neu beginnenden Jahres. Ich lächle bisweilen über mich selbst, daß ich mich so gläubig um zwei schöne Monate des Jahres bringe. So wie man es vernünftig überlegt, sieht man ein, wie mißlich es um den Nutzen solcher Reisen steht, und daß diejenigen, die sich nicht darauf einlassen, darum nicht schlimmer daran sind. Der Erfolg ist, wie auch mein Beispiel beweist, nie recht entschieden, ein mehr oder weniger, worauf auch die Einbildung oft noch mitwirkt. Ich gehe blos hierher, weil es mein Arzt so will, und es mein Grundsatz ist, ihm unbedingt zu folgen, in den Mitteln, die mir zu Gebote stehen. Er hat die Vernunftmäßigkeit seiner Kurart zu verantworten, und mein Befinden ist daher mehr seine als meine Sache. Er muß daher die freie Wahl der anzuwendenden möglichen Mittel haben.

Innerlich und geistig sehe ich meinen hiesigen Aufenthalt dadurch als wohlthätig an, daß mich die Entfernung von vielen Büchern mehr zum freien, stillen eigenen Nachdenken zwingt. Ich lebe ganz und ausschließlich meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, an die sich glücklicherweise auch alle Andenken anschließen, die mir das Leben und die Vergangenheit theuer machen. Denn wenn man die Ideen tief genug verfolgt, so führen sie allemal zugleich in das Gebiet der tiefsten und rein menschlichsten Gefühle. Diese Beschäftigungen fordern nun zugleich freies Nachdenken und angestrengte Arbeit in Büchern. Beides geht nun zwar immer Hand in Hand, allein es ist nicht übel, zuweilen

gewaltsam von den Büchern abgezogen zu werden, nicht zur Erholung, deren man von geistiger, schon in sich stärkender Arbeit nicht bedarf, noch als Zerstreuung, sondern um in derselben Arbeit in ganz freiem, durch nichts Aeußeres geleitetem Nachdenken fortzufahren. In dieser Art wende ich den hiesigen Aufenthalt an, und bedarf also keiner Menschen und klage nie über Langeweile. Dabei ist das Meer und sein beständiger Anblick, so öde auch Strand und Insel sind, eine schöne Zugabe.

Es sind neulich fünf Theile nachgelassener Werke von Goethe erschienen. Der eine enthält die Fortsetzung seines Lebens, unter dem alten Titel: „Wahrheit und Dichtung." Es sind darin die Jahre 1774 und 75 beschrieben, und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Besonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreise gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies ist doch wohl derselbe Ewald, von dem Sie mir oft schrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

Leben Sie wohl. Unveränderlich der Ihrige. H.

Siebenundvierzigster Brief.

Norderney, den 2. August 1833.

Mit dem Anfange dieses Monats ist gerade die Hälfte meiner Badekur vollendet, liebe Freundin, und es wird Ihnen Freude machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie ununterbrochen habe fortsetzen können, und befinde mich, Dank sei es der Vorsehung, sehr wohl. Von der gänzlichen Wirkung läßt sich erst nach Monaten urtheilen. Dem Erfolg bis jetzt nach zu schließen, wird sie hoffentlich nicht geringer als im vorigen Jahre sein. Hier werde ich fast allgemein, meiner eigenen Schwächlichkeiten ungeachtet, für stark gehalten, und gewissermaßen könnte ich mir selbst so erscheinen. Denn kein noch so junger rüstiger Mann braucht das Bad stärker als ich, und ich fühle mich niemals nur einen Augenblick davon angegriffen. Ich nehme nie etwas Stärkendes nachher, und beschäftige mich, wenn ich nicht der Luft im Gehen genießen will, mit jeder Sache, die mich gerade interessirt. Von der Witterung spüre ich gar keinen Einfluß. Einige Körperstärke setzt das allerdings voraus, und weil ich weiß, daß die Nachricht Ihnen Freude macht, gebe ich sie Ihnen. Aber die Hauptsache ist doch, das ganze Leben hindurch die Seele zur Ertragung jedes Ungemachs abgehärtet zu haben. Es ist unglaublich, wie viel Kraft die Seele dem Körper zu verleihen vermag. Es erfordert auch gar nicht eine große oder heldenmüthige Energie des Geistes. Die innere Sammlung reicht hin, nichts

zu fürchten und nichts zu begehren, als was man selbst in sich abwehren und erstreben kann. Darin liegt eine unglaubliche Kraft. Man ist darum nicht in eine phlegmatische Ruhe versenkt, sondern kann dabei gerade von den tiefsten und ergreifendsten Gefühlen bewegt sein, ihre Gegenstände gehören nur nicht der äußern Welt an, sondern sind höhern Dingen und Wesen zugewendet. Man ist nicht frei von Sehnsucht, vielmehr ihr oft hingegeben, aber es ist nicht die verzehrende, die nach äußerer Gewährung strebt, sondern eine eigene, nur die lebendige Empfindung von etwas Bessern und Schönerm, mit dem die Seele innig verwandt ist. — Das Wetter war hier seit unserer Ankunft für den Gebrauch des Bades sehr günstig. Denn da es immer windig und einige Mal sehr stürmisch war, so war die See fast unausgesetzt sehr hoch und unruhig, und diesen heftigen Wellenschlag hält man gerade für sehr zuträglich. Mit Sonnenschein verbunden, wie wir ihn oft hatten, ist er zugleich ein reizender Anblick. Ueber Hitze hat man sich hier wohl selten zu beklagen. Da die Winde meistentheils vom Meer herkommen, so kühlen sie die Luft hinreichend ab. Auf Inseln, besonders auf kleinen, ist große Hitze eben so wie große Kälte selten. Wir haben aber in diesem Sommer wirklich sehr heiße Tage gehabt. Meine Liebe für große Wärme schreibt sich doch nicht, wie Sie glauben, aus meinem längern Aufenthalt in Spanien und Italien her, ich erinnere mich sie von früher Kindheit an gehabt zu haben.

Sie haben allerdings recht, wenn Sie sagen, Frau von Stael und Frau von Laroche werden schlimm im Goethe'schen Briefwechsel behandelt. Es ist dies Goethe's Schuld.

Im vertraulichen Briefwechsel kann man sich, wie im Gespräch, kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Absicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verstanden wird. Wenn man aber solche Briefe vor das große Publikum bringt, muß man solche Stellen wegstreichen, und darin ist Goethe, der den Briefwechsel herausgegeben, zu sorglos gewesen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag thun, das sonst einen solchen Reichthum an genialen und neuen Ideen enthält, und so das lebendige Gepräge des Gedanken-Austausches zweier großer Geister in sich trägt, denn es giebt nicht leicht eine Schrift, die einen so unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet, und so, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Ansichten angiebt. Der Stael mußten Goethe und Schiller Unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Stael war bei weitem weniger von ihren schriftstellerischen Seiten, als im Leben und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle, Geist und Empfindung. Beides war in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch angeregt wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurde ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren innern Wesen der Frau wußten sie nichts. Was man von ihrer Unweiblichkeit sagte, gehört zu dem trivialen Geschwätz, das sich der gewöhnliche Schlag der Männer und Weiber über Frauen erlaubt, deren Art und Wesen über ihren Gesichtskreis geht. Sich über das Höhere alles Urtheils

zu enthalten, ist eine zu edle Eigenschaft, als daß sie häufig sein könnte. Wirklich selbst vorzügliche Frauen, welche die Stael kannten, haben sie nie als unweiblich getadelt, und noch weniger kann man sie so in ihren Schriften finden.

Die Laroche habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmüthig und mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geschrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. In sofern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Werth, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was sie in scherzhaft heiterer Laune hinschrieben, nicht als vollwichtigen Ernst aufnehmen. Die Epochen, in die uns diese Erinnerungen zurückführen, weichen allmälig in solche Ferne zurück, daß schon darum das Interesse an ihnen wächst. Auch erscheint immer mehr was zur Charakterisirung der damals merkwürdigsten Personen dient. In den Urtheilen über sie wirkt noch die Stimmung mit fort, welche sie im Leben hervorbrachten; allein nach und nach tritt eine andere Stimmung ein, bis sich endlich das bildet, was man den bleibenden Nachruhm nennt. Die Menschen werden in diesem gewissermaßen zu Schattengestalten. Vieles was sie an sich tragen erlischt, und das Uebrigbleibende wird nun zu einer ganz andern Erscheinung. Dabei wird noch, was man von ihnen weiß, nach dem Geiste der jedesmaligen Zeit aufgenommen. So ungewiß steht es um das Bild, das auch die größten Menschen hinterlassen, und um die Geschichte!

Meine Badekur ist den 21. d. M. zu Ende, und ich werde also noch vor dem Ende desselben zurückgekehrt in Tegel sein. Ich fühle mich wohl und sehr gestärkt, und werde die Wirkung nach einiger Zeit noch mehr empfinden. Ich sage Ihnen das, liebe Freundin, schon jetzt und noch von hieraus, da Sie mir mit liebevoller Theilnahme so oft gesagt haben, daß Sie diese Nachrichten zuerst und vor allen andern in meinen Briefen suchen. So begegnen sie Ihnen schon am Schluß dieses Briefes und kommen Ihnen früher zu, was Ihnen, wie ich weiß, Freude macht. Aber richten Sie es nun auch so ein, daß ich einen Brief von Ihnen in Berlin vorfinde. Mit der innigsten und unveränderlichsten Theilnahme der Ihrige. H.

Achtundvierzigster Brief.

Tegel, den 6. October 1833.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank, liebe Charlotte, für Ihren lieben Brief, den ich bei meiner Zurückkunft hier vorfand, und der so viel Liebes und Gütiges über mich enthält. Von mir wiederhole ich nur mit ein paar Worten das, womit ich meinen letzten Brief schloß, daß ich mich gestärkt durch das Bad fühle, und auch Andere finden mich wohler. Auch ich bin durch die gar nicht sehr kleine Reise nicht angegriffen. Das Zittern nur hat nicht nachgelassen, das werden Sie an meinem Schreiben auch erkennen. Ob Sie nichts von Ihrem Befinden erwähnen, so scheint mir doch die Stimmung zu beweisen, daß Sie wohl sind. Sie wissen, welchen lebhaften Antheil ich daran nehme. Sie genießen doch gewiß auch recht in Ihrem Garten die schönen Tage, mit denen das sich zum Ende neigende Jahr scheint alle schlimmen Tage, an denen der Sommer reich war, wieder in Vergessenheit bringen zu wollen. Es ist merkwürdig, wie wunderschön das Wetter ist, eben so ausgezeichnet schön war der Frühling. Ich dächte in 20 Jahren kein so blüthenreiches Frühjahr hier erlebt zu haben. Die Pracht war über alle Beschreibung. Das schöne Wetter wird aber bei weitem nicht so dankbar von den Menschen erkannt, als man das blos minder gute gleich übermäßig allgemein tadeln hört. Die Menschen scheinen zu meinen, daß, wenn ihnen auch der Himmel alle

übrigen Glücksgaben vorenthielt, er ihnen doch diese, gleichsam die wohlfeilste von allen, gewähren müsse. Wie viel dem Himmel das schöne Wetter kostet, ist freilich schwer zu berechnen. Allein in der Wirkung auf das Gemüth gehört ein wahrhaft schöner Tag zu den allerkostbarsten Geschenken des Himmels. Wenn man im Menschen eine gewisse mittlere Seelenstimmung als die Regel annehmen kann, so bringt mich schlechtes Wetter niemals unter dieselbe, dies erlaubt meine gegen alle äußern unangenehmen Eindrücke sehr gut verwahrte Natur nicht. Aber ein schöner Tag oder eine strahlend sternhelle Nacht hebt mich unaussprechlich darüber empor. Denn man kann, gerade indem man die Empfindung des Schönen schärft, die Reizbarkeit gegen das Unangenehme abstumpfen.

Was Sie über Herder und Goethe sagen, und über die verschiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtungen geführt. Ich begreife, daß nach vielen schmerzlichen Erfahrungen, und in einer nicht freien, beengenden Lage, Sie sich dem erfreuenden Genuß eines erheiternden Studiums, welcher Art es sei, nicht hingeben dürfen, indem dadurch Ihnen mancher Lebensdruck völlig unerträglich werden würde. Es hat mich sehr gerührt, was Sie, wenn auch kurz, bemerken, daß Sie sorgfältig vermeiden, sich daran zu erinnern, wie Ihre frühere Lage Ihnen gestattet habe, Ihren Neigungen hier zu folgen. Sie setzen hinzu, daß so, bei weniger Muße, Sie sich nicht ohne Absicht einer Lektüre hingeben können, und in dieser beengenden Stimmung entspreche, im Ganzen, Herder mehr Ihrem tiefern Bedürfen als Goethe, dessen Schriften Sie aber wohl, und bis auf wenige Ausnahmen, alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles sehr natürlich, das nur

scheint mir etwas einseitig, daß Sie sagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und sich wohl nie in eine sehr leidenvolle, freudenlose Lage versetzen können, da er ja stets ein höher begabtes Schooßkind des Glückes gewesen. Ueber die Empfindungen Anderer sollte man nicht so scharf absprechen. Beschränken Sie das Gesagte auf sich und Andere, deren Gemüthsart Ihnen genau bekannt ist, so stimme ich Ihnen gänzlich bei. Was mir aber bei dieser Stelle Ihres Briefes besonders aufgefallen ist, ist, daß sie mir wieder recht klar bewiesen hat, daß es zwei ganz verschiedene Arten giebt, sich einem Buche zu nahen. Eine, mit einer bestimmten Absicht verbunden und ganz nahe auf den Lesenden selbst bezogen, und eine freiere, die mehr und näher auf den Verfasser und seine Werke geht. Jeder Mensch liest, nach Verschiedenheit der Stimmungen und der Momente, mehr auf die eine oder die andere Weise; denn rein und gänzlich geschieden sind beide natürlich nie. Die eine wendet man an, wenn man von einem Buche fordert, daß es erheben, erleuchten, trösten und belehren soll, die andere Methode ist einem Spaziergange in freier Natur zu vergleichen. Man sucht und verlangt nichts Bestimmtes, man wird durch das Werk angezogen, man will sehen, wie sich eine poetische Erfindung entfalte, man will dem Gange eines Raisonnements folgen. Belehrung, Trost, Unterhaltung findet sich nachher ebenso und in noch höherm Maße ein, aber man hat sie nicht gesucht, man ist nicht von einer beschränkten Stimmung aus zu dem Buche übergegangen, sondern das Buch hat frei und ungerufen die ihm entsprechende selbst herbeigeführt. Das Urtheil ist aber auf diese Weise freier, und da es von augenblicklicher Stimmung unabhängiger bleibt, zuverlässiger. Ein Verfasser muß es vorziehen, so gelesen und geprüft zu werden.

Herder kann übrigens jede Art der Beurtheilung ruhig erwarten. Er ist eine der schönsten geistigen Erscheinungen, die unsere Zeit aufzuweisen hat. Seine kleinen lyrischen Gedichte sind voll tiefen Sinnes, und in der Zartheit der Sprache und der Anmuth der Bilder die Lieblichkeit selbst. Besonders weiß er das Geistige unnachahmlich schön, bald mit einem wohlgewählten Bilde, bald mit einem sinnigen Worte in eine körperliche Hülle einzuschließen, und eben so die sinnliche Gestalt geistig zu durchdringen. In diesem symbolischen Verknüpfen des Sinnlichen mit dem Geistigen gefiel er sich auch selbst am meisten, bisweilen, obgleich selten, treibt er es bis ins Spielende. Eine seiner großen Eigenschaften war es auch, fremde Eigenthümlichkeiten mit bewunderungswürdiger Feinheit und Treue aufzufassen. Dies zeigt sich in seinen Volksliedern und in der Geschichte der Menschheit. Ich erinnere mich z. B. aus der letzten der meisterhaften Schilderung der Araber. Herder stand im Umfang des Geistes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verschmelzung des Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde. Diese Eigenthümlichkeit führte ihn zu großen und lieblichen Ansichten über den Menschen, seine Schicksale und seine Bestimmung. Da er eine große Belesenheit besaß, so befruchtete er seine philosophischen Ansichten durch dieselbe, und gewann dadurch den Reichthum von Thatsachen für seine allegorischen und historischen Ausführungen. Er gehört, wenn man ihn im Ganzen betrachtet, zu den wundervollest organisirten Naturen. Er war Philosoph, Dichter und Gelehrter, aber in keiner einzigen dieser Richtungen wahrhaft groß. Dies lag auch nicht an zufälligen Ursachen, an Mangel gehöriger Uebung. Hätte er einen dieser Zweige

allein ausbilden wollen, so würde es ihm nicht gelungen sein. Seine Natur trieb ihn nothwendig zu einer Verbindung von allen zugleich hin, und zwar zu wahrer Verschmelzung, wo jede dieser Richtungen, ohne ihre Eigenthümlichkeit zu verlassen, doch in die der andern einging, und da doch dichtende Einbildungskraft seine vorherrschende Eigenschaft war, so trug das Ganze, indem es die innigsten Gefühle weckte, immer einen doppelt stark anziehenden Glanz an sich. Diese Eigenthümlichkeit bringt es aber auch freilich mit sich, daß die Herder'schen Raisonnements und Behauptungen nicht immer die eigentlich gediegene Ueberzeugung hervorbringen, ja daß man nicht einmal das recht sichere Gefühl hat, daß es seine eigene recht feste Ueberzeugung war, die er aussprach. Beredtsamkeit und Phantasie leihen leicht allem eine willkürliche Gestalt. Von der Außenwelt entlehnte er nicht viel. Sein Aufenthalt in Italien hat ihn fast um nichts bereichert, da Goethen der seinige so reiche und schöne Früchte getragen hat. Herder's Predigten waren unendlich anziehend. Man fand sie immer zu kurz und hätte ihnen die doppelte Länge gewünscht. Aber eigentlich erbaulich waren die, welche ich gehört habe, nicht, sie drangen wenig ins Herz.

Wenn er jetzt wüßte, daß ich so viel mit unleserlich kleinen Buchstaben über ihn schreibe, würde er sich gewiß wundern, und ich wundere mich über mich selbst. Ich thue es einzig, weil ich denke, daß es Ihnen Freude macht. Sagen Sie mir aber auch, wenn Sie mich nicht mehr lesen können. Denn für mich selbst schreibe ich nicht.

Mit der herzlichsten Theilnahme Ihr H.

Neunundvierzigster Brief.

Tegel, den 4. bis 8. November 1833.

Ich danke Ihnen sehr, liebe Charlotte, für Ihren Brief vom 24. v. M., der mir noch mehr Freude gemacht haben würde, wenn er mir nicht zugleich von der wehmüthigen Stimmung spräche, die Sie in sich aufsteigen fühlen. Sie sagen selbst, daß Sie keine Ursache sehen, die derselben zum Grunde läge. Ich begreife das sehr gut; wie in der äußern Natur, so ist es in unserm Innern oft ungewöhnlich heiter, oft bewölkt, ohne daß sich, was so vorgeht, eigentlich erklären läßt. Es ist in unserer Seele offenbar eine doppelte Sphäre, eine, wo nicht blos alle Begriffe, sondern auch alle Gefühle klar und in vollem Bewußtsein ihres Zusammenhangs aus einander hervor und in einander übergehen, und eine, in der Dunkelheit herrscht, und aus der nur Einzelnes von Zeit zu Zeit plötzlich auftaucht. Man kann die letztere nicht vernichten oder einschläfern wollen, man kann ihr nicht einmal zürnen. Denn die wahrsten Gedanken, die heilsamsten Entschlüsse, die tiefsten Gefühle stammen oft wie plötzliche Offenbarungen aus ihr her. Auf der andern Seite ist auch freilich vieles in ihr rein körperlich, und gehört zu demjenigen, dessen man sich entschlagen müßte und gern entschlagen würde, wenn man sich nur seiner entschlagen könnte. Von dieser Art ist glaube ich das, worüber Sie klagen. Geradezu läßt sich gegen solche Stimmungen so viel als nichts thun, mit der größten über

sich gewonnenen Kraft selbst nicht. Man kann es dahin bringen, daß man eben so denkt und arbeitet, als wäre die Stimmung nicht vorhanden, selbst sie äußerlich unbemerkbar in sich verschließen, aber man bleibt trübe, die Heiterkeit läßt sich nicht erzwingen, und der Mensch hat nicht viel mehr Gewalt über seinen innern Wolkenhimmel als über den äußern. Indeß darf man doch nicht ganz dabei müßig bleiben, und muß auch hier die allgemeine Pflicht üben, auf sich wachsam sein und an sich arbeiten. In jener, dem Bewußtsein fremden Sphäre ist allerdings wenig zu thun. Die andere, zugängliche klarer Begriffe und in ihrem Zusammenhange erkennbarer Gefühle, muß man in solchen Momenten der Trübheit in erhöhete Thätigkeit setzen und kann es; dies Mittel verfehlt seine Wirkung nicht. Ein recht ruhiges und klares Zusammennehmen der Kräfte des Gemüths, mit denen man seinem Schicksale begegnen kann, thut dann immer sehr wohl und ruft auch die höhere unsichtbare Hülfe herbei, die immer nur in dem Maße erscheint, in welchem der Mensch sich selbst das Ziel zu erreichen anstrengt.

Der Winter erscheint, mehr in Rauhheit als in Kälte. Ich lasse mir das sehr gern gefallen. Ich lebe zwar auch sonst sehr einsam, doch im Winter noch mehr. Und der Hang zur Einsamkeit, zu dem ausschließlichen Leben mit meinen Gedanken und Erinnerungen, wächst in mir mit jedem Jahre. Er wächst aber nicht blos, er verbreitet immer mehr seinen wohlthätigen, wahrhaft segensreichen Einfluß auf mein Gemüth.

In Spanien giebt es einen Einsiedlerberg, der Montserrat bei Barcelona. Ich weiß nicht, ob Sie davon lasen

oder hörten. Ich war auf meiner spanischen Reise dort, und eine ausführliche Schilderung davon muß von mir irgendwo gedruckt sein. Die Einsiedler sind keine Geistlichen, sondern Leute, die bis zu einem oft hohen Alter in der Welt, ja zum Theil in angesehenen und wichtigen Verhältnissen gelebt haben. Die Gegend ist zauberisch schön. Ein inselartig aus der Ebene aufsteigender Berg, ganz felsig und ganz mit Bäumen und mit Waldgebüsch bedeckt. Unzählige Fußwege gehen durch die abwechselnden Schluchten und Höhen hin. Der Berg hat das Eigene, daß überall ganz isolirt stehende Klippen wie ein Wald von Bäumen emporsteigen. Keine dieser 70 bis 80 Fuß hohen Klippen gleicht der andern, und es kommen die wunderbarsten Gestalten darunter vor. Von dem Gipfel des Berges hat man eine weite Aussicht auf das Land umher, bis zur Meeresküste hin. Zwölf Einsiedeleien liegen zum Theil sehr nahe, zum Theil sehr entfernt von einander. Auf beinahe kindische Weise war ihnen mitunter das Zusammenkommen erschwert. So wohnten zwei in einer großen Spalte einer ganz senkrecht steilen Felswand, die eine lange Höhlung bildete. In dieser Felswand hatte der Fels eine natürliche Zwischenwand gelassen, welche die Wohnung der beiden Einsiedler trennte. In diese nun ward keine Thür gemacht, wie leicht das auch gewesen wäre, und die beiden Greise, denn von solchen wurde, als ich dort war, diese Felswand bewohnt, mußten, obgleich Wand an Wand lebend, um zu einander zu kommen, jeder über hundert Stufen herunter und wieder eben so viele hinauf steigen. Vieles andere in dem Leben und den Andachtsübungen dieser Einsiedler war eben so sonderbar und wenig anziehend. Dennoch lag in der Neigung, nach vollbrachtem thätigen Leben, ein stilles, von den Dingen der Welt enttäuschtes

Leben in Gottes Natur, an einem Ort, wo sie vorzugsweise schön ist, zu führen, etwas aus der Tiefe des Gemüths Geschöpftes. Die Menschen dort mochten es nicht so rein empfinden. Aber ihre Lage und der ganze Einsiedlerberg gaben doch das deutliche Bild, daß es so empfunden werden konnte. Wenn man etwas auch noch so sehr als eine menschliche Empfindung erkennt, so überrascht es doch noch mehr und erfreulicher, eine Erscheinung im Leben anzutreffen, an die sie sich wie an ein symbolisches Bild anschließen kann.

Leben Sie herzlich wohl. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Ich wünsche von Herzen, daß jede trübe Stimmung in Ihnen verschwinden möge und Sie mir recht heiter schreiben.

Funfzigster Brief.

Tegel, den 16. Novbr. bis 7. Decbr. 1833.

Ich fange diesen Brief an, liebe Charlotte, ohne noch einen von Ihnen empfangen zu haben, ich denke aber gewiß, daß in diesen Tagen selbst einer ankommen muß. Zuerst habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefes zurück zu kommen, die eigentlich ganz unbeantwortet von mir geblieben ist, und wofür ich Ihnen sehr danke. Es ist nämlich das, was Sie über die verschiedene Art Bücher zu lesen sagen, und über das, was man in ihnen zu suchen hat. Sie beziehen sich dabei auf Goethe. Sie wissen, ich liebe es sehr, wenn man im freundschaftlichen Briefwechsel es frei ausspricht, wo die Meinungen nicht übereinstimmen. Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die schöne Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wieder zu lesen, auf die Sie sich beziehen. Im Ganzen aber ist es, wie es gewöhnlich im Entgegenstellen der Behauptungen geht, daß man einander doch nicht bekehrt. Meine Art ist es einmal und wird es immer bleiben, ein Buch eben so wie einen Menschen als eine Erscheinung an sich, nicht als eine Gabe für mich anzusehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe sagt, in die Kritik desselben ein, eben so wenig wie ich dies bei einem Menschen thue. Aber ich betrachte es wie ein Produkt des menschlichen Geistes, das ohne alle Beziehung auf meine Gedanken und Gefühle einen eigenen Ideenzusammenhang und eine eigene Gefühls-

weise ausspricht, und meine Aufmerksamkeit dadurch in Anspruch nimmt. Ich begreife indeß, daß viele Leser die Bücher mehr zu sich hinziehen, und sie weniger objectiv nehmen, und wenn Sie mich fragen, ob es einem Schriftsteller unangenehm sein könne, wenn er Beruhigung oder Erheiterung in ein, dieser oder jener bedürfendes Gemüth ergieße oder eine gebeugte Seele ermuthige, so antworte ich mit voller Ueberzeugung: er ist gewiß damit zufrieden und fühlt sich belohnt, gesetzt, es wäre auch nicht gerade sein Zweck. Ich wollte Ihnen nur sagen, wie ich Bücher lese, keineswegs aber Ihre Weise tadeln.

Da wir einmal von Büchern reden, so will ich auf eines kommen, auf das ich schon lange Ihre Aufmerksamkeit heften wollte, und dessen Inhalt und Anordnung mich sehr beschäftigt hat. Es ist dies eine neu erschienene geistliche Liedersammlung. Sie ist von unserm Gesandten in Rom gemacht und herausgegeben. Bunsen, der Herausgeber, ist ein vielfach gelehrter und sehr religiöser Mann. Er hat die Lieder aus allen Zeiten gesammelt, jedoch den ältern, besonders denen von Paul Gerhard, den Vorzug gegeben. Mit besonders richtigem Gefühl ist die Bearbeitung der Lieder behandelt. In der Regel sind sie ganz ungeändert geblieben, wo aber etwas gar nicht bleiben konnte, sondern unverständlich oder Anstoß gebend war, da ist die Aenderung leise und kaum bemerkbar, und immer ganz im Geiste des ursprünglichen Verfassers vorgenommen. Wenn man die Wahl der Lieder beachtet, so sieht man, daß dem Herausgeber das vorgeschwebt hat, was ein geistliches Lied eigentlich sein soll. Es muß nämlich den frommen und erbaulichen Stoff, den es sich zum Inhalt wählt, poetisch wirklich so behandeln, daß der dichterische Schwung dazu beiträgt, die andächtigen Gefühle zu steigern und in

Schwung zu bringen. So viele mittelmäßige Lieder, besonders von neuern Verfassern, begnügen sich, fromme Gedanken, die gleich gut in Prosa sein würden, in Reime zu bringen. Es kann durch sie keine Wärme der Frömmigkeit geweckt werden, da sie selbst aus keiner solchen hervorgegangen sind. Solche Lieder und in solchem Geist gemachte Aenderungen von Andern sind von dieser Sammlung gänzlich ausgeschlossen worden. Da der Herausgeber sich viel mit der alten kirchlichen Musik beschäftigt hat, so hat er besonders auch darauf geachtet, ob die Lieder leicht und gut sangbar sind oder nicht. Was aber der Sammlung einen besondern Werth giebt, ist, daß dem Herausgeber so ganz das Bild einer wahrhaft christlichen, andachtsuchenden und schon andachtmitbringenden Gemeinde vorgeschwebt hat. Er hat daher in den Liedern vorzüglich das Volksmäßige gesucht, das Lichtvolle wie das Verständliche, das was das menschliche Gemüth am tiefsten und allgemeinsten ergreift und am lebhaftesten zu gemeinschaftlicher Inbrunst entflammt. Er hat aber auch durch die Vergleichung einer großen Menge von Gesangbüchern gestrebt zu erforschen, welche Lieder bei den Gemeinden in Deutschland die gewesen sind, die den meisten Eingang gefunden haben, und die man daher in die meisten Sammlungen aufgenommen hat. Ich bin darum so ausführlich über diesen Gegenstand gewesen, weil ich gewiß bin, daß es Ihnen Freude macht. Sie haben mir oft davon geredet, welchen Werth Sie auf alte Kirchenlieder, besonders auf Gemeinde-Gesänge legen; Sie haben namentlich Paul Gerhard's Lieder hervorgehoben und sie unsterblich genannt. So habe ich, indem ich mich mit den Liedern beschäftigte, Ihrer und Ihres tiefen Sinnes für fromme Lieder gedacht. Sie haben allerdings Recht, es liegt in den

alten Liedern ein anderer Geist als in den neuern, der gewiß in seiner hohen und wahren Einfalt mehr kräftigt, und Sie werden sagen, Bunsen hat sich ein Verdienst erworben um Viele, die sich an den Liedern erfreuen werden. Dieser Sammlung folgt dann eine Sammlung von Gebeten. Diese aber hat mich bei weitem nicht so angesprochen. Der Unterschied liegt schon in der Natur der Sache. Die Gebete sind größtentheils für die Andacht der Einzelnen bestimmt. Wenn aber der einzelne betet, bedarf er keiner Formel. Er ergießt sich viel natürlicher in von ihm selbst gewählten und verknüpften Gedanken vor Gott, und bedarf kaum der Worte. Die recht innige Andacht weiß von keinem andern als von einem aus ihr selbst hervorgegangenen Gebet.

Wenn ich die Zeiten meiner Kindheit und Jugend mit den jetzigen vergleiche, so herrscht doch jetzt ein mehr religiöser Sinn als damals. Ich rede natürlich nur von der hiesigen Gegend, da ich andere Theile Deutschlands nicht so genau von dieser Seite kenne. Hier ist es größtentheils eine Folge der letzten Kriegsjahre gewesen. Doch kann man nicht sagen, und das macht den Gemüthern der Menschen desto mehr Ehre, daß das Unglück allein diese Wirkung hervorbrachte. Es hätte gewiß einen höhern Ernst gegeben. Allein die Richtung zu religiösen Gefühlen entstand mehr nach dem gelungenen Erfolg, als Dank für die empfangene Wohlthat. Sie wurde zum Theil gleichsam dem Herzen entrissen durch die mit frohem Staunen verknüpfte Ueberzeugung, daß nur die Vorsehung diese Kraft verleihen, diesen Schutz gewähren konnte.

Wenn behauptet wird, es gehe jetzt von manchen Seiten Strafungs- oder Verdammungswürdiges vor, so ist

dabei doch die Frage, ob darum die Gesinnung der Menschen jetzt schlimmer und unmoralischer ist. Ich möchte es bezweifeln. Es scheint mir weit mehr eine Verkehrtheit der Meinungen, eine Verdrehung der Begriffe zu sein. Ehemals war mehr und weiter verbreitete Frivolität. Die scheint jetzt doch weniger und seltener. Gerade die Frivolität aber untergräbt alle Moralität und läßt keinen tiefen Gedanken und kein reines und tiefes Gefühl aufkommen. Es können sich damit natürlich gutmüthige und sanfte Empfindungen verbinden, aber es kann in solcher Seelenstimmung nichts aus Grundsätzen hervorgehen, und an Selbstüberwindung und Aufopferung ist nicht zu denken. Jetzt herrscht doch der Ernst, der zum Nachdenken führt, und der auf das Gemüth zurückwirkend, einer Anspannung des Willens fähig ist, und auch da wirksam bleibt, wo der Entschluß Ueberwindung kostet.

Das Wetter ist für die Jahreszeit gelinde, aber desto melancholischer. Ich habe das Glück, daß das Wetter keinen Einfluß auf meine Stimmung ausübt. Ich genieße das schöne, aber das schlechte läßt mich blos gleichgültig. Ich fürchte aber, daß die trübe Stimmung, die sich, wie Sie mir neulich schrieben, bei Ihnen regte, durch diesen Novemberhimmel genährt werden wird. Der Mensch kann es sich oft nicht nehmen, durch die Elemente aus seinen gewöhnlichen Lebensgleisen herausgebracht zu werden. Auch ist es einem Menschen mehr als dem andern unmöglich. Ich habe eine Frau gekannt, die sehr viele Briefe schrieb, es aber bei keinem zu bemerken vergaß, bei welchem Wetter sie sich zum Schreiben hinsetzte. Gleich nach dem Datum stand das Wetter, und ganz ausführlich beschrieben. Das war bei ihr zur festen Gewohnheit geworden, und da der Brief mehrentheils die Farbe des Wet-

ters trug, so wußte der Empfänger einigermaßen voraus, welcher Stimmung er sich in dem Briefe zu gewärtigen hatte. Eine durch so leichte, mehr äußere und körperliche, als innere und geistige Ursache hervorgebrachte trübe Stimmung weicht auch ohne Mühe jeder Zerstreuung. Anders ist es mit der, die, wenn sie gleich nicht aus wirklichen gegenwärtigen Leiden hervorgeht, doch in einem, durch schmerzliche Lebenserfahrungen oft getrübten Gemüth entsteht. Sie wurzelt tiefer, und es ist ihr schwerer zu begegnen. Ein solches Gemüth trägt dann aber auch einen Reichthum an Mitteln in sich, Beruhigung und Heiterkeit zu erlangen. Es hat die dem Menschen inwohnende Sehnsucht, sich an eine höchste, mit Weisheit leitende Macht anzuschließen, in stiller Einsamkeit in sich ausgebildet, und wenn etwas die ohne sichtbare Ursache aufsteigende Trübheit zu heilen und zu zerstreuen vermag, so ist es der von diesem Vertrauen herstammende Trost und die anhaltende innere Beschäftigung mit diesen, auf das Himmlische in edler Klarheit des Geistes gerichteten Gefühlen.

Den 4. December. Ich bin nunmehr im Besitz Ihres Briefes vom 24. November, und danke Ihnen herzlich für den ganzen Inhalt desselben. Erhalten Sie sich in der ruhigen, heitern, zufriedenen Stimmung. Eine Heiterkeit wie die, von der Sie sagen, daß sie Ihnen natürlich inwohnt, ist eine sehr glückliche Gabe des Himmels oder des Schicksals, und wie Sie selbst sehr richtig bemerken, mehr noch eine Frucht einer natürlich einfachen, bescheiden genügsamen Gemüthsart. Wenn sie aber auch so, gleichsam von selbst, im Charakter hervorblüht, so kann und muß man sie doch auch nähren und unterstützen. Ich meine das nicht von Außen, sondern recht eigentlich von Innen. Eben so ist es auch mit der Wehmuth. Der Mensch hat sich, wenn

er irgend ein innerliches Leben gelebt hat, ein geistiges Eigenthum von Ueberzeugungen, Gefühlen, Hoffnungen, Ahndungen gebildet. Dies ist ihm sicher, ja, im eigentlichen Verstande unentreißbar. Kann er darin sein Glück, seine Beruhigung, seine stille Heiterkeit finden, so ist ihm diese gesichert und geborgen, wenn seine Stimmung auch wehmüthig bleibt. Denn jeder Gegenstand edler Wehmuth schließt sich willig an den eben genannten Kreis an. Sobald man überhaupt irgend etwas, was das Gemüth ergreift, in das Gebiet geistiger Thätigkeit hinüberführen kann, wird es linder, und mischt sich auf eine sehr versöhnende Weise mit allem, was uns eigenthümlich ist, wovon wir, wenn es auch schmerzte, uns nicht trennen können, ja nicht trennen möchten. Ich meine aber unter geistiger Thätigkeit nicht die der Vernunft. Diese könnte ein fühlendes Gemüth nur zu starrer Resignation bringen, die immer eine Ruhe des Grabes ist und nicht die schöne lebendige Heiterkeit gewähren kann, von der ich hier rede. Die rein geistige Wirksamkeit hat aber ein viel weiteres Gebiet, und verschmilzt mit der Empfindung gerade zu dem Höchsten, dessen der Mensch fähig ist, und diese Verschmelzung enthält das wahre Mittel aller wahrhaft hülfreichen Beruhigung. Der Gedanke verliert in ihr seine Kälte, und die Empfindung wird auf eine Höhe gestellt, auf der sich die verletzende einseitige Beziehung auf das persönliche Selbst und den Augenblick der Gegenwart abstumpft. Leben Sie herzlich wohl! Ihren letzten Brief beantworte ich das nächste Mal. Mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Einundfunfzigster Brief.

Tegel, den 20. Dec. 1833 bis 7. Jan. 1834.

In noch nicht zwei vollen Wochen ist das Jahr wieder geendet, und es ist mir, als wäre keins mir je so unbegreiflich schnell verstrichen, besonders die vier letzten Monate. Es ist mir, als wäre ich erst ganz vor kurzem von Nordernei zurückgekommen, und als müßte ich ganz bald wieder in die Wellen der Nordsee gehen. Vielleicht wird es besser mit den sechs andern, die Gott Lob! noch wirklich bis zu dieser Schreckenszeit hin sind. Denn, ob ich gleich die kleine Insel liebe und gern dort bin, wenn ich mich einmal vom Hause losgemacht habe, so ist mir doch diese Störung sehr widerlich. Die Hoffnung auf das langsamere Vergehen der andern sechs Monate möchte mich aber wohl täuschen. Es liegt in dem Alter selbst, daß man diese Flüchtigkeit der Zeit beschleunigt findet. Je weniger man zu Stande bringt, desto kürzer scheint sie.

Es freut mich für Sie und Ihre Freundin, daß sie eine Reise nach Italien macht. Es giebt gewiß wenige so große Genüsse, und wenn man zurückgekehrt ist, so bedeutende Erinnerungen. Diese Reise nun zusammen, Mann und Frau, vorausgesetzt, daß man sich gegenseitig gern hat, zu machen, in der Rüstigkeit der Jugend, in der nichts ermüdet, ist alles, was man wünschen kann.

Sie fragen mich nach einer italienischen Reisebeschreibung, worin Sie Ihrer Freundin folgen können in Ge-

danken. Ich bin aber wirklich in Verlegenheit, Ihnen, liebe Charlotte, eine zu nennen. Von Schlegel, muß ich zuerst sagen, giebt es keine, sonst würde die unstreitig vorzuziehen sein. Die von G. Jacobi sagt wenig Bedeutendes. Es giebt zwei Arten von Büchern über Italien. Die eine ist ganz beschreibend, eine Art Wegweiser durch Straßen, Kirchen und Gallerien, also nur zu lesen, wenn man vor dem Gegenstande steht, oder allenfalls, wenn man ihn gesehen hat, zur Erinnerung. Wer nie da gewesen ist, könnte eine solche Lektüre vor Langerweile nicht aushalten. Diese Bücher sind also nicht für Sie. Die andere Art ist weniger eine Beschreibung des Landes, als eine Schilderung des individuellen Lebens des Verfassers in demselben. Diese ist offenbar die interessantere, nur kann der Reisende so viel von sich selbst einmischen, daß man dadurch wenig oder nichts von dem Lande erfährt. Von dieser Gattung giebt es gerade eine Menge von Reisen nach Italien, da jeder die Lust gefühlt hat, seine Empfindungen dort aufzuzeichnen. Wer will und kann aber diese Unzahl durchlesen? Und was ist aus der Menge zu wählen? Ich rathe Ihnen zu Stolberg's Reisen und dem letzten Buch der Friederike Brun über Italien. Stolberg, nämlich Friedrich Leopold, hatte Georg Jacobi bei sich. Er hat in sein Buch, das mehr zu der ersten als zweiten Gattung der Reisen gehört, Auszüge aus den alten Schriftstellern aufgenommen, ohne doch zu ausführlich zu sein. Er wird dadurch belehrender, als so viele andere, die Mangel der Kenntnisse mit flachen Raisonnements oder Ausbrüchen schaaler Empfindungen bedecken, vorzüglich französische und englische, aber auch deutsche Reisebeschreiber. Das Einzige, was mich bei diesem Vorschlag irre macht, ist nur, daß ich mich nicht erinnere, ob Stolberg's Reise sich

über ganz Italien oder nur über einen Theil erstreckt. Friederike Brun kennen Sie gewiß schon durch ihre Schriften; sie ist eine geborene Münter, sie lebt in Kopenhagen, und muß jetzt auch eine sehr bejahrte Frau sein. Ihr Buch ist nicht gerade wichtig, aber gemüthlich und leicht und hübsch geschrieben, so daß es sich angenehm liest. Die Brun machte einen langen Aufenthalt in Rom zu der Zeit, in der ich gerade dort war, und von diesem Aufenthalt handelt die Schrift, von der ich rede. Ich wiederhole es aber, es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, etwas über Italien zu schreiben, was dem Leser irgend dasselbe Gefühl gäbe, das der Reisende hat, wenn dieser nämlich von rechter Art ist. Es ist nicht, daß man etwas ganz Ungemeines und Unaussprechliches empfände, es ist vielmehr eben ein so einfaches Wohlbehagen, das man genießen kann, über das sich aber eben nicht viel sagen läßt. Es entspringt nämlich aus einem solchen Zusammenfluß von Eindrücken, daß man sich selbst keine Rechenschaft davon ablegen kann. Die meisten Reisebeschreiber wenden sich dann zur Schilderung der Gebäude und Alterthümer, und setzen sich der Gefahr aus, unzählige Mal Gesagtes zu wiederholen.

Es ist sehr gütig von Ihnen, liebe Charlotte, daß Sie lieber meine Briefe entbehren wollen, als mir zumuthen, sie bei dem Zustand meiner Augen und Hand zu schreiben. Ich erkenne es mit doppelter Dankbarkeit, da ich weiß, was Ihnen meine Briefe sind, und daß Sie weit mehr darin finden, als wirklich darin liegt. Ich fühle auch, daß Ihre Einsamkeit sie Ihnen noch werthvoller macht, da es nicht immer leicht ist, im Innern ganz allein zu stehen. Ich begreife daher und fühle vollkommen, daß das Aus-



bleiben meiner Briefe eine bedeutende Lücke in Ihr tägliches Leben machen würde. Gewiß weiß ich also die Stelle, die Ihr letzter Brief enthält, nach ihrem vollen Werth zu schätzen. Für den Augenblick sehe ich noch keine Nothwendigkeit ein, eine Aenderung vorzunehmen. Wenn mich, wofür man freilich menschlicher Weise nicht stehen kann, nichts Plötzliches befällt, so wird überhaupt ein gänzliches Abbrechen nicht nöthig sein. Die Uebel, die mir das Schreiben erschweren, sind von der Art bis jetzt, daß sie nur nach und nach und bis jetzt sogar nicht schnell zunehmen. Die Folge wird daher auch nur die sein können, daß ich weniger ausführliche Briefe schreibe, wobei es mir doch auch ein Trost sein wird zu denken, daß Sie weniger Mühseligkeit haben werden zu lesen. Ueberlassen Sie es also vertrauungsvoll mir, abzumessen was meinen Kräften noch zusagt, und wozu sie nicht mehr ausreichen. Ich bin von Natur und durch eigene frühe Gewöhnung thätig und von nicht leicht zu ermüdender Geduld, lasse schwer ab in Ueberwindung von Schwierigkeiten, und gestatte nicht gern der Natur, meinem Willen etwas abzunöthigen. Ganz aus eigenem Triebe habe ich als Kind schon mich geübt zu thun, was mir körperlich sauer wurde, und Schmerz und Beschwerde mir nicht aus Weichlichkeit zu ersparen gesucht. Noch danke ich dem Himmel, daß er mir gerade das in die Brust legte. Denn wenn auch die Selbstverleugnung und Uebung der Willenskraft gar nicht zu den höchsten und größten Tugenden gehören, so kann man sie doch mit vollem Recht zu den nützlichsten zählen. Sie können nicht ganz von wechselnden Fügungen des Schicksals unabhängig machen. Eine solche wahre Unabhängigkeit kann der Mensch auf Erden niemals erlangen, er muß es schon als einen unendlich großen, ihm von der Vorsehung eingeräumten

Vorzug ansehen, daß die Unabhängigkeit, die es ihm gelingen kann sich zu erstreben, in seine Gewalt gegeben ist, ja, daß er allein sie sich zu schaffen im Stande ist, da es eine innerliche ist. Wenn man aber recht frei und kühn auf das Ziel zugeht, den äußern Einflüssen keine Herrschaft zu gestatten, so gelangt man immer weit, und kann nicht allem,' aber viel im Leben begegnen. Auch im Alter, kann ich mit Wahrheit sagen, suche ich mir das Leben nicht leicht und bequem zu machen, wenn ich den einzigen Punkt ausnehme, daß ich nicht mehr in Gesellschaft gehe: denn das habe ich ganz aufgegeben, selbst für die wenigen Orte, die ich noch, wenn auch schon selten, im vorigen Winter besuchte.

Den 4. Januar 1834. Es ist das erste Mal, daß ich die neue Jahreszahl schreibe. Ich hätte früher nie geglaubt, daß ich noch so viele schreiben würde, und noch jetzt, wo ich das Leben schon seit Jahren für das, was mich eigentlich daran knüpft, als geendet ansehe, habe ich weder ein äußeres körperliches, noch inneres geistiges Vorgefühl, daß ich nicht noch mehrere neue Jahreszahlen schreiben würde. Das sage ich nicht im mindesten darum bestimmter, weil ich weiß, daß Sie es gern hören, so gern ich Ihnen auch Freude mache, sondern weil ich es wirklich so fühle. Ungeachtet des sonderbaren Winters ist mein eigentliches Befinden, wenn ich es von den hindernden Beschwerden trenne, so, daß es mir zu keiner Klage Anlaß giebt.

Der Ideenumtausch, von dem Sie in Ihrem Briefe reden, ist wohl sehr hübsch, aber mir ist der Sinn dafür vergangen. Die persönliche Nähe Anderer ist mir immer eine Störung meiner Einsamkeit, das heißt jetzt im engsten Sinne meiner selbst. Sie wird mir leicht beunruhigend und kann mir peinigend werden. Ich vermeide daher, so

viel ich kann, die Besuche meiner ältesten Freunde und Bekannten, sollte ich auch dadurch lieblos oder unhöflich erscheinen. Es giebt Opfer, die man Unrecht hätte zu bringen. Die Meisten sind aber diskret und gütig, und gönnen mir die Lust des Alleinseins.

Was Sie mir von Paul Gerhard schreiben, hat mich sehr interessirt, und ich werde die Lieder, die Sie mir bezeichnen, nochmals nachlesen. Seine Schicksale waren mir im Allgemeinen bekannt, aber nicht in so genauer Beziehung auf die Lieder, die doch hier gerade das Wichtigste ist. Ich schließe jetzt meinen Brief mit meinen herzlichen Glückwünschen für das neue Jahr. Möge dasselbe Sie frei von störenden Ereignissen, in Gesundheit und der stillen heitern Stimmung erhalten, die das Erfreuliche, wo es nicht zu ändern ist, still hinüberträgt. Mit der innigsten Theilnahme der Ihrige. H.

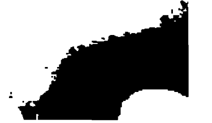
Zweiundfunfzigster Brief.

Tegel, den 12. Januar 1834.

Sie kommen in Ihrem letzten Briefe noch einmal auf Paul Gerhard's Lieder zurück, die Ihnen, wie Sie sagen, immer vorzugsweise lieb waren, so daß Sie wohl alle auswendig wissen, sie unsterblich nennen, und bis diese Stunde oft Trost daraus nahmen. Das ist mir nun zwar nicht neu in Ihnen, hat mich aber aufs neue erfreut, und ich stimme Ihnen ganz bei, daß die alten Lieder, um sie in alter Sprache zu preisen, viel kräftiger sind als die neuern. Auch darin mögen Sie recht haben, daß sich wenige Gesandte in Rom mit der Herausgabe eines neuen Gesangbuchs beschäftigen mögen. Es macht Bunsen viel Ehre. Der Stelle von Herder besinne ich mich nicht, wo er sagt: daß wenn man auch gar kein anderes Buch haben dürfte, man mit Bibel und Gesangbuch leben könnte. (Bemerken Sie mir doch die Stelle und den Band.) Für das Volk wäre es gewiß genug und ausreichend. Ueber die Bibel theile ich ganz Ihre Meinung. Das Gesangbuch würde ich doch nur als eine Zugabe ansehen. Was so alles Andere ersetzen soll, muß nicht von einzelnen, bekannten, uns nahe stehenden Verfassern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menschheit, in der sich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüber schallen. Darum könnte, wessen Gemüth kindlich und einfach genug

ist, den Sinn früherer Jahrtausende zu fühlen, auch mit dem Homer getrost in die Einsamkeit gehen. Das ist das, was der Mensch nie genug an der Vorsehung bewundern, und wofür er nie dankbar genug sein kann, daß sie die wahrhaft göttlichen Gedanken, die, auf denen unser innerstes Dasein ruht, bald im Geiste ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menschen weckt und durchbrechen läßt. Ueber sich selbst bemerken Sie, was Sie mir schon früher gesagt haben, daß Sie im Ganzen zwar gute Bücher, aber in geringerer Zahl gelesen haben, als man es von Ihnen denke; daß sie der neuen, modernen Literatur ganz fremd seien, ja Sie klagen sich fast an, daß Sie nur wenig lesen können, und wenn dann und wann die Neigung sie anwandle, Sie immer wieder die alten Bekannten aufsuchen. Von mir gestehe ich Ihnen, daß ich sehr leicht ohne alle Bücher leben könnte. Eine eigentliche Neigung zum Lesen habe ich gar nicht, auch habe ich für ein langes Leben und so vielfache wissenschaftliche Beschäftigungen nur wenig gelesen. Eine Menge Bücher, die andere sehr früh gelesen, kenne ich nur dem Namen nach, und ich kann von Büchern umringt sein, auch wissen, daß neue darunter sind, ohne in eines hinein zu sehen. Diese geringe Anziehungskraft aber haben die Bücher nicht erst spät, gleichsam aus einer Art Ueberdruß, für mich bekommen, es ist, auch wie ich sehr jung war, nicht anders gewesen. Ich habe darum doch sehr viel, Tage und Nächte, mit Büchern gelebt, allein immer mit dem Zweck, irgend etwas Bestimmtes zu lernen, aufzusuchen oder zu erforschen. Dies aber ist durchaus verschieden von der, in einigen Menschen sich bis zur Leidenschaft steigernden Lust zu lesen. Diese Lust liegt in einer innern Lebendigkeit, die ich nie so besessen habe, an einem Bedürfniß nach Ideenstoff, das aber freilich zu-

gleich an ein Verlangen geknüpft ist, diesen Stoff von außen in bunter Mannichfaltigkeit zu bekommen, anstatt ihn in größerer Einförmigkeit aus seinem Innern zu schaffen. Indeß ist diese Neigung darum nicht zu mißbilligen. Der Mangel an jener Strebsamkeit nach außen hin, das Hängen an einsamem Sinnen, das Versenken in sich selbst, ist auch nicht immer reines Metall ohne Schlacken. Es entspringt oft aus Apathie, aus Hang zum Müssiggange, und ist oft mehr ein weiches Träumen als ein fruchtbares Nachdenken. Es führt aber eine Süßigkeit mit sich, die ich sonst mit nichts vergleichen kann, man mag sich nun in Ideen verlieren, oder Erinnerungen zurückrufen. Das erste ist leichter und müheloser als im Gespräch und im Schreiben, da man nur für sich denkt, also Mittelsätze überspringen und näher zum Ziel gelangen kann, ja, von niemand gedrängt, es nicht so scharf zu erreichen braucht. Wo aber die Wahrheit auf Gefühlen ruht, da vertrauen sich diese lieber der Verschlossenheit des eigenen Busens an. Darum sind alle religiösen Menschen der Einsamkeit leicht zugethan. Erinnerungen aber kleiden sich in ein so sanftes Dämmerlicht, daß die Zeit, die man in ihnen zum zweiten Mal durchlebt, oft dadurch tiefer in die Seele eindringt, als ihr die Unruhe der Gegenwart es zu thun erlaubt, denn die Gegenwart ist immer mit der Zukunft gemischt; und die Empfindung in ihr ist von einer Seite noch dem Wechsel offen. Auch versetzt der Genuß wie der Schmerz in eine Spannung, die der ruhigen Betrachtung des Gegenstandes nicht günstig ist. Wenn nun dies Vergnügen am Nachhängen gewisser Gedanken, die einen gewohnten Reiz über das Gemüth ausüben, der unbestimmten Lust, den Blick in ein Buch zu werfen, gegenübertritt, so bleibt meine Wahl nicht lange unent-



schieden, und ich könnte sehr gut lange Zeit ohne alle Bücher zubringen.

Sie bemerkten, daß man sehr oft fragen hört: was ist Glück? Wenn man unter dem Worte das Glück meint, durch das man im Leben in der letzten tiefsten Empfindung glücklich oder unglücklich ist, nicht blos darunter einzelne Glücksfälle versteht, so ist es recht schwer, das Glück zu definiren. Denn man kann sehr vielen und großen Kummer haben und sich doch dabei nicht unglücklich fühlen, vielmehr in diesem Kummer eine so erhebende Nahrung des Geistes und des Gemüths finden, daß man diese Empfindung mit keiner andern vertauschen möchte. Dagegen kann man im Besitz recht vieler Ruhe und Genuß gewährender Dinge sein, gar keinen Kummer haben, und doch eine, mit den Begriffen des Glücks ganz unerträgliche Leere in sich empfinden. Nothwendig wird also zum Glück eine gehörige Beschäftigung des Geistes oder des Gefühls erfordert, allerdings verschieden nach jedes Einzelnen Geistes- oder Empfindungsmaß, aber doch so, daß eines jeden Bedürfniß dadurch erfüllt werde. Die Natur dieser Beschäftigung, oder vielmehr dieses innern Interesse richtet sich aber dann nach der individuellen Bestimmung, die jeder seinem Leben giebt, oder vielmehr, die er schon in sich gelegt findet, und so liegt Glück oder Unglück in dem Gelingen oder Mißlingen des Erreichens dieser Bestimmung. Ich habe immer gefunden, daß weibliche Gemüther in dies Gefühl lieber und williger eingehen als Männer, und sich auf diese Weise ein stilles Glück in einer freudenlosen, ja oft kummervollen Lage bilden. Auch für das künftige Dasein ist diese Ansicht folgereich. Denn alles Erlangen eines andern Zustandes kann sich doch nur auf einen bereits erfüllten gründen. Man kann nur erlangen, wozu man reif geworden

ist, und es kann in der geistigen und Charakter-Entwickelung keinen Sprung geben.

Den 4. Februar. Ich habe Ihren am 24. Januar geendeten Brief zur gewöhnlichen Zeit richtig bekommen, und danke Ihnen herzlich dafür; es hat mich ungemein erfreut, die ruhige und selbst heitere Stimmung darin zu erkennen, in der Sie ihn geschrieben haben, und noch mehr, daß Sie der meinige in diese Stimmung versetzt hat. Ich schrieb Ihnen genau wie es wahr ist. So lange ich Ihnen ohne Nachtheil meiner Augen schreiben kann, thue ich es selbst, wäre es auch weniger. Dagegen rechne ich auf Ihre Ruhe und Fassung, wenn ich es nicht mehr könnte. Es ist des Menschen würdig, was im Laufe der Natur liegt, auch natürlich zu nehmen. Mir ist dies immer ein Ziel des Strebens gewesen, und ich kann sagen, daß ich es mir in nicht geringem Grade zu eigen gemacht habe. Ich wünsche dann aber auch bei Andern dasselbe, besonders in Beziehung auf mich zu finden. Nichts spannt mich auf eine so unangenehme und wahrhaft fruchtlose Weise, als wenn man mir zeigt, daß man für mich besorgt ist, oder sonst meinetwegen in Unruhe, die außer Fassung bringt, geräth. Ruhe und Fassung in jedem Geschicke und sonst Heiterkeit oder Wehmuth, das macht das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechsel der Ereignisse. Leben Sie herzlich wohl! Mit dem innigsten Antheil der Ihrige. H.

Dreiundfunfzigster Brief.

Tegel, Februar 1834.

Es geht mir mit dem Februar sehr sonderbar. Ich liebe ihn auf einer Seite mehr als irgend einen andern Monat im Jahr, auf der andern Seite ist er mir der unangenehmste Monat. Um meine Liebe zu ihm hat er kein Verdienst, meine geringe Zuneigung aber hat ihren Grund in ihm selbst und ist in mir von meinen Kinderjahren her. Obgleich er nur um so wenige Tage kürzer ist als die andern Monate, macht er doch, daß einem die Zeit noch flüchtiger erscheint; auch ist mir die Ungleichheit mit dem Schaltjahr zuwider. Sie werden, liebe Charlotte, das alles sehr kindisch finden und sich wundern, daß ich dabei verweile. Das will ich nun aber auch nicht, die Ueberschrift brachte mich nur darauf.

Da ich von der Zeit rede, so fällt mir ein, daß wir, glaube ich, noch niemals in unserer Korrespondenz den großen Halley'schen Kometen berührt haben, der im Herbst des künftigen Jahres wiederkehren muß. Er ist einer der mit Sicherheit berechneten. Erscheinen wird er also gewiß; ob aber mit gleich großem Schweif? ist eher eine Frage. Man will schon das letzte Mal seines Erscheinens eine Verringerung der Länge des Schweifs gegen das vorletzte Mal bemerkt haben, und es scheint sehr wohl möglich, daß diese wunderbaren Weltkörper während ihres Laufs Partikeln des lockersten Theils ihrer Materie verlieren. Denn ihr

Körper ist von so loser Zusammenfügung, daß man mit stark vergrößernden Fernröhren nicht blos durch den Schweif, sondern auch durch den Kopf oder Kern, wie man es nennen soll, hindurch gerade dahinter stehende Fixsterne deutlich und bestimmt erkennen kann. So nahe auch dies himmlische Ereigniß zu sein scheint, so kann sich doch jeder mit Recht fragen, ob er es erleben wird, und ob ich mich gleich nicht grämen würde, wenn es von mir ungesehen bliebe, so ist, wenn ich einmal lebe, meine Neugier doch sehr darauf gespannt. Die Himmelskörper, die uns nur in langen Zwischenräumen von Jahren, und dann auf kurze Zeit erscheinen, geben einen noch sinnlichern Begriff der wahren Unbegreiflichkeit der Größe des Weltganzen. Man fühlt noch anschaulicher, daß es Ursachen geben muß, von deren Natur wir nicht einmal eine Vorstellung haben, welche diese Körper zwingen, so ungeheuer sich entfernende Bahnen in solcher Schnelligkeit zu durchlaufen. Auf alle diese Fragen ist keine befriedigende Antwort zu geben, man kann sich aber die Ahndung nicht nehmen, daß der Zustand nach dem Tode Aufschluß darüber geben wird, und so knüpft sich das Interesse an die Lösung dieser Räthsel für uns an etwas Ueberirdisches an.

Den 15. Ich erinnere mich, daß wir vor nicht gar langer Zeit über die nun längst verstorbene Frau uns schrieben, die Goethe gern heirathen wollte, und der er in seinen Gedichten den Namen Lili giebt. Wir konnten uns damals nicht auf ihren Namen besinnen. Sie hieß Schönemann, ihr Mann war Hr. von Türkheim. Dieser liebte sie schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe, und zweifelte lange an der Erfüllung seiner Wünsche. Dies erzählte mir neulich ein Bekannter von beiden.

Berlin hat in diesen Tagen einen Verlust erlitten, den

man mit Wahrheit einen gleich großen für die Religion und Philosophie überhaupt nennen kann. Schleiermacher ist nach einem kurzen Krankenlager an einer Lungenentzündung gestorben. Er ist Ihnen gewiß nicht unbekannt als Herausgeber mehrerer religiöser und moralischer Schriften. Indeß war von Schleiermacher in ohne Vergleich höherm Grade wahr, was man von den meisten sehr vorzüglichen Menschen sagen kann, daß ihr Sprechen ihr Schreiben übertrifft. Wer also auch alle seine zahlreichen Schriften noch so fleißig gelesen, aber seinen mündlichen Vortrag nie gehört hätte, dem blieben dennoch das seltenste Talent und die merkwürdigsten Charakterseiten des Mannes unbekannt. Seine Stärke war seine tief zum Herzen dringende Rede im Predigen und bei allen geistlichen Verrichtungen. Man hätte Unrecht das Beredsamkeit zu nennen, da es völlig frei von aller Kunst war. Es war die überzeugende, eindringende und hinreißende Ergießung eines Gefühls, das nicht sowohl von dem seltensten Geiste erleuchtet wurde, als vielmehr ihm von selbst gleichgestimmt zur Seite ging. Schleiermacher hatte von Natur ein kindlich einfach gläubiges Gemüth, sein Glaube entsprang ganz eigentlich aus dem Herzen. Daneben hatte er doch aber auch einen entschiedenen Hang zur Spekulation, er bekleidete auch und mit ganz gleichem Beifall und Glück ein philosophisches Lehramt neben dem theologischen an der Universität in Berlin, und seine Sittenlehre, ein ganz philosophisches Werk, steht in der genauesten Verbindung mit seiner Dogmatik. Spekulation und Glaube werden oft als einander feindselig gegenüberstehend angesehen, aber diesem Mann war es gerade eigenthümlich, sie auf das innigste mit einander zu verknüpfen, ohne weder der Freiheit und Tiefe der einen, noch der Einfachheit des andern Eintrag zu thun. In einer

Aeußerung, die er am Tage vor seinem Hinscheiden gemacht, hat er gleichsam das letzte Zeugniß davon abgelegt. Er hat nämlich seiner Frau, die von sehr ausgezeichnetem Geist und Charakter ist, gesagt, daß seine Besinnungskraft für allen äußern Zusammenhang der Dinge sehr dunkel zu werden anfange, daß aber in seinem innern Ideenzusammenhange eine vollkommene Klarheit herrsche, und daß er sich besonders freue, auch jetzt seine tiefste Spekulation im reinsten Einklange mit seinem Glauben zu finden. In dieser schönen harmonischen Seelenstimmung ist er auch gestorben. Mit herzlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Vierundfunfzigster Brief.

Tegel, den 14. März bis 4. April 1834.

Es freuet mich, daß die Stolberg'sche italienische Reise Ihnen Befriedigung gewährt. Ich dachte mir gleich, daß sein gründliches Eingehen in die Gegenstände, woran Andere Anstoß nehmen, Ihnen seine Darstellung gerade interessant machen würde. Ich glaubte immer, daß Stolberg's Katholicismus eine Folge seines Aufenthalts im Münsterschen gewesen wäre, wo es damals einige sehr eifrige, aber geistvolle und gemüthreiche Katholiken, Männer und Frauen, in den vornehmsten Familien gab. Es ist indeß sehr möglich, daß auch die italienische Reise dazu wesentlich mit beigetragen hat. Die Schönheit und Pracht der Kirchen kann wohl ein ernsthaftes Gemüth nicht zu einem andern Glauben verführen, allein sehr erfreulich und in gewissen Momenten erhebend ist sie unleugbar, auch ganz abgesehen von aller Beziehung auf Glauben und Katholicismus, blos für einen regsamen, gegen innere Eindrücke leicht empfänglichen Sinn. Etwas anderes damit Verbundenes hat mir aber immer noch einflußreicher geschienen, ich meine den in den meisten katholischen Ländern herrschenden Gebrauch, die Kirchen den ganzen Tag offen stehen zu lassen. Der Geringste im Volke erhält dadurch einen Ort, wo er unbemerkt einsam sitzen und seinen Gefühlen und Gedanken ungestört nachhängen kann, und gleichsam neben seiner, von allen irdischen Mühseligkeiten durchwimmelten Wohnung,

eine von diesen allen entblößte Freistatt findet, in der ihn alles auf wahrhaft hohe und würdige Betrachtungen führt. Das beständige sorgfältige Verschließen unserer protestantischen Kirchen hat, wie schwerlich abgeleugnet werden kann, etwas Trübes, und macht, daß auch darin vorhandene Pracht und Kunst nicht wahrhaft zum öffentlichen Genuß kommt. Man gelangt nur durch ausdrückliches Aufschließen des Kirchners, den man herbeiholen lassen muß, dazu. In jenen Ländern nimmt das ganze Volk einen freiern und freudigern Antheil daran, und man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß das Volk dagegen unempfindlich wäre.

Was Sie noch über Paul Gerhard's Lieder sagen, hat mich sehr interessirt. Ich begreife ganz, daß ein Gemüth, das meist unter sehr ernsten und wiederholten schmerzlichen Ereignissen gelitten hat, Trost und Beruhigung daraus nehmen kann, wie es beides gerade bedarf. Die Lieder, die Sie mir bemerken, will ich noch einmal lesen, und Ihrer Bitte gemäß mich nicht an ein und anderm, nicht mehr üblichen und vielleicht anstößigen Ausdruck ärgern, sondern wie Sie auf den Geist sehen, der immer erhebend ist. Vielleicht hat auch Bunsen das abgeändert. Poetisch bleiben sie darum immer; dies hängt nicht nothwendig mit der Bildung zusammen, hängt wenigstens nicht von ihr ab, es beruht auf Schwung und Tiefe, und der Sinn dafür findet sich oft reiner beim Volke, als bei der Klasse der gebildeten, aber nicht ganz durchgebildeten Personen. Es scheint mir auch nicht, daß die Verfasser der alten Kirchenlieder solche Stellen aufnahmen, um sich auf diese Art an die Vorstellungsart und die Sprache des Landmanns anzuschließen, ihm verständlicher zu werden und seine Empfindungen lebendiger anzuregen. Was wir geschmacklos finden,

erschien ihnen nicht so, das lag in ihrer Zeit, wo wahrhaft deutsche Bildung feinerer Art kaum vorhanden war, und die Gebildeten, in sofern ihre Bildung nicht eine ausländische oder gelehrte war, in der That sich weniger vom Volke unterschieden als jetzt. Jene alten Kirchendichter, und namentlich Paul Gerhard, in welchem einzelne uns mißfällige Stellen nur unwesentliche Flecke sind, verstanden es weit besser, den Punkt zu finden, wo man dem Volke durchaus verständlich und seine Gefühle anregend ist, ohne sich in den Begriffen herabzustimmen und an ihrer Richtigkeit nachzulassen, oder eine unedle Sprache anzunehmen. Diese wahre Volksmäßigkeit ist ein hauptsächliches Erforderniß guter und zweckmäßiger Kirchengesänge. Denn die Kirche ist für Alle, es soll sich in ihr kein Kreis vornehmer oder höherer Bildung absondern; der wahrhaft Gebildete soll aber auch durch nichts ihn Verletzendes zurückgestoßen werden. Beides kann erreicht werden, ohne daß eines dem andern Abbruch thäte. Denn alles rein und natürlich Menschliche, frei von Künstelei und Gelehrsamkeit in Sachen der Erkenntniß, und von Verzärtelung und Ueberspannung in Sachen des Gefühls, ist dem Volke, und besonders dem Landmanne, dem ich hierin viel mehr zutraue als dem Städter, gewiß nicht blos vollkommen verständlich, sondern auch seiner Empfindung zugänglich, und eben dies tief und ächt Menschliche ist auch die Grundlage aller wahren Bildung. In diesen Ausgangspunkten des menschlichen Denkens und Empfindens begegnen sich, wenigstens in Deutschland, alle Klassen der Nation. Eben so vereinigen sie sich in dem Verständniß einer einfachen, klaren und würdigen Sprache, wie man an Luther's Bibelübersetzung sieht, die sich nie zum Gemeinen herabläßt und — die Stellen ausgenommen, wo die Schwierigkeit in dem Sinne

und den Sachen liegt — zugleich allgemein verständlich ist. Sich recht nahe an die biblische Sprache zu halten, ist auch für Kirchengesänge der sicherste Weg, auch schwierigern Ideenreihen in dem Gemüth des Volks Eingang zu verschaffen. Wenn man, wie nicht selten geschieht, von einem Prediger mit Rühmen erwähnt, daß er für die gebildeten Klassen erhebend und belehrend predige, so halte ich das für ein sehr einseitiges Lob, und wenn er es nicht versteht, eben so erbaulich für das Volk und den gemeinen Mann zu predigen, für einen wahren Tadel. Die Kirche umschließt Alle, und die Religionswahrheiten werden ihrer Natur angemessener, allgemeiner und menschlicher aufgefaßt, wenn man sie auf allgemeine Verständlichkeit gründet. Die Scheidewand, die die gebildeten Stände vom Volke trennt, ist ohnehin schon zu groß, man muß daher mit doppelter Sorgfalt das hauptsächlichste Band erhalten, das sie noch zusammenknüpft. Leben Sie wohl, und rechnen auf meine unwandelbare Theilnahme an allem was Ihnen begegnet. Der Ihrige. H.

Fünfundfunfzigster Brief.

Tegel, den 15. April bis 8. Mai 1834.

Sie haben, liebe Charlotte, bemerkt, daß meine Handschrift in meinen zwei letzten Briefen größer, bestimmter und deutlicher geworden ist, und ich sah voraus, daß Sie diese Veränderung überraschen und Ihnen auffallen würde*). Es ist ein Sieg, den mein Wille endlich durch festen Vorsatz über meine Hand davon getragen hat. In Hinsicht der Unbequemlichkeit, eigentlich nicht schreiben zu können, sondern alles diktiren zu müssen, bringt mich zwar diese Verbesserung nicht weiter, da die neue Methode eher langsamer, als schneller wie die bisherige ist. Es ist indeß doch ein wahrer Gewinn, daß es ordentlicher aussieht, und keine Schwierigkeit zu lesen macht, da die vorige Schrift auf ängstliche Weise in Unleserlichkeit überging. Man kommt so im Alter auf die Kinderschrift zurück. — Es ist ein großer, wichtiger und mißlicher Punkt im Alter, der wenigstens mich beständig begleitende Zweifel, ob die Jahre nicht allmählig eine Schwächung des Geistes oder Charakters, oder beider unvermerkt hervorbringen. Wer vernünftig ist und mehr mit sich umgeht, muß sich gestehen, daß

---

*) Diese gänzliche Umwandlung der Handschrift, von ängstlicher Undeutlichkeit zu großer sehr deutlicher Schrift, hatte etwas tief Ergreifendes und höchst Rührendes.

es kaum anders sein kann. Alles nützt sich durch die Zeit ab, und die Abhängigkeit der Seele vom Körper kommt dazu. Bisweilen ertappt man sich auch wohl selbst auf einzelnen Beweisen. Es bleibt aber immer ein quälender Gedanke, ob diese Fälle nicht ungleich häufiger sind, als man sie bemerkt. Man mißtrauet mit Recht dem eigenen Urtheile, weil seine Schärfe auch durch dieselbe Abnahme gelitten haben muß, und man von Andern nie die Wahrheit über solchen Punkt erfährt. Am meisten, behauptet man gewöhnlich, leide das Gedächtniß. Das kann ich aber an mir nicht finden, auch würde mich das, wenn es nicht zu arg damit würde, am wenigsten kümmern. Schlimmer und schwerer zu bemerken ist der Mangel an Festigkeit im Urtheil, ja die Schwierigkeit, sich bestimmt genug aus dem Zweifel herauszuwickeln, um nur überhaupt ein entschiedenes zu fällen. Es ist dies Charakterunschlüssigkeit, welche vom Handeln auf das Denken übergeht, da alles Geistige im Innern des Menschen immer in unzertrennlichem Zusammenhange mit einander steht. Das Schlimmste von allem aber ist die Fruchtbarkeit an Ideen. Sie hängt natürlich von der Stärke, Regsamkeit und Lebendigkeit aller Geisteskräfte zusammengenommen ab. Es ist daher auch natürlich, daß die Zahl der zunehmenden Jahre darauf bedeutenden Einfluß ausübt. Schon die Abstumpfung der Sinne bringt um sehr viel. Alle Begriffe, die, auch früher gesammelt, auf sinnlichen Wahrnehmungen beruhen, verlieren an Bestimmtheit, Deutlichkeit und besonders an weiter anregender Anschaulichkeit. Was ich aber am meisten besorge, ist eine Art Einschlafen der Seele, daß sie sich immer in einem ihr längst bekannten Kreise herumdrehe und sich einbilde, dadurch in befriedigender Thätigkeit zu bleiben. Das Wachsein des Geistes, seine Fruchtbarkeit an Vorstel-



lungen, die er bald aus der äußern Beobachtung der Dinge und Menschen, bald aus seinem Innern schöpft, oder das feste Fortrücken in längst begonnenen, vielleicht durch einen Theil des Lebens hindurchgeschlungenen Ideenreihen, ist das wahre, dem menschlichen Dasein erst Werth verleihende Glück des Lebens, und zwar nicht blos für intellektueller organisirte, höher gebildete, mehr dem Denken ergebene Menschen, sondern für Alle. Denn jeder hat einen innern Kreis von Ideen und Gefühlen, Wahrheiten und Vorurtheilen, Phantasien und Träumen, in dem er wach und regsam bleiben und den er als innere Beschäftigung weiter ausspinnen will. Wie wenig geistig auch ein Mensch in seiner Natur sein möge, so fürchtet er doch keinen Vorwurf so sehr, als den der Geistesschwäche. Vor großer ist man vielleicht ohne besondere bedeutende Krankheit sicher, aber kleinere ist auch betrübend genug, und man ängstigt sich mehr dafür, da sie einem leicht lange unbemerkt bleiben könnte.

Ich habe Ihren letzten Brief später als gewöhnlich empfangen, und es hat mich geschmerzt zu sehen, daß Sie wieder sehr trübe gestimmt waren. Sie sagen zwar selbst, daß die Zeit dies auch wieder heilt, aber das Leben ist doch zu kurz, um sich ganze Wochen so rauben zu lassen. Sie waren auch zu meiner großen Freude eine längere Zeit heiterer und zufriedener gestimmt. Kehren Sie dahin zurück, ich bitte Sie recht dringend darum; man kann viel, wenn man sich nur recht viel zutraut. Stimmungen entstehen allerdings oft aus Ursachen, über welche der Mensch nur wenig Gewalt hat, aber sie nehmen zu und werden der innern Gemüthsruhe immer verderblicher, wenn man sich in ihnen gehen läßt. Am sichersten stellt man ihnen Gefühle entgegen, und Sie haben es gewiß oft selbst an

sich erfahren, daß sich das Gefühl für erhabene und tief ergreifende Dinge so erwärmen kann, daß alle dunkeln und dumpfen Stimmungen dadurch verscheucht werden.

Mit der freundschaftlichsten Theilnahme der Ihrige.

H.



Sechsundfunfzigster Brief.

Tegel, den 16. Mai 1834.

Ich dächte, es müßte Ihnen besser werden, liebe Charlotte, in diesem schönen Frühlingswetter. Das Laub, das anfangs ungewöhnlich zögerte und stockte, ist durch die Wärme und den fruchtbaren Regen plötzlich hervorgekommen, und die milde und blüthenduftige Luft könnte einen verleiten, bis zum späten Abend in ihr zu verweilen. Schreiben und Lesen läßt sich draußen leicht, ich aber habe es für mich nie geliebt. Es war mir, so oft ich es versuchte, immer als trüge mir die Luft auch die Gedanken mit davon, beim Arbeiten stört mich die Luft, und ich liebe selbst kein offenes Fenster in meinem Arbeitszimmer. Dagegen befördern Spaziergänge den innern Umschwung der Gedanken, und erhöhen die Fruchtbarkeit in denselben. Sie sind die besten Vorbereitungen zu nahen und entfernten Arbeiten, und gewähren, auch abgesehen davon, am freiesten und ungestörtesten den Genuß, sich seinen Gedanken, Erinnerungen und Empfindungen zu überlassen. Ich gehe daher am liebsten allein spazieren, und habe es nicht gern, wenn mich jemand begleitet, und mich hindert allein mit der Natur zu sein.

Die Worte Paulus, die Sie in Ihrem Briefe anführen: „Lebten wir allein für diese Welt, so wären wir die

elendesten Geschöpfe", haben allerdings eine tiefe Wahrheit und einen innerlich ergreifenden Sinn. Sie sprechen auf die kürzeste und einfachste Art die überirdische Bestimmung des Menschen aus. Denn in allen höhern, edlern, des Menschen wahrhaft würdigen Gefühlen erblicken wir mit Recht einen Ursprung, der nicht der Erde angehören kann. Alle Veredlung unsers Wesens stammt nur aus dem Gefühl der Ausdehnung unsers Daseins über die Grenzen dieser Welt. Das giebt dem Menschen ein so eigenthümliches, den Nachdenkenden unaufhörlich begleitendes Gefühl, daß ihm die Welt, die ihn umgiebt, in der er allein unmittelbar wirkt und genießt, nicht genügt, und daß seine Sehnsucht und seine Hoffnungen ihn zu einer andern unbekannten und nur geahndeten hinziehen. In dem verschiedenen Verhältniß, in das sich jeder zu der einen und der andern stellt, liegt hauptsächlich der Unterschied der innern Individualität der Menschen. Es giebt den Charakteren die ursprüngliche Richtung, aus der sich alles Uebrige entwickelt. Wer nun da ganz im Irdischen befangen wäre, ohne für eine höhere Welt Sinn und Gefühl zu haben, der wäre in Wahrheit elend zu nennen. Er entbehrte der höchsten und besten innern Genugthuung, und könnte in dieser Gesinnung zu keiner Vervollkommnung und eigentlichen Veredlung seines sittlichen Wesens gelangen. Es giebt aber auch eine gewisse Verschmähung der Erde, und eine irrige Beschäftigung mit einem überirdischen Dasein, die, wenn sie auch nicht zu einer Vernachlässigung der Pflichten des Lebens führt, doch das Herz nicht dazu kommen läßt, die irdischen Wohlthaten der Vorsehung recht zu genießen. Die wahrhaft schöne und edle Stimmung vermeidet diese doppelte Einseitigkeit. Sie geht von den unendlichen Spuren des Göttlichen aus, von denen alles

Irdische und die ganze Schöpfung so sichtbar in weiser Anordnung und liebevoller Fürsorge durchdrungen ist. Man knüpft in ihr die reinen, wirklich einer bessern angehörenden Empfindungen des Herzens zunächst an die menschlichen Verhältnisse an, denen dieselben auf eine würdige und nicht entweihende Weise gewidmet werden können. Man sucht so und pflanzt das Ueberirdische im Irdischen, und macht sich dadurch fähig, sich zu dem ersten in seiner Reinheit zu erheben. In diesem Verstande lebt man in dieser Welt für eine andere; denn das Irdische wird blos zur Hülle des göttlichen Gedankens, er allein ist sein eigentlicher und nicht tief in ihm verborgen liegender, sondern hell und sichtbar aus ihm hervorstrahlender Sinn. In dieser Ansicht trennt sich dann die Seele leicht ganz vom Irdischen und erhebt sich über dasselbe. Unmittelbar daran knüpft sich der Glaube an Unsterblichkeit und an ein jenseits des Grabes beginnendes Dasein an. Diesen trägt ein Gemüth, das im richtigen Sinn nicht für diese Welt allein lebt, nicht blos als Hoffnung und Sehnsucht, sondern als unmittelbar mit dem Selbstbewußtsein verbundene Gewißheit in sich. Wären wir nicht gleichsam schon ausgestattet mit dieser Gewißheit auf die Erde gesetzt, so wären wir in der That in ein Elend hinabgeschleudert. Es gäbe keinen Ersatz für irdisches Unglück, und was noch mehr und noch beklagenswerther wäre, die wichtigsten Räthsel blieben ungelöst und unserm ganzen innern Dasein fehlte, was ihm eigentlich das Siegel seiner Vollendung aufdrückt.

Den 18. Juli.

Sie erwähnen in Ihrem letzten Briefe der Beschwerden des Alters; sie sind allerdings, einzelne Fälle abgerechnet,

wo sich die Kräfte spät in Rüstigkeit erhalten, sehr groß. Sie werden es besonders dadurch, daß sie in jedem Moment des Lebens wiederkehren und das Leben ganz eigentlich begleiten. Die gehemmte oder doch wenigstens durch Langsamkeit sehr erschwerte Thätigkeit ist, meiner Empfindung nach, das Drückendste. Dann die Unbehülflichkeit, daß man viele Sachen gar nicht, oder nicht ohne große Beschwerlichkeit sich selbst und allein machen kann. Wenn einem auch dann die Wahl bleibt, sich helfen zu lassen, oder die Sache langsam und mühevoll selbst zu machen, so ziehe ich in der Regel das letzte vor, da mir das Gefühl der Abhängigkeit von fremder Hülfe sehr unangenehm und widrig ist. Indem ich aber so alle Unbequemlichkeiten, die zu wahren Leiden anwachsen können, zugebe, und zum großen Theil an mir selbst empfinde, kann ich doch dem Alter nicht abhold sein und keine Klage darüber führen. Es gehört zur Vollendung des menschlichen Lebens, ein solches Heruntergehen der Kräfte zu empfinden, und das menschliche Leben als ein Ganzes, sich aus sich selbst Entwickelndes durchzumachen, hat in sich etwas Beruhigendes, weil es den Menschen im Einklange mit der Natur zeigt. Die innere Stimmung ändert sich auch von selbst so um, daß man die äußere Unbequemlichkeit leichter trägt. Man ist geduldiger, fühlt, daß über den Lauf der Natur keine Klage ziemt, und hat viel lebhafter das Gefühl, daß man durch immer gleichmüthige und sanfte Ruhe über alles Aeußere einen mildern Schimmer wirft. Es ist sichtbar ein Vorzug des Alters, den Dingen der Welt ihre materielle Schärfe und Schwere zu nehmen und sie mehr in das innere Licht der Gedanken zu stellen, wo man sie in größerer, immer beruhigender Allgemeinheit übersieht.

Den 28. Juli.

Ich habe vorgestern Ihren am 22. d. M. abgegangenen Brief erhalten, und danke Ihnen, liebe Charlotte, recht herzlich für den Antheil, den Sie so warm und lebhaft an meiner Gesundheit nehmen. Sie werden finden, daß ich Ihnen noch in meinem letzten Briefe recht ausführliche Nachricht darüber gegeben, da Sie darauf gütigen Werth legen.

Leben Sie recht wohl! Mit der innigsten Theilnahme der Ihrige. H.

Siebenundfunfzigster Brief.

Tegel, August und September 1834.

Daß Sie unter der großen Hitze, die Ihnen, liebe Charlotte, immer Beängstigungen erregt, leiden würden, habe ich leider gedacht. Sie war und ist in der That außerordentlich, und zeichnet sich noch immer durch eine eigene, gewitterartige Schwüle aus. Wenn es einmal ein heißes Jahr geben sollte, so ist es ordentlich gut, daß es dies und nicht das künftige ist. Im künftigen würde man nicht unterlassen, die außerordentliche Witterung dem Einflusse des dann zu erwartenden Kometen zuzuschreiben, so daß dadurch die irrigen Meinungen über diese Weltkörper vermehrt worden wären. Die Hitze allein würde ich für mich wohl ertragen, man kann sich doch sehr durch Kühlhalten der Zimmer und leichtern Anzug die drückende Empfindung erleichtern. Aber die ununterbrochene Dürre, welche die Hitze dieses Jahr begleitet, das Verschmachten der Pflanzen, das Zusammenschrumpfen der Blätter ist immer ein betrübender Anblick. Man kann mit Grund voraussetzen, daß alles in der Welt gerade so am besten eingerichtet ist, wie es wirklich besteht, und dies schließt von selbst jeden kurzsichtigen Tadel aus, den sich kein Vernünftiger erlauben wird. Sonst ist eine Erscheinung in der Weltanordnung auffallend, daß die lebendigen und empfindenden Geschöpfe, von den Pflanzen an bis zu den Menschen, den wilden und rohen Elementen untergeordnet und von ihnen abhängig gemacht

erscheinen. Es ist als wenn die Natur meinte, jenen großen körperlichen und elementarischen Verhältnissen müsse erst ihr Recht werden, ehe an das Gedeihen und das Glück der empfindenden Wesen zu denken sei. Es ist ohngefähr wie im menschlichen häuslichen Leben, wo auch nicht blos die höhere geistige Beschäftigung oft dem gewöhnlichen körperlichen Tagewerke nachstehen muß, sondern wo alle Thätigkeit in Geschäften, die doch auch immer nur eine äußere ist, in der Meinung der Menschen höher gestellt wird als eine innere Hinneigung zu Nachdenken und Wissenschaft. In beiden liegt sichtbar der Sinn, daß durch die körperlichen, äußern Verhältnisse erst der Boden bereitet und gesichert werden muß, ehe das Geistige, Innere, ruhig darauf Wohnplatz finden und ohne Gefahr seine Blüthen erschließen kann. In von Menschen eingerichteten und also immer unvollkommenen Dingen ist das sehr begreiflich. Menschliche Vernunft und Kraft reichten nicht zu, den Hauptzweck ohne einige Aufopferung des Bessern zu erreichen. Bei der von der höchsten Weisheit und Macht herkommenden Welteinrichtung ist eine solche Erklärungsart nicht zulässig. Was man sonst über eine solche Zurücksetzung des Geistigen gegen das Körperliche, wenn man sie so nennen kann, sagt, ist auch wenig genügend. Es muß darin noch etwas von uns Unverstandenes geben, das vielleicht in einem uns ganz unbekannten Verhältniß des Geistigen zum Körperlichen liegt. Denn wenn wir auch vom Geist oder der Seele nicht viel mit Gewißheit erkennen, so ist uns das eigentliche Wesen des Körpers (der Materie) völlig unbekannt und unbegreiflich.

Ich hoffe, daß Sie sich, bei der abgekühlten Temperatur, nunmehr besser befinden werden. Mit unverändertem Antheil an allem was Ihnen begegnet, Ihr H.

Den 26. Nachschrift. Ich habe Ihren Brief vom 18. September erst heute erhalten, und setze nur das noch dem meinigen hinzu. Es betrübt und beunruhigt mich zugleich, liebe Charlotte, zu erkennen, daß Sie nicht nur sehr gebeugt und traurig, sondern auch, wie ich befürchte, leidend oder wohl gar krank sind, und es mir verbergen. Sprechen Sie sich aus und verschmähen meine innige Theilnahme nicht, die Ihnen ja schon mehrmal wohlthuend war. Ich bitte Sie sehr darum.

Heute muß ich schließen; ich komme aber darauf zurück. Leben Sie herzlich wohl, und verscheuchen Sie die trüben Gedanken.

Achtundfunfzigster Brief.

Tegel, September und October 1834.

Die kühlere Temperatur, die eingetreten ist, freuet mich besonders Ihretwegen, liebe Charlotte. So hoffe ich jetzt beruhigenden Nachrichten über Ihre Gesundheit und Befinden entgegensehen zu dürfen. Die kalten Uebergießungen, die ich Morgens brauche, scheinen Ihnen ganz unbekannt und Sie erschreckt zu haben; aber es ist damit so schlimm nicht. Der Schreck, den die Kälte des Wassers augenblicklich auf die Nerven macht, ist leicht zu überwinden. Mit ihm ist aber zugleich eine sehr wohlthätige Belebung verbunden, und unmittelbar darauf folgt eine angenehme, allgemeine innere Wärme.

Das Schicksal, das die Ihnen befreundete St — sche Familie betroffen, ist sehr hart. Sie hatten mir nicht gesagt, daß die Tochter schon von ihrer italienischen Reise zurückgekommen war. Sie hat dieselbe wohl der Mutter wegen abgekürzt, um sie selbst pflegen zu können.

Mir fällt dabei ein, daß es in den ersten Tagen dieses Monats jährig geworden, daß ich von Nordernei zurückgekommen bin. So sonderbar es Ihnen scheinen wird, so ist es doch buchstäblich wahr, daß es das erste Mal in meinem Leben ist, daß ich ununterbrochen ein ganzes Jahr, blos mit Ausnahme weniger einzelner Tage und Nächte, hier in Tegel geblieben bin. Schon als ich noch Kind war, zogen meine Eltern immer den Winter in die Stadt. Nach-

her that ich dasselbe. In den letzten Jahren kamen die Badereisen. So war ich in jedem Jahr einige Monate abwesend, und in den letzten gerade die schönsten, Julius und August, wo die Blätterfülle und die Kraft des Sommers in den Gewächsen den höchsten Punkt erreicht. Diesmal habe ich das ganz genossen.

Den 17. October.

Es thut mir sehr leid, daß Sie sich durch eine falsche Zeitungsnachricht ganz ungegründete Besorgnisse haben einflößen lassen. Nehmen Sie doch, ich bitte Sie, die Zeitungen nicht so geradehin für eine Quelle historischer Wahrheit.

Den 29. October.

Ihr Brief vom 18. dieses Monats hat mir große Freude gemacht. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Es ist sehr erfreulich und schön, daß eine so plötzliche Umwandlung mit Ihnen vorgegangen ist, und daß die körperliche und geistige Niedergeschlagenheit, woran Sie seit längerer Zeit litten, Sie mit einem Mal verlassen hat. Es freuet mich noch insbesondere ungemein, daß sich dieser bessere Zustand unmittelbar an etwas anknüpft, das sich auf mich bezieht*). Erhalten Sie sich doch nun ja in dieser heitern Stimmung. Sie sehen aus diesem Vorfalle, wie viel die Empfindungen der Seele über den körperlichen

*) Die beunruhigenden Nachrichten hatten auf einmal hoffnungerregenden Platz gemacht.

Zustand vermögen, und über die Seele haben wir durch Vorsatz und Sammlung des Gemüths eine große Gewalt. Denken Sie daran, welche Freude Sie mir dadurch machen, und das thun Sie ja so gern! Denken Sie meiner! Leben Sie wohl, und seien und bleiben Sie meiner aufrichtigen und unveränderlichen Theilnahme gewiß. H.

Neunundfunfzigster Brief.

Tegel, November bis 3. December 1831.

Ich schreibe Ihnen heute mit doppelter Freude, weil ich nach Ihrem letzten Briefe voraussetzen kann, daß Sie gesund und heiter gestimmt sind. Sie können mir, liebe Charlotte, keine größere Freude machen und mir Ihre Gesinnungen nicht angenehmer beweisen, als wenn Sie mir dies durch den Inhalt und den Ton Ihrer Briefe zeigen. Die Möglichkeit hängt zwar größtentheils von äußern Umständen ab; Sache der Seele aber ist es, die innere Heiterkeit so lange und immer in dem Grade zu erhalten, als es möglich ist. Wer sich heiter zu erhalten sucht, der sorgt nicht blos für sein Glück, sondern er übt wirklich eine Tugend. Denn die Heiterkeit, selbst die wehmüthige, macht zu allem Guten aufgelegter, und giebt dem Gemüthe Kraft, sich selbst mehr aufzuerlegen und mehr für Andere zu leisten. Die Erhaltung der Heiterkeit, selbst unter weniger günstigen Umständen, zeugt auch von einem genügsamen, anspruchlosen Gemüth, das nicht selbstsüchtig immer sich vor Augen hat, und was ihm begegnet, für größer und merkwürdiger hält, als was Andern zustößt. Es ist überhaupt ein schöner, erfreulicher Sinn, der die Einigkeit mit seinem Geschicke so weit als es möglich ist erhält, die Freuden heraushebt, die jedem bleiben, und sie zu sammeln und zu genießen versteht. Es bewährt sich auch hier, daß das moralisch Schönste und Edelste auch das am meisten

Glück bringende ist, und am sichersten das Gemüth in ruhiger und besonnener Thätigkeit erhält.

Sie fragen mich nach Frau von Varnhagen, deren Briefe unter dem Namen Rahel von ihrem Manne herausgegeben sind. Ich habe sie allerdings viel gekannt, von der Zeit an, wie sie noch ein sehr junges Mädchen war, ein paar Jahr, ehe ich auf die Universität nach Göttingen ging. So oft ich seitdem in Berlin war, habe ich sie viel und regelmäßig gesehen. Auch als ich mich mit meiner Familie in Paris aufhielt, war sie mehrere Monate dort, und es fiel nicht leicht ein Tag aus, wo wir uns nicht gesehen hätten. Man suchte sie gern auf, nicht blos, weil sie von sehr liebenswürdigem Charakter war, sondern weil man fast mit Gewißheit darauf rechnen konnte, nie von ihr zu gehen, ohne nicht etwas von ihr gehört zu haben und mit hinwegzunehmen, das Stoff zu weiterm ernsten, oft tiefen Nachdenken gab, oder das Gefühl lebendig anregte. Sie war durchaus nicht, was man eine gelehrte Frau nennt, obgleich sie recht viel wußte. Sie verdankte ihre geistige Ausbildung ganz sich selbst. Man kann nicht einmal sagen, daß der Umgang mit geistvollen Männern irgend wesentlich dazu beitrug. Denn theils war ihr dieser nicht früh, sondern erst als sie sich schon selbst die hauptsächlichsten, sie durch das Leben leitenden Ansichten aus ihrem Innern herausgebildet hatte, theils hatten alle ihre Gedanken und selbst die Form ihrer Empfindungen ein so unverkennbares Gepräge der Originalität an sich, daß es unmöglich war, dabei an irgend bedeutenden fremden Einfluß zu denken. Sie ging auch viel mit uninteressanten Menschen um. Dies entstand aus Zufälligkeiten ihrer

äußern Lage. Da sie aber eine große Lebendigkeit besaß und gern mit Menschen lebte, so vermied sie es auch weniger sorgfältig, als es sonst geistreiche Personen wohl zu thun pflegen. Es war ihr ein eigentliches Talent gleichsam angeboren, auch dem unbedeutend Scheinenden eine bessere und anziehende Seite abzugewinnen. Jede Individualität flößte ihr schon als solche ein gewisses Interesse ein, da sie sie zum Gegenstande ihrer Betrachtung machte, und sich auch wirklich in jeder eine bessere und anziehende Eigenschaft herausfinden läßt. Die Varnhagen ging von jedem Punkt des täglichen Lebens gern zu innerm, tiefem Nachdenken über, sie schöpfte selbst vorzugsweise gern ihren Stoff zu diesem aus der Mannichfaltigkeit der Wirklichkeit. Ueberhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und sittlichen Wesen. Sie kannte darin keine weichliche Selbstschonung, weder um sich etwanige Schuld zu verbergen, oder sie zu verkleinern, noch um in Wunden, die ihr das Schicksal schlug, mit tiefer Selbstprüfung einzugehen. Sie überließ sich aber auch keinen Selbsttäuschungen, keinen trügerischen Hoffnungen, sondern suchte überall nur die reine und nackte Wahrheit auf, wenn sie auch noch so unerfreulich oder selbst bitter sein mochte.

Ich breche hier ab, da ich eben Ihren lieben Brief bekomme. Warum aber, liebe Charlotte, fahren Sie in aller Welt fort, den Zeitungen zu glauben und sich und, verzeihen Sie, auch mich zu ängstigen. Ich glaubte Sie eben beruhigt und sehe Sie leider schon wieder so sehr beunruhigt. Mein körperlicher Zustand ist, im Ganzen genommen, in diesem Augenblicke sichtbar besser, und ich weiß von keiner besorglichen Kränklichkeit, so daß ich nicht glaube, daß ich je wieder Nordernei, noch irgend ein anderes Bad besuchen werde. Sie sehen wie falsch die Zei-

tungsnachrichten sind. Ich bin so glücklich nichts von dem zu kennen, was man von mir schreibt. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, wenn Sie sich nicht wieder dadurch beunruhigen lassen. Ich bitte Sie recht herzlich darum! Mit inniger Theilnahme der Ihrige. H.

Sechzigster Brief.

Tegel, December 1834 bis 2. Januar 1835.

Wir sind also schon wieder am Ende des Jahres, liebe Charlotte, ich kann es, wie schnell es auch verstrichen ist, für mich ein glückliches nennen, da es mir die Freude gewährt hat, ununterbrochen hier sein zu können und die Hoffnung zu haben, auch künftig von allen lästigen Badereisen frei zu bleiben. Das Zittern hat wunderbar abgenommen, ob ich darum aber im Ganzen stärker sein sollte, möchte ich nicht behaupten, auch ist es bei weitem nicht ganz gehoben und nicht alle Tage gleich. Wie es aber jetzt ist, bleibt es immer eine große Erleichterung des schwächlichen Zustandes. Ueberhaupt hätte ich Unrecht, über körperliche Leiden Klage zu führen. Was ich in dieser Art habe, ist wirklich sehr erträglich und erfordert nur einen sehr gewöhnlichen Grad von Geduld und Ergebung. Ich würde einen viel größern haben, und es liegt in den Händen des Schicksals, ob ich ihn nicht vielleicht brauchen werde. Ich bin nie bange vor der Zukunft. Der Mensch ist in der Welt, um sich an seinem Schicksal zu versuchen und es zu seinem innern Heil zu benutzen. Glück und Schmerzlosigkeit müssen wir dankbar annehmen und genießen, aber nie fordern. Sie sehen hieraus, daß ich jetzt weder leide, noch in einem bedenklichen Zustande bin, und daß, wenn mir Leiden bevorstehen sollten, wozu jetzt nicht der geringste Anschein ist, ich Kraft besitzen würde sie zu er-

tragen. Ich bitte Sie also noch einmal recht herzlich und dringend, sich nicht einer Ihnen schädlichen und mir wahrhaft peinlichen Aufregung hinzugeben. Es ist nicht blos Sache der Neigung, noch weniger der Laune in mir. Ich hege aber die Ueberzeugung, daß eine ruhige Fassung des Menschen ein würdiges, und mehr als das, ein wirklich pflichtmäßiges Aufnehmen der Beschlüsse der Vorsehung ist. Ich begreife, daß man einer Stimmung dieser Art nicht immer Herr sein kann, aber man kann danach streben, und das recht ernstliche Streben ist das halbe Erreichen. Sie bitten mich, Sie mit jemand in Berührung zu bringen, an den Sie sich wenden könnten, wenn ein Gerücht Sie aufs neue beunruhigen sollte. Es ist mir sehr schmerzlich, Ihnen etwas abschlagen zu müssen; Sie verzeihen mir daher gewiß, wenn ich diese Ihre Bitte schlechterdings und in keiner Art je erfüllen kann. Kaum irgend etwas im Leben könnte mir so sehr und so wahrhaft zuwider sein, als ein mit meinem Wissen, oder ohne dasselbe, über meine Gesundheit mit einem Andern als mir selbst geführter Briefwechsel. Wenn ich nur irgend bedeutend krank wäre, könnte der bloße Gedanke daran mein Uebel vermehren. Ich bitte Sie, wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, den gehegten Wunsch nicht weiter zu erwähnen. Sie sollen darum nie ohne Nachricht von mir sein. Wirklich wäre die von Ihnen vorgeschlagene Einrichtung ganz überflüssig. Sie wissen ja, daß Sie mir jeden Tag und Stunde, so oft Sie wollen, frei schreiben können. Käme Ihnen nun wieder ein beunruhigendes Gerücht zu, so fragen Sie mich selbst. Ich antworte jedesmal augenblicklich, wenn auch, um den Brief nicht aufzuhalten, kurz. Könnte ich nicht selbst schreiben, so würde ich diktiren, und ein Brief von mir, wenn er auch diktirt

wäre, würde Ihnen doch mehr Freude machen, als einer-eines Fremden.

Ich mußte neulich über Frau v. Varnhagen abbrechen, ehe ich alles gesagt hatte. Der Mann der Verstorbenen gab zuerst einen Band von Briefen, blos als Geschenk für Bekannte und Freunde heraus. Diese Ausgabe besitzen nur diejenigen, die sie zum Geschenk erhalten. Später aber hat Varnhagen eine zweite vermehrte Ausgabe in drei Theilen veranstaltet, die allgemein verkauft wird. Ich zweifle nicht, daß Sie diese nicht sollten bald erhalten können. Ich glaube aber kaum, daß Sie die Geduld haben werden, die drei Theile zu durchlesen. Sehr Vieles wird Ihnen gefallen, Sie anziehen, fesseln. Allein mit der ganzen Individualität dürften Sie, wie ich Sie kenne, schwerlich übereinstimmen. In einem Punkte gehen Sie Beide schon ganz auseinander. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es ist nichts, was sie nicht groß und schön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exaltation, ja Sie hegen einige Vorurtheile gegen ihn, die meiner Ueberzeugung nach auch zu weit gehen. Indeß macht das einen Unterschied, daß sie Goethe persönlich kannte, wodurch sich leicht eine nicht immer unparteiische Vorliebe findet. Ob Sie mit der Art der Religiosität, die sich in den Briefen ausspricht, zufrieden sein werden, ist sehr die Frage. Ich glaube es nicht.

Fortsetzung und Beschluß.

Die Varnhagen redet sehr viel von sich, und hat allerdings auch ein scharfes und absprechendes Urtheil über Andere. Das kann man vielleicht am meisten und gerechtesten an ihr tadeln, obgleich diejenigen, die es lieben, daß sich fremde Individualität unverhohlen vor ihnen ausspricht,

das Buch gerade darum gern haben. Sie erzählt aber mehr, setzt Gedanken auseinander, drückt Empfindungen aus, fällt aber seltener Urtheile über Andere, deren Handlungen und Charaktereigenschaften. Wo sie es thut, kann ich aber weniger als in andern ihrer Urtheile mit ihr übereinstimmen. Sie war allerdings eine Jüdin, und ging spät, wohl erst kurz vor ihrer Verheirathung, zum Christenthum über. Ihr Mann, viel jünger als sie, war, noch verheirathet mit ihr, Gesandter unsers Hofes in Karlsruhe und lebte nachher in Berlin, wo er noch jetzt ist. Er beschäftigt sich fast ausschließlich mit Literatur, und wird mit Recht zu den bedeutendsten Schriftstellern der Zeit gerechnet. Er ist aber sehr kränklich, und so sehe ich ihn jetzt fast gar nicht, so gern ich sonst viel mit ihm umgehen würde. Sie sagen, daß man bisweilen Ihnen die Ehre anthue, wie Sie sich ausdrücken, Sie mit der Rahel zu vergleichen, daß Sie aber auf diese Ehre keinen Anspruch haben, weder machen noch machen können, und nicht die geringste Aehnlichkeit finden können. Ich bin derselben Meinung, und bin überzeugt, daß das blos ungegründete Einbildung ist. Zwei Personen können wohl allgemeine Eigenschaften, wie Treue, Wahrhaftigkeit, Freude am Nachdenken u. s. w. mit einander gemein haben, jede dieser Eigenschaften stellt sich aber in jeder von beiden anders und wird dadurch in der That zu etwas Verschiedenem. Dies war in doppeltem Grade bei der Varnhagen der Fall. Dann mag man sie nun noch so sehr bewundern, oder im Gegentheil sie noch so tadelnswerth finden, so muß man ihr immer zugestehen, daß sie durchaus und in allem originell war. Sie glich wirklich nur sich selbst, und ich glaube nicht, daß man jemand nennen kann, der ihr ähnlich gewesen wäre. Es ist das nicht gerade ein Lob-

spruch, mit dem man sie belegt, es ist nur der Ausdruck der einfachen Wahrheit; Sie werden es gewiß eben so empfinden, wenn Sie mehr in den Briefen lesen. Es werden darin eine große Menge von Personen erwähnt, theils mit ganz ausgeschriebenen Namen, theils mit den Anfangsbuchstaben. Das Interesse wird nun natürlich durch die Kenntnisse dieser Personen noch sehr erhöht, es hängt aber eigentlich niemals davon ab, da immer schon Allgemeines, Raisonnement oder Empfindung, an die Persönlichkeit geknüpft ist. Ein Vorwurf aber, den man der Verfasserin mit Recht machen kann, ist einigen Personen mehr Lobsprüche zu ertheilen, als auf die sie selbst billigerweise hätten Anspruch machen dürfen. Man kann das aber nicht Schmeichelei nennen, da es Leute waren, von denen sie in keiner Art etwas hatte, noch je etwas hoffen konnte. So irrig in solchen Fällen gewiß auch ihre Meinungen und Ansichten waren, so ist doch der noch so auffallende Irrthum sichtbare Wahrheit in ihr. Diese Menschen erscheinen ihr wirklich so. Sie konnte sogar an sehr uninteressanten Menschen, wenigstens solchen, die es allen übrigen schienen, Gefallen finden. Es gelang ihrem Geist, ihnen irgend eine einzelne anziehende Seite abzugewinnen, und das Gefallen daran trug sich leicht auf die ganze Persönlichkeit über.

Den 29. December.

Ich kann Ihnen heute, da ich meinen Brief nicht aufhalten will, nur für den Ihrigen danken. Die Beantwortung muß ich mir vorbehalten. Sie wissen, daß ich die betrachtenden Briefe liebe, und dieser ist von dieser Art. Ihre Freundin Therese hat ja eine wahrhaft ungeheure Reise

gemacht. Wenn sie nun das Glück hat, ihre Mutter gerettet zu sehen, so wird sie in froher Gegenwart und schönen Erinnerungen leben.

Sie erwähnen des Sturmes in der vorjährigen Sylvesternacht, woraus Sie üble Vorbedeutung zogen. Ich glaube nun zwar nicht an solche Zeichen, wünsche aber zu allgemeiner Beruhigung diesmal eine bessere, stille und milde Sylvesternacht. Sie haben in dem ablaufenden Jahr viel Schmerzliches, Widerwärtiges und viel Ungemach gehabt. Möge die gütige Vorsehung Sie im nächsten Jahr recht reichlich, durch Gesundheit, Ruhe und Heiterkeit entschädigen. Auf die Fortdauer meiner Gesinnungen rechnen Sie mit Gewißheit. Ihr H.

Was Sie, liebe Charlotte, in Ihrem letzten Briefe über Selbstbekenntniß und Selbsttäuschung sagen, hat mich sehr interessirt. Ich gestehe aber, daß ich Ihre Meinung nicht ganz theilen kann. Ich halte die Selbstkenntniß für schwierig und selten, die Selbsttäuschung dagegen für sehr leicht und gewöhnlich. Es mögen Einzelne dahin gelangt sein, das Ziel zu erreichen, und so mache ich Ihnen nicht streitig, daß Sie mit Recht sich richtig und genau zu kennen glauben. Ich möchte aber nicht dasselbe mit gleicher Zuversicht behaupten. Auf den ersten Blick scheint es allerdings leichter, sich selbst als Andere zu kennen, da man sich unmittelbar fühlt, von Andern aber nur Aeußerungen wahrnimmt, von denen man erst auf den innern Grund schließen muß, so daß man bei diesem zwiefachen Verfahren auch einem zwiefachen Irrthume ausgesetzt ist. Aber der Beurtheilende ist und bleibt doch von dem Beurtheilten getrennt, und kann unter allen Umständen seine kalte Un-

partheilichkeit und ruhige Besonnenheit behalten. Er wird nicht nothwendig von dem Gegenstande seiner Beurtheilung bestochen oder hingerissen, oder auch gegen ihn eingenommen oder mißtrauisch gemacht. Bei der Selbstprüfung ist man allen diesen Gefahren ausgesetzt. Die beurtheilende Kraft wird ewig von ihrem Gegenstande affizirt. Beide tragen einerlei Farbe und Stimmung an sich. Man ist bisweilen eben so geneigt, sich Fehler anzudichten, oder die wirklichen zu vergrößern, als das gerade Gegentheil zu thun. Man beurtheilt sich auch ungleich in verschiedenen Momenten. Der oft eintretende Irrthum rührt auch gar nicht immer von Mangel an Wahrheitsliebe oder aus Eigendünkel her, sondern entsteht auch bei den reinsten Absichten und dem redlichsten Willen, denn der Irrthum schleicht sich in die Ansicht und in das Gefühl selbst ein. Der Fall scheint mir also gar nicht so einfach, daß, wie Sie sagen, die Verfälschung nur durch Eitelkeit zu befürchten wäre. Die Eitelkeit selbst aber ist von so vielfacher Art, daß vielleicht niemand ist, der es wagen möchte, sich ganz frei davon zu nennen. Man ist es von dieser oder jener, aber recht schwer von aller. Einzelne Handlungen und ihre Beweggründe lassen sich noch eher selbst beurtheilen. Je mehr es aber auf eine Reihe von Handlungen und den ganzen Charakter ankommt, desto unsicherer wird das eigene Urtheil. Darum sind Selbstbiographien nur dann wahrhaft lehrreich, wenn sie eine große Anzahl von Thatsachen enthalten. Die Selbstbetrachtungen können leicht irre führen.

Ihrem am 24. Januar abgegangenen lieben Brief habe ich die Freude zu danken, einmal wieder etwas von Ihnen in recht heiterer Stimmung Geschriebenes gelesen zu haben. Sie wissen, daß mich das schon aus herzlichem Antheil an Ihnen besonders freut, daß ich es aber auch außerdem

gern habe und die Stimmung schöner finde, die das Fröhliche recht heiter und das Widrige besonnen und gefaßt aufnimmt. Wenigstens ist es auf jeden Fall eine mehr beglückende. Mögen dann die dem Januar folgenden Monate alle harmlos und friedlich an Ihnen vorüber gehen, und keine schmerzliche Erscheinungen Ihre schöne Stimmung stören. Erhalten Sie Ihre Heiterkeit! Leben Sie wohl! Mit unveränderlicher Theilnahme Ihr H.

Abgegangen den 2. Februar 1835.

Einundsechzigster Brief.

Tegel, Februar 1835.

Ich endete meinen Brief mit Wohlgefallen an Ihrer heitern Stimmung, und fange wieder damit an, und komme darauf zurück. Da das Jahr so gut angefangen hat, wird es auch erwünscht enden. Es ist schon viel mit der guten Vorbedeutung gewonnen, und der Aberglaube selbst ist nützlich, wenn er im Vertrauen bestärkt. Denn Hauptereignisse und wahre Unglücksfälle abgerechnet, nehmen die Dinge meistentheils die Farbe der Seele an. Ein Gemüth, das sich meist in Heiterkeit erhält, ist schon darum so schön, weil es immer auch ein genügsames und anspruchloses ist. Ich rede natürlich nicht von der durch Leichtsinn entstehenden Sorglosigkeit. Der Leichtsinn schließt schon den Ausdruck der Heiterkeit aus. Denn dies schöne Wort wird in unserer Sprache immer nur im edelsten Sinn genommen. Was heiter macht, ist entweder die ruhig besonnene Klarheit des Geistes und der Gedanken, oder das Bewußtsein einer frohen, aber des Menschen würdigen Empfindung. Man kann nicht Heiterkeit moralisch gebieten, aber nichtsdestoweniger ist sie die Krone schöner Sittlichkeit. Denn die Pflichtmäßigkeit ist nicht der Endpunkt der Moralität, vielmehr nur ihre unerläßliche Grundlage. Das Höchste ist der sittlich-schöne Charakter, der durch die Ehrfurcht vor dem Heiligen, den edeln Widerwillen gegen alles Unreine, Unzarte und Unfeine, und durch die tief empfundene Liebe zum rein Guten und Wahren gebildet wird. In einem solchen Charakter herrscht die

Heiterkeit von selbst, wird nur durch wahren Kummer auf Zeiten verdrängt, doch bleibt sie auch da noch, nur in veränderter Gestalt und sich mit der Wehmuth vermählend, zurück. So ist sie beglückend und veredelnd zugleich. Daß zur Aufheiterung des Gemüths eine auch heitere Gestaltung der den Menschen zunächst und täglich umgebenden Dinge beiträgt, erkennt niemand so sehr an als ich. Ich bin daher ganz einverstanden 'mit dem Plan, der Sie zu dem Ende beschäftigt, und wünsche von Herzen, daß er gut von Statten gehen möge, und bitte Sie, mich von der Ausführung in einigem Detail zu benachrichtigen.

Es scheint als könne man den eigentlichen Winter als beendigt ansehen. Solche gelinde Winter wie der diesjährige sind zwar weniger schön für das Auge, und gewähren nicht die Wintervergnügungen, aber sie sind, was wichtiger ist, menschlicher. Die starren-machende Kälte hat schon für die Einbildungskraft, geschweige für das Gefühl etwas Beengendes und wahrhaft Fürchterliches, der Noth nicht zu gedenken, in welche ein strenger Winter die ärmern Volksklassen versetzt, und der auch durch reiche Almosen nie ganz abzuhelfen möglich ist, da selbst wohlhabenden Haushaltungen der Unterschied eines strengen und gelinden Winters immer fühlbar bleibt.

Den 27. Februar.

Ich bin im Besitz Ihres Briefes vom 18. d. Monats und danke Ihnen sehr dafür. Ich freue mich, daß Sie fortfahren, wohl und heiter zu sein. Leben Sie heute recht wohl! Wenn mein nächster Brief abgeht, fangen schon die ersten Blätter an hervorzubrechen.

Mit unveränderlicher Theilnahme der Ihrige. H.

Zweiundsechzigster Brief.

Tegel, im März 1835.

Ich erfahre immer nur durch Sie, liebe Charlotte, was man in den Zeitungen von mir sagt. Diesmal enthält es blos Wahrheit, insofern es von meiner Gesundheit handelt. Bis jetzt hat mir der sonderbare Winter keinerlei Unbequemlichkeit zugefügt, doch hält man ihn für ungesund.

Wie aber die Leute dazu kommen, so oft und ohne alle äußere Veranlassung in den Zeitungen von mir zu reden! Es beweist recht, wie das Privatgeklatsche zur öffentlichen Sache geworden ist, da man nicht die Naivität haben muß zu glauben, daß es aus wahrem Antheil geschehe. Es ist die Sucht, Neuigkeiten mitzutheilen, welcher Art sie auch sein mögen. Ich erinnere mich oft bei solchen öffentlichen Erwähnungen, wie auffallend mir der erste Gedanke daran war. Als ich noch in Göttingen studirte, schrieb mir eine Frau, mit der ich im Briefwechsel stand: jetzt schreibe ich ihr oft, es werde aber eine Zeit kommen, wo sie nur in Zeitungen von mir lesen würde. Es kam mir damals ganz fabelhaft und abentheuerlich vor, daß mein Name in den Zeitungen sollte genannt werden. Man mischte damals noch nicht so häufig wie jetzt Privatverhältnisse den allgemein die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Ereignissen bei.

Wenn Sie von Goethe's nachgelassenen Werken nur vier Bände gelesen haben, so fehlen Ihnen noch elf. Es sind

funfzehn neue Bände seit seinem Tode der damals schon vollendeten Ausgabe der 40 Bände hinzugekommen. Die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte rathe ich Ihnen aber sehr zu lesen, sie ist an sich hübsch und anziehend, und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zusammentraf, so daß Sie an dieser Epoche ein doppeltes Interesse finden werden, da Sie Ewald oft von dieser Zeit sprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Gespräche mit den Goetheschen Erzählungen vergleichen können. Da er seine Lebenserzählungen selbst Wahrheit und Dichtung nennt, so mag er sich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß diese nachgelassenen Schriften sonst viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu lesen sein könnte. Zu den optischen und naturhistorischen kann ich Ihnen nicht rathen, Sie werden von dieser Lektüre weder augenblickliche Befriedigung, noch irgend ernsthaften Gewinn ziehen.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rathe ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfasserin sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. Sie ist Wittwe des als Dichter berühmten Achim v. Arnim und Enkelin der als Schriftstellerin so bekannten Frau v. Laroche; ihre Mutter war die Brentano, deren auch in Goethe's Leben so oft erwähnt ist, und die mehrere Kinder hinterlassen hat. Frau von Arnim lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter besaß. In ihrer ersten Jugend ging sie in Frankfurt am Main viel mit Goethe's Mutter um, die sie sehr lieb gewonnen zu haben scheint. Dadurch entstand

die Bekanntschaft mit Goethe selbst, anfangs nur durch Briefe, nachher persönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechsel, theils mit Goethe, theils mit seiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken lassen. Das Hauptthema ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andere Erzählungen eigener und fremder Lebensereignisse, Betrachtungen und Raisonnements darin vor. Von Goethe geben uns diese Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenig Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettina's auch wirklich seltenem Geiste und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus diesen Briefen hervor. Der Briefwechsel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächst darauf folgenden, wo die Verfasserin zwar gar kein Kind, sondern ganz herangewachsen, aber allerdings sehr jung war. Im Ganzen macht das Buch viel Aufsehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die durch die besondere Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß sich mit der wahren und schönen Originalität so manche Züge wunderlicher Launen vermischen. Ueber Goethe's Mutter enthält das Buch viele und überaus hübsche Details. Diese war, wie es scheint, nicht gerade sehr bedeutend von Geist und Charakter; aber ihre Lebendigkeit, ihre Lust an Menschen und selbst an Vergnügungen, besonders eine gewisse originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnim'sche Buch liefert recht lebensfrische Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchst interessante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnim ist die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderrode, von der Sie gewiß schon gehört haben. Sie brachte sich selbst ums Leben.

Eine unglückliche Liebe führte sie zu diesem gewaltsamen Entschluß.

Den 28. März.

(Elf Tage vor dem Tode Wilhelm v. Humboldt's.)

Ich besitze seit dem 23. Ihren Brief vom 18., liebe Charlotte, habe ihn aber noch nicht ganz gelesen, da ich meinen Augen wenig zutrauen darf, und mir andere Beschäftigungen dazwischen kamen. Mit unveränderlicher, inniger Theilnahme der Ihrige. H.

(Empfangen den 4. April 1835.)

So kam der 8. April heran und brachte mir von unbekannter Hand vom 4. April die Nachricht „einer gewiß vorübergehenden Erkrankung," so schonend als möglich. Es war der Todestag von Wilhelm v. Humboldt, als ich die Nachricht von unbekannter Hand erhielt. A. v. H.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum dritten Brief.

(Erster Theil.)

In die Jahre von 1814 bis 1820 fielen die großen weltgeschichtlichen Begebenheiten und Wilhelm von Humboldt's Staats-Leben und Wirken. Lange Briefe konnte ich in dieser Zeit nicht bekommen, aber fortwährend empfing ich Zeichen und Beweise des Andenkens und Nachrichten über meine Vermögens-Angelegenheiten, ja ich fand die rührendsten Beweise der theilnehmenden Sorge in den öffentlichen Blättern.

Ich durfte mich nicht abhalten lassen, auch wenn ich nur selten und kurze Briefe erhielt, selbst lange Briefe zu schreiben. Doch schrieb ich anfangs nur selten, denn wo sollte ich den Muth hernehmen, einen mit den wichtigsten Geschäften belasteten Staatsmann, von der höchsten Bedeutung und Stellung, mit meinem Geschreibe zu beschweren! So mochte ich über Jahr und Tag geschwiegen haben.

Der Austritt von W. v. Humboldt aus dem Ministerium 1819 war eine öffentliche, viel besprochene, auch mir bekannte Sache. Schweigend und still vertrauend, wartete ich, was sich für mich daraus gestalten werde.

Endlich erschienen, gleich nach einander, zwei kurze Briefe, der dritte und vierte dieser Sammlung. Sie brachten Freude und Leben in meine Tage. Der Briefwechsel wurde nun bestimmt, festgestellt

und geregelt, weder Störung noch Unterbrechung trat wieder ein, und eine unversiegbare Quelle höherer Freude und jeder geistigen Erhebung war mir geöffnet.

Zum siebenten Brief.

(Erster Theil.)

Die Forderung, welche der siebente Brief ausspricht, erschreckte mich von mehr als einer Seite, obschon ich ihr zu entsprechen wünschte. Ich antwortete darauf folgendes (nach einer Abschrift, die ich behalten): „Der Wunsch, den Sie, hochverehrtester Freund, mir in Ihrem letzten Brief aussprechen, ist ein neuer Beweis Ihrer höchst gütigen Theilnahme, den ich sehr dankbar empfinde und erkenne, und zugleich tief die Verpflichtung fühle, Ihren Forderungen zu entsprechen. Zugleich aber gestehe ich, daß ich auch erschreckt bin, indem Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten mir entgegen treten. Zuerst erlauben Sie mir die Einwendung: Wo soll ich den Muth finden, Ihnen, der Sie Welt, Leben, Begebenheiten und Menschen in den größten Erscheinungen sahen, mein Leben in seinen Verhängnissen vorzuführen, die, wenn sie gleich für mich von großer Wichtigkeit waren, Ihrem Blick sehr unbedeutend erscheinen müssen. Dann ist auch vieles durch die Zeit verblichen; anderes, mehr noch, weit in die Vergangenheit zurückgetreten, wodurch ein solches Unternehmen sehr erschwert wird. Die freundlich-schmeichelnden Belobungen meines Schreibens erkenne ich dankbar, sehe aber zugleich, daß sie mich ermuthigen sollen. Ich antworte auf der Stelle, wie Sie das wollen, um ganz ehrlich den ersten Eindruck auszusprechen. Gewähren Sie mir, theuerster, gütigster Freund! daß ich die Sache erst von allen Seiten ruhig erwäge. Ob ich die mir angeborene Schüchternheit, die mich beschämt zurückweist, beherrschen werde? ich wünsche es und will es hoffen, da mein Leben, auch in den verwickeltsten Lagen und Verhält-

nissen, wie in dem Innern von Ihnen gekannt, erkannt und verstanden sein möchte, und nur so, wie es bisher geschehen, in der einfachsten Wahrheit. — Daß ich noch einmal, und nur noch einmal auf Ihre viel zu gütige Belobung meines Schreibens zurückkomme, verzeihen Sie mir gewiß. Es ist große, unendliche Güte, das weiß ich, und kein Spott, ob es vielleicht den Schein des Spottes haben könnte; denn wessen Feder hat einen ähnlichen Zauber wie die Ihrige! Ich habe nie Anspruch an Schönschreiben gemacht; ich habe mich sogar vor dem Bestreben danach gehütet: denn ich meine, es führt dem Charakter manche Gefahren herbei. Früher als die meisten Frauen habe ich viel geschrieben, theils weil es so sein mußte, theils aus Neigung. Zuerst achtete ich streng darauf, daß ich mich, schriftlich wie mündlich, ausdrückte; dies ist Forderung meines Charakters, der das Unwahre und Falsche wegweist; dann hütete ich mich vor Uebertreibungen, die mir immer zuwider waren. So blieb wohl der Ausdruck meiner Empfindungen einfach und natürlich, um so mehr, da mir alles Gesuchte und Schwülstige sehr mißfällt. Da ich zugleich früher, als es meist der Fall ist, Geschäftssachen besorgen mußte, machte dies Klarheit der Darstellung durchaus nöthig. Auf diese Art gewann ich vielleicht mehr Uebung und Gewandtheit im Schreiben, als ich ohne diese Nothwendigkeit erlangt hätte; ich gewann zugleich diese Art der Beschäftigung zu meiner eigenen Ausbildung lieb, und schrieb viel für mich selbst. Wie hätte ich ahnden können, daß diese Uebung mir einst später den Weg bahnen würde, mich dem theuern Gegenstande vieljähriger liebevoller Verehrung wieder zu nahen! In dem, was ich hier sage, erkennen Sie schon meine Bereitwilligkeit, Ihnen zu gehorchen, und ich darf die Bitte wiederholen: Gewähren Sie mir einige Tage der Ueberlegung. Nachher will ich Ihnen offen und gerade die Resultate derselben mittheilen.

„Eines aber erlauben Sie mir gleich einzuwenden: in dritter Person zu Ihnen zu reden, was ich allein für Sie schreibe, würde mir einen hindernden Zwang auflegen. Meine Verhäng-

nisse wie meine Bildung, beides ging aus meinem Innern hervor und wirkte dahin zurück. Tausend Frauen würden, hätten sie erlebt, was ich erlebte, ganz andere Schicksale daraus gestaltet haben. Diese, über uns gebietende Individualität verschmilzt mit dem ewig waltenden Geschicke, wie es scheint. Wir können nur handeln, wie wir handeln; Vieles, was Andre thun, auch wenn wir es nicht tadeln, weist, als unvereinbar mit uns selbst, unser Inneres weg. Ueber solche Begebenheiten läßt sich nur im innigsten Vertrauen und in der einfachsten, ich möchte fast sagen einfältigsten Wahrheit reden. Dem schwergeprüften, gereiften Gemüth ist der Schein ganz gleichgültig; es bewahrt das thränenschwer Erlebte gleich einem Heiligthum, verschlossen im Busen. Allein dem Allwissenden und der ewigen Liebe schließt es sich gläubig auf. Auch dem so innig und unendlich geliebten Jugendfreund kann und will es eben so offen da liegen, und nur ihm allein! Wozu dann eine fremde, eine gesuchte, einengende Form? Ich darf dies einwenden, weil es natürlich ist, und ich nur für Sie schreibe. Ich bin oft aufgefordert, meine Lebensbegebenheiten selbst zu schreiben, oder jemand zu autorisiren und dazu das Material zu geben, aber ich habe es immer verschmähet. Man gelangt nach ungewöhnlichen Schicksalen dahin, sie nur in ihren heilbringenden Folgen zu betrachten, sie mit Ehrfurcht als höhere Fügungen anzusehen, ja selbst dankbar darauf hinzublicken. Wie wenig ist am Ende der Bahn daran gelegen, was wir erlebten, wie wichtig, wie unendlich viel, was daraus hervorging! Sollte ich Ihrer Theilnahme gewürdigt, Ihres segenreichen Einflusses theilhaftig werden, so durfte auch nichts anders sein als es war. Demohnerachtet ist es natürlich, daß mich das Zurückrufen einer leidenvollen Vergangenheit sehr ergreift, und deshalb kann ich nicht gleich eine bestimmte Antwort geben. Sie wissen schon aus meinen frühern Briefen, daß ich ungewöhnlich und ungemein viel erlebte. Manche Bilder erbleichen und schwanken, ich möchte sie nicht wieder heraufholen, ja, ich darf das nicht; es würde mich zerstören, wollte ich zu lange verweilen in düstern, grauenvollen Gegenden. Sie scheinen sich selbst diese Einwen=

dungen gemacht zu haben, und wissen besser, als ich es sagen kann, daß, wer viel erlebt hat und großen Schmerz kennt, ihn schweigend ehrt, nicht davon redet, noch reden kann, indeß der, der den Schmerz weder kennt, noch versteht, unendlich davon erzählt. Ich erwarte mit Zuversicht die Antwort und darf sie erwarten, denn Sie zürnen gewiß nicht über meine zaghaften Einwendungen, und haben Nachsicht mit meiner Schwäche, indem Sie zugleich erkennen, daß es mein Wunsch und Wille ist, Ihnen zu gehorchen. Vielleicht übersende ich Ihnen schon früher, als Sie es erwarten, einige Bogen als Probe."

Zum neunten Brief.

(Erster Theil.)

Auf die wiederholten Fragen meines Freundes über die Bücher und Schriften, mit denen ich mich vorzugsweise und selbst von Kindheit auf beschäftigt habe, konnte ich nicht gleich so ausführlich, wie ich sollte, aus Mangel an Zeit antworten. So erlaubte ich mir einige Bogen zur Durchsicht vorerst zu übersenden, die an eine Freundin gerichtet, aber noch nicht ganz beendigt, denselben Gegenstand berührten. Es war in diesen Blättern auch die Rede von Goethe und von mehrern seiner Werke. Es waren vertrauliche, freundschaftliche Urtheile, die ich unbefangen aussprach und nicht ausgesprochen haben würde, hätte ich gewußt oder nur geahndet, in welcher engen Verbindung die beiden Männer standen. So verweilte ich unter andern bei der edeln Friederike in Sesenheim, mit deren Herzen Goethe ein so grausames Spiel trieb, sich auf Kosten ihres ganzen Lebensglückes ergötzte, und — ihrer nicht wieder gedachte! Wie er uns das auch in „Wahrheit und Dichtung" noch so hübsch erzählt, so wird es doch gewiß nicht ohne wehmüthige Theilnahme von Frauen gelesen, um so mehr, da es später leider erwiesen ist, daß es nicht Dichtung, sondern Wahrheit war, da

ja die unglücklichen Folgen dieser Bekanntschaft so schonungslos veröffentlicht worden sind. Ich stellte in diesem kleinen Aufsatz meinen theuern, zartfühlenden Freund, ohne ihn zu nennen, als einen gleich großen Mann neben Goethe; ich stellte seine hochherzigen Gesinnungen neben Goethe's ruhestörenden Muthwillen. Darauf antwortet der neunte Brief dieser Sammlung.

Zum zehnten, elften, zwölften und mehrern Briefen.

(Erster Theil.)

Es ist bekannt, wie heilig Wilhelm von Humboldt Jugenderinnerungen und den Genius der Jugend hielt. Das spricht sich in vielen der Sonette und auch in diesen Briefen aus. Der Bruder nennt in dem Vorworte zu den „Gesammelten Werken" des Hingeschiedenen jene tief empfundenen Poesien das Tagebuch, in dem ein edles, stillbewegtes Leben sich abspiegelt. Schöner, würdiger können die Sonette nicht wohl bezeichnet werden.

Die große Güte, ja die Freude, womit jedes Heft meiner Lebenserzählung aufgenommen wurde, war reicher Lohn für die darauf verwendete Mühe und Zeit. Wäre es nicht eine so seltene Erscheinung, und zugleich so charakteristisch zu erkennen, wie ein Mann, der von allen Seiten, und in den mannichfaltigsten Richtungen, ein so vielbewegtes, gehaltvolles Leben führte, mit so lebhaftem Interesse der Entwickelung eines Kindercharakters folgte, in dem einfach-still-ländlichen Leben des gebildeten Mittelstandes, so dürfte, könnte und würde ich nichts der Art mittheilen, wie es die Seiten 81, 95, 135 und mehrere aussprechen. Anfangs war ich geneigt zu glauben, ein Mann, der sich immer durch Geburt und Geist, in den ersten Verhältnissen, in gelehrten, künstlerischen und ästhetischen Verbindungen und Beschäftigungen bewegte, wolle einmal auch, in einfach wahrer, natürlicher Erzählung, das innere Familienleben eines ganz von

dem seinigen verschiedenen Kreises kennen lernen. Wie dankbar durchdrungen ich von dem gütigen Antheil an mir auch überzeugt war, konnte ich doch nicht denken, daß es nur aus Antheil hervorginge, indem ich mich bescheide, daß nicht leicht jemand bei einer solchen Erzählung Lust habe zu verweilen. So schrieb ich in Wahrheit nur aus Gehorsam und wurde reichlich dafür gelohnt, zuerst durch den gütigen Empfang und die hohe Würdigung, noch mehr aber durch die unbezweifelte Erkenntniß, daß es zugleich reine Freude am Einfachen, am reinen menschlichen Dasein und Leben war. Diese Freude nun wurde unendlich erhöht durch die beglückende Theilnahme an mir selbst, die ich ihm durch ein langes Leben seit früher Jugend in unwandelbaren Gesinnungen treu ergeben war. Aus solchem Gesichtspunkte wollen die Leser, welche bei diesen Briefen und auch bei den Zusätzen verweilen, die Mittheilung mancher Stellen betrachten, die beim Empfange beglückten und das reiche Gemüth des Verfassers mehr noch verklärten.

Zum siebzehnten Brief.

(Erster Theil.)

Es möchte eine Erklärung nöthig sein über die dunkeln Andeutungen, welche dieser Brief enthält. Zwar bin ich nicht im Stande die Räthsel zu lösen, nur erzählen kann ich das Geheimnißvolle, was Wilhelm von Humboldt so sehr interessirte.

Es schien nämlich ganz unzweifelhaft, daß etwas Geheimnißvolles, ja in ein unsichtbares Bereich Gehörendes, nie Aufgehelltes (so sorgfältig auch danach geforscht wurde) in meinem Vater lag. Auch war er sich dessen wohl bewußt. Ohne erfreut oder niedergeschlagen darüber zu sein, sprach er wol darüber, erzählte mehrere Erfahrungen aus verschiedenen Epochen seines Lebens, ernst, würdig, ohne festen Glauben, ohne Furcht, aber auch ohne spöttisches, starkgeisterisches Verwerfen. Er pflegte

wol zu sagen: den Zusammenhang zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt hat noch niemand durchschauet und erkannt.

Es waren weniger Erscheinungen, als Wahrnehmungen durch's Gehör; laute, ja lärmende Bewegungen in den von ihm bewohnten oder benutzten Zimmern, oft alsbald wenn er sie verließ, nie während seiner Gegenwart. Diese Geräusche waren dem Beschäftigungs-Geräusche gleich, das er in einem eigentlich gelehrten Leben durch die damit verbundenen Bewegungen erregte: Kramen zwischen Büchern, Schriften und Papieren; Zusammenrücken der Tische, Herbeiziehen der Stühle, bald langsames, bald schnelles Hin- und Hergehen — alles ebenso, nur lauter als es mein Vater betrieb; so daß Mutter und Kinder im untern Stock oft glaubten, der Vater sei zu Hause. Dieser pflegte, wenn es das Wetter erlaubte, Mittags vor Tisch eine Stunde spazieren zu gehen oder zu reiten. Er hatte die Gewohnheit, dann seine Arbeitsstube zu verschließen und den Schlüssel einzustecken. In diesen Mittagsstunden war das Lärmen am lautesten. Sehr oft, wenn er zu Tisch kam, war er ernst, etwas düster und schweigend, aß wenig oder auch gar nichts. Ein andermal erzählte er, ruhig immer, doch oft mit umwölkter Stirn: wenn er den Schlüssel einstecke und aufschließen wolle, scheine es, als ob der unsichtbare Theilnehmer des Zimmers, gleichsam als werde er überrascht, schnell aufspringe und mit Poltern, Umwerfen der Stühle in das Nebenzimmer eile, das aber immer von beiden Seiten verriegelt war. Sehr oft sei es so, daß er glauben müsse, es habe sich jemand auf sein Arbeitszimmer und zu seinen Papieren geschlichen. Trete er aber ein, finde er alles ungeändert, so wie er es verlassen, Bücher, Papiere, Federn u. s. w., alles am gewohnten Platz, den Stuhl wie den Tisch, an dem er zu schreiben pflegte, unverrückt. Die Mutter, die manche häusliche Geschäfte in einem benachbarten Zimmer, auf demselben Gange, in demselben Stock, vorzunehmen pflegte, sagte wol zu ihren heranwachsenden Kindern: Gott verzeih' mir — ich glaube, Euer Vater ist doppelt! — Was das Grauenhafte ungemein verminderte, war, daß die Nächte und auch die

Nachmittage still waren. Vormittags, besonders aber in den Mittagsstunden, waren länger als ein Jahr polternde Geräusche, was auch Besuchende wahrnahmen. Wirklich niederschlagend war es, daß alle Wahrnehmungen nicht blos an sich unerfreulich waren, sondern daß auch kein tieferer Gehalt darin erkannt werden konnte. Sie waren weder anzeichend, noch warnend, noch weniger erhebend oder tröstend, alles sah wie ein Spiel böswilliger Geister aus, die nur Schrecken und Grauen erregen wollten. Indeß übte auch hier Gewohnheit ihr Recht. Wir hatten uns fast an die unheimlichen Unsichtbaren gewöhnt, und da sie uns nicht weiter schädlich berührten, ließen wir sie meist unbeachtet. Wie viele Nachforschungen und Untersuchungen man auch vornahm, keine derselben brachte erklärende Resultate. Mit dem Tode der Mutter, der früh erfolgte, verstummte alles Unheimliche, als ob es Anzeichen dieses Trauerfalles habe sein sollen.

Zum zwanzigsten Brief.

(Erster Theil.)

Die Bemerkung von mir, worauf sich die Beantwortung bezieht: „Sie bemerken, daß ich in einer sehr glücklichen Lage bin" u. s. w., habe ich gewiß nicht anders, als mit Freude und Dank erwähnt, ob ich gleich erst später mit allen nähern Verhältnissen bekannt werden konnte. Wo findet sich ein solches Zusammentreffen der Elemente wahren Glückes? Zuerst die reichen, mannichfaltigen Geistesgaben, die allgemeine Anerkennung derselben, ihr Einfluß und Wirken, dann die so ganz außerordentlichen Familienverhältnisse: Eine beglückende Nähe zweier Brüder, welche viele Jahre getrennt gewesen waren, die von allen Seiten ebenbürtige, ihn ganz beglückende Gattin und Lebensgefährtin, die alle seine Neigungen theilte, allen hohen Ideen folgen und darein eingehen konnte .... damit in Harmonie waren alle äußern Verhältnisse .... die innigste Verbindung mit

Schiller! die bis dahin, und noch lange, ungestörte kräftige Gesundheit .... endlich auch alle andern Begünstigungen des Glücks, worunter vor allen gehört, den letzten und nicht kleinen Theil des Lebens, frei nach seinen Neigungen, in dem schönen Tegel, seinen Lieblingsstudien zu leben .... Gewiß eine seltene, erfreuliche Erscheinung!

Zum zweiundzwanzigsten Brief.

(Erster Theil.)

Die Hindeutung auf gewissermaßen natürlich-magnetische Träume, deren hier gedacht wird, möchte noch einige, wenn auch nicht erklärende, doch deutlicher machende Worte erfordern, über eine seltsame und gewiß seltene physiologische Stimmung, wie solche mir durch oft wiederholte, immer gleiche Erzählung bekannt geworden ist, ohne Aufschluß erhalten zu haben, oder geben zu können.

Mein Vater erkrankte schwer und langwierig in meiner frühesten Kindheit. Gegen alle Erwartung der Aerzte wurde er erhalten und gerettet durch eine schwere Operation, die ein sehr geschickter Wundarzt, der hinzugezogen wurde, verrichtete. Derselbe wurde, nach erfolgter gänzlicher Genesung des Vaters von der Familie wie ein theurer Wohlthäter geliebt und verehrt, und beide Häuser kamen in innige Verhältnisse, um so mehr, da Groß und Klein von gleichem Alter waren. Im nächsten Frühjahr wurde der erste Besuch in die benachbarte Stadt, zum Doktor und Regimentsarzt M., gemacht. Dieser kleine, fröhliche Ausflug war für uns Alle ein wahres Fest. Schon beim Stillhalten des Wagens, bei dem Aussteigen, bei dem Eintritt in den Hausflur wurde mein Vater still und bestürzt, mehr noch beim Eintritt in die Wohnstube. Das M—sche Haus war alt und winkelig, man fand sich nicht gleich darin zurecht, und ein versteckter Gang führte in einen kleinen Garten, von den Kin-

dern der Irrgarten genannt. Nach dem ersten Empfange sollten nun erst den Gästen ihre Zimmer angewiesen werden. Jetzt nahm der Gast den Hausherrn an den Arm, mit den Worten: „nun will ich Sie führen.“ Schweigend brachte er ihn erst in die Gastzimmer, dann durch alle Räumlichkeiten durch, vor dem Eintritt in jede Stube und Kammer die Bestimmung derselben bemerkend, und zuletzt auch kannte er den versteckten Gartenweg. Fast genauer als im eigenen Hause, kennt er hier jedes Meuble, und giebt der erstaunten Gesellschaft folgenden Aufschluß: während seiner dreimonatlichen schweren Krankheit habe ihn jeder matte Krankenschlummer in dies Haus gebracht: er habe in allen diesen Räumen so oft und so lange verweilt, daß er alles auf's genaueste kenne. Da er aber den Schauplatz seiner Träume nie gesehen habe, es also keine Erinnerungen sein konnten, welche in der kranken Einbildung wieder aufstiegen, so habe er es ganz natürlich für phantastische, kranke Traumbilder gehalten, ohne weiter darauf zu achten. Man möge nun sein Erstaunen nachempfinden, wie er schon beim Stillhalten des Wagens, schon beim äußern Anblick des Hauses, und immer mehr und mehr, seine Traumbilder verwirklicht sehe!

Er mochte gern bei dieser sonderbaren Erscheinung seines innern Sehvermögens verweilen, und erzählte diese Erfahrung gern, und immer getreu dasselbe, so daß ich es ebenfalls getreu wiedergeben kann. Nie ist uns über die sonderbare Sache, die für Wilhelm von Humboldt lebhaftes Interesse hatte, und die er natürlichen Magnetismus nannte, ein näherer Aufschluß geworden. Wer möchte sich ein ähnliches inneres Vermögen wünschen! — Zschokke gedenkt in seiner Selbstschau eines ähnlichen innern Sehvermögens, doch auch sehr verschieden, da es fremde Begebenheiten, und selbst Heimlichkeiten Anderer, vorüberführt.

Eine Antwort auf den Schluß des letzten Briefes findet sich unter meinen Papieren nicht mehr, doch einige Fragmente, die nur dahin gehören können, und denen, da sie charakteristisch sind, eine besondere Stelle hier eingeräumt werden mag.

„Wo fände ich Worte für den Gesammteindruck, den der Schluß Ihres unendlich gütigen Briefes auf mich gemacht hat. Erstaunen, Verwunderung, Beschämung und Freude, und selbst eine Art Erschrecken — vor allem aber tief gerührte Dankbarkeit für Ihre sich immer gleich bethätigende Sorge und Theilnahme, und — für Ihre, mich tief rührende, alles aufwiegende Würdigung meines so unbedeutenden Werths. Welche reiche Entschädigung für manches bittere Weh!"

„Ist Licht in meiner Seele, so ist es ja nur durch Sie mehr entzündet mein Eigenthum geworden. Sollte ich nun herausgeben, was mich bereichert, belebt, beseelt und beseligt, wie arm, wie todt, wie entseelt würde ich werden!"

„Sollen, dürfen wir Frauen, die Schätze unsers Innern, den größern oder geringern Reichthum unsers Gemüths herausgeben? soll er nicht vielmehr nur uns beleben und erwärmen?"

„Ihnen, ja Ihnen, mein hochverehrter, angebeteter Freund! möchte sich mein ganzes Innere zeigen, und nur Ihnen, um von Ihnen verstanden, getröstet, belehrt, berichtigt, zurecht gewiesen zu werden. Dies unbegrenzte Vertrauen, womit ich immer zu Ihnen, ohne alle Scheu, reden kann und rede, wundert mich oft selbst, und scheint mir oft wunderbar, bei der Ehrfurcht, die mich natürlich erfüllt. Wie haben Sie es nur angefangen, es mir einzuflößen!"

„Niemals könnte ich mich entschließen, so hervorzutreten. Es gehört dazu eine Kühnheit, die mir ganz versagt ist. Wie dankbar ich fühle, wie ehrend es für mich wäre, unter Ihrem Schutz öffentlich zu stehen (o! ich habe das lange gewußt, und schwieg dennoch), aber gewiß ist mir diese demüthige Schüchternheit angeboren, meine Verhängnisse haben sich nur vermehrt. Es mag indeß sein, daß, was vor den Sonnenstrahlen des Glückes sich entfaltet, die kühnen Blicke erträgt, indeß das, was

im dunkeln Schatten verborgen sich erschließt, gleichsam erschrickt und welket."

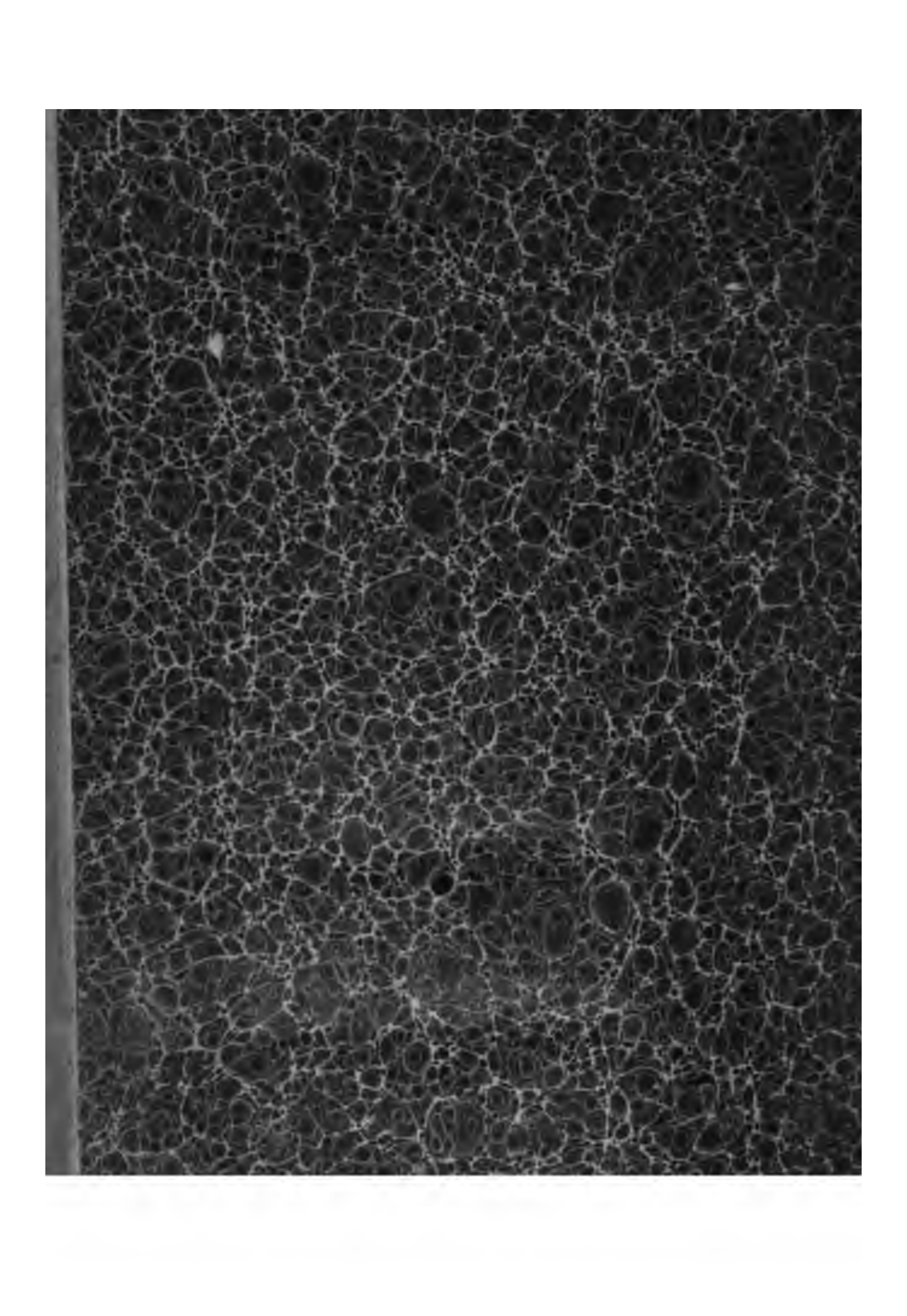
„Doch will es mir auch im Allgemeinen vorkommen, als ob Frauen des schützenden Schattens der Verborgenheit bedürfen. So, wie wir ihn verlassen, sind unzählige geschärfte Pfeile auf uns gerichtet, die ihr Ziel nicht verfehlen. Nein, nie fände ich den Muth, der dazu gehört, wie durchdrungen von Dank für Ihre Güte ich auch bin. Zwischen Therese Huber und mir kann kein Vergleich Statt finden. Sie war eine Tochter von Heyne, Forster's und Huber's Gattin, in ihr hatten sich ungewöhnliche Kräfte entwickelt, bei der reichsten Phantasie. Was aber habe ich!"

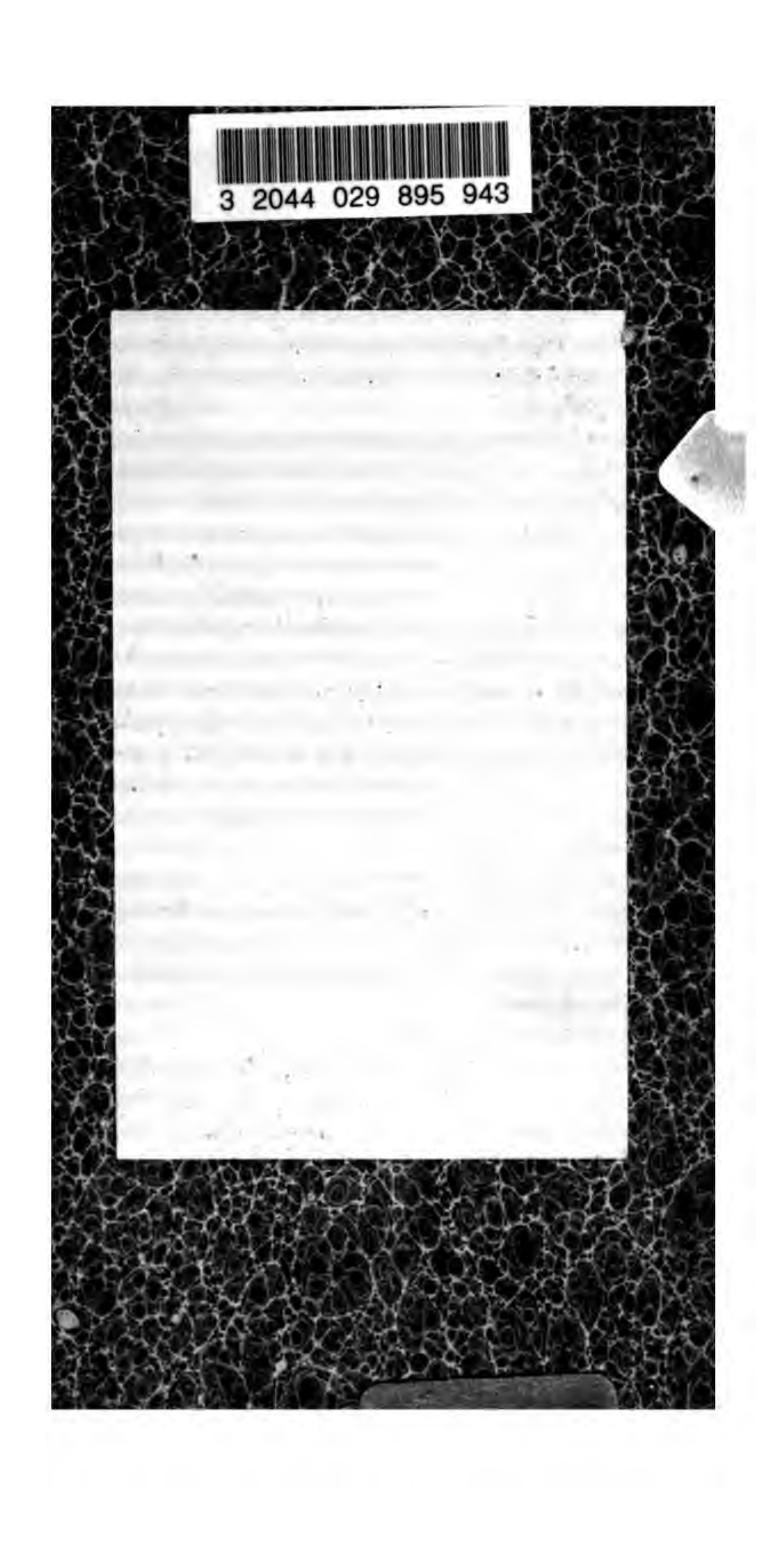
„Da wir aber einmal auf diesen Punkt gekommen sind, so gestehe ich Ihnen gern ein, — obschon im Ganzen gegen Sie darüber zu schweigen ein eben so heiliges als zartes Gefühl gebietet, — daß ich es für eine wahre Himmelswohlthat erkennen würde, wenn ich in spätern Jahren — sollte dies schwere Loos meiner warten — wieder frei von Arbeitsdruck werden könnte. Doch müßte es auf eine Art sein, die sich mit meiner ganzen Individualität vereinbaren ließe, da, wie Sie sehr gütig bemerken, dieser nicht alles angemessen sein dürfte, was für Andre vielleicht willkommen wäre. Immer werde ich auch in diesem Betreff zu beklagen haben, daß der für mich so wohlwollend gesinnte Herzog von Braunschweig so früh bei Waterloo gefallen; hätte er länger gelebt, so würden meine Verluste mir durch seine Gerechtigkeit ersetzt und dadurch mir sorgenloses Alter gesichert worden sein!"

„Aber ich will und darf mit den Fügungen nicht rechten! Alles mußte so kommen, und nichts durfte fehlen, wenn ich das erreichen sollte, was das Schicksal — oder lassen Sie mich nach meiner Weise sagen, die Vorsehung — mir bereiten wollte: Ihnen, mein geliebter, angebeteter Freund! näher zu kommen, Ihrer Freundschaft theilhaftig zu werden, wie Ihres Einflusses auf meinen Charakter und dessen Entwickelung."

„Auch bleiben mir in Wahrheit schöne und reiche Genüsse, deren selbst manche reiche Frau entbehrt, Genüsse, welche der aus früherm Wohlstand Verarmte in seine Verarmung mit hinüber nimmt, und die dem in Armuth Aufgewachsenen ganz fremd sind, weil dieser im Reichthum allein die sichere und unerschöpfliche Quelle des Glückes zu sehen pflegt. Ich habe zwar ein mühevolles Geschäft gewählt, aber es ist kunst= und naturverwandt. Ich gewinne durch Mühe und Fleiß eine Unabhängigkeit in freier Natur und unbemerkter Einsamkeit, wie sie meinen tiefsten Neigungen gemäß ist und entspricht. Ich habe mir ein ganz freies Erholungszimmer gerettet und bewahrt, und dahin flüchte ich, wenn meine täglich wiederkehrende Last mich zu schwer bedrückt. Das Ganze meiner Thätigkeit nimmt wol meine Gedanken, Sorgen und Anordnungen vielfach in Anspruch, aber der, zwar kleinere, doch glücklicherweise nicht fehlende mechanische Theil meiner Beschäftigung läßt den Geist völlig frei, und dann mir selbst überlassen, spinne ich die Ideen Ihres letzten Briefes in tiefster Seele fort, und erkenne mit heißem Dank, wie sie, neben den köstlichen Gaben der Theilnahme und des Trostes, vor allem bezwecken, mich über Leben und Verhängnisse zu erheben, und mich auf die Höhe zu geleiten, aus der Sie selbst beides betrachten.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




3 2044 029 895 943

